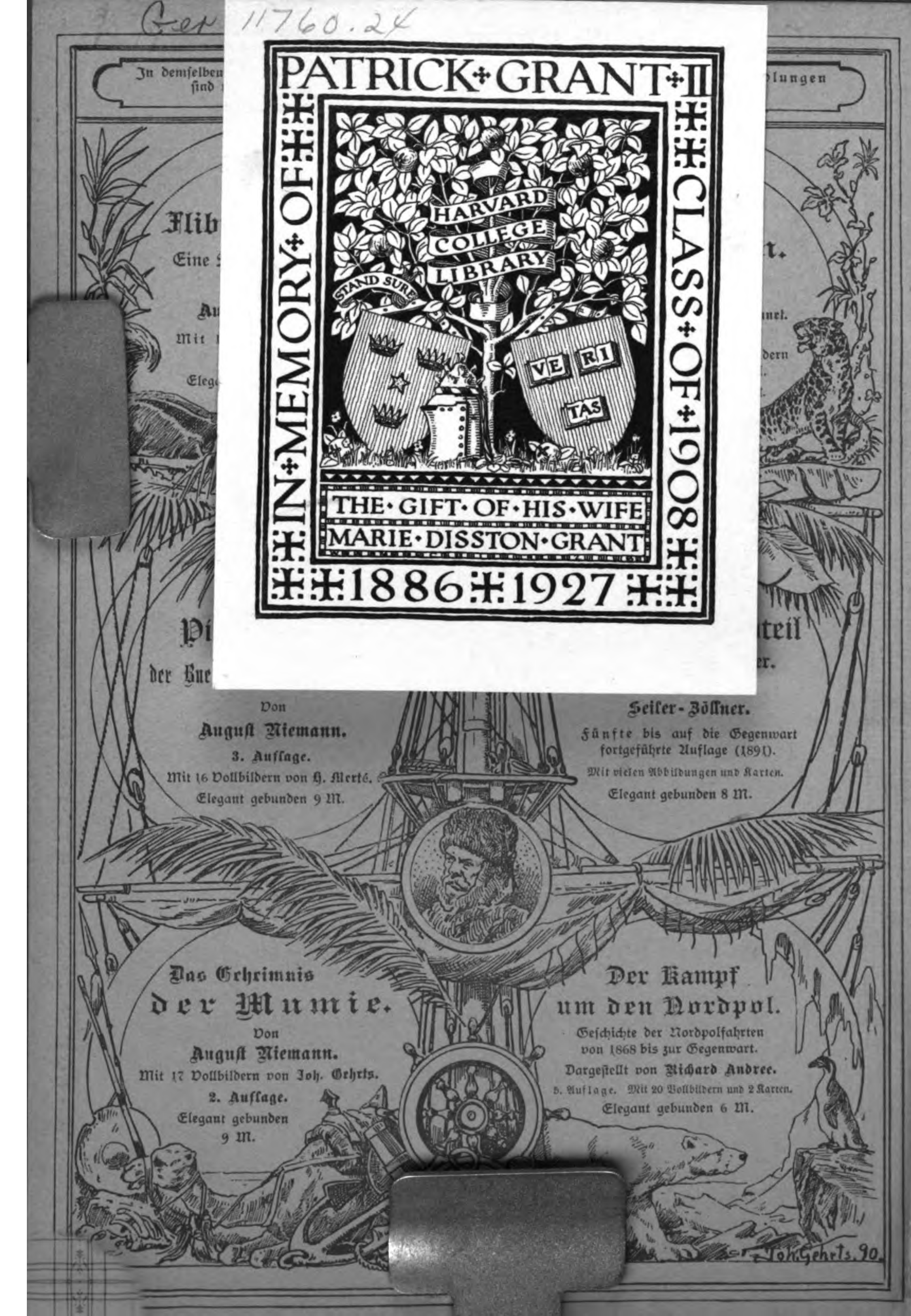
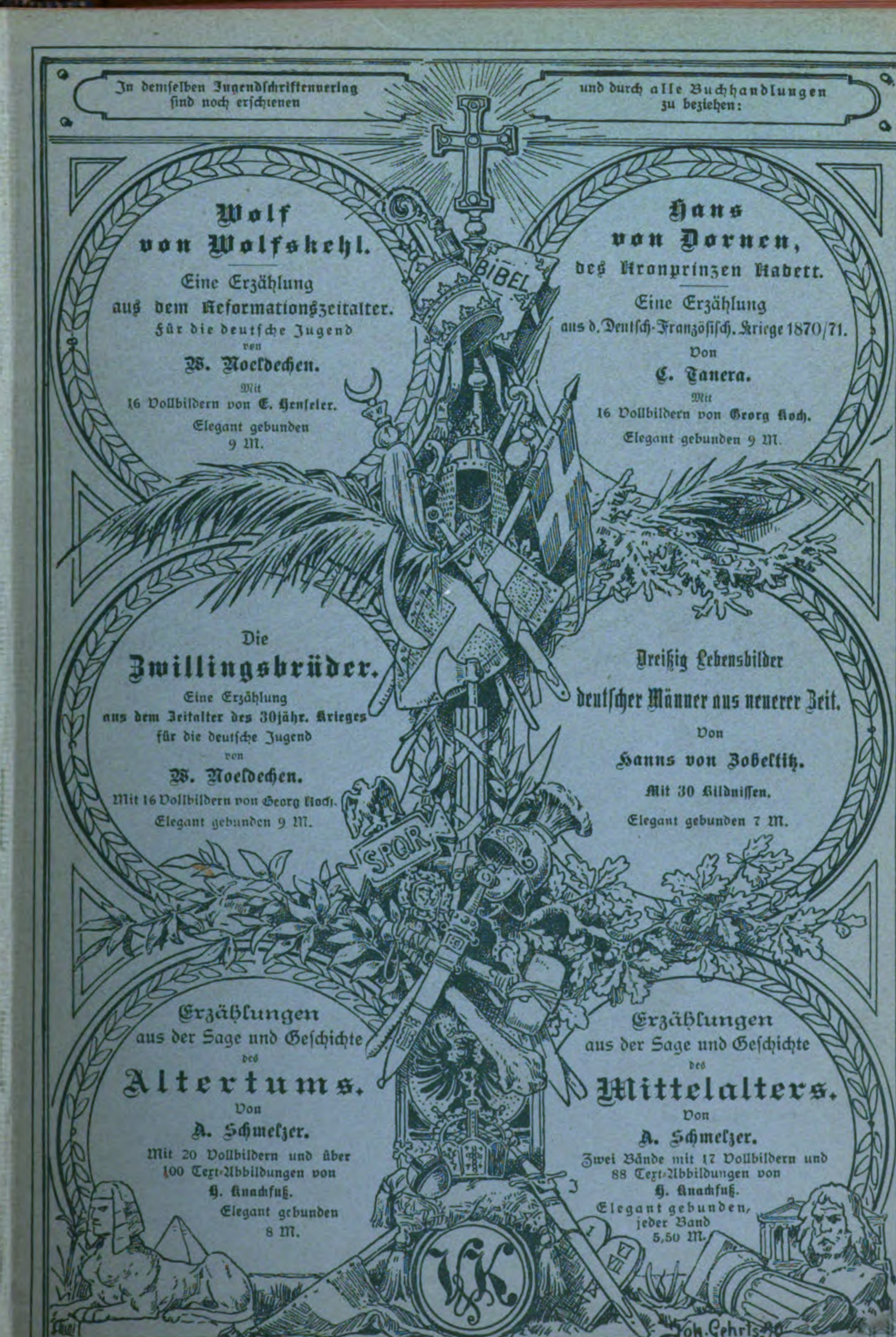

Lebensbilder
deutscher Männer neuerer Zeit.
von
Hanns v. Zobeltitz.

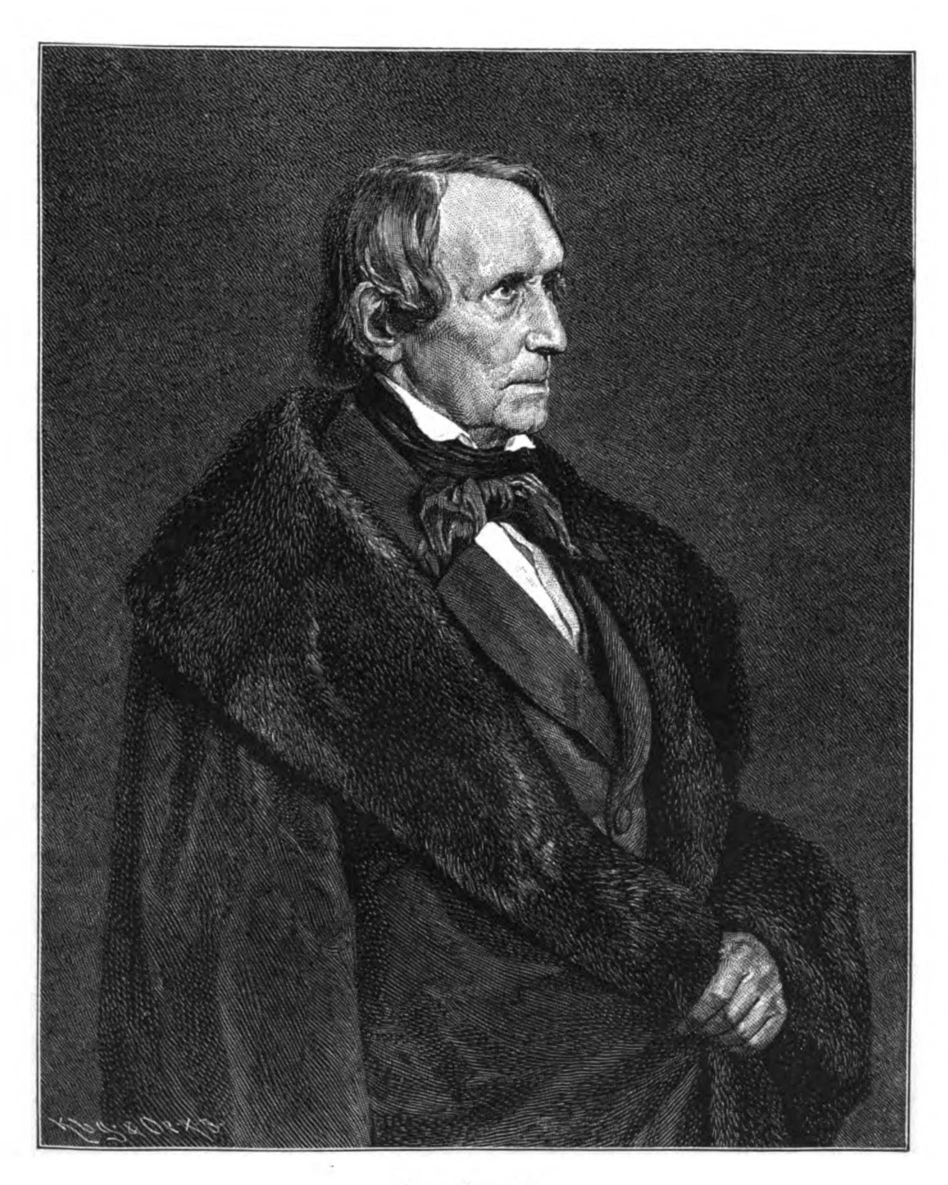


Ger 11760.24
PATRICK · GRANT · III
IN · MEMORY · OF
CLASS · OF · 1908
HARVARD COLLEGE LIBRARY
STAND SURE
VE RI TAS
THE · GIFT · OF · HIS · WIFE
MARIE · DISSTON · GRANT
1886 1927
Von
August Niemann.
3. Auflage.
Mit 16 Vollbildern von H. Merté.
Elegant gebunden 9 M.
Seiler-Zöllner.
Fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage (1891).
Mit vielen Abbildungen und Karten.
Elegant gebunden 8 M.
Das Geheimnis der Mumie.
Von
August Niemann.
Mit 17 Vollbildern von Joh. Gehrts.
2. Auflage.
Elegant gebunden 9 M.
Der Kampf um den Nordpol.
Geschichte der Nordpolfahrten von 1868 bis zur Gegenwart.
Dargestellt von Richard Andree.
5. Auflage. Mit 20 Vollbildern und 2 Karten.
Elegant gebunden 6 M.
Joh. Gehrts. 90.



In demselben Jugendschriftenverlag sind noch erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Wolf von Wolfskehl.
Eine Erzählung aus dem Reformationszeitalter.
Für die deutsche Jugend von
W. Noeldechen.
Mit 16 Vollbildern von E. Henseler.
Elegant gebunden 9 M.
Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett.
Eine Erzählung aus d. Deutsch-Französisch. Kriege 1870/71.
Von
C. Tanera.
Mit 16 Vollbildern von Georg Koch.
Elegant gebunden 9 M.
BIBEL
Die Zwillingsbrüder.
Eine Erzählung aus dem Zeitalter des 30jähr. Krieges für die deutsche Jugend von
W. Noeldechen.
Mit 16 Vollbildern von Georg Koch.
Elegant gebunden 9 M.
Dreißig Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit.
Von
Hanns von Zobeltitz.
Mit 30 Bildnissen.
Elegant gebunden 7 M.
SPQR
Erzählungen aus der Sage und Geschichte des
Altertums.
Von
A. Schmelzer.
Mit 20 Vollbildern und über 100 Text-Abbildungen von
H. Knackfuß.
Elegant gebunden 8 M.
Erzählungen aus der Sage und Geschichte des
Mittelalters.
Von
A. Schmelzer.
Zwei Bände mit 17 Vollbildern und 88 Text-Abbildungen von
H. Knackfuß.
Elegant gebunden, jeder Band 5,50 M.
VK
Joh. Gehrts





Peter Cornelius.

Dreißig Lebensbilder

deutscher Männer aus neuerer Zeit.

Von

Hanns v. Zobeltitz.

Mit 30 Bildnissen.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1892.

Vorwort.

Mein Buch soll kein Heldenbuch sein, wie wir deren bereits mehrere besitzen. Es enthält keine Lebensbilder erhabener fürstlicher Persönlichkeiten, es enthält auch nur wenige Biographieen bedeutender Heerführer.

Mein Buch führt uns Männer aus allen Berufsklassen vor, deren Lebenslauf mir besonders geeignet erschien, auf unser Volk, auf unsere heranwachsende Jugend vorbildlich zu wirken: Männer, welche, auf die eigene Kraft vertrauend, in unermüdlicher Arbeit, mit starker Energie ihren Zielen zustrebten, welche in ihrem Beruf das Höchste leisteten und sich zugleich bewußt blieben, daß die Grundlagen aller sittlichen Kräfte unseres Volkes nicht bestehen können ohne wahre Religiosität, ohne treue Vaterlandsliebe, ohne ein ernstes Pflichtgefühl.

Mein Buch bringt ausschließlich Lebensbilder deutscher Männer, deren Wirken und Schaffen in unsere Zeit fällt. Es enthält daher zugleich, in die einzelnen Biographieen verwoben, eine kurzgefaßte Geschichte dieser Zeit. Aber nicht nur deren umwälzende politische Ereignisse, welche aus dem zerrissenen, ohnmächtigen deutschen Bunde ein starkes, weithin geachtetes Deutsches Reich schufen, nicht nur die Siege unserer Heere fanden Berücksichtigung, es galt mir auch als dankenswerte Aufgabe, der Friedensarbeit unseres Volkes, seinen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, der Künste, der Industrieen gerecht zu werden.

Mein Buch soll daher nicht nur der flüchtigen Unterhaltung dienen, es soll auf Herz und Verstand anregend wirken. An dem

Beispiel ehrenhafter Männer will es zeigen, daß auch in unserer Zeit ein jeder seines Glückes Schmied ist, daß aber, um ein Wort des Feldmarschalls Graf Moltke anzuführen, das Glück auf die Dauer nur dem Tüchtigen treu bleibt.

Berlin, im Juni 1891.

Hanns von Zobeltitz.

Inhaltsverzeichnis.



Peter Cornelius.

Ein deutscher Maler.

In flache Alltäglichkeit auf der einen Seite, in ein unnatürlich gespreiztes, fremden Schulen nacheiferndes Wesen auf der anderen war die deutsche Malkunst im Anfang unseres Jahrhunderts versunken und versumpft. Der Begriff nationaler Eigenart, jedes stolzere Selbstbewußtsein schien ihr verloren gegangen. Auf unserem Volk lastete die Fremdherrschaft nicht nur in dem materiellen Sinn, daß französische Gewalthaber mit kampfbereiten, siegesgewohnten Heeren nach ihrem Gutdünken auf deutschem Boden schalteten und walteten. Nein! Auch nachdem unsere Helden der Befreiungskriege das Joch längst im gewaltigen Ringen abgeschüttelt hatten, nährte sich unser nationales Leben immer noch aus fremden Quellen — in der Kunst nun zumal herrschte die Ausländerei mit Übergewalt.

Da war es Peter Cornelius, der in schwerer Zeit den Glauben an das Ideale hoch hielt, der das deutsche Wesen zur Selbstbestimmung zurückrief, uns eine wirklich deutsche Kunstrichtung wiederschuf. Er verband die drei Grundlagen unserer Bildung: die nationale, die christliche und die antike, aufs neue, um uns daraus ein starkes Volksbewußtsein zu erwecken. Wohl liegt die Vollkraft seines Wirkens um mehr als ein halbes Jahrhundert hinter uns, aber wie er selbst noch die Morgenröte der nationalen Erstarkung, die ersten bestimmteren Anläufe zur Bildung des neuen deutschen Reiches erlebte, so zehren auch wir heute noch von der Hoheit seines Schaffens, von der Tiefe und dem sittlichen Ernst seiner Werke. Was er uns gab, wurde freilich nicht Gemeingut im gewöhnlichen Sinne des Wortes: zu hoch und zu schwer dazu gestaltete er seine gedankentiefen Schöpfungen. Trotzdem ist, was von seinen Bestrebungen echt war, doch in unser Fleisch und Blut übergegangen. Zur Gewitterwolke am hohen Firmament können wir nur emporblicken — den befruchtenden Regen, der von ihr ausgeht, empfinden wir alle! —

In der alten Kunststadt Düsseldorf wurde Cornelius am 23. September 1783 geboren. Sein Vater war Inspektor der dortigen Gemäldesammlung und malte selbst nicht unüble Porträts und Altarbilder. So empfing der Knabe schon frühzeitig künstlerische Eindrücke: war er ungebärdig, erzählten später die Eltern, dann trug ihn die Mutter wohl in den Antikensaal, damit die weiß schimmernden, schöngeformten Götter- und Heldengestalten ihn beruhigten. Schon als kleines Kind fing er zu zeichnen an; als ein Freund des väterlichen Hauses ihm einst in der einen Hand ein Stückchen schwarzer Kreide, in der anderen eine blanke Silbermünze hinhielt, griff er ohne Bedenken nach der ersteren.

Einige Jahre hindurch besuchte der aufgeweckte Knabe die Volksschule, aus der er kaum sonderlichen Gewinn hinfortnahm. Kaum zwölf Jahre alt kam er bereits auf die Akademie, und sein Talent offenbarte sich hier so rasch, daß er schon, als 1799 sein Vater plötzlich starb, der von vielen Sorgen schwer bedrückten Mutter mancherlei kleine Unterstützung gewähren konnte. „Ich verlor meinen Vater frühzeitig,“ schrieb er später selbst, „ein älterer Bruder und ich mußten nun die Geschäfte und Obliegenheiten einer zahlreichen Familie übernehmen. Es war damals, als meiner Mutter (von dem Vorstand der Akademie) der Antrag gemacht wurde, ob es nicht besser wäre, wenn ich statt der Malerei das Gewerbe der Goldschmiede ergriffe, weil erstens jene Kunst zu erlernen zu viel Zeit koste, und weil es andererseits schon so viel Maler gebe. Die wackere Mutter lehnte alles entschieden ab. Mich selbst ergriff eine ungewöhnliche Begeisterung. Durch das Zutrauen der Mutter und durch den Gedanken, daß es möglich wäre, der geliebten Kunst abgewandt zu werden, angespornt, machte ich so schnelle Fortschritte in der Kunst, daß ich damals viel mehr versprach, als ich geworden bin. Es gab nicht leicht eine Gattung der Malerei, in der ich mich nicht geübt hätte, wenn es verlangt wurde. Oft waren es geringfügige Aufträge, Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnen, Bildnisse, denen ich eine Kunstweihe zu geben trachtete, teils aus angeborenem Trieb, teils durch des Vaters Lehre, welcher immer gesagt hatte, daß, wenn man sich bemühe, alles was man mache aufs beste zu machen, man auch bei allem etwas lernen könne.“

Aber sein begeisterter Kunstsinn rang doch oft schwer mit der Last der Verhältnisse. Aus dieser Stimmung heraus mag einer

seiner Jugendbriefe geschrieben sein: „Die göttlichen Antiken und die ewiggroße Natur müssen mir gleich schützenden Genien zur Seite stehen. Nur das Höchste allein, was je die Kunst geleistet, sollte das Muster meines Schaffens sein, und keine unwürdige, den Künstlergeist abstumpfende Arbeit mehr die glücklichsten Ideen in ihrer Geburt ersticken, keine centnerschwere Last, an die Fittiche des Geistes geheftet, seinen schönsten Flug im kühnen Steigen unterbrechen. Frei und fessellos muß der Künstler dem niedrig Irdischen kraftvoll enteilen. Doch wie kann er das, wenn er durch niedrige Bedürfnisse des alltäglichen Lebens gehemmt wird!"

Die „niedrigen Bedürfnisse des alltäglichen Lebens" hefteten sich noch für lange Jahre an den Aufschwung seines hohen Strebens, ja sie wirkten vielleicht sogar auf sein späteres Schaffen ungünstig ein. Der Kampf um das Dasein legte sich seiner Ausbildung hemmend und hindernd in den Weg, er war der technischen Schulung nachteilig, die auch der gottbegnadigste Künstler nicht entbehren kann. Das Handwerksmäßige der Kunst, die völlige Sicherheit und Leichtigkeit des Zeichnens und Malens, blieb ihm versagt — seine künstlerische Gewalt sprach sich allzeit mehr in seinen Entwürfen aus, die zum Spiegelbild seines reichen innerlichen Lebens wurden. Er schöpfte zu wenig aus dem Bronnen der Natur, die zu studieren die Notwendigkeit, sich frühzeitig sein Brot zu verdienen, ihn gehindert hatte, er schöpfte nur aus dem Reich seiner Gedanken, seines Empfindens. Damit ist, das sei hier vorweg bemerkt, seine Größe — und seine Schwäche zugleich gekennzeichnet.

Von den Bildern des jungen Cornelius ist uns wenig Bedeutendes erhalten geblieben. Sein erstes großes Werk fällt in die Zeit seines Aufenthaltes zu Frankfurt a. M., wohin er 1809, nach dem Tode der Mutter, übergesiedelt war.

Dem Künstler, der in Frankfurt in dem feinsinnigen Fürst-Primas von Dalberg einen wohlwollenden Beschützer gefunden hatte, schloß sich hier auch ein engerer Freundeskreis an. Der feurige Jüngling „mit den dunklen, geistsprühenden Augen, der unter dem langen, schwarzen Haar mächtig vorspringenden Stirn, dem von starkem Nacken getragenen Jupiterkopf," wie ihn ein Biograph uns schildert, „war der Mittelpunkt jenes Kreises gleichgesinnter Männer, unter denen neben ihm der Maler Xeller und der Kupferstecher Barth hervorragten."

Im Jahre 1808 war der erste Teil von Goethes Faust erschienen. Ihn erkor Cornelius sich als dichterische Fundgrube für sein künstlerisches Schaffen. Es war der unfehlbare Instinkt des Genies, der ihm diesen Stoff zuführte. Anknüpfend an alte deutsche Holzschnitte Meister Albrecht Dürers schuf er zu dem Werk eine Reihe wahrhaft köstlicher Zeichnungen voller Kraft und tiefer Empfindung: es war ein'e Schöpfung so recht aus dem Innersten heraus.

Mit dem Honorar für die zwölf Faustblätter in der Tasche — 100 Louisd'or waren ihm dafür bezahlt worden — unternahm Cornelius seine erste italienische Reise.

Wer heute „via" Gotthard nach Italien fährt, kann sich nur einen schlechten Begriff davon machen, was es damals für einen Künstler bedeutete, das Wunderland mit dem ewig blauen Himmel und allen Überlieferungen einer hehren Vergangenheit zu besuchen. Bis Mailand pilgerte Cornelius samt seinem ihn begleitenden Freunde Xeller zu Fuß, sparsam mit den beschränkten Mitteln haushaltend und kaum so recht innig zur Freude, zum Genuß der herrlichen Gottesnatur, die sich ihnen darbot, gelangend. In Florenz erst ging ihm das richtige Gefühl für Italiens Herrlichkeit auf. „Den einzigen Tag, den ich in Florenz zubrachte, gäb' ich nicht für viele Jahre meines Lebens hin!" schrieb er damals. In Rom, inmitten zahlreicher deutscher Kunstfreunde und Mitjünger, lebte er sich bald ein. Es war ein seltsamer und doch auch hochbedeutender Kreis, zu dem er sich besonders hingezogen fühlte. Eine kleine Schar junger Künstler, der schwärmerische, hochtalentvolle Joh. Friedr. Overbeck an der Spitze, hatte sich von den übrigen Genossen abgesondert. Während die große Menge sich nur an den Vorbildern der Antike begeisterte und ihnen nachstrebte, war ihnen — „Nazarener" nannten sie sich im Gegensatz zu jenen, den „Hellenisten" — Herz und Auge für die christlich-germanische Kunst des Mittelalters aufgegangen. In dem kleinen verlassenen Kloster San Isidoro hatten sie sich eingemietet und führten dort ein entsagungsreiches, in stiller Arbeit Befriedigung suchendes Leben. Ihnen gesellte sich jetzt Cornelius, durch manchen verwandten Zug zu ihrem Denken und Schaffen hingezogen, bei. Aber er wandelte doch nicht völlig ihre Pfade: zu dem Element ihrer sinnigen Milde brachte er die Stärke seines Geistes, die Wucht seiner Gedanken, die Gewalt seines Willens hinzu — bald waren sie die Schüler und der neu Eingetretene des ganzen Kreises

ausgesprochener Meister: ihren „Hauptmann“ pflegten sie ihn selbst zu nennen.

Nicht Mönchslegenden und Heilige malte er damals gleich ihnen: seinen Faustblättern ließ er die Nibelungenbilder folgen, die Geschichte von Siegfried und Kriemhild in aller Reckenhaftigkeit der Vorahnen ließ er lebendig vor unseren Augen neu erstehen. Eine Reihe köstlicher Zeichnungen schenkte er damit dem deutschen Volke: Die Bilder beginnen mit der Ankunft der Brunhild in Worms als mit dem Augenblick, in dem Siegfried die Geliebte zuerst als die Seinige begrüßen darf. Schon das nächste Blatt leitet dann das Verhängnis ein: auf Hagens Rat bezeichnet Kriemhild in ihres Gatten Gewand die Stelle, wo er allein verwundbar ist. Dann folgt der Abschied, ahnungsvoll und schwer von seiten Kriemhildes, sorglos und heiter von seiten Siegfrieds. Der Recke zieht ja nur zur fröhlichen Jagd, er zeigt seine Kraft und seinen Übermut, indem er den gefangenen Bären in das Lager bringt. Wirkungsvoll hebt diese fast mutwillige Darstellung die nachfolgende erschütternde Scene, die gewaltigste, ergreifendste Komposition der ganzen Folge hervor: mit dem Geschoß in der Brust rafft sich der Held zur letzten Kraftanstrengung empor und schleudert den Schild nach dem fliehenden Meuchelmörder. Wie dann Kriemhild beim Anblick des Gemordeten, der vor ihrer Kammerthür liegt, zusammenbricht, das bildet den Schluß der Bilderreihe.

Das mächtigste Zeugnis mittelalterlicher deutscher Dichtkunst hatte Cornelius damit unserem Volke näher gebracht. Wohl mag heute selten ein Jüngling des Meisters klassische Zeichnungen selbst zu Gesicht bekommen: die Typen aber, die er geschaffen, sind, hundertfach in anderen Bildern, Skizzen, Illustrationen verwertet, uns allen in Fleisch und Blut übergegangen. Seit ihm, kann man wohl sagen, wissen wir erst, wie der grimme Hagen, wie Held Siegfried ausgeschaut haben können.

Es kam der hoffnungsfrohe Sommer des Jahres 1813. Helle Begeisterung erfüllte die deutschen Künstler in Rom, als die Kunde von der Erhebung des Vaterlandes eintraf, und auch Cornelius wollte heimeilen, um in das Heer einzutreten, um mitzuthun an dem großen Werk der Befreiung. Schwer lag die Unmöglichkeit auf ihm, nach Deutschland zu gelangen, und nur das Bewußtsein tröstete ihn, daß auch er für sein Teil an einem großen Befreiungswerk mitarbeite: an der Befreiung und Erhebung der deutschen Kunst. „Mehr kann der Mensch nichts, als sein Leben und seine Kraft an seine liebste,

heiligste Überzeugung setzen," schrieb er damals. „Jeder aber thut's nach seiner Art, seiner Natur gemäß. Alles, was ich nun hier thun kann, mag in diesem Augenblick unnützer, überflüssiger erscheinen, als es in der That ist. Doch wenn die Freiheit, die jetzt gewiß und wahrhaftig errungen werden wird, würdig genossen und künftigen Zeiten gesichert werden soll, so muß der Genius der Nation durchdringen in allen Dingen. Nicht große Armeen sind allein der Schutz eines Volkes, sondern auch sein Glaube, seine Gesittung. Nicht jeder kann der Quelle alles Übels nachspüren, in meiner Kunst kann ich es. Die Vorsehung hat mir einen großen Wirkungskreis zugewiesen. Möge es ihr doch auch gefallen, daß ich nur einen Stein zu den Grundfesten eines deutschen Kunsttempels lege; dann werde ich mich in der Überzeugung, nicht vergeblich gelebt zu haben, befriedigt fühlen."

Nach der glücklichen Beendigung der Befreiungskriege strömte eine Fülle deutscher Künstler nach Rom. Schadow aus Berlin, Führich aus Wien, Schnorr aus Sachsen — sie alle voll der edlen Begeisterung für deutsches Wesen, für deutsche Kunst, alle bald zu Cornelius in mehr oder minder enge Beziehung tretend. Was er predigte, das schwebte auch ihnen vor: die Kunst sollte zu einer Erzieherin und Bildnerin des Volkes werden; nicht in kleinlichen Aufgaben sollte sie sich zersplittern, große, monumentale Leistungen seien ihr höchstes Ziel. Die Freskomalerei erschien ihm hierzu das geeignetste Mittel.

Und gerade damals bot sich ihm eine Gelegenheit zur Lösung einer monumentalen Aufgabe großen Stils, wie er sie längst inbrünstig ersehnt hatte.

Der preußische Generalkonsul Bartholdy plante, einige Räume seines Palastes Zuccaro — seitdem auch Casa Bartoldi genannt — mit Fresken schmücken zu lassen. Leichte, gefällige Arabesken, so meinte er, sollten genügen, aber Peter Cornelius gewann den kunstliebenden Mann bald dazu, sich große Freskogemälde gefallen zu lassen. Er und seine Freunde — Overbeck, Philipp Veit, Wilhelm Schadow — beanspruchten nicht einmal bares Entgelt, nur die Farben und das Notwendigste für den täglichen Unterhalt sollte ihnen geliefert werden. Und so gingen sie denn ans Werk. Schnell füllten sich die Wände mit Darstellungen aus den Überlieferungen des Alten Testaments: Wie die Brüder den Joseph verkaufen, wie sie dem alten Jakob das blutige Gewand bringen, Joseph als Traumdeuter vor Pharao — alle dieser Bilder reihten

sich aneinander. Und was waren es für Gemälde! Ein seltener Reichtum der Erfindungsgabe, eine ungesuchte Wärme, eine außerordentlich glückliche Komposition voll Klarheit und Deutlichkeit, voll schönem Formenfluß bezauberte alle Beschauer.

Seit über einem halben Jahrhundert war in der Kunststadt Rom zum erstenmale wieder al fresco gemalt worden. Als die deutschen Künstler begannen, mußten sie einen alten Maurer zu Rate ziehen, der aus den Erinnerungen seiner Lehrlingszeit noch mit der Herstellung des Kalkgrundes einigermaßen Bescheid wußte — so sehr war selbst die Kenntnis des handwerksmäßigen Verfahrens in Vergessenheit geraten. Erst nach manchem mißlungenen Anlauf fanden die vier jungen Meister die alte Technik wieder. Es war eine künstlerische That, die sie vollbrachten.

Mehr denn siebzig Jahre hat dies Erstlingswerk der deutschen Monumentalmalerei die Wände der Casa Bartoldi geschmückt und erst vor wenigen Jahren wurden die denkwürdigen Fresken vorsichtig von den Wänden gelöst, um in Deutschland — in der Berliner Nationalgalerie — eine ihrer würdige Aufstellung zu finden.

Das Werk, welches man in Rom anfangs als überkühn bezeichnet hatte und vor dem man nun staunend und bewundernd stand, reizte schnell zur Nachfolge. Der Fürst Camillo Massimi beschloß, seine Villa am Lateran von den deutschen Meistern mit Darstellungen zu den klassischen Dichtungen Italiens, den Werken Dantes und Tassos, ausschmücken zu lassen. Peter Cornelius übernahm Dante, dessen gedankenschwere göttliche Komödie ihm eine Fundgrube des Schaffens schien. Doch hatte er erst einen Teil der Entwürfe vollendet, als ein Ruf zu ausgedehnterer Wirksamkeit ihn in das geliebte Vaterland zurückführte.

Zwei deutsche Staaten bewarben sich gleichzeitig um den plötzlich zur allgemeinen Anerkennung gelangten und nun auch allmählich der materiellen Not ledig werdenden jungen Meister. Von seiten Preußens wurde ihm die Leitung der Kunstakademie in seiner Vaterstadt Düsseldorf angeboten, während ihn der Kronprinz Ludwig von Bayern, der ihn während seines Aufenthalts in Rom persönlich schätzen gelernt hatte, für München zu gewinnen suchte, wo er einige Säle der neuerbauten Glyptothek (der berühmten Sammlung von Denkmälern der Altertums) mit Wand- und Deckengemälden aus den griechischen Götter- und Heldensagen schmücken sollte. Cornelius kam in die selten glückliche

Lage, beide Anträge zugleich annehmen zu dürfen. Es wurde vereinbart, daß er während des Winters in Düsseldorf wirken, im Sommer in München malen solle. So schien er das Höchste erreicht zu haben, was er sich wünschen konnte: es war ihm Gelegenheit geboten, als Akademiedirektor umgestaltend in das gesamte deutsche Kunstwesen einzugreifen und zugleich durch große eigene Schöpfungen die Lebensfähigkeit und Berechtigung seiner künstlerischen Anschauungen zu beweisen.

Einen so großen Kreis begeisterter Schüler indessen Cornelius um sich sammelte, so überaus anregend er in seiner Lehrthätigkeit war, einen tiefen, unmittelbaren und andauernden Einfluß auf seine Verehrer hat er doch nicht gewonnen: auch nicht nachdem er später ganz nach München übersiedelte und die Leitung der dortigen Akademie übernahm. Wie seine eigene Größe nicht in der Ausführung, sondern im Entwurf lag, so vermochte er auch seinen Schülern gerade das nicht beizubringen, was an einer Kunst überhaupt nur zu lehren ist: die Technik.

Weitaus einflußreicher wirkte er in seiner eigenen künstlerischen Thätigkeit. Die Ausmalung des großen „Göttersaals" der Glyptothek mit Darstellungen aus der griechischen Götterlehre war sein erstes Werk, dem sich bald ein zweites: der künstlerische Schmuck eines anstoßenden Saales durch Bilder, deren Stoff den hellenischen Heldensagen, dem Kampf um Troja, entnommen ist, anschloß. Beide Säle sind durch eine kleine Zwischenhalle, welche Gemälde aus der Prometheussage enthält, verbunden.

Wer in allen diesen Fresken lediglich schöne Darstellungen fesselnder Mythen sucht, irrt gewaltig. Das ist das Gewaltige in Cornelius' Schaffen, daß er seine Stoffe zu durchgeistigen wußte, daß er sie erhob. Nicht Mären und Sagen, nicht Götter- und Heldengestalten allein malte er, er schuf zugleich ein unsterbliches Gedicht von weltumfassender Bedeutung. Im Heldensaal schildert er menschliche Leidenschaften, führt er uns als Folge von Schuld und Frevel das menschliche Elend vor, im Göttersaal zeigt er das überirdische Walten der schaffenden, ordnenden, erhaltenden Gottheit.

Wir können hier auf die übrigen großen Münchener Schöpfungen des Malerdichters, wie man Cornelius wohl genannt hat, nicht näher eingehen. In ihnen allen verkörperte er eine Fülle erhabener Gedanken, wie sie vor ihm kein anderer Künstler in malerische Form zu gießen gewagt hatte. Fast ausnahmslos aber entbehren

sie des äußeren Reizes; sie vermögen wohl die Herzen zu erheben, sie fesseln und erfüllen uns mit Bewunderung, aber sie erfreuen das schauende Auge nicht. Und auch das soll ein Gemälde.

Kronprinz Ludwig hatte inzwischen den Thron bestiegen. Anfangs überhäufte er den Meister mit seinen Gunstbezeugungen, allmählich aber stellte sich bei ihm eine gewisse Ernüchterung ein. Bei aller Bewunderung für die nie versiegende Gedankenfülle der Werke des großen Malers, konnte er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die gänzliche Vernachlässigung der Technik, der farbenfrohen Schönheit die Schöpfungen Cornelius' schwer beeinträchtigten. Es kam zu Mißhelligkeiten zwischen dem Königlichen Mäcen und dem Künstler, und letzterer ergriff schließlich mit Freude die Gelegenheit, die sich ihm zu anderweitigem großartigen Schaffen in Berlin zu bieten schien. Aus dem Grunde seiner künstlerischen Anschauungen heraus, die als „Künste“, als Künstelei alles äußerliche, auf das Auge berechnete Beiwerk verachteten, schrieb er damals hoffnungsfreudig:

„Die Kunst hab' ich geliebet,
Die Kunst hab' ich geübet,
Mein Leben lang;
Die Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit hab' ich getrachtet:
Drum ist mir nicht bang.“

In Preußen hatte Friedrich Wilhelm IV., der begeisterte Kunstfreund, den Thron bestiegen. Er nahm den Meister, dessen Ruhm bereits — trotz aller Anfeindungen — ganz Deutschland erfüllte, mit offenen Armen auf. Keine zeitraubende Lehrthätigkeit wurde von Cornelius gefordert, er sollte ganz seinem eigenen Schaffen leben können.

Das Hauptwerk, dem er sich widmete und dessen Ausführung nunmehr fast sein ganzes Leben ausfüllte, bestand in der Vorbereitung der künstlerischen Ausschmückung des Campo Santo, der Friedhofshalle, welche der König als monumentale Grabstätte des Hohenzollernhauses im Anschluß an den geplanten Neubau des Berliner Domes zu errichten beabsichtigte. „Jeder Atemzug bei dieser Arbeit ist mir Seligkeit! Wie kann ich Gott genug danken, daß er mir alles dies vergönnt hat!“ schrieb Cornelius damals von der Größe und Hoheit der ihm gewordenen Aufgabe entzückt.

Es liegt eine eigene Tragik des Schicksals darin, daß dem Meister die endliche Ausführung dieses seines großartigsten Werkes

versagt blieb. Der stolze protestantische Dom, den Friedrich Wilhelm IV. plante, kam nie zur Ausführung, der Campo Santo stieg nicht über seine Grundmauern empor: erst unseren Tagen war es vorbehalten, den großen Gedanken des Dombaus der Verwirklichung näher zu bringen.

Wenn somit die Gelegenheit fehlte, die Zeichnungen Cornelius' als Fresken in den Wandschmuck der hohenzollerschen Grabstätte zu verwenden, so sind doch schon die „Kartons" wunderbare Zeugen seiner Schaffenskraft und seines unerschöpflichen Gedankenreichtums, seiner tiefen Auffassung und seines hehren Ernstes.

Die durch Kupferstich vervielfältigten Zeichnungen, welche die vier Wände der Campo Santo-Halle schmücken sollten, behandeln die christliche Heilslehre in ihrer Gesamtheit. Der gewaltige Stoff war in folgender Weise verteilt: An der Ostwand, für welche der Eingang zur Gruft geplant war, wollte Cornelius die Erlösung darstellen. Hier führt er uns — ich erwähne nur das Wesentlichste — in ergreifender Weise die Geburt Christi, die Heilung des Gichtbrüchigen, Christus als gnädigen Richter vor. Die für die Westwand bestimmten Kartons zeigen die Besiegung des Todes durch den Erlöser: die Beglaubigung der Auferstehung, die Auferweckung des Jünglings zu Nain, den Lazarus. Die Zeichnungen für die Südwand zeigen die Gründung und Ausbreitung der christlichen Kirche: die Seligpreisungen nach der Apostelgeschichte, die Herabkunft des heiligen Geistes, den Tod der Märtyrer. Die Nordwand endlich verbildlicht den Tag des jüngsten Gerichts: die vier Reiter der Apokalypse, die Auferstehung, die Gerechtigkeit Gottes.

Als eine herrliche christliche Bilderdichtung stellt sich das Ganze dar, wahrhaft großartig und tief durchdacht, mächtigen, überwältigenden Eindrucks sicher. Es ist ein Werk, das so recht die hohe Seele des Meisters wiederspiegelt, der selbst für seine Schöpfung den schönen Vers fand:

„Die Engel tragen Schwerter in den Händen,
Und in den Abgrund flüchtet das Gemeine.
In süßer Wollust darf die Kunst nicht enden,
Sie naht sich streitend für das Höchste, Reine."

Niemals vielleicht ist das Walten der göttlichen Gnade, die Erlösung von Sünde, Verderben und Tod, der Sieg des Lebens und der Unsterblichkeit herrlicher verbildlicht worden als durch

diese Kartons, die den Beschauer mit dem erhebenden Bewußtsein des Ewigen erfüllen und ihn an geweihter, ernster Stätte auffordern sollten, einzustimmen in den Jubelruf des Apostels: „Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg!“ Der alternde Künstler hatte in ihnen noch einmal seine volle, zur harmonischen Reife ausgestaltete Jugendfrische offenbart. Selbst die Mängel, welche uns bei der Mehrzahl seiner übrigen Gemälde den Genuß ihrer Betrachtung schmälern, scheinen hier entschwunden: die Zeichnungen sind auf das sorgfältigste durchgearbeitet und in einzelnen Zügen von hinreißender Natürlichkeit und Schönheit.

Im Jahre 1843 hatte der Meister das Werk begonnen — bis an sein Lebensende besserte und feilte er an ihm. Seiner Begeisterung war der Gedanke, der unzähliger anderer Künstler Arbeitskraft völlig gelähmt hätte: der Gedanke, daß die Kartons menschlicher Voraussicht nach niemals an der Stelle ausgeführt werden würden, für welche sie bestimmt waren, kein Hemmnis; er arbeitete an ihnen mit Unermüdlichkeit weiter, um sie als ein heiliges Vermächtnis seinem Volke zu hinterlassen. Und Deutschland hat dies Vermächtnis mit der Bewunderung und Verehrung aufgenommen, die ihm zukam: die Nationalgalerie zu Berlin ist in erster Linie zur Aufnahme der Kartons von Cornelius erbaut worden, und sie sind in ihr heute noch eins der eigenartigsten und herrlichsten Zeugnisse deutscher Kunst.

Cornelius weilte und arbeitete in den letzten Jahrzehnten seines Lebens fast ausschließlich in Rom. Hier führte er als hochbetagter Greis noch die „Werke der Barmherzigkeit“ aus und begann mit zitternder Hand „die Ausgießung des heiligen Geistes“. Unter den ihn unaufhörlich beschäftigenden Gedanken an sein Werk, das für ihn in der That die Krönung all seines Schaffens bedeutete, entschlief er sanft am 6. März 1867.

In der Morgenröte der Einheit und neuen Größe stand in seinem Todesjahr unser geliebtes Vaterland. Schon war das Schwert geschliffen, daß uns Deutschen das feste Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit wiederschaffen sollte. Aber nimmer würde das Schwert, würden Blut und Eisen allein genügt haben, die deutschen Stämme unlöslich zu einem stolzen Ganzen zusammenzuschmieden, wenn ihnen unsere Denker, Dichter und Künstler nicht vorgearbeitet hätten. Das Bedürfnis zur reicheren Ausgestaltung unseres nationalen Lebens haben sie in trüben Zeiten mit ihren Werken erweckt und unermüdlich lebendig gehalten. Sie waren

die geistigen Vorkämpfer unserer Einheit und Größe, und unter ihnen steht Peter Cornelius in vorderster Reihe. Wenn wir heute eine nationale Kunst besitzen, die deutschem Empfinden, deutsch-christlichem Denken und Glauben entspricht, so verdanken wir es ihm. Andere mögen den Bau des deutschen Kunsttempels reicher und herrlicher geschmückt haben, denn er es je vermocht hätte — die Grundsteine zu jenem legte Peter Cornelius.





Nikolaus v. Dreyse.

Nikolaus von Dreyse.

Der Erfinder des Zündnadelgewehrs.

Neben den Paladinen Kaiser Wilhelm des Siegreichen, die nach seinen Weisungen Preußens und Deutschlands Politik leiteten, Preußens und Deuschlands Heere organisierten und zum Siege führten, geziemt es sich wohl auch der Männer zu gedenken, welche jenen Heeren die Waffen schmiedeten: der beiden Männer Alfred Krupp und Nikolaus von Dreyse zumal.

Der Name und die Leistungen Alfred Krupps, des Essener Kanonenkönigs, den auch wir in einem besonderen Lebensbild noch näher kennen lernen werden, ist uns jüngeren geläufiger geblieben, als der Name Dreyse. Noch immer ja bezieht das Heer die gewaltigen Gußstahlblöcke für seine Artillerie-Ausrüstung von Essen, und die Kruppsche Fabrik hat einen Umfang auch in Bezug auf die Erzeugung nicht kriegstechnischer Artikel angenommen, der sie weltberühmt machte. Anders mit Dreyse. Zwar besteht in Sömmerda immer noch die große und weithin bekannte Gewehr- und Munitionsfabrik von N. von Dreyse und ist unter trefflicher Leitung im Besitz der Familie geblieben, aber die Waffe, welche den Stammvater des Hauses berühmt gemacht hat, ist schon seit zwanzig Jahren aus der Armee verschwunden: das Zündnadelgewehr hat nur noch ein historisches Interesse.

Vergessen aber darf das deutsche Volk den Mann nicht, der dem vaterländischen Heere zur rechten Zeit eine Waffe gab, die damals den Infanteriegewehren aller anderen Armeen weitaus überlegen war, die wesentlich zu unseren Erfolgen in dem Entscheidungskrieg des Jahres 1866 beitrug, ja der man, freilich mit Unrecht, im Auslande den Hauptanteil an dem glänzenden Ausgang jenes Feldzuges zuschrieb. Wir sind dem wackeren, ehrenfesten Nikolaus von Dreyse unendlichen Dank schuldig, und ich bin überzeugt, meine Leser werden seinem interessanten Lebensgang, der ihn vom einfachen Schlossergesellen auf die Höhe des Ruhmes führte, gern folgen. Auch er gehört zu jenen Männern, die sich unter den schwierigsten Verhältnissen, in rastloser Thätigkeit

alle Widrigkeiten des Lebens überwindend, die Stellung erkämpfen mußten, zu denen die Vorsehung sie bestimmte — zu jenen Männern, die groß wurden aus eigener Kraft!

In dem kleinen Ort Sömmerda des jetzigen preußischen Regierungsbezirks Erfurt bestand seit langen Jahren bereits eine bescheidene Eisenindustrie, und auch der Vater Dreyses betrieb daselbst eine Schlosserwerkstätte. Nikolaus Dreyse selbst wurde am 22. November 1787 geboren, in einfacher bürgerlicher Weise erzogen und für die Profession des Vaters bestimmt, zu der ihn auch eine frühzeitig entwickelte Neigung hinzog. Der Jüngling legte seine Lehrzeit mit gutem Erfolg zurück; aber es duldete ihn dann nicht länger in dem unbedeutenden Landstädtchen, in dem sich ihm keinerlei Gelegenheit zu einer weiteren Ausbildung bot. Er wollte die Welt kennen lernen, andere Länder sehen und seine Kenntnisse in dem Fach, welches er erwählt hatte, erweitern: so schnürte er denn im Herbst 1806 sein Bündel, griff fröhlichen Muts zum Wanderstabe und zog in die Ferne hinaus.

Es war ein wunderbarer Zufall, daß schon die ersten Wandertage ihm gleichsam seine künftige Lebensbahn vorzeichneten. Am 15. Oktober, am Tage nach der für Preußen so unheilvollen Schlacht, betrat er die blutige Walstatt von Jena und stieg über Vierzehnheiligen und den Landgrafenberg, alle die Punkte berührend, an welchen der Kampf am heftigsten getobt, zum Saalethal hinab. Oft hat er später erzählt, wie ihm bei dem Anblick der herumliegenden, zahlreichen preußischen Gewehre zuerst der Gedanke aufgestiegen sei, ob man denn diese plumpe und schwere Waffe nicht leichter und zweckentsprechender herstellen könne.

Dreyse arbeitete kürzere Zeit in Altenburg und Dresden, wanderte aber dann nach Paris. Die französische Hauptstadt stand ja damals, nach den glänzenden Siegen Napoleons, der auf dem besten Wege schien, sich ganz Europa zu unterwerfen, auf der Höhe ihres Glanzes; was aber den jungen Schlosser aus Sömmerda besonders nach Paris zog, war der ganz richtige Schluß, daß die ununterbrochenen Kriege des Kaisers auch die französische Waffenindustrie in hervorragender Weise entwickelt haben müßten. Wohl mochte es für den Deutschen nicht leicht sein, in der fremden Großstadt Arbeit zu finden, aber Dreyse zweifelte nicht, daß es ihm doch gelingen würde. Er vertraute bereits fest seiner eigenen Tüchtigkeit und dies Vertrauen täuschte ihn nicht. Fast sofort fand er zuerst in einer großen Wagenfabrik, dann in den Waffen-

werkstätten des von Napoleon begünstigten Schweizer Offiziers Pauli ein Unterkommen und war in der letzteren bei der Anfertigung verschiedener Versuchsgewehre für die kaiserliche Armee beteiligt. Sehr wahrscheinlich, daß dem strebsamen, scharf blickenden Manne damals schon die Grundzüge seines späteren Hinterladergewehres vorschwebten, beschäftigte eine derartige Konstruktion doch bereits seit langer Zeit alle denkenden Waffenfabrikanten.

Den guten Pariser Tagen aber, in denen es lohnende Arbeit in Hülle und Fülle gab, folgten nur zu schnell schlechte: Dreyse hatte Beschäftigung bei der Anfertigung der Instrumente eines Leuchtturms für den Hafen von Havre erhalten und zog sich bei dem Abdrehen der Reflexspiegel zu demselben eine äußerst schmerzvolle, gefährliche Augenkrankheit zu, die ihm lange Monate hindurch jede Arbeit unmöglich machte. Ohne Arbeit kein Lohn! meinten seine Brotherren; so sah sich der junge Deutsche bald der größten Dürftigkeit, ja dem Elend gegenüber, und es vergingen Wochen, in denen er nicht wußte, wovon er am nächsten Tage seinen Hunger stillen werde. Als die Leidenszeit endlich ablief, war ihm auch der Aufenthalt in Paris verleidet; er kehrte im Jahre 1814 in die Heimat zurück und trat in die Werkstätte des Vaters ein. Aber er war doch als ein ganz anderer wieder heimgekommen, denn er hinausgezogen war in die Fremde. Eine Fülle von Anregungen hatte er in sich aufgenommen, die er jetzt langsam in dem stillen Städtchen geistig zu verarbeiten begann, bis sie zur praktischen Verwertung ausgereift waren. Trotz aller Ungunst der Zeit — und drückend schwer lasteten in der That noch auf Jahrzehnte die Folgen der letzten Kriege auf jeglicher Industrie — begann er bald die Schlosserwerkstätte des Vaters auszudehnen. Zuerst beschäftigte er sich mit der Herstellung kleinerer Hilfsmaschinen des Schlossergewerbes, wie er solche in Frankreich kennen gelernt und als praktisch erprobt hatte. Dann fand er einen intelligenten, wohlhabenden Kaufmann und errichtete mit diesem gemeinsam eine Fabrik, in welcher sie Knöpfe, Nägel und Fensterbeschläge erzeugten — er war der erste Fabrikant in ganz Deutschland, der derartige Gebrauchsartikel auf dem sogenannten kalten Wege, durch Pressung mittelst selbst konstruierter Maschinen, herstellte.

Etwa ein Jahrzehnt weilte Dreyse wieder in der Heimat, als sich sein rastloser Geist aufs neue der Gewehrfrage zuwandte. Es war inzwischen, nach der gebräuchlichen Annahme im Jahre

1818 durch den in England lebenden Deutschen Johannes Egg das Zündhütchen erfunden worden, und man bahnte in den Heeren die Umwandlung des alten Steinschloßgewehres in eine Waffe mit Perkussionszündung an, in eine Waffe also, bei welcher die bisherige Entzündung der Pulverladung vermittelst des funkengebenden Steins durch das Zündhütchen ersetzt werden sollte. Die damaligen Zündhütchen waren aber noch recht mangelhaft, sie versagten häufig und wurden durch den Bezug aus England oder Frankreich sehr teuer. So erschien es denn in der That als ein glücklicher Gedanke, daß Dreyse — wiederum als erster in ganz Deutschland — sich der Fabrikation der Zündhütchen zuwandte. Aber die Ausführung war sehr schwierig; die Zusammensetzung des Knallquecksilbers, dessen er bedurfte, war noch wenig bekannt, die fabrikmäßige Herstellung wurde geheim gehalten und galt mit Recht als sehr gefährlich. Nach mannigfachen Versuchen gelang es Dreyse, der das Glück hatte, in dem Apotheker Bandius zu Sömmerda einen sehr geschickten Berater zu entdecken, hinter das Geheimnis zu kommen, und sein Genie fand auch bald die erforderlichen Maschinen für die Herstellung der Metallhülsen. Im Jahre 1824 erhielt er auf seine Methode zur Fabrikation von Zündhütchen ein Patent und gründete sofort die noch heute bestehende Fabrik. Dieselbe nahm in verhältnismäßig kurzer Zeit einen ungeahnten Aufschwung; allmählich erhielt der rührige Mann umfangreiche Lieferungen für fast alle deutschen Armeen, ja seine Zündhütchen, die sich von Anfang an durch Unfehlbarkeit der Zündung vorteilhaft vor fremden Fabrikaten auszeichneten, fanden bald sogar reichen Absatz im Auslande.

Ein anderer hätte sich vielleicht mit dem errungenen Erfolge begnügt: war es doch immerhin nichts Geringes, sich durch eigene Kraft vom einfachen Schlosser bis zum Besitzer einer bedeutenden, anerkannt trefflich geleiteten Fabrik emporgearbeitet zu haben. Nicht so Dreyse. „Ruh ich, so rast ich," war auch sein Wahlspruch, und was er bisher erreicht, galt ihm nur als ein Schritt vorwärts. Kaum war die Zündhütchenfabrik im Betrieb, so beschäftigte ihn die Konstruktion einer Infanteriewaffe, bei welcher die Patrone aus einem Ganzen bestehen und die Zündung nach innen verlegt werden sollte. Er erfand zu diesem Zweck den Zündspiegel, der Geschoß und Zündpille aufnehmen und nächst der Pulverladung den wichtigsten Teil seiner Einheitspatrone bilden sollte — er erfand weiter einen Mechanismus, welcher durch eine dünne

Nadel die Zündpille entzündete: die ersten nach diesem neuen Prinzip gebauten Gewehre waren aber, wohlverstanden, noch von der Mündung aus zu laden: das Gewehr war also noch ein Vorderlader.

Zweifellos erschien diese Waffe, welche Dreyse 1828 vollendete, den bisherigen Infanteriegewehren aller Armeen bereits weit überlegen. Als der Erfinder aber behufs Verwertung seiner Konstruktion sich mit einigen Regierungen in Verbindung setzte, begegnete er fast überall einem beinahe verächtlichen Achselzucken. Das preußische Kriegsministerium teilte ihm mit, daß die vorgelegte Waffe als nicht kriegsbrauchbar befunden worden sei, und der österreichische Gesandte in Berlin gab ein ihm überreichtes Modell mit den bezeichnenden Worten zurück: er könne keinen Gebrauch davon machen — es gäbe in Wien auch noch gescheite Leute!

Die Erfindungsgeschichte des Zündnadelgewehres ist eine lange Leidensgeschichte, sie ist aber auch ein Beweis dafür, daß sich das wirklich Gute allen Hindernissen zum Trotz doch durchringt.

Einer der wenigen, welche mit scharfen Blick die Bedeutung der Erfindung frühzeitig erkannten, war der Prinz Wilhelm von Preußen: unser späterer Kaiser Wilhelm I. Schon im Jahre 1829 beschied er Dreyse zu sich, ließ sich die Waffe vorstellen, prüfte sie eingehend und setzte es durch, daß das preußische Kriegsministerium sich nochmals ein Dreysesches Gewehr vorlegen ließ. Und jetzt hatte sein Modell größeren Erfolg. Es wurde eine Kommission von Offizieren zur Erprobung desselben niedergesetzt; diese nahm in den nächsten vier Jahren eine lange Reihe von Prüfungen vor, zu denen Dreyse wiederholt abgeänderte Gewehrkonstruktionen lieferte, bis er endlich den glücklichen Entschluß faßte, die Ladung von der Mündung aus durch die Ladung vom Schloß aus: durch die Hinterladung zu ersetzen.

Der Hinterlader an sich ist keineswegs, wie man vielfach annimmt, eine neue Erfindung oder gar die Erfindung des genialen Fabrikanten aus Sömmerda. Sie ist sogar mindestens ebenso alt wie die Vorderladung; wir besitzen aus allen Jahrhunderten seit der Einführung des Pulvers als Treibmittel Geschütze und Gewehre, welche in zum Teil äußerst sinnreichen Konstruktionen diese Thatsache beweisen. Wer einmal eine größere Waffensammlung, etwa die großartigen Sammlungen in der Berliner Ruhmeshalle, besucht, kann sich davon mit Leichtigkeit überzeugen und, nebenbei bemerkt, ebenso von der weiteren Thatsache, daß auch unsere modernen Mitrailleusen und

Repetiergewehre zahlreiche Vorläufer aus vergangenen Jahrhunderten haben. Die älteren Hinterlader aber waren ausnahmslos schwerfällig und kompliziert; die Verschlußteile wirkten nicht nur mangelhaft zusammen, es war auch ein schnelles Laden um so mehr ausgeschlossen, als eine eigentliche Einheitspatrone, welche Zündmasse, Pulverladung und Geschoß zu einem Ganzen verband, noch nicht erfunden war.

Erst das Dreysesche Zündnadelgewehr vereinigte in der Gestalt, die es 1835 angenommen hatte, einen brauchbaren Verschluß, eine treffliche Laufkonstruktion und die Einheitspatrone: es war der erste praktisch verwertbare Hinterlader, der ein schnelles Laden und Abfeuern gestattete. Das Zündnadelgewehr erhöhte aber nicht nur die Feuergeschwindigkeit um das doppelte und dreifache, es erlaubte dem Infanteristen auch die volle Ausnutzung aller Deckungen, denn während derselbe bisher nur im Stehen laden konnte, vermochte er jetzt in jeder Stellung die Patrone in den Lauf einzuführen und zu feuern.

„Sehr richtig!" sagten die Gegner des Gewehrs. „Jawohl, mit dem Zündnadelgewehr kann man überaus schnell feuern, das ist aber kein Vorteil, sondern ein großer Nachteil. Unsere Soldaten werden sich fortan schon auf weitere Entfernung vom Feinde verschießen und schließlich im entscheidenden Moment keine Patronen haben." Auf dieser Folgerung baute sich eine wahrhaft ingrimmige Fehde gegen das Zündnadelgewehr auf, bis zu den höchsten Offizieren des preußischen Heeres hinauf fand es zahlreiche und überzeugte Gegner, im Ausland lachte man über die „Flinte, welche schneller tot schießen sollte, als eine andere."

Jahre vergingen wiederum, bis man in Preußen an maßgebender Stelle die Richtigkeit der Einwürfe gegen das Dreysesche Gewehr erkannte, bis man einsah, daß der Gefahr des Verschießens durch eine straffe und strenge Regelung des Feuers der Schützen vorgebeugt werden könne. — Das Ausland freilich sollte, zu unserem Glück, erst durch unsere kriegerischen Erfolge überzeugt werden.

Aber auch Preußen ging nur vorsichtig und langsam mit der Einführung des Zündnadelgewehrs als Armeewaffe vor. Kurz nach dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm IV., im Jahre 1840, wurden zwar 60000 Stück Gewehre bei Dreyse bestellt und man bewilligte ihm die Mittel zur Errichtung einer größeren Gewehr- und Munitionsfabrik in Sömmerda; die Weiterbeschaffungen stockten dann aber längere Zeit, die fertiggestellten

Waffen wurden in den Zeughäusern aufgestapelt, ohne in die Hände der Truppe überzugehen. Erst vom Jahre 1848 ab begann man das Zündnadelgewehr, dessen Konstruktion als Staatsgeheimnis behandelt wurde, langsam als wirkliche Armeewaffe einzuführen; als Prinz Wilhelm nach der schweren Erkrankung seines Bruders die Regentschaft antrat, war indessen kaum die Neubewaffnung der Linieninfanterie vollendet, und erst mit der Armee-Reorganisation, über welche wichtige Epoche preußischer Geschichte das Lebensbild des Generalfeldmarschall Graf v. Roon nähere Angaben enthält, fiel auch die völlige Durchführung der Bewehrung der ganzen Armee durch das Zündnadelgewehr zusammen.

So kam das Jahr 1864 heran und zeigte bereits die Überlegenheit der preußischen Waffe gegen die mit Vorderladern ausgerüstete dänische Infanterie. König Wilhelm dankte dem Erfinder des Zündnadelgewehrs in hochherziger Weise, indem er ihn in den erblichen Adelstand erhob.

Im Ausland aber wollte man von dem Hinterlader immer noch nichts wissen, und es bedurfte erst der Erfolge von 1866, um den militärischen Fachmännern ganz Europas die Augen zu öffnen. Das geschah denn auch in überraschendster Weise. Von dem schnellen und dabei doch ruhigen Feuer der preußischen Infanterie wurden die österreichischen Sturmkolonnen wiederholt geradezu dezimiert, die Kavallerie zerstiebte, ehe sie noch zum Einhauen kam: das Zündnadelgewehr feierte in Verbindung mit der ausgezeichneten Ausbildung des Fußvolkes im Schießdienst, die seine notwendige Ergänzung bildet, einen unbestrittenen Triumph.

Spät, aber im vollsten Maße lohnte der Erfolg die rastlosen Mühen des wackeren Sömmerdaers, Nikolaus von Dreyse. Am Abend seines Lebens sah er seine viel verkannte, oft bitter bespöttelte Erfindung in glanzvollster Weise an den Waffenthaten des Heeres seines geliebten Vaterlandes ausschlaggebend mitwirken, sah er, wie alle Militärstaaten Europas sich zur sofortigen Einführung von Hinterladern entschlossen. Ist doch auch das Chassepot, die französische Infanteriewaffe, der wir 1870 gegenübertraten, nichts als ein allerdings bedeutend verbessertes Zündnadelgewehr.

In den letzten Lebensjahren hatte auch Dreyse bereits ununterbrochen an einer weiteren Vervollkommnung seiner Waffe gearbeitet, sein am 9. Dezember 1867 erfolgender Tod erst unterbrach diese Bestrebungen. Er starb in dem Bewußtsein, dem väterländischen Heere das seiner Zeit weitaus beste Gewehr geliefert zu haben —

es blieb ihm erspart, die preußische Infanterie 1870 gegen eine Waffe kämpfen zu sehen, die seinem Zündnadelgewehr wiederum weit überlegen war. Denn das war das Chassepot unbedingt, und wenn wir auch 1870 glänzende Erfolge errangen, so geschah dies trotz jener ausgesprochenen Überlegenheit der französischen Infanteriebewaffnung; diese Erfahrung kann uns eine ernste Mahnung sein, keine, auch die zeitig beste Waffe für nicht verbesserungsfähig anzusehen: das Bessere muß stets des Guten Feind sein.

Nikolaus von Dreyse war ein Self-made-man, wie der Engländer sagt, im schönsten, ehrenvollsten Sinn des Wortes: aus den denkbar beschränktesten Verhältnissen arbeitete er sich durch eigene Tüchtigkeit und Kraft empor zu einer Lebensstellung, an deren Erinnerung sich die Dankbarkeit des ganzen Vaterlandes knüpft. Aber es war nicht nur sein Genie allein, welches ihn so gewaltig förderte; es war mindestens in gleichem Maße seine stetige Arbeitskraft und seine überaus große Gewissenhaftigkeit — noch heute hört man ältere Offiziere oft rühmend hervorheben, wie vorzüglich das Dreysesche Zündnadelgewehr bis zu den geringsten Einzelheiten hinab gearbeitet, wie im höchsten Grade dauerhaft und daher doppelt kriegsbrauchbar es gewesen sei.

Auch auf der Höhe seines Ruhmes blieb Nikolaus von Dreyse ein schlichter, einfacher Mann. Seine Wohlthätigkeit war weithin bekannt, stets erinnerte er sich, daß auch er einst Not und Entbehrung kennen gelernt hatte; seinen Arbeitern war er allzeit ein wohlwollender, treuer Berater, ein väterlicher Freund.

Ein tief innerliche Gottesfurcht beseelte den in treuer Pflichterfüllung aufgehenden Mann; innige Hingebung an König und Vaterland erfüllte seine Brust. Besonders rührend war seine Dankbarkeit und Verehrung für König Wilhelm I.: daß des großen Herrschers scharfer Blick die Vorzüge seiner Erfindung zuerst erkannt und gewürdigt hatte, vergaß er niemals. —

Unsere Zeit schreitet schnell vorwärts. Vier Jahre, nachdem das Zündnadelgewehr seine glänzendsten Triumphe gefeiert hatte, war es bereits durch das Chassepot überflügelt, nach 1871 wurde seine Leistungsfähigkeit vorübergehend durch einige provisorische Verbesserungen erhöht, gleichzeitig aber auch jene andere Infanteriewaffe durch die Heeresleitung erprobt, welche später, vom Volksmund nach dem Namen eines Oberndorfer Gewehrfabrikanten Mausergewehr genannt, als „Modell 1871" wirklich zur Einführung gelangte. Und auch diese Waffe hat schon wieder dem klein-

kalibrigen Mehrlader weichen müssen. Ja, unsere Zeit schreitet rasch! Alle neueren Wandlungen der Gewehrtechnik nehmen aber schließlich ihren Ausgangspunkt von der Einführung des Zündnadelgewehrs in der preußischen Armee, sie mahnen uns immer wieder an dessen Erfolge und an dessen unvergeßlichen Erfinder: an Nikolaus von Dreyse.

Johann Gustav Droysen.

Der Historiker des preußischen Staats.

In die erste Reihe der Männer, welche mit klarem Bewußtsein frühzeitig, der ungeheuren Mehrzahl der Mitlebenden weit voraus, die Bedeutung des preußischen Staatswesens für Deutschland richtig würdigten und prophetischen Blicks die Einigung des größeren Vaterlandes unter den Fittichen des Hohenzollernaars verkündigten, gehört der große Historiker Johann Gustav Droysen.

An anderer Stelle — in dem Lebensbilde des Altmeisters der Historie, Leopold von Ranke — wird der Versuch gemacht werden, die Entwickelung der Geschichtsforschung in unserem Jahrhundert in aller Kürze zu verfolgen; in dem Lebensbild Droysens soll vor allem seine Bedeutung als der Historiker Brandenburg-Preußens klargestellt werden. Ihm verdanken wir die Erschließung der Quellen über die Ausgestaltung dieses eigenartigen Hohenzollernstaates, ihm die erste, sachlich richtige und gerechte, formvollendete Darstellung der zielbewußten brandenburgisch-preußischen Staatskunst. Er hat uns zuerst mit unwiderleglicher Klarheit gezeigt, wie jeder der Fürsten aus dem Hohenzollerngeschlecht mit wechselnder Begabung und wechselnder Energie wohl, aber stets mit hohem Geistesflug und ehrlichem Wollen, an dem Ausbau seines Staates, an der Erziehung seines Volkes arbeitete, bis aus Brandenburg Preußen geworden und dies Preußen stark und mächtig genug war, um sich an die Spitze Deutschlands zu stellen.

In Pommern, zu Treptow an der Rega, wurde Droysen am 6. Juli 1808, zwei Jahre nach der schweren Unglückskatastrophe der preußischen Monarchie, geboren. Der Vater war Feldprediger im Regiment Baillodz Kürassiere gewesen, ein ehrenfester Mann von gutem Schrot und Korn, der, als nach dem Tilsiter Frieden sein Regiment aufgelöst und er auf Halbsold gesetzt wurde, sich kümmerlich genug mit den Seinen durchs Leben schlug. Des Sohnes erste Erinnerungen fielen somit noch in die Zeit der Befreiungskriege, denen er später eins der herrlichsten Denkmäler, die ihnen überhaupt geweiht wurden, setzen sollte. In dem Pre-



Joh. Gust. Droysen.



digerhause wurde fleißig für das Heer gesammelt, ja lange Zeit täglich für 600 bis 1000 Mann gekocht. Der Vater, der inzwischen Pfarrer in Greiffenhagen geworden war, vereidigte die Landwehrleute und den Landsturm des Kreises: „Ihr müßt alles wieder gut machen," rief er ihnen zu. „Unser Volk kann Napoleon ebensowenig besiegen, wie er Spanien und Rußland bezwungen hat; denn wer gleich uns alles zu verlieren bereit ist, ist unüberwindlich. — Die Haudegen von 1813/15, Marschall Blücher, der vor dem Ausbruch des gewaltigen Völkerringens in Pommern kommandierte und den der aufgeweckte Knabe damals wohl noch von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, Scharnhorst und Gneisenau, der geniale Organisator und der große Stratege, nicht zuletzt der alte Isegrim und Eisenfresser York, der Preuße von echtem Schrot und Korn — das waren seine Lieblingshelden.

Als im Elternhause am 11. April 1814 die frohe Nachricht von der Einnahme von Paris anlangte, zeichnete der Vater in sein Tagebuch ein: „Das war der herrlichste Beschluß des Osterfestes. Gustav sprang vor Freude — er wird den heutigen Abend nie vergessen."

In den schwersten und bedrängtesten Lagen waren dem wackeren Prediger sein Weib, seine Kinder unversiegliche Quellen des Trostes und der Freude gewesen. Seines Gustavs Lebendigkeit, Fröhlichkeit und Mutwillen, seine Unterwürfigkeit und Fügsamkeit aufs Wort, seine besorgte und eifrige Bereitwilligkeit, wieder gut zu machen, wenn er einen Tadel erfahren, lobt der Vater schon in den ersten Lebensjahren des Knaben. Es erfreut ihn, wie eifrig er im Spiel ist, wie er auf die Wache läuft, sich die Gewehre zeigen läßt, aber auch wie rasch seine Fortschritte in der Schule sind. „Er ist unsere Freude vom Morgen bis zum Abend; feurig und zugleich milde, ein vielversprechendes Kind körperlich und geistig. Er strebt nach Klarheit, hat Wißbegier für alles, und da er auch ein gutes Gedächtnis hat, wird er viel lernen können. An Ausdauer, Beharrlichkeit, Ordnungsliebe fehlt es ihm nicht und er ist keinen Augenblick müßig, er spielt entweder oder ist ernsthaft beschäftigt." Von dem siebenjährigen Knaben erzählt der Vater, daß er ‚Heißhunger' nach Geschichte und Geographie habe, daß er sich Bücher und Atlas vor sein Bett lege, nur um morgens beim Erwachen gleich wieder lesen zu können.

Zu früh für den Knaben starb der Vater. Gustav war knapp acht Jahr alt, als der treffliche Mann schied; fast ganz mittellos

blieb die Familie zurück. Es war ein Glück, daß einige Freunde des Verewigten sich zusammenthaten und eine kleine Summe aufbrachten, welche dem Sohne den Weg zu den Studien öffnen sollte.

Auf dem Gymnasium zu Stettin erhielt Droysen die Grundlagen seiner Bildung, mußte aber sehr früh auch selbst Unterricht an jüngere Schüler erteilen. Knapp, äußerst war ja der Zuschuß, der ihm zu Gebote stand: es kam vor, wie er später wohl lächelnd selbst erzählte, daß er kein Geld hatte, Öl für die Studierlampe zu kaufen und sich das von der Mutter geschickte Schmalz vom Munde absparte, um den Docht seiner Lampe damit zu nähren. Rasch durcheilte der Jüngling alle Klassen und bestand im Frühjahr 1826 die Abiturientenprüfung. Das noch erhaltene Abgangszeugnis rühmt seine Aufmerksamkeit, seinen angestrengten häuslichen Fleiß, seine Ordnungsliebe, die Bescheidenheit gegen seine Lehrer, die stete Gefälligkeit allen Mitschülern gegenüber; als vortrefflich werden seine Kenntnisse erwähnt — nur, wunderlich! just in der Geschichte hatte er sich nicht den unbedingten Beifall seines gestrengen Lehres erworben. Dies Manko soll er indessen später „einigermaßen“ nachgeholt haben! Kaum achtzehn Jahre alt bezog Droysen, also aufs beste vorbereitet, die Universität Berlin, um sich — die Frage der Berufswahl hatte sich für ihn ungewöhnlich früh entschieden — dem Studium der Geschichte und Philosophie zuzuwenden. Er faßte dieses Studium aber nicht im engen Sinne auf, sondern spannte seinen Flug von vornherein weiter: das gesamte Gebiet der Philologie suchte er sich zu eigen zu machen und darüber hinaus noch in die angrenzenden Wissensbereiche einzudringen. Eine lange Reihe hochbedeutender Männer, deren Ruhm ihre Lehrthätigkeit überdauert hat und deren Tüchtigkeit heute noch gepriesen wird, bildete gerade damals den vielbewunderten Kern der Berliner Universitätslehrer. Da war der große Geograph Ritter, der Begründer der modernen Erdkunde, der berühmte Rechtsgelehrte Savigny, der Philosoph Hegel, der vielgefeierte Theologe Schleiermacher, der ausgezeichnete Altertumsforscher und Philologe Böckh — seltene Männer, deren Vorträge überaus anregend waren, zu deren Füßen zu sitzen, für den strebsamen Droysen als eine unerschöpfliche Quelle reinsten Genusses galt.

Der junge Studiosus war von emsigem Fleiß. Trotz der Vielseitigkeit seiner Bestrebungen konnte er daher bereits 1829, nach nur sechs Semestern, seine Staatsprüfung ablegen, bestand

dieselbe mit glänzendem Erfolg und erhielt unmittelbar darauf eine Anstellung als Lehrer an dem „Grauen Kloster", dem altberühmten Berliner Gymnasium. Bereits im nächsten Jahre trat er mit einer Erstlingsarbeit an die Öffentlichkeit, einer sehr gelehrten Untersuchung aus der griechischen Geschichte, welche schon die Aufmerksamkeit hervorragender Fachmänner auf den aussichtsvollen jungen Mann lenkte. Wieder zwei Jahre später finden wir ihn bereits als Docenten an der Universität.

Damit begann für Droysen eine zwar sehr erfreuliche, aber seine freilich außergewöhnliche Arbeitskraft auf eine harte Probe stellende Zeit. Er hatte seine Lehrthätigkeit an dem Gymnasium nicht aufgegeben, und diese nahm wöchentlich 26 Stunden in Anspruch; daneben las er 10 Stunden Kolleg auf der Universität, welche eine sorgfältige, ernste Vorbereitung heischten. Um so bewundernswerter erscheint, daß er Zeit und Muße auch für eine ausgedehnte litterarische Thätigkeit behielt. Schon im Jahre 1833 veröffentlichte er eine vortreffliche „Geschichte Alexander des Großen" und ließ im Lauf der nächsten Jahre verschiedene Übersetzungen griechischer Klassiker erscheinen. Die Honorare für alle diese Arbeiten waren ihm gerade jetzt doppelt willkommen: hatte er doch frühe einen eigenen Hausstand gegründet, der, da seine geliebte Gattin ohne eigenes Vermögen war, von dem schmalen Lehrergehalt nicht gut allein unterhalten werden konnte. — Im allgemeinen sehen wir Droysen — auch nachdem er 1835 eine außerordentliche Professur erhalten hatte — während dieser Berliner Zeit mit der Geschichte und Litteratur des Altertums beschäftigt, die entscheidende Wendung in seinem Leben und seiner Geistesrichtung scheint erst mit dem Zeitpunkt einzutreten, in welchem er (1840) einen Ruf als Professor der Geschichte an die Universität Kiel folgte.

Die meerumschlungenen Herzogtümer Schleswig und Holstein standen damals, wie wir wissen, unter dänischer Herrschaft oder richtiger, sie hatten mit dem Königreich Dänemark einen gemeinsamen Herrscher. Hier in der Grenzmark Deutschlands kam der echt nationale Zug in Droysens innerstem Wesen zum Durchbruch. Gerade in den ersten Jahren seiner Kieler Thätigkeit brachen die entscheidenden Zwistigkeiten zwischen dem dänischen Regiment und dem festeingewurzelten Deutschtum der Holsteiner aus, und je schärfer und entschiedener man von Kopenhagen aus die unlösliche und unbedingte Zusammengehörigkeit der Herzogtümer zu Däne-

mark betonte, je rücksichtsloser man dänischerseits gegen die ersten Regungen deutschnationalen Empfindens in Holstein vorging, um so fester schlossen die Deutschen zwischen Nord- und Ostsee zusammen. Vom ersten Augenblick an stand Droysen unbedingt auf der Seite der Gegner dänischer Willkür; ein geborener Preuße zählte er bald zu den besten, überzeugungstreuesten Schleswig-Holsteinern. Wie Brandfackeln schlugen seine zündenden Reden, seine trefflichen, ebenso gelehrten, wie faßlich geschriebenen Streitschriften gegen die Maßnahmen der dänischen Regierung, welche schließlich die völlige Einverleibung der Herzogtümer in die Gesamtmonarchie Dänemark plante, ein, und als endlich die offene Empörung gegen die Gewaltherrschaft ausbrach, da fehlte er nicht unter den Mitkämpfern der Unterdrückten.

Schleswig-Holstein baute auf Deutschlands thatkräftige Unterstützung. Aber das Deutschland der Jahre 1848/49 war, von inneren Kämpfen zerrissen, ein Schemen der Macht. Das Vertrauen seiner selbstgewählten Landsleute hatte Droysen nach Frankfurt a. M. entsendet, um für die Sache des unterdrückten Bruderstammes bei der damals dort tagenden Nationalversammlung zu werben — was er und seine Freunde erreichten, war eine schwächliche, unentschlossene Hilfe, kaum besser denn hohle Worte. Wohl rückte ein buntgemischtes Occupationscorps des weiland deutschen Bundes gegen Norden, wohl trugen preußische Truppen unter dem wackeren alten Wrangel ihre Feldzeichen bis zum Belt, wohl zogen tapfere Männer aus allen Schichten unseres Volkes aus innerstem Antriebe für die bedrohten Holsteiner freiwillig ihr Schwert — unter ihnen der unerschrockene, später so hochberühmte Bayer von der Tann, in dessen Lebensbild auch diese Episode ihren Platz gefunden hat — aber die hohe Politik ließ die Herzogtümer schließlich ganz im Stich, sie wurden geopfert und einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, zu sühnen, was man damals an ihnen gefehlt hatte. Unser Kaiserkönig Wilhelm I., unser Fürst Bismarck haben 1864 die Schuld von 1849 mit Zins und Zinseszinsen eingelöst.

In jene Zeiten des Gärens fallen die ersten Werke Droysen aus dem reichen, bisher so wenig beackerten Gebiet der neueren vaterländischen Geschichte. Zunächst — schon 1846 — sandte er seine glänzenden Vorlesungen über die Epoche der Freiheitskriege in die Welt, ihnen folgte 1851 dasjenige Buch des großen Historikers, welches vielleicht von allen seinen Werken das popu-

lärste geworden ist: das „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg“.

Das Buch ist ein Meisterwerk, eine der schönsten Perlen der deutschen Geschichtsschreibung. Wahr und ergreifend, klar und zum Herzen sprechend! Mit weitem Blick umspannt Droysen die ganze Epoche, in welcher York lebte und wirkte, von seinen Jugendjahren unter den Fahnen Friedrichs des Großen bis zu seinem Tode — 17 Jahre nach dem Ruhmestage von Wartenburg. Und immer wieder kehrt Droysen von der Schilderung der gewaltigen Ereignisse der Zeit zu seinem Helden zurück, liebevoll dessen Eigenart nachgehend, seiner zähen, strengen und herben, energischen Natur, seinem nie nachlassenden Pflichtgefühl gerecht zu werden. Er zeigt uns nicht nur York als den unerschrockenen Schlachtenhelden, er zeigt uns auch, welche Jugend er durchkämpfen, welche ungestümen Leidenschaften er bewältigen mußte, in welchen Übungen des Willens und der Kraft er erstarkte, um dem gebrochenen Vaterlande eine der besten Stützen in der Stunde der Wiedererhebung zu werden.

Die höchste Großthat Yorks ist bekanntlich sein Entschluß zur Konvention von Tauroggen, eine der herrlichsten Episoden vaterländischer Geschichte.

Preußen war 1812 von Napoleon zu Teilnahme an dessen gigantischem Heereszug nach Rußland gezwungen worden. Das preußische Hilfscorps führte der General York, und es war ihm gelungen, dasselbe, während über die große napoleonische Armee das Verderben hereinbrach, verhältnismäßig frisch und durchweg schlagfertig zu erhalten. Napoleon rechnete darauf, daß York den nachdringenden, durch die Anstrengungen des Winterfeldzuges hart mitgenommenen Russen einen energischen Widerstand entgegensetzen könne und ihm dadurch ermöglichen würde, sich zu neuem Kampf zu rüsten.

Wenn York den französischen Wünschen gemäß handelte, so handelte er als gehorsamer Soldat; aber die Gunst des Glücks war dann vielleicht für immer verscherzt. Gab er dagegen die französische Heerfolge preis, paktierte er mit den Russen, so konnten diese die todesmüden napoleonischen Scharen bis nach Preußen hinein verfolgen; dann war die Erhebung des preußischen Volkes zu erwarten, die preußische Regierung mußte wohl oder übel mit Napoleon brechen. Bestimmte Befehle von Berlin für seine Entscheidung erhielt York nicht: er mußte aus eigenem Ge-

fühl seinen Entschluß fassen. Die soldatische Ehre, der militärische Gehorsam heischten von ihm unzweifelhaft das Beharren in seinem bisherigen Verhältnis — die Stimme des Vaterlandes rief ihn zu eigenmächtigem Handeln auf.

Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens im Auszug die herrliche Darstellung, welche Droysen von den entscheidenden Stunden im Yorkschen Hauptquartier giebt, hier einzuflechten.

Es war um Mittag des 29. Dezember, als (der russische) General Dilbitsch, ernstlich besorgt um den Ausgang der eingeleiteten Unterhandlungen, (den früher preußischen, seit 1808 in russische Dienste getretenen) Oberstlieutenant v. Clausewitz mit der Forderung endlicher Entscheidung zu York sandte. Er gab ihm zwei Schreiben mit, von denen er hoffte, daß sie auf York Eindruck machen sollten. Das wichtigste derselben enthielt die bestimmte Ankündigung des russischen Oberbefehlshabers, daß, wenn York sich jetzt nicht gegen Napoleon entscheide, unter keinen Umständen mehr von einem freundlichen Abkommen die Rede sein könne.

Mit diesen Schreiben und Aufträgen kam Oberstlieutenant Clausewitz in der Dämmerung in Tauroggen an. York war in äußerst verdrießlicher Stimmung. Als Clausewitz eintrat, rief er ihm entgegen: „Laßt mich zufrieden, ich will mit Euch nichts zu thun haben... Ich verbitte mir alle Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden.“ Clausewitz sagte, daß er dem General darauf nichts erwidern wolle, daß er ihn aber bitte, Licht geben zu lassen, weil er ihm einige Briefe mitzuteilen habe.

York ließ hierauf Licht geben und aus dem Vorzimmer den Chef seines Generalstabes, den Obrist Röder, hereintreten. Die Briefe wurden gelesen, dann forderte York Obrist Röder auf, pflichtmäßig seine Meinung zu sagen. Dieser antwortete: für den Staat, für das Vaterland könne nichts heilvoller sein, als wenn York mit den Russen abschließe; für ihn persönlich aber sei alles dabei gewagt, deshalb müsse er selbst seinen Entschluß fassen.... York schwieg noch einige Augenblicke ernsten Nachdenkens, reichte dann Clausewitz die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde.“... Er ließ dann noch Wernsdorf (einen seiner Offiziere) hereintreten. Ungefähr wie Wallenstein — so erzählt es Clausewitz — meinte er im Zimmer auf und abgehend: „Was sagen Eure Regimenter?“ Der Offizier ergoß sich sogleich in Enthusiasmus über den Gedanken, von dem

französischen Bündnis loszukommen, und sagte, so fühle jeder einzelne ihrer Truppen. „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern," erwiderte York.

In der Nacht noch versammelte York die Offiziere seines Corps, sie von der gefaßten Entscheidung zu unterrichten. Einer derselben hat die Worte der Anrede folgendermaßen aufgezeichnet: „Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wiedergewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Fall bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen." Der herzergreifenden Rede Yorks folgte ein wahrhaft begeisterter Jubel; es war niemand, der hätte zurückbleiben mögen; man empfand, daß es sich um alles handele. Den ergreifenden Vorgang schloß York mit den Worten: „So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden."

Am andern Morgen, Mittwoch den 30. Dezember, war Diebitsch, von Clausewitz begleitet, zur rechten Zeit an der Poscheruner Mühle. Endlich kam auch York, sehr gemessen und kalt. In gespannter Stimmung verhandelte man die Artikel, nicht ohne scharfe Differenzen bei einzelnen Punkten und immer besorgt, daß neue Störungen dem ganzen Werke ein Ende machen könnten. Endlich war die Konvention fertig und unterzeichnet; eine Umarmung der Generale schloß die Scene.

— Wir haben uns verpflichtet gehalten, schreibt Droysen weiter, den Abschluß der Konvention nach der ganzen Härte des sittlichen Konflikts, auf dem derselbe beruht, darzustellen; wir haben es nicht verhehlt, daß York ohne Autorisation, eigenmächtig, und wenn nicht gegen die ausdrückliche, so doch gegen die wahrscheinliche Willensmeinung des Königs handelte. Indem er so, wie er that, sein Offiziercorps aufrief, suchte er nicht etwa Mitträger seiner Verantwortlichkeit — denn ausdrücklich behielt er sich diese selbst und allein vor; aber er stellte ihrem Ermessen anheim, sich einer Entscheidung anzuschließen, von der sie wußten, daß sie nicht die ihres Königs sei: ihre begeisterte Einstimmung that

kund, daß es einen Punkt gebe, wo die Armee aufhöre, nur zu gehorchen.

Zur weiteren Würdigung Yorks wird man nicht unterlassen dürfen, mit dem, was er that, zugleich ins Auge zu fassen, was er nicht that.

Die russischen Anträge hatten von Anfang her mehr als die bloße Trennung Yorks von den Franzosen, sie hatten dessen thätige Teilnahme an dem Kampf gegen Napoleon gefordert. Und manchem Zeitgenossen ist es als eine halbe Maßregel erschienen, daß York sich nicht, anstatt sich mit einstweiliger Neutralität zu begnügen, sofort mit den Russen vereinte, um sich auf den verhaßten Feind zu stürzen, ihn zu vernichten. Es konnte keine Frage sein, daß ein solcher Schritt unendlich größere Wirkungen versprach, und der Erfolg hätte den doch zweideutigen Schein des Geschehenen glänzend übertüncht, ja es wäre mit dem weiter greifenden Wagnis jede Gefahr, die dem minderen anhaftete, verschwunden. Und auch einen minder ehrgeizigen Mann hatte es locken können, durch einen kleinen Schritt weiter auch den ganzen Glanz eines großen Erfolges zu gewinnen, der überdies nur so völlig zu sichern war.

York ist dieses Weges nicht gegangen. Es war in dieser kalten, verschlossenen, finsteren Natur ein Stolz, der jede Eitelkeit ausschloß, eine Schärfe des Pflichtgefühls, die selbst im Überschreiten nur doppelt strenge und gemessen erschien, eine Gewalt der Selbstbeherrschung, die selbst die lockende Gunst eines großen Augenblicks, selbst der Kitzel des Ruhms und der Stachel des Hasses auch nicht einen Moment wankend machte.

Er meldete sofort dem Könige das Geschehene. Wir geben (den Schluß) seines Schreibens nach dem eigenhändigen Concept:

„..... Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermäßigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in einem mit Recht Besorgnis erregenden Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.“

Soweit Droysen.

Sein York hat eine Bedeutung erlangt, die weit über die einer gewöhnlichen Biographie hinausgeht. Das Buch erschien

inmitten einer langen Friedensepoche, erschien kurz nach den politischen Unruhen des Jahres 1848: da war es so recht eigentlich einmal wieder an der Zeit, solch eine kernhafte, eiserne, oft vielleicht nach außen hin, noch öfter aber gegen sich selbst rücksichtslose, pflichttreue Soldatennatur dem Volk vorzuführen. Es war gut, der Nation zu zeigen, welcher grundgesunde Kern in dem preußischen Offiziercorps steckt und in der harten preußischen Militärart, die für den einzelnen gewiß vielfach unbequem, für das Ganze aber um so heilsamer ist. Und so hat denn „Yorks Leben" die patriotische Absicht, in der es geschrieben, erreicht: noch heute empfindet die Armee dankbar, daß ihr in dem eisernen Helden des Mutes und der Treue der Kern ihres Wesens, ihrer moralischen Kraft vergegenwärtigt wurde, und die bürgerlichen Kreise, denen damals das Vertrauen und der Glaube an die Tüchtigkeit unseres Heerwesens verdunkelt war, begannen unter dem mächtigen Eindruck dieses Buches achtungsvoller von der preußischen Armee, von der Institution zu sprechen, welche Preußens Fürsten zum Heile Deutschlands geschaffen haben.

Droysens Rückkehr nach Kiel war durch die politischen Verhältnisse unmöglich geworden. So nahm er denn 1855 mit Freuden eine Professur in Jena an. Hier begann er sein zweites großes Hauptwerk: „Die Geschichte der preußischen Politik."

Das außerordentlich bedeutende Werk ist nicht dazu angethan, etwa gleich dem „Leben Yorks" volkstümlich zu werden. Es ist ein vielbändiges, auf den umfassendsten Archivstudien beruhendes Buch, welches mehr oder minder für einen ausgewählten Kreis ernster Männer geschrieben scheint, die nicht vor der Nachmittagssiesta sich über sie interessierende Episoden der vaterländischen Geschichte bequem orientieren, sondern welche die letztere eingehend studieren wollen. Droysens Geschichte der preußischen Politik ist eine Geschichte der Entstehung und des Wachsens des brandenburg-preußischen Staates unter steter Berücksichtigung des Zusammenhanges dieses eigenartigen Hohenzollernreiches mit den weltgeschichtlichen Ereignissen. Zum erstenmale, darf man vielleicht sagen, gelang es Droysen, zwei Herrschergestalten in die richtige Beleuchtung zu setzen, sie ihrer vollen Bedeutung nach ganz zu würdigen. Der eine dieser beiden Hohenzollern ist Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, dessen innerer und äußerer Politik Droysen mit der liebevollsten Sorgfalt und mit warmer Begeisterung nachgeht; seit seinen Forschungen hat man erst gelernt, den gewaltigen

Hohenzollern als den eigentlichen Begründer der Machtstellung unseres engeren Vaterlandes zu betrachten. Der zweite war König Friedrich Wilhelm I., der ehedem lediglich als rauher, harter, wenn auch pflichttreuer Soldatenkönig geschildert wurde, während unser Historiker nachwies, daß ihm in der Reihe der preußischen Monarchen einer der ersten Plätze gebührt. Was Friedrich Wilhelm I. nicht nur als meisterhafter Heeresorganisator, was er als vortrefflicher, sparsamer Landesverwalter geleistet, wie er seinem Staate ein unvergleichlich pflichttreues Beamtentum schuf, wie er sein ganzes Volk zur inneren Tüchtigkeit erzog, das hat uns Droysen zuerst gelehrt.

So bedeutsame Erweiterungen unsere Kenntnis der vaterländischen Geschichte durch neuere archivalische Forschungen auch seit dem Erscheinen der „Geschichte der preußischen Politik" erfahren haben mag, das Werk bleibt dennoch ein grundlegendes und wird nimmer veralten. Ihm verdanken wir die richtige Erkenntnis, daß die Größe Brandenburg-Preußens die Frucht der Pflichttreue und des hohen politischen Verständnisses seiner Hohenzollernfürsten ist, welche in oft harter, entsagungsreicher Tüchtigkeit ihr von der Natur nur karg ausgestattes Land zu entwickeln und ihrem Volke den Geist der Arbeitsfreudigkeit, der Mannhaftigkeit, der Vaterlandsliebe einzuimpfen wußten, bis die Erben dieses armseligen, von aller Welt verachteten Kurbrandenburg ihre Aufgabe einlösen konnten: die Führer Alldeutschlands zu werden.

Im Jahre 1859 wurde der Jenenser Professor, jetzt längst ein Gelehrter von europäischem Ansehen, an die Berliner Universität berufen. Hier entfaltete sich seine Lehrthätigkeit in bewundernswerter Weise. Aber bald waren es nicht nur die Schüler der alma mater, welche sich um seinen Katheder scharten, seine Vorträge, zumal diejenigen über neuere Geschichte, fesselten vielmehr einen sich immer mehr erweiternden Kreis gebildeter Männer aller Berufsklassen. So fand man unter anderen in seinem Kolleg stets eine große Anzahl wissenschaftlich strebsamer Offiziere, und kaum einer der Besucher der Kriegsakademie ließ ein Semester vorübergehen, ohne bei Droysen zu hören. Allen seinen Schülern war er, weit über den Raum der Aula hinaus, stets ein wohlmeinender Förderer und Berater — wie viele von ihnen erinnern sich heute noch dankbar der anregenden Stunden, welche sie in seinem gastlichen Hause am langen Theetisch mit dem Meister verbringen durften, der oft

ausgedehnten und hitzigen Debatten, die sich dort entspannen, und seiner stets versöhnenden Belehrung. Droysen war zum Lehrer geboren. Nicht nur die Lebendigkeit und Bestimmtheit seiner ganzen Art begünstigte seine Lehrthätigkeit, seine straffe, elastische Haltung, die ihm bis in späte Jahre treu blieb, seine energischen Züge, sein eindringender Blick imponierte der Jugend. „Sie empfand etwas von der vorsorglichen Liebe," sagt Droysens Biograph und Freund, der Historiker M. Dunker, „welche er für sie im Herzen trug, sie empfand, daß er ihren Sinn und Blick emporhob, daß nur gediegene Tüchtigkeit gewiß war, seine Anerkennung und sein Lob zu finden." Über hundert Semester hindurch hat der Treffliche mit nie erkaltendem Feuer seine Vorlesungen gehalten.

Wir können hier nicht der verschiedenen Veröffentlichungen gedenken, mit denen Droysen im Lauf der letzten Jahrzehnte die Geschichtswissenschaft bereicherte. Am bedeutsamsten war es, daß er im Verein mit anderen die reichen Schätze der preußischen Staatsarchive der Allgemeinheit erschloß. So gab er in den Jahren 1864 bis 1872 die „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des großen Kurfürsten" heraus und regte — eine überaus dankenswerte That — die Sammlung und Veröffentlichung der Staatsschriften und des politischen Briefwechsels Friedrichs des Großen an, auch so wiederum die gewaltigen Hohenzollernfürsten mit ihren eigenen Worten zu uns reden lassend.

Mit welch inniger Herzensfreude ein Mann wie Droysen die Entwickelung der politischen Ereignisse in den drei letzten Decennien, das Emporwachsen Preußens unter König Wilhelms und Bismarcks Leitung, die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die Siegeszüge unseres tapferen Heeres nach Österreich und Frankreich, die schließliche Einigung Deutschlands unter Preußens Führung verfolgte — das braucht hier nicht erörtert zu werden. Auch sein Geist, seine echt patriotische Thätigkeit hatten den Samen ausstreuen helfen, aus welchem unser junges deutsches Reich emporsprießen konnte. —

Schwer traf Droysen der Verlust seiner geliebten Gattin, welche ihm 1808 nach langer, qualvoller Krankheit entrissen wurde. Er hat diesen Schlag nie ganz überwunden, mit so inniger Liebe seine Angehörigen ihn auch zu umgeben versuchten. Es fehlten ihm seitdem die Augenblicke des Aufatmens von der Arbeit, die, wie kurz er sie auch zu bemessen pflegte, ihm doch jedesmal geworden waren, wenn er aus seiner geistigen Werkstatt in das

Zimmer seiner Frau trat. Einsam war sein Alter freilich darum nicht. Stattlich waren die Häuser seiner beiden Söhne, seiner Töchter erblüht, und wie die ersteren einst seine Schüler gewesen, so saßen jetzt die ältesten Enkel zu seinen Füßen.

Ehren und Auszeichnungen aller Art waren dem greisen Historiker geworden, der sich bis in das späteste Lebensalter eine seltene Frische und eine ungebrochene Arbeitskraft bewahrte. Als er am 19. Juli 1884 zur ewigen Ruhe abberufen wurde, empfand man das Scheiden des außerordentlichen Mannes als einen nationalen Verlust. Seine zielbewußte, fruchtbringende Thätigkeit sichert ihm einen über das Grab fortdauernden Ruhm, wie seine festgeschlossene, vornehme, allem Gemeinen abholde Persönlichkeit, sein nationales Empfinden ihm die Bewunderung der Zeitgenossen erwarben. — Droysens unvergänglichstes Verdienst aber bleibt, Preußens Volk und damit zugleich ganz Deutschland das Verständnis seiner Geschichte, seines Werdens, seiner Aufgaben erschlossen zu haben. Die Geschichte ist die gewaltige Lehrmeisterin der Völker. Um ihre oft im Schutt der Vergangenheit begrabenen Lehren aber dem Verständnis nahe zu bringen, dazu bedarf es der Männer, welche sie zu frischem Leben erstehen lassen: dazu bedarf es solcher Männer, wie Johann Gustav Droysen.





Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel.

Der Dichter des neuen Deutschen Reichs.

In der alten freien Travestadt Lübeck, einst dem stolzen Vorort der deutschen Hansa, wurde Franz Emanuel August Geibel, weitaus der bedeutendste unter den deutschen lyrischen Dichtern neuerer Zeit, am 17. Oktober 1815 geboren. In einem Pfarrhause stand seine Wiege. Sein Vater war Seelsorger der evangelisch-reformierten Gemeinde in Lübeck und wird uns als ein trefflicher, auch dichterisch hervorragend veranlagter Mann geschildert, als deutscher Patriot vom Scheitel bis zur Sohle. Als solcher hat er sich in der schweren Zeit der französischen Herrschaft mutig bewährt: der Marschall Davoust, der Gewalthaber von Napoleons Gnaden in den Hansestädten, befahl, daß in den Kirchen von dem Altar herab des Kaisers und seiner Familie im Gebet gedacht werden solle, und die Mehrzahl der Geistlichen folgte dem Zwange; es war ja nur allzu bekannt, daß der erbarmungslose General jedes Widerstreben mit dem Tode, mindestens mit langer, schwerer Haft bestrafte. Nur Johannes Geibel weigerte sich entschieden. Er wurde sofort vor den Marschall berufen, der ihn barsch anfuhr: ob er denn nicht wisse, daß er sein Leben auf das Spiel setze, wenn er den Verfügungen der Regierung trotze. Das wisse er sehr wohl, entgegnete der Pfarrer ruhig, aber er wisse auch, daß er mit der Ausführung des Befehls seine Ehre als Deutscher einbüße; der General möge mit ihm machen, was ihm gut dünke, solange er auf der Kanzel stehe, könne er nicht für den Feind seines Vaterlandes beten. Habe er die Wahl zwischen Ehrlosigkeit und Tod, so ziehe er den letzteren vor, denn wenn er als Geistlicher keinen Mannesmut zeige, was sollte man dann von seiner Gemeinde verlangen. Die furchtlose Antwort machte auf den Marschall einen derartigen Eindruck, daß er nicht weiter in den wackeren Mann drang und ihn in Zukunft unbelästigt ließ. Als dann im Frühjahr 1813 der frohe Begeisterungssturm einer neuen Zeit durch Norddeutschland ging, da war es wiederum Geibel, der auf dem Markte zu Lübeck die von den Frauen der Stadt heimlich gestickten Fahnen der Freiwilligen weihte, und er nahm es willig auf sich, daß er

später von den Franzosen als „Verräter“ geächtet wurde und in dem Hauptquartier der Verbündeten Schutz suchen mußte, bis Lübeck von diesen besetzt wurde. Von ihm stammt das herrliche Kirchenlied:

„Geh auf, du heller Morgenstern;
Erleucht' uns, ew'ges Wort des Herrn,
Du Anfang aller Dinge.
Das Leben bist du, bist das Licht,
Das herrlich unsre Nacht durchbricht:
Dein hohes Lied erklinge.
Kräftig, stille,
Herzdurchdringend,
Tod bezwingend
Wirkt dein Leben
Uns Gefall'ne zu erheben.“ —

Eine frohe Kinderzeit verlebte Emanuel Geibel in dem kinderreichen Elternhause: ein stämmiger, wilder Knabe mit schönen Gesichtszügen, mit vollem, lockigem, kastanienbraunem Haar und leuchtenden blauen Augen, der gern im lustigen Spiel mit Geschwistern und Altersgenossen in den altertümlichen Straßen der Stadt herumtobte und ein kleiner Allerweltsfreund war. Ostern 1824 trat er in das Gymnasium, das er elf Jahre später als Primus omnium verließ.

Es sind uns aus dieser Schulzeit interessante Aufzeichnungen der Lehrer über Geibel erhalten. Schon frühzeitig wandte sich seine Neigung in ausgesprochener Weise den Sprachen und der Geschichte zu; bereits in der Tertia wird „die Sorgfalt, die Gedanken, der Ausdruck und die außergewöhnliche Gabe der Darstellung“ in den deutschen Aufsätzen hervorgehoben. Aus der nächsten Klasse berichtet sein Lehrer: „Kräftig ist sein Fleiß im deutschen Stil; selbst in den Stunden macht er aufgegebene Fabeln, die andere kaum in Prosa zu stande bringen, in ziemlich gelungener metrischer Einkleidung. Die Fortschritte sind auch da tüchtig, wo Urteil und Geschmack in Anspruch genommen wird“ und ein andermal: „im deutschen Stil hat er alle übertroffen. Die Üppigkeit in Behandlung derjenigen Stoffe, welche das Gefühl und die Phantasie erregen, ist ein erfreuliches Zeichen seiner geistigen Fülle. Als Beleg von der Energie seiner Einbildungskraft und der Leichtigkeit seines Versbaus kann eine von der ganzen Klasse mit Bewunderung angehörte Darstellung der Empfindungen des Germanikus beim Anblick des römischen Lagers im Teutoburger Walde gelten.“

Die Klaue des Löwen zeigte sich frühzeitig.

In den oberen Klassen des Gymnasiums entwickelte sich Geibel schnell zur geistigen Reife. Damals knüpfte sich seine enge Freundschaft zu Ernst Curtius, dem ausgezeichneten Altertumsforscher, an welcher beide durch das ganze Leben treu festgehalten haben. Die Freunde lasen zusammen Goethes unsterbliche Werke und begeisterten sich für Uhlands Lieder; an den Abenden wanderten sie Arm in Arm in die schattigen Umgebungen der Stadt hinaus, freuten sich über Wald und Flur und tauschten ihre Ansichten über Welt und Leben aus. — Als Geibel dann Ostern 1834 von dem Gymnasium schied, trug er vor den versammelten Schülern eine Abhandlung „über die Phantasie, ihre Anwendung und Gesetze in den Künsten" vor: „Noch sehr wohl erinnere ich mich dieser frei gesprochenen Abschiedsrede," schrieb nach langen Jahren einer seiner Lehrer. „Sie machte auf alle Anwesenden einen großen Eindruck durch die Wärme des Vortrags und den Schwung der Worte. Emanuel war uns Lehrern ein sehr lieber und anziehender Schüler wegen der Lebendigkeit seiner Teilnahme und seines regelmäßigen Fleißes. Bei allen seinen Mitschülern, seinen Altersgenossen, wie auch bei den jüngeren, stand er im vorzüglichen Ansehen und war allgemein beliebt."

Die letzten Jahre auf dem Gymnasium hatten in dem Jüngling aber auch die beseligenden Gefühle der ersten Herzensneigung aufkeimen lassen — einer echten, reinen Dichterliebe, die er treu bewahrt hat bis zum Tode. Cäcilie Wattenbach, die liebreizende Tochter einer hochangesehenen Kaufmannswitwe und die Schwester eines Schulfreundes, war die Holdin, welche auf sein Herzensleben und seine Poesie die unermeßlichste Einwirkung gewinnen sollte. In dem Wattenbachschen Hause verlebte Emanuel seine frohsten Stunden — seiner Cäcilie widmet er zum Wiegenfest noch als Schüler seinen ersten Liederkranz: ein Heftchen mit zwölf reizenden Gedichten:

„Zu des schönen Tages Feier
Winden möcht' ich einen Kranz,
Blumen sucht' ich aller Orten
Farbenhell voll Duft und Glanz,

Veilchen, blau und frühlingsheiter,
Rosen, rot wie Morgenlicht;
Aber, ach, der Herbst war kommen
Und die Blumen fand ich nicht.

Wolle mir darum nicht zürnen,
Scheint die Gabe dir zu klein;
Nur von bunten Liederblüten
Kann der Kranz gebunden sein.“

Und als er, zur Universität gehend, von Lübeck schied, da schrieb er dem Bruder des Mädchens einige Abschiedslieder ins Stammbuch, die sicher weit mehr der Schwester galten:

„So soll ich von dir scheiden
Und fortziehn in die Welt —
Sei still, sei still, mein Herze,
Und thu, was Gott gefällt.

Laß ab, laß ab vom Klagen
Es wird schon gut so sein;
Sieh! Hoch am blauen Himmel
Da glänzt des Vollmonds Schein.

Und was ist alles Scheiden,
Wenn sie dich lieb behält —
Sei still, sei still, mein Herze,
Und thu, was Gott gefällt.“ —

Des Vaters Wunsch war es, daß Emanuel ganz in seine Fußtapfen trete. „Mein Sohn ist ein entschiedener Poet,“ berichtete er damals einem Freunde nicht ohne Sorgen, „und gerade das, wie herrlich es ist, kann für ihn eine Klippe werden. Wird das Flügelroß nicht von kräftigem, klarem Geiste geleitet, so geht es mit jedem durch, der seinen Rücken besteigt. Da ich nun nichts kenne, was den Geist kräftiger macht, als Religion, und was ihm zu mehr Klarheit verhilft, als Wissenschaft, und da nach meiner innigen Überzeugung die Theologie im höchsten Sinne des Wortes die wahre Wissenschaft ist, wünsche ich natürlich, daß er Theologie studieren möge.“ Gehorsam fügte sich der Jüngling und begann in Bonn seine Studien als löblicher Studiosus der evangelischen Theologie und Philosophie — allmählich aber drängte sein lebhafteres Interesse ihn doch zur Philologie hinüber.

Es weilten damals viele Hanseaten in der Universität Bonn, und Geibel fand bald festen Anschluß an die engeren Landsleute. Mit einem von ihnen, Gaedertz, dessen Sohn wir treffliche Erinnerungen an Geibel verdanken, schloß er besonders enge Freundschaft. Sie speisten sogar in des letzteren Wohnung zusammen. Des Mittags wurde aus einer benachbarten Garküche eine Portion geholt. „Es ist gerade so viel, daß ein jeder von uns gesättigt wird,“ berichtete Gaedertz nach Hause. „Diese mäßige Lebensweise

wird gewiß für Geist und Körper recht heilsame Folgen tragen. Das Mitagessen finden wir beide ganz schmackhaft und genießbar, dazu kommt aber noch die große Wohlfeilheit: die Portion kostet nämlich sechs Silbergroschen (60 Pfennige), mithin für jeden drei Silbergroschen." Von dem wilden Studentenleben hielten die Lübecker sich fern; wohl aber saßen sie gern einmal bei einander beim edlen Rebensaft und träumten von der Heimat und den fernen Lieben. Dann sang wohl Geibel mit seiner schönen, vollen Stimme deutsche und schottische Volksweisen oder unterbreitete ein neues Kind seiner immer frohen Muse dem Urteil der Freunde. „Ein Mensch ohne Poesie sei nur ein Säugetier!" hatte er einmal gesagt, und unter allgemeinem Lachen tauften ihn die Kommilitonen auf dem Spitznamen „Säugetier" — er aber machte gute Miene zu dem schlechten Witz und unterschrieb sich in den vertrauten Briefen an seine Freunde fortan selbst oft als „Säugetier", wenn er nicht die stolzere Bezeichnung: „Ghibellin" als eine scherzhafte Umgestaltung seines Vaternamens vorzog. Im Herbst wanderten die Genossen lustig fürbaß in dem schönen Rheinthal oder machten weite Ausflüge nach dem Laacher See oder der romantischen Ahr.

Ein Jahr blieb Geibel in Bonn, dann siedelte er zur Universität Berlin über. Vorerst ging er während der Ferien nach der Heimat und freute sich des Wiedersehens mit den geliebten Eltern und mit seiner teueren Freundin Cäcilie. — In Berlin begab er sich wacker an die Arbeit; das Studium der Gottesgelehrsamkeit wurde jetzt ganz an den Nagel gehängt und mit dem der Philologie vertauscht, daneben feierte seine Muse nicht. Aber er klagte doch, daß er sich in der preußischen Hauptstadt nicht recht wohl fühle, so gute Freunde und Seelengenossen er hier im Kreise von Curtius und Chamisso, von Kruse, Gaudy und Graf Schack fand:

„Muß doch in dieser Königsstadt am Strand
Der seichten Spree, in diesem ew'gen Sand
Mir ohne Rettung Seel' und Leib verstäuben,"

sang er. Und so ergriff es Geibel denn mit Freuden, als ihm nach Beendigung seiner Studien eine Hauslehrerstellung bei dem russischen Gesandten in Athen, Katakazy, angeboten wurde: Athen sollte er sehen, die Stätten des klassischen Altertums sollte sein Fuß betreten — wie hätte er darauf verzichten können?!

So eilte er denn im Frühjahr 1838, nachdem er in Jena den Doktorgrad erlangt hatte, nach seinem neuen Wirkungskreise ab, und es war, trotz mancher persönlichen Unbequemlichkeit, die seine

abhängige Stellung mit sich brachte, eine herrliche Zeit, die er in dem schönen Griechenland verlebte. Die Erinnerung an seine Hellasfahrt hat er nimmer vergessen und immer aufs neue schöpfte er aus ihrem reichen Borne. Wie herrlich singt er der Akropolis zu:

„Bei euch, ihr frohen Säulen, laßt mich weilen,
Ihr stummen Zeugen wechselvoller Tage,
Und laßt sich mein Gemüt ergehn in Klage,
Daß nichts entrinnen mag des Schicksals Pfeilen.

Die Zeit des Glanzes saht ihr schnell enteilen,
Und was ihr dann geschaut, war eitel Plage;
Kaum les' ich noch die tausendjähr'ge Sage
Des Ruhms in euren unterbroch'nen Zeilen.

Es will das Herz mir schauerlich bewegen,
Wenn ich betrachte solche Weltgeschicke,
Wie hier das frei'ste Volk dem Fluch erlegen.

Und wenn ich dann in meine Seele blicke,
Scheint mir der eigne Schmerz so klein dagegen,
Daß ich ihn lächelnd in der Brust erstické."

Geibel hatte allzeit ein warmes Herz für alle Schönheiten der Natur und in seiner Dichterseele schmolz er sie mit großen geschichtlichen Erinnerungen zusammen. Das gilt so recht für die Monate, die er auf attischem Boden verlebte -- wer nachempfinden will, was sein Herz dort bewegte, der lese seine Distichen aus Griechenland:

„Wo am zackigen Fels das Gewog sich brandend emporbäumt,
Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themistokles Leib
In heimatlichen Grund. Festgaben und Totengeschenke
Brachten sie dar, und es floß reichlich die Spende des Weins.
Aber den Zorn des verblendeten Volks kleinmütig befürchtend
Stahlen sie leise sich heim, ehe die Dämm'rung erschien.
Denksteinlos nun schlummert der Held. Doch drüben im Spätrot
Ragt ihm, ein ewiges Mal, Salamis Felsengestad."

Aber es duldete den Dichter doch nicht in der Ferne; mächtig regte sich das Heimweh in seiner Brust und im Frühjahr 1840 kehrte er dem schönen Hellas, das er so lieb gewonnen, den Rücken:

„Den letzten Becher bring ich dir,
Du schöner fremder Strand,
Ach, bitter wird das Scheiden mir,
Als wär's mein Heimatland.
Fahrwohl, fahrwohl! Im Segel ruht
Der Wind und treibt sein Spiel,
Und rauschend furcht die grüne Flut
Der Barke scharfer Kiel."

Ende Mai finden wir Geibel wieder in Lübeck, wieder im Elternhause. Er war ein gereister, vielerfahrener Mann geworden, aber die guten Lübecker sahen den jungen Pfarrerssohn, wie sein Biograph Gaedertz zu berichten weiß, doch gar nicht recht für voll an und bedauerten wohl gar den greisen Vater ob des „verlorenen" Sohns. Ein Dichter? Was ist denn ein Dichter? „Ut dem ward min Dag nix," brummte vielleicht so mancher ehrsame Philister dem Emanuel nach, wenn er ihn mit dem langen, welligen, bis zum Nacken herabhängenden Haupthaar, im schwarzsamtenen Schnürrock und einem roten Fes auf dem Haupt durch die Straßen schlendern sah. Das war ja der tolle Geibel, der just eben das Kommerslied in einer frohen Stunde gedichtet hatte, welches in aller Leute Munde war:

„Ein lust'ger Musikante spazierte am Nil
O tempora, o mores!
Da kroch aus dem Wasser ein großer Krokodil,
O tempora, o mores!
Der wollt ihn gar verschlingen, wer weiß wie das geschah!
Juchheirassa, tempo-tempora!
Gelobet seist du jederzeit, Frau Musika!"

Ach — es waren nicht nur frohe Stunden, die dem Dichter gerade jetzt blüten. Bitterer Schmerz und herbe Wehmut mischten sich in sie nur allzu reich: die Unsicherheit seiner Lebenszukunft, sein eigener unstäter Sinn vielleicht auch, der so wenig auf das Praktische, auf Gelderwerb und sicheres Brot gerichtet war, zwang ihn, der Hoffnung auf eine Vereinigung mit seiner geliebten Jugendfreundin Cäcilie für immer zu entsagen. Es brach der größte Schmerz seines Lebens über ihn herein:

„Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größ'res nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl warum;
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden kühl und stumm
Das eine Wort nur sprach sie klar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl warum."

So suchte Geibel in Liedern Trost um das Verlorene, und der Quell der Poesie gab ihm neue Kraft zum Leben und Schaffen. Im Sommer 1840 flatterte der erste Band seiner gesammelten Gedichte in die Welt hinaus. Bescheiden und gering war zuerst ihr Erfolg, aber er wuchs von Jahr zu Jahr. Das war keine weichliche Verslerei, kein Spiel mit schönen Worten, was Geibel dem deutschen Volke bot, und das deutsche Volk erkannte bald, daß es hier einen Dichter von Gottes Gnaden begrüßen konnte, einen Mann von wahrer Emfindung, voll Gedankentiefe und Herzensreinheit, der der Sprache meisterte, wie wenige vor ihm, wie kaum einer nach ihm. Das waren Lieder, die vom Herzen kamen und zum Herzen gingen, Lieder, die bald allerorten gesungen wurden! Kein Wunder, daß Auflage schnell auf Auflage folgte: hat Geibel doch selbst noch die neunzigste Auflage seiner ersten Gedichtsammlung erlebt.

Fast zugleich wurde der Dichter auch durch eine hochherzige That König Friedrich Wilhelm IV. von materieller Sorge befreit. Der König setzte ihm eine jährliche Pension von 300 Thalern aus, einen Ehrensold, der ihm gestatten sollte, frei von kleinlichen Sorgen ganz der Dichtkunst zu leben. Und schon in den nächsten Jahren brachte Geibel der Nation in seinen Zeitstimmen und in den Juniusliedern eine neue Gabe von unschätzbarem Wert dar: klang aus ihnen doch die freudige Hoffnung auf das Wiedererstehen des deutschen Kaisertums, eines einigen deutschen Reichs als unentwegtes Glaubensbekenntnis siegreich hervor. Wie er einst vom im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Rotbart sang:

„Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend
Springet auf das eh'rene Thor;
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich
Und aufs neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.“ —

so kündete er dem deutschen Volk fort und fort seine Zuversicht auf Deutschlands bessere Zukunft, bis der Tag gekommen war, an

dem er jubelnd dem Kaiser Wilhelm seinen Dichtergruß bringen konnte:

„Glückauf! Das ist der Flügelschlag
Des Adlers vom Kyffhäuser,
Das ist der Donnerhall des Siegs:
Erstanden ist der Kaiser!"

Wanderjahre begannen. Sie führten Geibel vom buchtenreichen Strande der Ostsee erst nach Hannover, dann nach Berlin, wo sich zum erstenmale für ihn persönliche Berührungen mit dem erlauchten Hohenzollerngeschlecht ergaben. Sein alter Freund Curtius, der damals Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, unseres späteren heldenhaften Kronprinzen des deutschen Reichs und schwergeprüften Kaisers Friedrich, war, bahnte dieselben an. Er berichtet darüber selbst: „Was Kunst und Wissenschaft und Religion für den Menschen sind, das lernt man am besten durch den Eindruck von Persönlichkeiten, und so war es mir eine besondere Genugthuung, den fürstlichen Kindern einen geborenen Dichter, einen Poeten von Gottes Gnaden in Emanuel Geibel vorzuführen. Der Eindruck hat sich unter den buntesten Einwirkungen des späteren Lebens nie verwischt. Die Frau Großherzogin von Baden (des Prinzen Schwester) schrieb mir noch nach des Dichters Tode, sie könne noch jede Stelle bezeichnen, wo sie als Kind ihn gesehen habe. Zu dem Bruder trat er häufiger und näher in Beziehung. In der Fastnachtszeit pflegte der Turnsaal in ein Theater umgewandelt zu werden, und es galt dann ein passendes Stück aufzufinden. Als ich wieder eine Reihe von dramatischen Werken durchblättert hatte, kam ich plötzlich auf einen anderen Plan. Ich eilte zu Geibel und beredete den Freund, seinen Pegasus zu satteln. Wir besprachen Thema und Personal, und binnen acht Tagen war das Lustspiel fix und fertig (später als ‚Meister Andrea' gedruckt). Der Prinz und seine Jugendgenossen spielten mit Liebe und Lust und die Aufführung gelang derart, daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten." — Im nächsten Sommer besuchte Geibel Heringsdorf, lebte ruhig einige Monate in Lübeck, bis ihn seine leidende Gesundheit zwang, Marienbad und Bad Gastein aufzusuchen. Vorübergehend weilte er auf den fürstlich Carolathschen Besitzungen in Schlesien, wo er stets als lieber Gast willkommen geheißen war; in den drei Wintern 1849—51 finden wir ihn dann wieder in der Travestadt.

Hier, an heimatlicher Stätte, fand der Dichter endlich ein

stilles, frohes Glück. Im August 1852 führte er die reizende, sinnige Nachbarstochter seines Elternhauses, Amanda Trummer — „Ada“ taufte Geibel sie um — heim zu einer kurzen, aber reich gesegneten Ehe. Und das eine Glück kam nicht allein: fast gleichzeitig erhielt er einen höchst ehrenvollen Ruf nach München; der kunstsinnige König Maximilian II. wollte den Dichter ganz an seinen Hof und die bayerische Hauptstadt fesseln. Wohl fiel es Geibel zuerst schwer, von seinem geliebten, alten Lübeck zu scheiden, wo er jetzt längst bekannt und allseitig geehrt war, aber er lebte sich bald in München trefflich ein. Im November 1852 schon hielt er an der Universität seine erste Vorlesung über Poetik: Katheder und Pult waren mit Blumen und einem von Rosen durchflochtenen Lorbeerkranz geschmückt, und eine zahlreiche, andachtsvolle Versammlung füllte den Hörsaal.

Es war gut sein in München. Im behaglichen Heim ein heiteres Familienleben, dessen Glück sich noch erhöhte, als ihn seine Ada im nächsten Frühjahr mit einem Töchterchen beschenkte. Und dicht nebenan zwei gleichgestimmte Freunde wohnend: der treffliche Kulturhistoriker Riehl und der junge geistsprühende Heyse, unser größter Novellendichter! Des letzteren Berufung hatte Geibel selbst durchgesetzt: „Ich bin der untergehende Steuermann,“ hielt er den Bedenken des Königs wegen der Jugend Heyses entgegen, „er aber ist die aufgehende Sonne.“ — Auch das Verhältnis zu dem Monarchen blieb ein ungestörtes, fast herzliches. Bei der frohen Tafelrunde des Königs in der alten Hofburg durfte Geibel nimmer fehlen, ja oft wurde eine Abendgesellschaft abgesagt, wenn der Dichter sich wegen Unwohlseins entschuldigen mußte . . . und leider meldeten sich gerade damals die ersten ernsten Zeichen seiner späteren unheilvollen Krankheit.

Ein schwerer Schmerz traf Geibel im Jahre 1855: nach kaum vierjähriger Ehe entriß der unerbittliche Tod ihm seine Ada — der Schlag verwundete sein innerstes Herz und er hat ihn nimmer verwunden. Fortan blieb er meist nur im Winter, wenn die Pflicht ihn fesselte, in München; im Sommer zog er nach der Vaterstadt, wo sein geliebtes Töchterchen im Hause einer Tante herzliche Aufnahme gefunden hatte. In der Heimatluft, im Hauch der frischen Ostseebrisen suchte und fand er neue Kraft, am Anblick seiner Marie, an ihrem fröhlichen Lachen richtete er sich immer wieder auf, wenn ihn sein körperliches Leiden auch noch so sehr niedergebeugt hatte.

Da starb 1864 König Maximilian:

„Gesegnet, wie du segnetest hienieden,
Sei dein Gedächtnis. Unsre Thräne rollt,
Als wär ein Freund und Vater uns geschieden“ —

sang der Dichter seinem erlauchten Beschützer nach, und seitdem fühlte er sich in München vereinsamt und verlassen. Er sehnte sich, der bayerischen Hauptstadt ganz den Rücken kehren zu können, er sehnte sich danach, wieder ganz in Lübeck, ganz mit seinem Kinde vereint zu leben. Da brachten ihm die Folgen des ereignisreichen Jahres 1866 die Erlösung. Mit lautem Jubelton begrüßte Geibel den Siegeszug des preußischen Heeres, sein prophetischer Geist fühlte, daß der langersehnte Tag der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung nahe sei. Als dann König Wilhelm die alte Travestadt besuchte, da brachte ihm Geibel einen begeisterten Willkommensgruß dar:

„Schon ragt bis zu des Maines Borden
Das Werk, darob dein Adler weht,
Versammelnd alle Stämm' im Norden,
Die Riesenfeste deutscher Macht;
Und wie auch wir das Banner pflanzen,
Das dreifach prangt in Farbenglut,
Durchströmt uns im Gefühl des Ganzen
Verjüngte Kraft, erneuter Mut.

Im engen Bett schlich unser Leben
Vereinzelt, wie der Bach im Sand;
Da hast du uns, was not, gegeben:
Den Glauben an ein Vaterland.
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,
Das uns des Auslands Hohn verschlang,
Hast du im Donner deiner Schlachten
Uns heimgekauft! O habe Dank!

Nun weht von Türmen, flaggt von Masten
Das deutsche Zeichen allgeehrt;
Von ihm geschirmt nun bringt die Lasten
Der Schiffer froh zum Heimatsherd.
Nun mag am harmlos rüst'gen Werke
Der Kunstfleiß schaffen unverzagt,
Denn Friedensbürgschaft ist die Stärke,
Daran kein Feind zu rühren wagt,

Drum Heil mit dir und deinem Throne,
Und flicht als grünes Eichenblatt
In deine Gold- und Lorbeerkrone
Den Segensgruß der alten Stadt.

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht!"

Für solche Klänge war es in München noch nicht an der Zeit. Noch allzu frisch waren die Wunden, die der König von 1866 geschlagen hatte, und es bedurfte erst des gewaltigen Sturmes des Jahres 1870, um mit Blut und Eisen das größte der süddeutschen Königreiche unlöslich mit Alldeutschland zusammenzuschmieden. Geibel mußte aus München scheiden, nachdem ihm der aus der königlichen Kasse bisher bewilligte Jahresgehalt „infolge der in seinen Gedichten neuerdings ausgesprochenen politischen Tendenzen" gestrichen worden war. Es ist ein häßliches Ausklingen, das derart das Ende von Geibels Münchener Tagen bezeichnet: Gottlob, daß bald neue Zeiten über Deutschland hereinbrachen und in ihrem frohen Jubel diese letzten Zuckungen kleinlicher Denkweise vergessen machten.

Vorerst aber nahm sich König Wilhelm ohne Zögern des Dichters an. Unmittelbar nach dessen gänzlicher Rückkehr nach Lübeck setzte er ihm einen jährlichen Ehrensold von tausend Thalern aus, und wie Geibel selbst sagt: es konnte ihm kein willkommeneres Los zufallen, als die Vergünstigung, das schöne Geschenk dichterischer Muße fortan aus derjenigen Hand zu empfangen, „deren hohes Walten seit Jahren ein Segen für das gesamte deutsche Vaterland und für mich ein Gegenstand treuster und aufrichtigster Verehrung war".

So war Geibel denn ganz seiner Vaterstadt wiedergegeben, und Lübeck versäumte nichts, seinen großen Sohn mit Auszeichnung willkommen zu heißen. Der Senat der Stadt verlieh ihm noch im Winter des Jahres 1868 das Ehrenbürgerrecht; ein glänzender Fackelzug und ein großes Festmahl feierte seine Heimkehr. Auch mancherlei sinnige Ehrengaben wurden ihm von Lübecker Verehrern und Freunden dargebracht: ein silbernes Schreibzeug, eine goldene Feder, ein kostbarer Pokal, ein Ohm edelsten Rheinweins.

Und seit langen Jahren fühlte er sich endlich einmal wieder ganz frei und ganz froh. „In den Lorbeerhainen des schönen Südens, an den rheinischen Rebenbergen, an der waffenstolzen Spree, wie in den glänzenden Kunsthallen der Isar," so sagte er damals, „beschlich mich immer wieder ein Heimweh nach den Stätten meiner Jugend, und ich fand nicht Ruhe, bis ich die wohlbekannten Türme wieder vor mir aufsteigen sah und das Geläute der Glocken

von St. Marien hören konnte. Was mich immer wieder zurücktrieb, war der Geist, den ich in allen Wandelungen der Zeit unverfälscht hier wiederfand, der Geist prunkloser Tüchtigkeit und ehrenhafter Sitte, der Geist menschlichen Wohlwollens und gegenseitigen Vertrauens, der Geist des echten, wahren Bürgertums und der treusten Vaterlandsliebe."

Eine große, freudige Anerkennung trug dazu bei, ihm die nächsten Jahre noch nach anderer Richtung hin zu verschönen. Geibel war nicht eigentlich ein dramatischer Dichter, seinen früheren dramatischen Versuchen blieb der Erfolg versagt. Jetzt endlich aber gelang ihm ein glücklicher Wurf, sein Drama „Sophonisbe" errang sich in Berlin unter einundfünfzig konkurrierenden Dichtungen den Schillerpreis: tausend Thaler in Gold nebst einer großen goldnen Medaille. Bald darauf wurde das preisgekrönte Drama auch am Königlichen Schauspielhaus zu Berlin mit schönem Erfolge aufgeführt.

So kam das große Jahr 1870 heran, das uns eine nationale Erhebung sondergleichen bringen und den Traum der Väter erfüllen, uns einen deutschen Kaiser und ein einiges Reich schenken sollte. Das war eine Freude für den alternden Dichter! Treu, wie wenige, hatte er an seinen Jugendidealen festgehalten und das Riesenwerk der Einigung unentwegt verfochten mit Wort und Sang — nun zogen die deutschen Streiter aus allen Gauen des Vaterlandes wirklich über den Rhein und auf dem Schlachtengefilde jubelten sie Preußens greisem Herrscher als dem gemeinsamen Kriegsherrn zu! Nun schlossen die Fürsten Deutschlands fest zusammen und unter dem Donner der Kanonen von Paris reichten sie Wilhelm dem Siegreichen die Kaiserkrone! Da durfte auch der Sänger nicht ruhen: voll und kräftig griff er in die Harfe, und weit hinaus über alle deutschen Lande klangen seine „Heroldsrufe", köstliche Lieder aus köstlicher Zeit.

Vor wenig Jahren noch hatte er sehnsuchtsvoll gesungen:

„O, wann kommst du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt!"

Jetzt aber schlug er helle Jubeltöne an:

„Nun wirf hinweg den Witwenschleier!
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin.

Drum wirf hinweg den Witwenschleier,
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser,
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz!"

„Es ist das schöne Vorrecht des Dichters," schrieb kein Geringer, denn Kaiser Wilhelm, dem Dichter, „in dem wechselvollen Laufe der Geschichte das, was die Nation als erhebendstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen. Was Sie, in würdiger Übung Ihres Berufs, seit drei Jahrzehnten mit gläubiger Zuversicht in Ihren Dichtungen verkündigt haben, es ist zur Wahrheit geworden. Das deutsche Reich ist nach ruhmvollem Ringen wiedererstanden und wird im Gefühle stets bereiter Macht der Nation Bürge sein, ihrer geistigen und materiellen Wohlfahrt im Frieden ungestört nachstreben zu dürfen. Möge dasselbe Ihrem poetischen Worte Erfüllung gewähren, von treuem deutschem Geiste durchdrungen, wahrhaft und fromm zugleich, in Freiheit, Zucht und Sitte blühen und gedeihen immerdar!" —

In den Herzensjubel zu Alldeutschlands Ehr und Preis mischte sich für Geibel noch eine stillere, innige Herzensfreude: das Schicksal führte ihn am Abend seines Lebens mit der Freundin seiner Jugendtage zusammen. Zu Heidelberg sah er Cäcilie Wattenbach wieder, und seine Seele jauchzte auf, als sie ihm versöhnt die Hand reichte und sprach: „Emanuel, ich habe Ihrer nur im Guten gedacht." Ihr, der seine ersten Lieder geklungen, widmete er seine „Spätherbstblätter":

„Diese Lieder, die dem Knaben
Wild erblüht im Frühlingsschein,
Mit des Herbstes reichen Gaben
Nimm sie hin, denn sie sind dein!

Nimm sie hin, wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängnis schied,
Dein vergessen kann ich nimmer
Denn warst du mein erstes Lied.

Und mein alterndes Gemüte
Hat's wie Himmelstau getränkt,
Daß dein Herz in reicher Güte
Wieder nun des Freundes denkt."

Still und eintönig, oft unterbrochen von schweren Krankheitsanfällen, floß des Dichters letztes Jahrzehnt hin. Das Alter mit seinen Lasten klopfte gewaltsam an die Pforte seines Heims; aber dies Alter war doch wiederum auch ehrenreich und freudenvoll: Geibels einzige Tochter hatte sich glücklich verheiratet, und er konnte eine Schar lustiger Enkelkinder auf seinen Knieen schaukeln; dann kamen Freunde von nah und fern und schenkten dem Greise Stunden reichen Gedankenaustausches; Bildhauer und Maler drängten sich um die Ehre, die vornehmen Züge des berühmten Mannes durch ihre Kunst der Nachwelt zu erhalten und vor allem — das deutsche Volk blieb seinem Lieblingsdichter getreu. Immer neue Auflagen erlebten seine verschiedenen Gedichtsammlungen und, wenn er sich auch selbst nur noch selten zum poetischen Schaffen angeregt fühlte, so wurde doch jedes der noch unveröffentlichen Lieder, das er aus seinen Mappen heraussuchte, einem kostbaren Schatze gleich begrüßt. Er war der Dichter der Liebe und des Vaterlandes: Liebe und Verehrung haben ihn bis zum Grabe geleitet.

In der Frühe des Palmsonntages 1884 schied Emanuel Geibel sanft und schmerzlos von dieser Welt, auf welcher er keinen Feind zurückließ. Die irdischen Reste ihres großen Sohnes bestattete die alte Stadt Lübeck auf Staatskosten, ihn so im Tode noch ehrend, und über seinem Grabmal trauerte das ganze Vaterland.

Gut' Nacht denn all ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern!
Nun ruh' auch ich im Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott den Herrn.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Karl Gerok.

Die schwäbische Nachtigall.

Es war kein Leben voll aufregender Abenteuer, voll großer, den Erdenrund in Staunen setzender Thaten: das Leben des allverehrten schwäbischen Geistlichen und gottbegnadigten Dichters Karl Gerok. Aber es war das reiche und vollausgereifte Leben eines für alles Gute und Schöne warm erglühenden Menschen, eines weithinwirkenden, durch Wort und Schrift gleich ergreifenden Gottesgelehrten, eines wahrhaft frommen, demütigen und sanftmütigen Christen: das Leben eines ganzen Mannes, wohlgeeignet in seiner stillen Ruhe und in seiner innern Vollendung, mit seiner anspruchslosen und darum um so segensreicheren Thätigkeit weithin vorbildlich zu wirken. Darum darf Karl Gerok in der Reihe der Männer, welche wir dem deutschen Volk als Muster und schönes Vorbild aufstellen wollen, nicht fehlen.

In die weltgeschichtliche Zeit der Befreiungskriege vom Joch des fränkischen Eroberers fällt die Geburt Geroks, und in einem jener einfachen, deutschen Pfarrhäuser, welche unserem Volke so viele große Männer schenkten, stand seine Wiege. Am 30. Januar 1815 wurde er in dem kleinen altwürttembergischen Oberamtsstädtchen Vaihingen an der Enz als der erste Sohn des Diakonus Christoph Friedrich Gerok und dessen jugendlicher Gattin Charlotte geboren. Aber er sah zeitlebens eigentlich nicht Vaihingen, sondern Stuttgart, die Stätte seines späteren segensreichen Wirkens, als seine Vaterstadt an, denn durch die Beförderung des Vaters in die dortige Stiftsdiakonatsstelle wurde er, wie er in seiner humorvollen Weise selbst erzählt, „schon als vierwöchentliches Kind in die schwäbische Residenz versetzt“. Für sein Stuttgart hat er denn auch allzeit eine innige Vorliebe gehabt und ihr wiederholt in sinnigen Versen Ausdruck geliehen:

„Da liegst du nun im Sonnenglanz,
Schön, wie ich je dich sah,
In deiner Berge grünem Kranz,
Mein Stuttgart, wieder da.



Karl Gerok.

Liegst da, vom Abendgold umflammt,
Im Thale hingeschmiegt,
Gleichwie gefaßt in grünen Samt
Ein güld'nes Kleinod liegt."

Neben dem Elternhause in Stuttgart aber, in welches Gevatter Storch bald jüngere Brüder und Schwestern brachte, erwuchs dem Knaben in dem großelterlichen Hause, dem Pfarrhause zu Ofterdingen, ein zweites Heim: von klein auf brachte er alljährlich manche Woche dorten zu und schwelgte in den ungewohnten Freuden des Landlebens.

Das Bettlein, so schreibt er selbst in seinen köstlichen Jugenderinnerungen, in welches die Großmama mich am ersten Abend nach der Ankunft in Ofterdingen brachte, blieb auch fernerhin ein trautes Nest für das noch weichbefiederte unflügge Vöglein. Wie sicher und geborgen schlief sich's da am frühen Abend ein, nachdem die Großmutter ein flüsterndes „Das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist" über dem Kindlein gebetet. Wie beruhigend tönten nachher in den ersten Schlaf hinein die Stimmen der zu Bett gehenden Großeltern, die in derselben Kammer hinter einem blaugeblümten Vorhang schliefen und bei dem Auskleiden noch häusliche Angelegenheiten besprachen! Wie schaurig brauste draußen der Herbststurm in den ächzenden Ästen. Wie lieblich wachte sich's morgens auf, wenn die Sonne ins Kämmerlein schien, die Spatzen vor dem Fenster lärmten! Und welche wunderbaren Schätze verwahrte der Großpapa in der hohen altväterischen Kommode in seiner Stube. Da waren große schillernde Perlmutterschalen, buntbemalte Tassen, Theebüchsen mit chinesischen Figuren, ein Obstmesser mit silberner, vergoldeter Klinge. Auch in der großen Wohnstube war's behaglich, wenn ich an dem kleinen Tischlein in der Ecke, das mir der Meister Schreiner hatte zimmern müssen, mein Wesen mit allerlei einfachem Spielzeug trieb. Hier verzehrte auch das Gesinde, Knechte, Mägde und Togelöhner, an ihrem besonderen Tische morgens, mittags und abends ihr gemeinsames Mahl und führten feierlich im Takt eins ums andere den Löffel in die Schüssel und zum Munde, nachdem die älteste Hausmazd das Tischgebet gesprochen. Welch wichtiges Ereignis, wenn am Samstag Morgen in der Stube frische Butter angerührt wurde, wobei der Knabe jedesmal sein eigenes kleines Butterbällchen bekam, das auf Schwarzbrot gestrichen so wundersüß schmeckte! Und wie festlich sah dagegen dieselbe Stube am Sonntag früh aus,

wenn die goldene Morgensonne auf die frischgewaschenen Dielen schien, der weiße Sand unter den Füßen knisterte und ein Blumenstrauß auf der Kommode prangte.

Nicht minder anschauliche Bilder giebt uns Gerok von seinem Elternhause — eine wahrhaft glückliche Kindheit leuchtet aus jedem Blatt der Erinnerungen heraus. Da erzählt er uns, wie die Mutter den springenden Hasen im Schattenspiel mit geschickten Fingern an die Wand zauberte, wie die laterna magica hervorgesucht und in Thätigkeit gesetzt wurde, wie Bruder Fritz aus der Arche Noah die Tierschar aufmarschieren ließ und Bruder Theodor sich als Baukünstler versuchte. Es ist eine glückliche Zeit, so schreibt er selbst, wie sie im Leben niemals wiederkehrt, diese echte harmlose Kindheit, wo die jungen Füllen noch frei auf der Weide laufen vom Morgen bis zum Abend, unbeschlagen und ungezäumt, ohne einen andern Lebenszweck und Stundenplan, als Tag für Tag den einen: „Spielt, ihr Kinder, und seid vergnügt."

Die elterliche Zucht vereinigte Ernst und Milde, ersteren vom Vater, letztere von der Mutter vorherrschend vertreten; doch fehlte bei jenem keineswegs die Freundlichkeit und der Humor, während auch diese gelegentlich der Rute nicht schonte.

Aber das Leben stellt seine Forderungen. Aus dem spielenden Knaben soll der strebende Jüngling, aus dem Jüngling der schaffende Mann werden. Jedes Strebens und Schaffens Grundlage jedoch ist die Arbeit.

Zuvor schon nach altem Gebrauch daheim vom Vater in den Anfangsgründen der edlen Künste des Lesens und Schreibens unterrichtet, trat der junge Gerok im Herbst 1820 in die Elementarschule, welche er drei Jahre später mit dem Gymnasium vertauschte. Das war damals noch eine harte Zucht auf den Schulen, von der unsere heutige Jugend nichts mehr weiß. Neben den alltäglichen „Tatzen" und „gespannten Hosen" gab's sogar die Einsperrung des Ignoranten oder Deliquenten in einen kleinen Kasten, wo derselbe bei offener Thür eine Viertelstunde lang wie eine Katze zusammengekauert sitzen mußte. Ein Schulkamerad Geroks, der junge Freiherr von *, hatte eines Morgens dort eben wieder seinen nicht mehr ungewohnten Aufenthalt, als sein Vater eintrat, sich nach den Fortschritten des Stammhalters zu erkundigen. „Wollen der Herr Baron meine Vögel sehen?" fragte der Lehrer lachend und ließ den kleinen, puterroten Kavalier aus seinem Gefängnis

hinausspazieren. Jovial stimmte der Herr Papa in die Heiterkeit der ganzen Klasse ein.

Karl Gerok hatte sich freilich nicht zu beklagen: er errang schon im ersten Jahre den ersten Platz in der Klasse, den er auch durch alle folgenden Schuljahre hindurch höchstens mit dem zweiten oder dritten vertauschte. Einst war sein Vater der stete Primus auf derselben Schule gewesen und dessen wohlerhaltenen Exerzitienhefte mit den schmeichelhaften Censuren: „respondet voto“ (ganz nach Wunsch) oder „ut soles“ (wie man es von dir gewöhnt ist) erfüllten die Söhne mit gerechtem Respekt und regem Nacheifer. Welche Freude daher, wenn Karl jährlich an des Königs Geburtstag die dem besten Schüler verliehene silberne Denkmünze nach Hause brachte.

Der fleißige Schüler blieb dabei aber ein fröhlicher Knabe und ein warmempfindender, treuer Kamerad. Leider werden heutzutage Schulfreundschaften immer seltener zu Freundschaften für das ganze Leben: Gerok aber hat solcher zahlreiche voll wirklicher, wahrer Kameradschaft gehegt und gepflegt Jahrzehnt auf Jahrzehnt durch frohe und durch trübe Zeiten hindurch. Treue Freunde nahm er aus seiner Schulzeit mit hinüber in das ernste Männerleben, dem Gedenken solcher Freunde weihte er, wenn sie dahingeschieden, manche Zähre, und noch an seinem Grabe stand, den Dahingeschiedenen beklagend, manch ein Freund aus frohen Kinderjahren.

Es kam die Zeit des Scheidens von der Schule, dem Gymnasium illustre, dem viele Jahrzehnte später der Greis einen schwungvollen Gruß weihte:

„O goldne Zeit, wo wir bei dir
Noch selbst zu Tisch gesessen!
Nun schicken Söhn' und Enkel wir
Von deinem Brot zu essen.
Nimm Dank dafür und Huldigung
Von nah und fern, von alt und jung,
Gymnasium illustre!“

Für den Sohn und Enkel würdiger Gottesdiener war die Berufswahl nicht schwer: es verstand sich ziemlich von selbst, daß auch er zum Studium der Gottesgelehrsamkeit griff. Aber die eigene Neigung des Jünglings kam hinzu. Von Kindheit an, so sagte er später selbst, betrachtete ich den Beruf eines Predigers, der mir in der Gestalt des Vaters und zweier Großväter ebenso lieblich, als ehrwürdig vor Augen stand, als den meinigen, und

in dieser Wahl, bewußtlos beinahe, wie sie getroffen ward, darf ich den Zug eines höheren Wesens verehren. Denn sie hat mich noch keine Stunde gereut, und der Beruf, den ich zur Aufgabe meines Lebens gemacht, ist auch zur Freude meines Lebens geworden.

Glücklich der von uns allen, welcher mit voller Überzeugung dasselbe auch von sich sagen kann! Keineswegs ging Gerok indessen ohne ernstliche Selbstprüfung an die Berufswahl heran. Wir besitzen ein Zeugnis auch dafür, wie er mit scharfem Blick sich selbst zu beurteilen suchte und sich gleichsam ein Prognostikon stellte: „ein tiefgelahrter Theologus," so erwog er etwa, „wird schwerlich aus mir werden; dazu habe ich zuviel vom kastalischen Quell genippt. Ebensowenig habe ich das Zeug zu einem gewaltigen regierenden Kirchenmann; dazu bin ich zu sehr Träumer. Auch die strengen, herben Männer, denen Kunst und Wissenschaft, Natur und Geschichte vom Argen ist, werden mich kaum in ihre Reihen aufnehmen: dazu ist mein Kopf und mein Herz zu weit. Wenn es sonach zwischen diesen Wegen keinen berechtigten andern Mittelweg giebt, so müßte ich," also schloß er, „fast meinen Beruf als einen verfehlten ansehen."

Nun, gerade Gerok war der Mann, die rechte, goldene Mittelstraße für sich zu finden! Er hat sie gefunden, er ist auf ihr groß geworden und hat, offenen Blicks und offenen Herzens nach rechts und links sich wendend, aber doch diese Straße unverrückt wandelnd, unzählige niedergedrückte Gemüter erhoben, unzählige Thränen getrocknet.

Nach glänzender Abgangsprüfung vom Gymnasium kam der junge Studiosus auf die Hochschule in das altbewährte theologische Stift zu Tübingen. Ergötzlich beschreibt er seinen Eintritt „in diese heiligen Hallen": Als man mich vom Guckfenster des wachthabenden Famulus vorüber durch den Vorhof mit dem großen Wasserbrunnen, der fortan den täglichen Tischtrunk liefern sollte, in das Klostergebäude einführte, fühlte ich immerhin einiges Herzklopfen. Als man mir dann meine keineswegs elegante weißgetünchte Mansardenstube anwies, wo ein halb Dutzend fremder Gesichter in mehr oder minder zerfetzten Schlafröcken hinter den schwerfälligen Pulten hervor nach dem Füchslein guckten, ward's mir sogar etwas eng ums Herz. Als die Stiftsglocke zu ersten gemeinsamen Essen rief, wo 150 Zinnteller klapperten, und wir rekrutenmäßig auf unsere Plätze an den langen Tischen komman-

diert wurden, war mir's wunderlich zu Mute, und als ich schließlich meinen Schlafsaal unter dem Dache — er wurde der kleine Ochsenstall genannt — mit einem Dutzend unbekannter Gesellen zu teilen hatte, gehörte wahrlich meine gesunde Natur dazu, den Schlaf zu finden.

Gerok lebte sich bald ein. Ich war entschlossen, mir's im Stift gefallen zu lassen, schreibt Gerok, und so gefiel's mir auch. Die Stubenwirtschaft im allgemeinen war allerdings nicht holländisch reinlich, aber man war wenigstens hinter seinem eigenen Pult Herr im Hause, lernte allmählich in der permanenten Tabaksatmosphäre atmen und fand sich bei dem oder jenem schmutzigen Stubendiogenes für die cynische Außenseite durch originellen Geist und gemütlichen Gehalt entschädigt. Die Hausordnung, wodurch Aufstehen und Schlafengehen, Studienzeit und Ausgangsfreiheit, Kirchen- und Kollegienbesuch, Nahrung und Kleidung geregelt wurde, war halbwegs klösterlich, gegen heute kleinlich und peinlich, immerhin jedoch für ein genügsames Gemüt erträglich. Für ungebundene Geister aber wurde sie ein Reizmittel des Humors, der sich entweder mit schlechten Witzen dafür rächte oder mit allerlei kleine Listen darüber hinwegsetzte.

Der Humor war überhaupt das Element, in dem man lebte. Hinter dem Pult und bei Tisch, auf geselligen Spaziergängen und in der Studentenkneipe, über Studiengenossen und Professoren, über Tagesneuigkeiten und die höchsten Probleme erlaubte man sich Witze, gute und schlechte, feine und derbe, vor denen mein zartes Seelchen manchmal schauderte . . . . Für meinen Teil brachte ich meine Erholungsstunden am liebsten im kleinen gemütlichen Zirkel von etwa einem halben Dutzend meiner Altersgenossen zu; eins aber ließ ich mir nicht nehmen: meinen schwärmerischen Naturkultus, meine einsamen Gänge in Berg und Thal, in Feld und Wald. Keine deutsche Universität außer Heidelberg, Bonn und Kiel kann sich meines Erachtens an Schönheit der Umgebung mit Tübingen messen. In dieser malerischen Umgebung nun, auf Wiesenpfaden längst dem Fluß, in buschigen grünen Thalwinkeln, an sonnigen rebenbepflanzten Berglehnen und auf dem schmalen Gras des Gebirgsrückens liebte ich einsam zu schweifen und zu schwelgen, sei es in tauiger Morgenfrische oder in schwüler Mittagsstille oder unter dem Goldgewölk des Abends, oder wenn der Mond auf den glitzernden Wellen des Neckar sich wiegte. Auch ein fröhlicher Ritt ward hier und da unternommen, mit anderen oder

allein. Zwei Stunden südwärts am Fuß der Alb hauste immer noch im Ofterdinger Pfarrhaus der uralte Großpapa und sah es nicht ungern, wenn auf einen Nachmittag ein Enkel herausgeritten kam; nur daß er, um rechtzeitige Rückkehr besorgt, gegen Abend nötigenfalls mit einem wohlgemeinten: „tempus abeundi“ (Zeit zum Gehen!) zum Satteln und Aufsitzen mahnte. Auch sonst gab es in der Umgegend manchen hübschen Punkt als Ziel für einen fröhlichen Ritt, eine lustige Fahrt oder einen munteren Spaziergang. Im Sommer wurde der freundliche Badeort Niedernau unfern der Bischofsstadt Rottenburg gern zu Roß und Wagen aufgesucht. Die ruhebedürftigen Badegäste flohen dann auf einige Stunden in die benachbarten Tannenwälder, die akademische Jugend aber tanzte mit der anwesenden Mädchenflora und bankettierte auf dem grünen Rasen vor dem Badehause. Mancher wackere Musensohn hat in so lieblichen Umgebungen auf eine Stunde dem alten Horaz das Dulce est desipere in loco (Lieblich ist's, gelegentlich einmal ein Thor zu sein) abgelernt. —

So war Gerok ein fröhlicher Student geworden, wie er ein fröhlicher Knabe gewesen war, aber er wurde auch ein fleißiger und seiner ernsten Ziele wohlbewußter Arbeiter. Mächtig regte sich gleichzeitig in ihm die Gottesader des echten Dichters. Mit vollen Zügen schwelgte er in den Schönheiten unserer Geistesheroen:

„Hier blühte nach des Tages dürrer Prose
Im Kelch der Nacht mir noch der Dichtung Rose,
Wenn ich beim Lampenlichte nimmersatt
Mein Buch verschlang, durchstürmend Blatt um Blatt,
Hier war's, wo Shakespeares markige Gestalten
Gigantisch an der Wand vorüberwallten;
Hier, wo vor Goethes milder Zauberkraft
Die Seele schmolz in süßer Leidenschaft.

Hier machte Schiller mir den Busen klopfen,
Begeistrungsthränen hell vom Auge tropfen,
Und leuchtend sprach im engen Kämmerlein
Der hohe Chor der Griechengötter ein.“

Wenig von eigenem dichterischen Schaffen ist uns aus der frohen Studentenzeit Geroks erhalten geblieben, wohl aber sang er später von ihr:

„Mich reut kein Lied, in Freundeskreis gesungen,
Wie still genossen unter Busch und Baum,
Wenn von der Dichtung Zauberband umschlungen
Mein Haupt umfloß ein kurzer, goldner Traum;

Und war's nicht immer eine Kirchenweise,
Und war's Homers Gesang, Shakespeares Gedicht:
Im Waldesdom rauscht's auch zu Gottes Preise —
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Tag, den ich in Thal und Hügeln
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt,
Umsaust im Sturm von seiner Allmacht Flügeln,
Im Sonnenschein von seiner Huld gewärmt.
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
Und war's kein Tagewerk im Joch der Pflicht:
Auch auf den Bergen hält mein Heiland Schule —
— Es reut mich nicht!"

An der Spitze aller seiner Altersgenossen verließ endlich im Sommer 1836 Karl Gerok mit einem wahrhaft glänzenden Abschiedszeugnis seine stille Kandidatenstube im Tübinger Stift, um schon im nächsten Frühjahr in den Beruf hinauszutreten. Mit jugendlichem Mut, wenn auch nicht ohne leises Herzklopfen ging er dem Predigtamt entgegen. Ihm wurde es gut: in der eigenen lieben Vaterstadt konnte er sich als Vikar in seine neuen Pflichten einleben, von manchem wohlbekannten Geistlichen, von dem teuern Vater selbst zumal lernen und zugleich sich des wohlthuenden Familienlebens im Elternhause wieder erfreuen. Wohl fehlte es ihm in der ersten Zeit nicht an mancher schweren, ernsten Prüfung — und solche bleiben keinem ernsten Manne erspart — aber seine innere Tüchtigkeit überwand sie schnell. Auch die anfängliche Schüchternheit bei der Predigt verschwand. Bald, so schreibt er, ward es mir zur lieblichen Mühe und zur köstlichen Arbeit, so einen Bibeltext vor mich zu nehmen, auf mich wirken zu lassen und zur Predigt auszugestalten. Auf dem Heimweg von Krankenbesuchen, auf dem Gang durch schmutzige Winkelgassen, wo die geistlich und leiblichen Armen aufzusuchen waren, stand mir oft mit einem Schlage die nächste Predigt vor der Seele, um deren Anlage ich mich hinter dem Schreibtisch lange bemüht hatte, oder ich trug eine selige Erinnerung mit nach Hause, die sich mir früher oder später zum geistlichen Liede gestaltete.

Über ein Jahr blieb Gerok in Stuttgart, um dann hinaus in die Welt zu ziehen und zu den Füßen der größten damals lebenden und lehrenden Theologen: Tholuck und Ruge in Halle, Hase in Jena sein Studium abzuschließen. Einige Zeit besuchte er dann noch die Universität zu Berlin, ohne hier festen Boden zu fassen;

er war durch und durch ein Süddeutscher und konnte sich nur schwer an die norddeutsche herbere Art gewöhnen. Wie leiser Spott klingt dies Empfinden auch durch seine Verse hindurch:

„Zieh hin, mein Lied, vom stolzgetürmten Strande
Des nordischen Athens am Saum der Spree,
Wo Geist und Witz Paläste baut im Sande
Und Feste giebt bei Butterbrot und Thee,
Zieh hin, mein Lied, durch all die deutschen Lande
Und fehle nicht des Wegs im tiefen Schnee,
Bis wo von Rebenhügeln mild umkettet
In Gärten sich mein schönes Stuttgart bettet."

Vierthalb Jahre weilte er, nach dem geliebten Süddeutschland zurückgekehrt, in demselben Tübinger Stift, in welchem er studiert, als Lehrer und nahm dann eine Pfarrstellung in dem kleinen Landstädtchen Böblingen an. In das einfache Pfarrhaus zog zugleich mit ihm auch eine Pfarrfrau ein; er führte ein teures Weib heim, eine treue Lebensgefährtin durch Leid und Freud:

„Geteilte Freud' ist ja doppelte Freud',
Geteiltes Leid ist ja halbes Leid,
Und die Liebe, sie wachset im Tragen. —"

In Böblingen, so sagt ein berufener Schilderer von Geroks Lebenslauf, bildete sich zuerst die eigentümliche Art und Weise aus, die wir an seinen Predigten verehren und bewundern: die Gabe streng logischer Gliederung, gedanken- und bilderreicher, jedermann verständlicher und für jedermann anziehender Ausführung. Schnell zog sich der junge Prediger seinen Hörerkreis heran, und nichts ist vielleicht bezeichnender für die Verehrung, welche ihm schon damals entgegengebracht wurde, als der Ausspruch jenes einfachen Dienstmädchens, welches beim Verdingen an eine neue Herrschaft die Bedingung stellte: Aber wisset Se, Sonntag nachmittag da muß i frei sin und mein Gerökle han — net wohr?

Nach siebenjährigem Wirken in der kleinen Provinzstadt wurde Gerok nach der Residenz berufen, um den ganzen Rest seines in stiller, segensreicher Arbeit dahinfließenden Lebens in ihr zu verbleiben. Treulich hat er seinem Stuttgart gehalten, was er sang:

„So will ich dir zu Lieb' und Lohn
Gern meine Tage weih'n
Und lebenslang dein treuer Sohn,
Dein guter Bürger sein."

Von Sprosse zu Sprosse stieg er inzwischen auf der Leiter der Ämter und Würden aufwärts — wir brauchen die einzelnen Stufen hier nicht aufzuzählen. Mit den äußeren Würden zugleich mehrte sich dem gefeierten Manne auch das häusliche Glück: eine Schar züchtiger Kinder wuchs ihm heran und gedieh zu seiner Freude. Wohl traf ihn 1866 ein harter Schlag. Einer seiner Knaben wurde ihm durch einen plötzlichen Tod entrissen. Damals fand er, ein echter Dichter für seinen Schmerz, den rechten Ausdruck in dem herrlichen, ergreifenden Gedicht:

„Nun kommen die Knaben in fröhlicher Schar
Der dumpfigen Schule entsprungen,
Mit lachendem Munde, mit wehendem Haar:
Gott grüß' euch, ihr köstlichen Jungen!
Wohl sah ich manch liebes, bekanntes Gesicht,
Das liebste von allen, ich find' es doch nicht —
Sie blühen und wachsen so munter,
Mein Herzblatt ist nimmer darunter.

Nun geh' ich im Hause wohl ein und wohl aus,
Brauch' nimmer am Bettlein zu wachen,
Doch scheint mir so öd und so stille das Haus,
Ich höre ja nimmer dein Lachen,
Ich höre ja nimmer treppab und treppauf
Des fröhlichen Knaben geflügelten Lauf,
Ich wandle durch alle die Zimmer,
Mein Herzblatt finde ich nimmer!"

Im Jahre 1868 wurde Gerok endlich durch seinen König auf diejenige Stelle berufen, welche er mit immer wachsendem Erfolge bis zu seinem Tode ausfüllte: zum Oberhofprediger und Prälaten und damit zum Seelenhirten der Gemeinde, die um den königlichen Hof als Mittelpunkt sich scharte. Hier hat er, derselbe im fürstlichen Schloß, wie in der ärmlichsten Hütte, derselbe auf der Kanzel, wie am Sterbebett, immer voll Güte und Milde, voll tröstender Beredsamkeit und voll warmen Mitempfindens noch 21 Jahre gewirkt. Wer in Stuttgart lebte, kannte ihn und verehrte ihn — selten nur genügte die kleine Hofkapelle der Schar der andächtigen Zuhörer, und oft mußten Hunderte und Aberhunderte an den Thoren umkehren, ohne seine milde und doch volle Stimme, ohne seine geist- und schwungvollen, wahrhaft herzerhebenden Worte vernehmen zu können.

Weithinaus in alle deutschen Lande aber war indessen sein Ruf als Prediger gedrungen. Seit Jahrzehnten vielleicht gab es

keinen Kanzelredner, dessen Predigtgabe gleich bewundert wurde, der so wie Gerok zu ergreifen, zu erwärmen, zu erwecken wußte. Seine gedruckten Predigten haben, in unzähligen Exemplaren verbreitet, auch unzählige Herzen in Nord und Süd, in Ost und West unseres Vaterlandes und weit über dessen Grenzen hinaus überall da, wo deutsche Mütter ihren Kindern mit den Lauten der Muttersprache frommen Glauben lehren, erhoben, belehrt und erbaut. Er verstand es, wie kaum ein zweiter, klar, für jedermann verständlich und anregend für Gebildete und Ungebildete zu sprechen und zu schreiben. Ein wahrhaft poetischer Hauch weht durch seine Predigten, eine nie versiegende Fülle von Bildern stand ihm zur Verfügung — bezeichnend für seine Bescheidenheit aber ist es, daß er niemals auch nur einen Vers, den er selbst gedichtet, in seine Predigten einflocht.

Wahrlich, es ist ein herrlicher Beruf, Verkündiger des Wortes Gottes zu sein, und eine wunderbare Gottesgabe, so recht eindringlich, so recht liebevoll, so recht tröstend zu den Herzen sprechen zu können!

Das Bild des ehrwürdigen Predigers aber wird harmonisch ergänzt durch das Bild des Dichters, sagt treffend H. Masopp, einer der besten Biographen des verehrten Mannes. Wie in seinen Predigten, so ist auch in seinen zahlreichen Liedern die Grundstimmung eine wahre, tiefe, echte Frömmigkeit. Auf diesem festen Grunde wurzelnd überschaute sein Dichtergemüt alle die weiten Gebiete des vollen Menschenlebens: Natur und Kunst, Vaterland und Politik — nichts blieb seiner Muse fremd. Und tritt er uns in seinen religiösen Liedern als der ernste Sänger entgegen, wohl vergleichbar den Psalmisten des Alten Testaments, so sehen wir ihn in seinen geschichtlichen Dichtungen als anmutigen, fesselnden Erzähler; spricht aus seinen Gedichten zur Feier vaterländischer Ereignisse die echte Flamme eines heiligen Patriotismus, so blitzt ihm bei den harmlosen Sprüchen und Liedern, die das Menschenleben zum Vorwurf haben, oft ein schalkhaft heiterer Humor aus dem Auge. In allem war er eben eine ganze Persönlichkeit, an der nichts Halbes uns stört.

Habt ihr auf dem Tisch eurer Mutter Geroks „Palmblätter" nicht gesehen? Hat sie euch nie eins jener herrlichen, formvollendeten, gedankenreifen Lieder vorgelesen, in denen er an Worte und Stätten aus der heiligen Schrift anknüpfend, aus dem unerschöpf-

lichen Bronnen eines tiefempfindenden Dichterherzens Liebe und Vergebung, Trost und Erholung schöpft?

„Palmblätter sind's, im Morgenland gepflückt,
Wo gern mein Geist gewandelt unter Palmen,
Und fernher oft im Windeshauch entzückt
Den Widerhall vernahm von Davids Psalmen.

Palmblätter sind's zum Gruß für meinen Herrn,
Und streift im Gehn sein Mantelsaum an ihnen,
Dann welken sie zu seinen Füßen gern,
Indes ihm rings viel Tausend schönre grünen."

Die Palmblätter sind, darf man wohl sagen, wunderbare Predigten in Versen: heilige Worte des Alten und Neuen Testaments legen sie uns aus, an heilige Tage des Kirchenjahres gemahnen sie uns. Es ist der Gottesmann und der Dichter zugleich, der aus ihnen spricht.

Kennt ihr nicht Geroks „Pfingstrosen"?

„Pfingstrosen sind's, erblüht in einem Garten,
Der schönste war's auf weiter Erdenflur,
Nun suchst umsonst auf allen Länderkarten,
Du seiner seligen Gefilde Spur; —
Pfingstrosen sind's. Ein Hirt hat sie gepflückt,
Indes er weidend seiner Herde pflag,
Er bringt sie heim, weil er sich dran erquickt,
Ob noch ihr Duft ein Herz erfreuen mag."

Und nun geht zur Bücherei des Vaters und sucht euch Geroks „Deutsche Ostern", jenen herrlichen Liederkranz, mit dem er 1871 die Heldenthaten unserer Tapferen auf fränkischem Boden umwand und unser neues deutsches Reich und seine Helden feiert:

„Kein römisch Reich, ein deutsches ist erstanden,
Nicht Krieg bedeutet's, Frieden bringt's den Landen.
Euch Kindern Heil! Will's Gott, ihr sollt's erfahren:
Die Welt ist schön und noch des Lebens wert,
Werd' ich doch wieder jung in grauen Haaren,
Weil mir mein Gott noch diesen Tag beschert,
Weil mir gereift in meines Herbstes Jahren,
Was meiner Jugend kühnster Traum begehrt:
Und ruft mein Herr, will ich im Frieden gehen,
Dieweil ich meines Volkes Heil gesehen!"

Nicht an uns ist es, hier dem Dichter auf allen seinen Pfaden zu folgen, allen seinen Werken nachzugehen. Gerok blieb auch in seinem poetischen Schaffen, bei aller Wandelungsfähigkeit im einzelnen

sich selber gleich: gleich blieb sich die formvollendete Gestalt seiner Dichtungen, gleich ihr von Herzen kommender, zum Herzen sprechender Gehalt, gleich blieb sich die milde, echt christliche Denkungsart, gleich die Freude am Schaffen seiner Mitmenschen, gleich die Freude an der Natur. Wie herrlich klingt sein Hymnus: „Entzückung am Meere" aus:

„Und nun auch über des Oceans Flächen
An der Nordseeinsel entleg'nem Gestade
Läuten sie mir wieder
Die Glocken der unsichtbaren Kirche,
Des ewigen Doms,
Den der Allmächtige
Selber gebaut,
Und rufen sein Lob
Hin über die trotzige
Heidnische See,
Und tragen seines Namens Ehre
Rings um des Erdballs
Rollendes Rund,
Und jubeln laut
Durch Wogengebraus
Und Windsgeräusch:
Sein ist die Erde
Und sein das Meer,
Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und die Feste verkündigt seiner Hände Werk:
Halleluja!"

Die Jahre kamen und gingen: Den ehrwürdigen Prälaten fanden sie allzeit als den alten, ewig jungen! Wohl pochte dann und wann eine Krankheit an seine Thür, aber sein gesunder Körper und sein frischer Geist überwand sie leicht. Die hohe Gestalt blieb ungebeugt, sein Schaffen das gleiche frohe und innerlich zufriedene, wahrhaft segensreiche. An der Seite der geliebten Gattin, von zahlreichen Kindern und Enkeln mit liebender Sorgfalt umgeben, verehrt von allen, die ihn kannten, trat er in das Greisenalter ein. Und wenn irgend einer unserer Zeit, so wußte er des Alters Sorgen mit Ergebung zu tragen, des Alters Ehren und Freuden so recht herzlich zu genießen:

„Siebzig Jahr ein Greis — Tag ist nicht mehr heiß.
Erst am stillen, kühlen Abend
Wehn die Lüfte rein und labend,
Drum nach des Tages Schwüle
Freun wir uns der Abendkühle.

Siebzig Jahr ein Greis — doch nicht matt im Fleiß!
Wenn wir Großes nicht vollbringen,
Etwas wird uns doch gelingen,
Weil wir leben, laßt uns streben,
In der Arbeit steht das Leben!"

In der Arbeit steht das Leben! Dem ehernen Grundsatz ist er treu geblieben, bis der Herr der Heerscharen ihn abberufen zu einem besseren Dasein, bis er — gottergeben, wie er gelebt — hinüberging in Frieden, in die Ewigkeit!

Am 14. Januar 1890 schied Karl Gerok von uns. Vor Jahren hatte er am Sarge eines Freundes es ausgesprochen, welch schöner Tod es sei, ohne lange Leidenszeit aus dem Leben zu scheiden, „wie das Blatt gleichsam, welches der herbstliche Wind spielend der Baumkrone entführt". Solch ein Tod, schmerzlos und sanft, war ihm beschieden.

Die Liebe und Verehrung, die ihn durch das Leben geleitet, standen trauernd an seinem Grabe, Liebe und Verehrung bleiben ihm in Millionen Herzen erhalten.

Wohl dem, der in seiner Mitlebenden Herzen eine Saat zu säen weiß, die also herrlich aufgeht und zur überreichen Ernte heranreift!

August von Goeben.

Vom spanischen Karlistenlieutenant zum deutschen Heerführer.

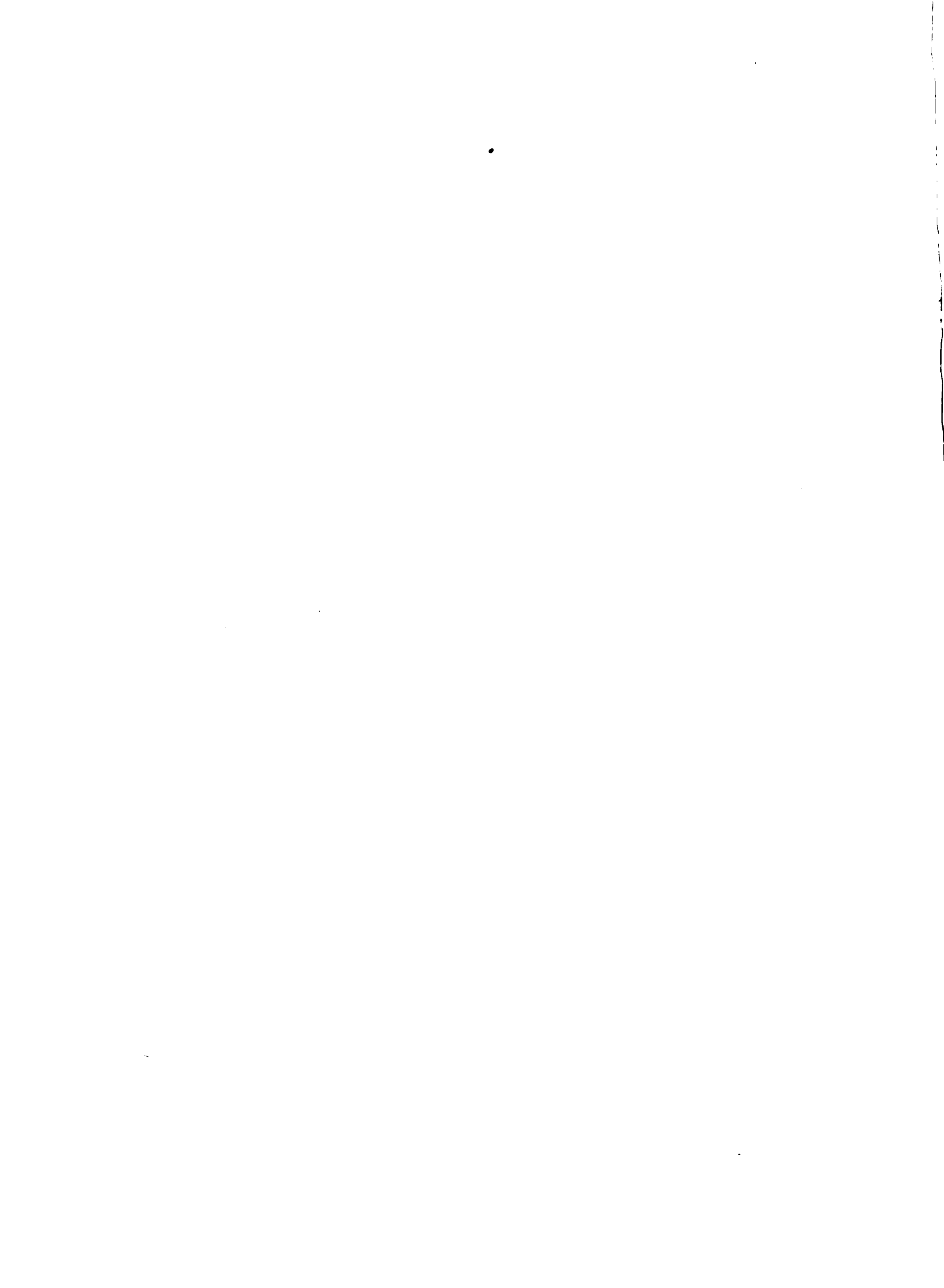
August Carl Friedrich Christian von Goeben, der große preußische General, ist nicht auf preußischem Stammlande geboren. Gleich dem trefflichen Scharnhorst, dem Wiederaufrichter des preußischen Heeres nach den Niederlagen von Jena und Auerstedt und dem unglücklichen Frieden von Tilsit, stammt er aus dem ehemaligen Königreich Hannover. Die Goebens sind eine uralte hannoversche Familie — wer sich in seinen Freistunden vielleicht mit Heraldik (Wappenkunde) beschäftigt hat, dem ist wohl auch ihr Wappen, der silberne Baumstamm im blauen Schilde, und ihr schöner Wahlspruch: „Prudenter et simpliciter“ — „Einsichtsvoll und schlicht“ bekannt geworden. Ein Wahlspruch wahrlich, den unser Held Zeit seines thatenreichen Lebens gar trefflich bewahrheitete.

In der kleinen Stadt Stade wurde August von Goeben am 16. Dezember 1816 geboren. Sein Vater war ein alter Soldat von gutem Schrot und Korn; er hatte in Portugal und Spanien, zuletzt auch bei Belle-Alliance unter Lord Wellingtons ruhmvollen Feldzeichen gefochten, war dreimal schwer verwundet worden und endlich, kurz vor der Geburt seines ältesten Sohnes, unsres August von Goeben, als Major in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

Von der frühen Jugendzeit unsres Helden wissen wir nicht allzuviel — das wenige indessen, was wir wissen, ist sehr interessant. Er galt als ein schweigsamer, stiller, aber sehr begabter und fleißiger Knabe, in dessen Charakter sich frühzeitig eine große Festigkeit ausprägte. Freundschaft schloß er mit wenigen, diesen aber hielt Goeben sie bis zum Tode. Selten, so wird erzählt, beteiligte er sich als Kind an den Spielen seiner Brüder und Altersgenossen; wenn er es that, so nahm er stets die Partei der Schwächern und beherrschte bald alle. Vergebens aber kämpften die Eltern gegen seine sonstige Schüchternheit an; weigerte er sich doch sogar entschieden, am Tanzunterricht teilzunehmen. Noch in späteren Jahren behauptete er, daß er nicht ohne Herzklopfen mit ihm nicht näher bekannten Damen sprechen könne.



August v. Goeben.



Trotz dieser Schüchternheit aber zog es ihn schon in den Kinderjahren mit Allgewalt zu dem militärischen Beruf hin. Nichts Schöneres gab's für ihn, als zu den Füßen des Vaters zu sitzen und dessen Erzählungen von den Heldenthaten Lord Wellingtons, von dem bunten, an Freud und Leid reichen Kriegsleben zu lauschen. „Soldatenbücher" standen allemal auf den Wunschzetteln, welche die Kinder vor dem schönen Weihnachtsfest ausschreiben mußten, und als er älter wurde und das Gymnasium besuchte, fand er bald Zeit und Gelegenheit auch zu ernsteren kriegsgeschichtlichen Studien. Da erwärmte sich sein Herz denn für die Thaten des alten Fritz, des großen Preußenkönigs, er schwärmte für Ziethen und Seydlitz und für den wackeren Marschall Vorwärts, den kühnen Blücher. Preußen, dieser echte Soldatenstaat, der durch seine tapferen und klugen Fürsten, durch sein treffliches, immer schlagfertiges Heer sich aus kleinen Anfängen zu Ehre und Macht emporgearbeitet hatte, das war ein Land nach seinem Herzen. Als dann die Wahl des Lebensberufs an ihn herantrat, da zögerte er keinen Augenblick: „Ich will und muß preußischer Offizier werden!" meinte er, und nach kurzem Zögern gab der Vater seine Zustimmung. Das große, kraftvolle preußische Heer bot einem strebsamen Jüngling ja eine ungleich reichere Zukunft, als die kleine Armee des engeren Vaterlandes Hannover.

So trat August von Goeben denn im Herbst 1833 in das zu Neu-Ruppin garnisonierende 24. Infanterie-Regiment ein und wurde, dank seiner Tüchtigkeit und seiner vortrefflichen Führung, schon im nächsten Sommer zum Portepeefähnrich und bereits 1835 zum Sekondelieutenant ernannt. Er wird uns in jener Zeit als ein schlanker, hochaufgeschossener junger Mann geschildert, der trotz anscheinender Schwächlichkeit einen überaus zähen, allen Anstrengungen gewachsenen Körper besaß. Seine Gesichtszüge waren ausdrucksvoll, die Stirn breit und hoch, das Auge klar und ruhig, aber leider etwas kurzsichtig. Einsicht, Milde und Festigkeit leuchteten in seinem Antlitz.

Mit größtem Eifer widmete er sich seinem Dienst und weiteren militärischen Studien. Diese letzteren führten ihn bald auf die Beschäftigung mit jenen eigenartigen Kriegsereignissen, welche damals die spanische Halbinsel schwer erschütterten. Um die Nachfolge auf den spanischen Königsthron stritten sich zwei Parteien: die Anhänger der Königin-Regentin Christine, die Christinos, und die Verteidiger der Rechte des Don Karlos, die Karlisten. Während für jene

besonders die Städte und der größere Teil des aktiven Heeres eintraten, sah ein großer Teil der Bewohnerschaft des flachen Landes, zumal der nördlichen Provinzen, in Don Karlos den berufenen Vertreter der alten monarchischen Herrschaft. Seit drei Jahren schon zerfleischte infolgedessen ein mit der größten Erbitterung geführter Bürgerkrieg das unglückliche Land.

In Goebens Heldenseele erwachte, als er von jenem Kriege las, eine unwiderstehliche Kampfslust. Er begeisterte sich für die Sache des Don Karlos, die in seinen Augen zugleich die Sache des unterdrückten Rechts war; mit Gewalt zog es ihn aus den friedlichen Verhältnissen des Vaterlandes, aus dem Einerlei des Garnisondienstes nach den vom Getöse der Waffen erfüllten Gebirgsthälern Spaniens. Schließlich rang sich ein endgültiger Entschluß in seiner Seele durch. Er beschloß, in der kleinen karlistischen Armee thätigen Anteil am Kriege zu nehmen und erbat und erhielt im Februar 1836 die Entlassung aus dem preußischen Heeresdienste.

Kaum hatte er den Abschied in der Tasche, so trat er seine Reise an. Über Paris begab er sich nach Bayonne an der spanischen Grenze und überschritt, in die einfache Tracht eines Bauern gehüllt und von Schleichhändlern geführt, die unwegsamen Felsenthäler der Pyrenäen. Endlich in einem kleinen Dorf traf er auf zwei karlistische Compagnien und wurde von deren Offizieren artig empfangen. Der Anblick dieser Tapferen machte einen tiefen Eindruck auf sein Soldatenherz. Durch Jahre hindurch hatten sie bereits den Heldenkampf gegen die Überzahl bestanden und in allen spanischen Provinzen, von den baskischen Felshängen bis zum Gestade des Mittelmeers, den Ruf ihrer Waffen verbreitet; der Zauber ihrer Königstreue schien sie unbesiegbar zu machen. Und doch deckten die Überreste eines blauen Rockes kaum ihre kräftigen Glieder, in abgenutzten Halbsandalen steckten die Füße, an ihrer Seite hing oft scheidenlos das scharfe Bajonett, und statt des Tornisters trugen sie einen schlichten Beutel auf dem Rücken.

In der nächsten Zeit wurde Goeben zu Don Karlos — dem König Karl V., wie er sich nannte — geleitet und erhielt eine Anstellung als Lieutenant im Generalstab; bald auch erfüllte sich sein Wunsch, die Kugeln der Christinos pfeifen zu hören, und bei der ersten Erkundung der feindlichen Stellung staunten die Karlisten bereits über die „nordische Tollheit“, mit welcher der ehemalige preußische Lieutenant sich dem feindlichen Feuer aussetzte.

Nur zu schnell indessen sollte sein Wagemut ihn ins Verderben führen. Schon am 11. Juli wurde ihm, als er im Begriff stand, einen Befehl zu überbringen, das Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst wurde verwundet und fiel in Gefangenschaft. Am Nachmittag des Tages aber gelang es ihm zu entkommen, es glückte ihm in der Dämmerung sogar, dank der Ähnlichkeit seiner Uniform mit der feindlichen, in einem Boot, in welchem bereits ein Offizier der Christinos saß, den Fluß zu überschreiten, welcher die beiden Linien trennte — von den feindlichen Vorposten wurde er schließlich dennoch wieder festgenommen.

Es war eine verzweifelte Lage. Nach dem spanischen Kriegsbrauch hatte der entflohene Gefangene Todesstrafe verwirkt. Am nächsten Morgen sollte er erschossen werden — da rettete ihn in letzter Stunde der Umstand, daß er kein geborener Spanier war. Aber er kam in schwerste Haft. Alle seine Habseligkeiten wurden ihm genommen und, als die Gefangenen weiter transportiert wurden, wies man ihm meist die fürchterlichsten Gefängnisse zu: „unterirdische, stinkende Löcher ohne Fenster und Luftzug," schrieb er später selbst, „voll Qualm und Rauch und Ungeziefer, vollgepfropft mit den niedrigsten Verbrechern."

Nach elfmonatlicher Gefangenschaft glückte dem Kühnen endlich ein zweiter Fluchtversuch. Er sprang, während seine Wächter schliefen, aus dem Fenster des oberen Stockwerks eines Gebäudes, in dem man ihn untergebracht hatte. Einen Augenblick lag er nach der verzweifelten That besinnungslos. Dann erwachte er mit heftigen Schmerzen im Arm und in der Schulter, er hörte im Gefängnis Geschrei und Lärm, sprang auf, eilte dem nahen Ebro zu und warf sich in den Strom! Hinter ihm pfiffen die Kugeln her, aber er erreichte mit äußerster Anstrengung das linke Ufer.

Er war frei und empfand im vollsten Maße die Wonne dieses Gedankens. Indessen wußte er zunächst nicht, wo er war, ja er mußte in jedem Augenblick fürchten, von einer verfolgenden Streifpartie aufgehoben zu werden. So entdeckte er sich denn einem auf dem Felde arbeitenden, greisen Bauern, und dieser lieh ihm seinen Beistand. Eine Stunde später saß er in dessen niedrigem Häuschen und labte sich an einem Becher Wein. Dann bestiegen er und sein biederer Wirt Maultiere und ritten auf Estella zu, wo sie endlich karlistische Truppen fanden.

Mit offenen Armen empfangen, wurde Goeben als Anerkennung für sein mutiges Verhalten sofort zum Premierlieutenant

befördert und aufs neue dem Generalstab zugewiesen. Daß er dieser Auszeichnung würdig war, bewies er schon vier Tage später, als er an der Spitze einer Sturmkolonne mit Leitern die Mauern der festen Stadt Peralta überstieg, die Wachen überwältigte und die Thore den außen harrenden Karlisten öffnete.

Die kühne, von furchtloser Kaltblütigkeit zeugende That wandte aller Augen auf ihn. Als kurz darauf von dem Karlistenheere ein kleines Corps abgezweigt wurde, um unmittelbar auf die Hauptstadt, auf Madrid, zu marschieren, wurde er diesem als Generalstabsoffizier beigegeben und fand dabei aufs neue Gelegenheit sich auszuzeichnen. Es handelte sich wiederum um die Wegnahme einer Festung, der Stadt Lerma nämlich. Die Anordnungen zum Angriff waren dem jungen preußischen Offizier übertragen, und so ritt denn Goeben, seiner Kavallerie-Abteilung weit voraus, auf die Stadt zu. Unmittelbar vor dem Thor traf er auf weit überlegene feindliche Reiter und rettete sich, heftig verfolgt, nur durch einen Ritt auf Leben und Tod. Schon war er dicht bei seiner Abteilung, da wandte sich diese zur Flucht — er aber, kaum daß er das erste Schwanken unter seinen Leuten wahrnahm, riß sein Pferd herum, sprengte voll Verwegenheit auf den feindlichen Führer ein und riß so seine Mannschaft zu einer siegreichen Attacke fort, welche die Christinos zurückwarf und erst unter den Mauern der Stadt endete. In der nächsten Nacht schon überfiel er dann die Festung, drang bis zur Citadelle vor und wurde schließlich nach dreitägigem, harten Ringen Herr der Stadt. Der obere Führer des karlistischen Corps, General Zariategni, war zuerst über das dreiste Vorgehen seines Generalstabsoffiziers sehr ungehalten. Er erteilte ihm mit einem scharfen Verweise Stubenarrest, kündigte ihm aber schon nach einer Viertelstunde seine Freilassung an und schenkte ihm zugleich ein prachtvolles Fernrohr, „damit er in Zukunft den Feind besser aus der Ferne beobachten könne“.

Zweimal wurde der inzwischen zum Hauptmann beförderte Goeben im Lauf der nächsten Monate verwundet, zum zweiten Male so schwer am Oberarm, daß er, während die karlistischen Truppen nach einem unglücklichen Gefecht den Rückmarsch fortsetzten, mit anderen Blessierten in einem kleinen Dorf zurückbleiben mußte. So fiel er wiederum in die Hände der Christinos. Einrückende Dragoner mißhandelten die wehrlosen Verwundeten, auch Goeben wurde, wie seine Kameraden, entkleidet und, da sich bald heraus-

stellte, daß er nicht marschieren konnte, auf ein mit Ballen hochbeladenes Maultier gehoben. Jeder Schritt desselben verursachte ihm fürchterliche Schmerzen; dazu gesellte sich quälender Hunger und zunehmende Schwäche. Auch das Tier war schwer ermüdet, konnte nur durch Kolbenstöße der Eskorte fortgebracht werden, glitt auf einem schmalen Fußpfade schließlich aus — Goeben stürzte herab! Der eine entsetzliche Schrei, den der Unglückliche ausstieß, machte selbst die rohen Mannschaften der Eskorte erbeben: er war auf den zerschmetterten Arm gefallen und lag besinnungslos am Boden. Aber der Marsch mußte fortgesetzt werden. Rücksichtslos wurde Goeben auf den Rücken eines andern Maultiers gesetzt, und es vergingen noch lange qualvolle Stunden, ehe er in einem überfüllten, schmutzigen Lazarett Aufnahme fand. Die Ärzte wollten den Arm amputieren, aber er weigerte sich standhaft und nach vier schrecklichen Monaten konnte er endlich das Lazarett — mit einem Gefängnis vertauschen. Die gefangenen karlistischen Offiziere unterlagen wiederum einer geradezu entsetzlichen Behandlung. Der Bürgerkrieg hatte die niedrigsten Leidenschaften entflammt, man begnügte sich nicht damit, die Kriegsgefangenen in die elendsten unterirdischen Kerker einzuschließen, sie hungern und dürsten zu lassen, man verlangte ihr Blut. Zweimal wurden je zehn Offiziere ausgelost, um erschossen zu werden — zweimal zog Goeben das Stückchen Papier, welches über Tod und Leben entschied, und zweimal schlug es zu seinem Gunsten.

Im Hochsommer des Jahres 1839 wurde Goeben endlich ausgewechselt, er erhielt seine Freiheit zurück. Aber er hatte entsetzlich gelitten. Seine hohe Gestalt war durch Leiden und Entbehrungen aller Art abgezehrt; aus seinen blassen Wangen sprachen die Spuren des Elends, und er hatte seine durch die lange Kerkerhaft schwer geschädigten Augen mit einer Brille schützen müssen, die er seitdem nie wieder entbehren konnte. Irre ich nicht, so war er seiner Zeit der einzige preußische General, der eine Brille trug.

Von hunderten hätte sich unter diesen traurigen Verhältnissen wohl kaum einer zum Weiterdienen entschlossen, aber Goeben wollte die Sache, der er einmal seine Kräfte geweiht, nicht verlassen. Er meldete sich bei dem karlistischen Oberfeldherrn Cabrera aufs neue zum Eintritt; schon in dem nächsten Kampf stellte er sich unaufgefordert wieder in die vorderste Reihe der Stürmenden und nahm im kühnen Anlauf den Hauptstützpunkt der feindlichen Stellung. Zog der junge Offizier so die allgemeine Bewunderung auf sich,

so fiel dafür die Ungnade des Generals auf ihn, weil er nach dem geglückten Sturm seine Leute verhinderte, die Verwundeten und Gefangenen niederzumetzeln. Für die deutsche Ritterlichkeit dem wehrlosen Feinde gegenüber, für die Forderungen der Menschlichkeit war selbst den höheren spanischen Führern in dem erbarmungslosen Bürgerkriege jedes Verständnis verloren gegangen.

Trotz aller einzelnen Heldenthaten ging es inzwischen mit der karlistischen Sache zu Ende. Bis zuletzt aber hielt Goeben treu bei der Fahne, zu der er geschworen, aus. Schließlich, Ende Juni 1840, als jede Hoffnung geschwunden war, begab er sich nach Teruel und verschaffte sich hier einen Paß, um sich in die Heimat einzuschiffen. Der Kelch seiner Leiden war indessen noch nicht geleert. Auf dem Marsch zum nächsten Hafen wurde er von Meuchelmördern überfallen und durch einen Pistolenschuß wiederum schwer verwundet. Mit Zurücklassung aller seiner Habseligkeiten mußte er die Flucht ergreifen und erreichte endlich, von Blutverlust und Schmerzen erschöpft, die Thorwache der Stadt, die er kaum verlassen. Als er dann schließlich, nach sechswöchentlichem Krankenlager, im stande war, wieder aufzubrechen, hatte er kaum die allernotwendigsten Mittel zur Reise: er marschierte zu Fuß bis zur Grenze, Brombeeren, die er am Wege fand, waren tagelang seine einzige Nahrung, und fast jede Nacht brachte er, da er keine Herberge bezahlen konnte, unter freiem Himmel zu. Am 15. August erreichte er endlich, Gott im innersten Herzen dankend, die französische Grenze und kam damit wenigstens wieder in den Bereich geordneter politischer Verhältnisse.

Es klingt fast unglaublich, was nun geschah, und doch liegen Goebens eigene, über jeden Zweifel erhabenen Berichte über seine Abenteuer aus jenen Tagen vor: als er sich, von allem entblößt, an der Grenze bei den Behörden meldete, stellte man ihm das Ansinnen, entweder in die französische Fremdenlegion einzutreten oder, wie etwa ein wandernder Handwerksbursche, mittelst Zwangspaß — per Schub, pflegt man bei uns zu sagen — nach Deutschland gebracht zu werden. Zum Glück wählte Goeben das letztere und so mußte er denn im langen Fußmarsch von den Pyrenäen bis zum Rhein wandern, wobei ihm von Ort zu Ort die Polizei ein kleines Zehrgeld auszahlte. Als er aber die deutsche Grenze überschritten hatte, hörte selbst die kurz bemessene Unterstützung auf — im Heimatlande war er gezwungen, wieder wie in Spanien im Freien zu nächtigen und sich mit dem von den Chausseebäumen

abgefallenen Obst zu ernähren. Krank und ausgehungert, ein Schatten einstiger Frische, gelangte er endlich nach Hannover, zu den Seinen!

Das waren die prüfungsreichen Jugendabenteuer unseres großen Generals: vier Jahre, in denen er viel erlitten, schweres mit Mannesmut ertragen, aber auch viel gelernt hatte. In Gefahren bewährt und gestählt, war er ein ganzer Mann geworden. Wenn ihm auch als äußere Errungenschaft seiner kriegerischen Thaten nur der leere Titel eines „karlistischen Oberstlieutenants a. D.“ blieb, so war doch, was er erlebt, nicht verloren: die Mannestüchtigkeit und die Kriegserfahrung, die er erworben, blieben sein unvergängliches Eigentum.

Während der kurzen Muße, die er sich nach seiner Rückkehr gönnte, schrieb er ein treffliches Werk über seine Erlebnisse in Spanien. Das Buch machte durch die Gediegenheit seines Inhalts und die Klarheit der Darstellung allgemeines Aufsehen und lenkte auch die Aufmerksamkeit des Prinzen von Preußen, unseres späteren sieggekrönten Kaiserkönigs Wilhelm, auf den jungen Offizier. Der scharfe Blick des großen Monarchen, der stets talentvolle Männer richtig zu erkennen und an die rechte Stelle zu setzen wußte, bewährte sich auch hier — ihm ist es zu danken, daß Goeben, der sich bereits mit dem Gedanken trug, wieder ins Ausland zu gehen, unserem Heere und unserem Vaterland erhalten blieb. Auf seine Verwendung wurde der karlistische Oberstlieutenant im preußischen 8. Infanterie-Regiment angestellt und zugleich dem Generalstab überwiesen.

Mit seiner ganzen Schaffenskraft und Arbeitsfähigkeit widmete er sich jetzt seinem Dienst, und seine Tüchtigkeit fand auch hier schnell allgemeine Anerkennung. Es war ihm dann vergönnt, in dem kurzen Feldzug des Jahres 1849, in welchem Prinz Wilhelm die badischen Aufrührer niederwarf, als dessen Generalstabsoffizier und später — er war indessen längst zum Stabsoffizier befördert worden — von 1850 bis 1855 in dessem militärischen Stabe seinem zukünftigen König noch näher zutreten. Damals bildete sich ein wahrhaft herzliches Verhältnis zwischen den beiden seltenen Männern heraus, das auch äußerlich seinen Ausdruck fand, indem der Prinz ihm den Degen schenkte, welchen er selbst während des Feldzugs in Baden getragen hatte:

„Dem Oberstlieutenant v. Goeben
zum Andenken“

ließ der Prinz auf der scharfen Klinge eingravieren, welche der Beschenkte in allen späteren Feldzügen nicht von seiner Seite gelassen

hat. Goeben selbst bezeichnete jene Zeit, welche er in der näheren Umgebung des von ihm begeistert geliebten Prinzen verleben durfte, stets als die glücklichste seines vielbewegten Lebens.

Sein Spanien aber konnte Goeben doch nimmer vergessen, und niemand war glücklicher denn er, als ihm im Jahre 1859 der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, an der Spitze mehrerer preußischer Offiziere einem Kriegszug der spanischen Armee gegen den Sultan von Marokko beizuwohnen. Das war eine doppelte Freude: das schöne Land seiner Jugendabenteuer wiedersehen, ja sogar den Boden Afrikas kennen lernen und wieder Kugeln pfeifen hören! Was konnte er sich Schöneres wünschen.

In seinen „Reise- und Lagerbriefen“ hat uns Goeben selbst eine köstlich frische, von scharfer Beobachtungsgabe zeugende Beschreibung jener Tage überliefert, während derer er zum zweitenmale in Spanien und dann bei dem spanischen Heere in Marokko weilte. Wie herrlich weiß er zu schildern und zu beschreiben:

„Wer Granada nicht sah, der hat nichts gesehen! So lautet der stolze Spruch der Granadiner, und wahr ist er: die Schönheit der Lage unmittelbar am Fuße der mächtigen Ausläufer des Gebirges mit dem schneegekrönten Hintergrunde der Sierra Nevada, die köstliche Vegetation, durch die Fülle der überall hervorsprudelnden Wasser bedingt, und dann das herrliche Königsschloß der Alhambra, das alles fesselt mit zauberischem Reiz. Hier begreift man wohl die schmerzliche Sehnsucht, mit der die vertriebenen Söhne Granadas nach der verlorenen Heimat zurückblickten. Noch jetzt ist ja drüben in Afrika die Erinnerung daran nicht erloschen. Granada ist dem Marokkaner das irdische Paradies, und ist ein Maure in düsteres Nachdenken versunken, so sagt man von ihm: er denkt an Granada!

Langsam stiegen wir die Terrassen hinauf bis zu einem Pavillon, von dem aus wir auf die Alhambra, auf die Stadt und über die reiche Landschaft bis zu den sie umsäumenden Bergketten hinabsahen; ein entzückender Blick! Wir umgingen dann die scheidende Schlucht, um zur Alhambra zu gelangen, und schon von fern her leuchteten durch das Grün des Gehölzes, mit dem die Hänge bedeckt sind, die von rotem Gestein errichteten Türme hervor. So traten wir denn ein in das tiefe gewölbte ‚Thor des Gerichts‘, in welchem der König seine öffentlichen Gerichtssitzungen abhielt. Über den hufeisenförmigen Eingang sieht man eine ausgestreckte Hand und einen Schlüssel eingegraben, jene ein

Talisman gegen den bösen Blick, wie sie noch jetzt im Orient vielfach gebräuchlich, der Schlüssel aber als Sinnbild der Erkenntnis und der Weisheit.

Dann nahm uns eine unansehnliche Thür auf und wir befanden uns mitten in den Wundern der Alhambra. Ich werde nicht versuchen, diese schon so oft geschilderten Marmorhöfe und Säulengänge nochmals zu beschreiben oder die reichen Gewebe der Arabesken, mit denen in mannigfachsten Formen und mit Sprüchen aus dem Koran wie mit den Wappen der Könige die Wände aller Räume durchflochten sind. Die Feder vermag doch nicht, auch nur annähernd einen Begriff zu geben von all dem Schönen und Bewundernswerten, welches dieser kleine Rest der einstigen Königsburg in sich schließt."

Über den Feldzug selbst ist nicht viel zu sagen. Der Oberst von Goeben ertrug als erprobter Feldsoldat die durch die Ungunst der Witterung und mangelhafte Verpflegung gesteigerten Anstrengungen des sich endlos hinziehenden Lagerlebens mit derselben Frische, wie es 22 Jahre vorher der junge Karlistenlieutenant gethan hatte, und als nach einigen Wochen endlich die Marokkaner angriffen, da erwachte in seiner Seele die alte Kampfslust und riß ihn wider Willen fort, sich in die vorderste Reihe der Fechtenden zu stellen. In allen Entscheidungsgefechten legte er, gleich den ihm unterstellten preußischen Offizieren, eine Tapferkeit an den Tag, über welche die spanischen Kameraden staunten und der sie eine ungesuchte Bewunderung entgegenbrachten.

„Möchte uns im Kampf für König und Vaterland unter den eigenen ruhmreichen Fahnen recht bald das höchste Glück beschieden sein!" Mit diesem Herzenswunsch hatte unser Held im Jahre 1863 das Vorwort seiner „Lagerbriefe" geschlossen, ohne wohl zu ahnen, wie nahe jenem die Erfüllung war. Kaum ein Jahr später stand der Generalmajor von Goeben wieder vor dem Feind, aber diesmal an der Spitze einer Brigade tapferer Westfalen, unter den geliebten schwarzweißen Feldzeichen. Es galt 1864 eine alte Ehrenschuld Deutschlands auszulösen, die meerumschlungenen Herzogtümer Schleswig und Holstein von dem langen, schwer empfundenen dänischen Joch zu befreien. Schulter an Schulter zogen noch einmal Österreich und Preußen unter des Feldmarschalls Wrangel, dann unter des Heldenprinzens Friedrich Karl Führung gegen den Feind, um in einem kurzen, glorreichen Winterfeldzug das teuere Land zwischen den beiden deutschen Meeren uns für immer zu gewinnen. Das

war ein Ziel nach Goebens Herzen: er wußte, was es bedeutete, als er vor den Schanzen von Düppel, um den Übergang nach Alsen für ein unterdrücktes, deutsches Brudervolk und für die preußische Waffenehre stritt! Der stolze Orden pour le mérite, den einst Friedrich der Große gestiftet, lohnte dem Tapferen seine Heldenthaten.

Nicht lange nach dem Friedensschluß erhielt Goeben das Kommando einer Division, und als zwei Jahre später der König wieder seine Krieger zu den Fahnen rief, um im Kampf mit Österreich und dessen Bundesgenossen Preußens Machtstellung in Deutschland endgültig zu sichern, da fehlte auch er nicht auf dem Platze. Seine Division war dabei, als auf dem Felde von Langensalza die hannoversche Armee sich nach braver Gegenwehr ergab, sie gewann als ein Glied der Mainarmee tapferen Anteil an den Kämpfen gegen die Bayern und Hessen. Er selbst aber bewährte sich nicht nur als Truppenführer, er scheute auch persönlich keinerlei Gefahr. „Gestern war das Geschützfeuer heiß," schrieb er einmal nach einem blutigen Gefecht in die Heimat. „Vater weiß, was das sagen will, wenn acht Batterien ihr Feuer gegen einen Punkt richten. Mehrere Male wurde ich über und über mit Erde beschüttet. Eine impertinente Granate schlug, als ich, das Pferd wechselnd, gerade zu Fuß war, zwei Schritt vor mir ein und — platzte nicht. Sie machte einen Sprung vorwärts, dicht an mir vorbei, und als sie aufgenommen wurde, zeigte es sich, daß der Zünder abgebrochen war. Du siehst, es soll mir gut gehen." Ein andermal aber berichtet er mit gutem Humor: „Ich habe spaßhafterweise heute in meinem Rock noch einen Granatsplitter gefunden. Leider hat der Racker mir einen großen Riß in den Rock gemacht!" — Nun, besser der Rock, als der Mann! Nicht wahr?

Es war eine schöne Zeit: jene vier dem blutigen Kriege von 1866 folgenden Friedensjahre, in denen Norddeutschland, den Groll des eben beendeten Bruderzwistes vergessend, sich unter den starken Fittichen des Hohenzollernadlers einte. Und daß diese Zeit nur kurz sein sollte, war nicht König Wilhelms Schuld! Frankreich war es, welches Deutschland, wie schon so oft, voller Übermut zu einem neuen Entscheidungskampf herausforderte und uns die Waffen in die Hand zwang. Aber es fand diesmal alle deutschen Stämme unter Preußens Führung geeint, es fand ein starkes, unwiderstehliches deutsches Heer vor, und wir, wir gingen mit begeisterter Siegesgewißheit in den Kampf!

In drei Armeen gliederte sich die zum Streit gegen den Erbfeind geeinte deutsche Heeresmacht: die I. Armee stand unter des tapferen Generals von Steinmetz Oberbefehl, die II., den stärksten Harst, führte der Prinz Friedrich Karl, die III. der Kronprinz Friedrich Wilhelm, unser späterer Kaiser Friedrich. Den Oberbefehl über alle drei Armeen hielt König Wilhelm in sicherer Hand. Zum erstenmal seit Jahrhunderten zog so Alldeutschland wieder einmal unter einem deutschen Fürsten, einem echten Oberfeldherrn, ins Feld.

Das rheinländische VIII. Armeecorps, welches General von Goeben kommandierte, war der I. Armee zugewiesen. Bei Spicheren holte er sich zu den alten Lorbeeren das erste, frische Reis. Er übernahm dort die Leitung der von allen Seiten auf dem Schlachtfeld zusammenströmenden Truppen und führte sie zum Sieg. „Das war unsere Schlacht und ein glänzender Sieg ist's!“ schrieb er am Tage nach der Schlacht nach Hause. „Und damit Adieu! Es wird alles gut gehen und unser liebes Preußen und unser Deutschland werden mit Ehren und Ruhm aus dem uns aufgedrängten Kampf hervortreten.“

Und so sollte es sein! Unser Goeben aber sollte seinen wackeren und wohlverdienten Anteil an all den Ehren und all dem Ruhm sich erringen!

Bei Spicheren von Teilen der I. und II. Armee, bei Weißenburg und Wörth von der III. Armee waren in kurzen, blutigen Einmarschkämpfen die beiden französischen Heeresteile geschlagen worden und gingen — die größere, sogenannte Rheinarmee unter Marschall Bazaine auf Metz, der kleinere Heeresteil unter Marschall Mac Mahon auf Chalons — zurück. Die drei deutschen Heere folgten den Gegnern auf dem Fuße. Unter den Mauern von Metz kam es zunächst Bazaine gegenüber zur Entscheidung. König Wilhelm selbst hatte den Oberbefehl übernommen, unter seiner und des Feldmarschalls Moltke Leitung wurde Bazaine durch das Gefecht von Colombey-Nouilly, dann durch die Schlacht bei Mars-la-Tour festgehalten, um endlich in dem heißen Ringen des 18. August, durch den Riesenkampf von Gravelotte und St. Privat, ganz unter die Wälle der Forts von Metz zurückgedrängt zu werden. Überall hatte Goeben mit seinen wackeren Rheinländern tüchtig mitgethan und leitete nun mit großer Umsicht in einem Teil des Einschließungsrings die Belagerung von Metz. In jene ernste Zeit fiel für ihn ein frohes Familienfest: er feierte, fern freilich der Heimat, aber von treuen Kameraden umgeben, den Tag seiner Silberhochzeit,

zu deren Verherrlichung ein poetisch angehauchter Adjutant ihm folgendes hübsche Gedichtchen darbrachte:

„Kanonendonner grüßt den Tag,
Gefangene bringt man ein:
So nur ein Fest Held Goebens mag
Würdig gefeiert sein.

Denn seines Lebens ganzes Ziel:
Ein Leben ohne Ruh',
So lange Gott ein Krieg gefiel,
Da schlug auch Goeben zu.

Bisweilen nur zur Winterzeit
Spinnt glücklich er sich ein:
Da starkt in deutscher Häuslichkeit
Des Feldherrn rastlos Sein.

Und die heut 25 Jahr'
Ihm solch Daheim gewebt,
Hat für den Helden — und fürwahr
Fürs Vaterland gelebt."

Metz fiel am 29. Oktober und Goeben, bereits die Brust mit den beiden eisernen Kreuzen I. und II. Klasse geschmückt, zog mit seinen Rheinländern unter General v. Manteuffels Führung nordwärts, um die Belagerungsarmee von Paris gegen die drohenden Vorstöße der französischen Nordarmee zu schützen. Bei Amiens und an dem Flüßchen Hallue schlug er in den beiden letzten Monaten des Jahres 1870 wacker auf den Feind ein, und auch bei Bapaume, am 3. Januar 1871, errangen sich die Rheinländer neue Ehren. Wenige Tage nach dieser Schlacht aber berief der Königliche Oberfeldherr den General v. Manteuffel, wie in dessen Lebensbild des näheren geschildert ist, von dem Oberbefehl über die Nordarmee ab und stellte General von Goeben an die Spitze sämtlicher in Nordfrankreich vereinigten deutschen Truppen.

So war denn aus dem Karlistenlieutenant ein selbständiger deutscher Heerführer geworden! Was Goeben in seiner Jugend erträumt, jetzt hatte es sich verwirklicht! Und mehr als das: gerade jetzt sollte es dem siegreichen, von seinen Truppen vergötterten Feldherrn vergönnt sein, noch einmal sein ganzes reiches militärisches Genie zum Ruhm des Vaterlands einzusetzen. Der thätige General Faidherbe, der Führer der französischen Nordarmee, hatte sein bei Bapaume geschlagenes Heer unter den schützenden Wällen und Forts der Grenzfestungen wieder einigermaßen in Ordnung gebracht; nicht unbedeutende Verstärkungen waren ihm zugeführt worden. Gegen Mitte Januar schon fühlte er sich zu einem erneuten Vorgehen fähig, hatte sich aber entschlossen, jetzt die Richtung seines Vorstoßes zu ändern: nicht mehr südwärts, wie bisher, sondern in südöstlicher Richtung wollte er vorgehen, um damit den rechten Flügel der ziemlich weit auseinandergezogenen Goebenschen Armee zu umgehen. Um dies Vorhaben zu verschleiern, ließ er

das Gerücht verbreiten, er werde demnächst Amiens angreifen, marschierte aber eilends mit seiner ganzen Macht auf St. Quentin. Goeben brachte jedoch frühzeitig genug in Erfahrung, was sein Gegner beabsichtigte; er durchschaute diesen scharfen Blicks und zögerte nicht, seinerseits zu handeln. Glaubhaft wird berichtet, der deutsche General habe zu den Offizieren seines Stabes just damals lächelnd gemeint: die französischen Strategen entwerfen stets weitaussehende und weitausgreifende Pläne, das Nächstliegende aber lassen sie aus den Augen; gerade so mache es jetzt auch Faidherbe wieder einmal, der eine denn doch nicht unwichtige Ziffer in seiner Rechnung außer Betracht lasse, ihn, Goeben nämlich, und seine Armee. Daß er den Bewegungen der Franzosen nicht mit gekreuzten Armen müßig zuschauen werde, müsse der französische General sich eigentlich doch selbst sagen. — Mit allem, was er zusammenfassen konnte, brach Goeben nach St. Quentin auf, versammelte sein kleines Heer am 18. Januar — an demselben Tage, an dem zu Versailles die deutschen Fürsten den König Wilhelm als deutschen Kaiser jubelnd begrüßten — und legte sich hier dem Feinde vor. Am nächsten Tage aber ging er selbst zum Angriff über. Dank seinen geradezu meisterhaften Anordnungen gelang es wiederum, die weit überlegene französische Armee völlig aufs Haupt zu schlagen — über 9000 unverwundete und 3000 verwundete Gefangene fielen in die Hände des Siegers. Mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes, jener seltensten aller kriegerischen Auszeichnungen, die nur an den Führer eines Heeres für eine selbständig gewonnene Schlacht verliehen werden darf, schmückte der dankbare Kaiser Goebens Brust.

Der Krieg war beendet, ruhm- und sieggekrönt kehrte der Held in die Heimat zurück. Aber Siege und Ruhm und Glück und Reichtum hatten ihn nicht verändert. Er blieb sich selber allzeit gleich. Schon aus dem Feldzug, als ihm in seiner Stellung als Armeeführer erhöhte Einnahmen zuflossen, hatte er seiner geliebten Gattin geschrieben: „Wir müssen anderen Freude machen, sonst haben wir gar kein Recht auf soviel Geld!“ Und immer trieb ihn die Erinnerung an die Not und das Elend, welches er selbst in Spanien erlebt, Kummer und Sorgen zu mildern, wo er sie nur finden konnte. Als er eines Tages im eifrigen Gespräch mit einem Begleiter an einem Bettler vorübergegangen war, kehrte er schnell um und beschenkte ihn reich: „Wem es so schlecht ergangen, wie mir, der darf keinen Armen am Wege stehen lassen!“ sagte er. Dies ist nur ein Zug der Herzensgüte des Generals unter

den unzähligen, die unvergessen bei den Notleidenden sein werden, denen er in freigebigster Weise geholfen.

Noch zehn Jahre nach dem Feldzug war es ihm vergönnt, an der Spitze seines Armeecorps zu stehen. Immer aufs neue ausgezeichnet von seinem Allerhöchsten Kriegsherrn, geliebt von seinen Untergebenen, verehrt von dem ganzen deutschen Volke, entfaltete er auch im Frieden jene seltene Tüchtigkeit, die er im Kriege so oft bewährt hatte: er war das Musterbild eines hohen Offiziers. Von vorübergehenden Krankheiten abgesehen, schien er sich einer bewundernswerten Frische zu erfreuen, da erkrankte er plötzlich im November 1880 an der unheimlichen Diphtheritis, zu der sich bald die Kopfrose gesellte. Es ging zu Ende: er wußte, daß er sterben müsse, und erwartete den Tod, dem er in seinem vielbewegten Leben so oft furchtlos ins Auge gesehen, wie ein Mann in des Wortes schönster Bedeutung, in der festen, glaubensvollen Zuversicht auf ein Wiedersehn mit all seinen Lieben.

Am Abend des 3. November hatte sein großes, edles Herz zu schlagen aufgehört.

Mit ihm schied einer der herrlichsten Paladine Kaiser Wilhelms. In sechzig Schlachten und Gefechten hatte er dem Feinde gegenüber gestanden, er hatte die preußischen und deutschen Fahnen nur zum Siege geführt, er hatte sich in Treue gegen sein Vaterland und seinen Herrscher voll bewährt!

August von Goeben war ein Mann gewesen mehr der That, als der Rede, von höchster geistiger Begabung, im ungewöhnlichen Maße entschlossen und kühn und doch wieder sorgsam abwägend. Weise im Rat, voller Entschlußkraft und voller Energie, verschmähte er es, nach gelungener That mit seiner Person hervorzutreten: selbstlos und bescheiden genügte ihm stets das Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben. August von Goeben, der Sieger von Bapaume und St. Quentin, war ein Mann der edelsten, ritterlichen Gesinnung, ein Mann, dem alles Gemeine fremd, ein Mann mit einem Herzen voll Wohlwollen und Güte!

In den Herzen seiner Mitlebenden ist —, in den ehernen Tafeln der Geschichte bleibt sein Name für alle Zeiten aufgezeichnet. Er lebte und starb getreu dem Wahlspruch seines Geschlechts: „Prudenter et simpliciter“ — „Einsichtsvoll und schlicht!“





Albrecht v. Graefe.

Nach der im Verlage von Herm. Peters in Berlin erschienenen Lithograhie von C. Wildt.

Albrecht von Graefe.

Der Freund der Blinden.

Der Vater des großen Augenarztes Albrecht von Graefe zählte zu den medizinischen Berühmtheiten Deutschlands. Erst 23 Jahre alt, wurde er zum ersten Dirigenten derselben großen chirurgischen Klinik der Berliner Universität, welche jetzt unter des genialen Professors von Bergmann-Oberleitung steht, berufen und bekleidete ein halbes Menschenalter hindurch diese Stellung; sein Ruf als Operateur zog Hunderte von Kranken nach der damals noch in der frühen Entwickelung begriffenen preußischen Hauptstadt, und Tausende von Schülern saßen zu seinen Füßen, um seinen stets anregenden Vorträgen zu lauschen und ganz besonders von seinen meisterhaften Augenoperationen zu lernen. Aber Karl Ferdinand von Graefe ist heute vergessen: der Ruhm des größeren Sohnes verdunkelte des Vaters Stern.

Früh, im zwölften Lebensjahr schon, verlor Albrecht von Graefe, geboren am 22. Mai 1828, den Vater. Die Aufgabe seiner Erziehung fiel somit der trefflichen Mutter zu, welche ihren Gatten um viele Jahre überlebte und noch den Stolz genoß, in ihrem Albrecht einen Sohn zu besitzen, dessen Ruhm — ohne Übertreibung kann man es aussprechen — alle Weltteile erfüllte.

Durch gediegenen häuslichen Unterricht gut vorbereitet, erhielt der Knabe seinen weiteren Schulunterricht auf dem altberühmten Französischen Gymnasium und hatte noch nicht das 15. Jahr vollendet, als er die Prima absolvierte. Nur weil er den Angehörigen und Lehrern zum Besuch der Universität noch zu jung, auch körperlich nicht sattsam entwickelt erschien, wurde er noch ein weiteres Jahr auf dem Gymnasium zurückbehalten. Durch seine fast unnatürlich raschen Fortschritte, durch die außergewöhnliche Schärfe seines Verstandes und nicht zuletzt durch ein ungewöhnlich entwickeltes Gedächtnis galt Graefe bereits auf der Schule als eine Art Wunderkind. Am meisten glänzte er in der Mathematik, deren exakte Lehren seinen Anlagen am meisten zu entsprechen schienen. Geraume Zeit vor dem Abgang zur Universität hatte man ihn

schon von den mathematischen Unterrichtsstunden gänzlich entbunden, nachdem der Lehrer eines Tages bemerkte, daß er die Lösung einer schwierigen Aufgabe dem Anschein nach aus dem Hefte ablas, während er sie in Wirklichkeit völlig aus dem Gedächtnis bewerkstelligte. — Das „Wunderkind“ war aber nicht nur der Liebling der Lehrer, Graefe war, was bei Wunderkindern sonst ungewöhnlich ist, auch der allverehrte Kamerad seiner Mitschüler, die willig die Frühreife und die geistige Überlegenheit des Jünglings anerkannten. Mit großer Bescheidenheit verband er schon damals jene hinreißende persönliche Liebenswürdigkeit, welche jeden, der ihm nahe trat, unlöslich und für immer in seinen Bann nahm.

Dem Beruf des Vaters zu folgen, war für Albrecht von Graefe seit frühester Jugend das Ziel alles Strebens gewesen: seinen Mitmenschen zu helfen, war und blieb sein heißestes Verlangen. Schon während der letzten Jahre seiner Schulzeit hatte er mit Bewilligung der Mutter begonnen, sich für das Studium der Medizin vorzubereiten und besonders eingehende physikalische und chemische Studien getrieben, für welche ihm im Elternhause ein eigenes, kleines Laboratorium eingerichtet worden war. So bezog er denn im Herbst 1843, noch nicht sechzehnjährig, die Universität Berlin, an welcher sein Vater mit so großem Erfolg gewirkt hatte. Die Universität besaß gerade damals hervorragende Männer unter ihren Professoren: da war der berühmte Pathologe Johannes Müller, dessen in dem Lebensbilde von Wilms eingehender gedacht werden wird, da lehrte neben ihm bereits Rudolf Virchow; der große Chirurg Dieffenbach stand in Zenith seines Ruhmes, Dove, Du Bois Reymond und Mitscherlich glänzten auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, und Traube, der spätere vertraute Freund Graefes, hatte seit kurzem seine Vorlesungen begonnen. Und wie benutzte der junge Studiosus der Medizin diese Fülle der Anregungen, die sich ihm täglich bot! Er war, so meinten auch jetzt wieder seine Angehörigen mit Recht, zu eifrig. Zwar war er nie in der Vorlesung, um ausführliche Kollegienhefte nachzuschreiben — davon war er durch sein außerordentliches Gedächtnis befreit —, aber Nacht um Nacht saß er an seinem Arbeitstisch und grübelte über die Probleme, die in ihm aufgetaucht waren, oder suchte durch das Lesen wissenschaftlicher Werke Lücken, die er in seinem eigenen Wissen bemerkt zu haben glaubte, auszufüllen.

Noch hatte er sich unter den vielen Zweigen der Heilkunde kein Sondergebiet ausgewählt. Zwar daß er kein praktischer Arzt

im gewöhnlichen Sinne des Wortes werden wolle, das stand bei ihm fest. Aber ob er sich der inneren Medizin widmen, ob er die Chirurgie, gleich dem Vater, ergreifen solle, das blieb längere Zeit in seinem Innern unentschieden. Erst langsam und allmählig wurzelte sich der Gedanke in ihm ein, Augenarzt zu werden, und nachdem er ihn einmal gefaßt, führte er ihn auch mit eiserner Konsequenz aus — zum Wohl der leidenden Menschheit.

Graefe war während seiner ganzen Universitätszeit so unausgesetzt geistig thätig und so fleißig, wie selten ein junger Mann seines Alters. Aber er war dabei nichts weniger als ein Duckmäuser. Im Gegenteil: er liebte und pflegte die Geselligkeit, er war ein fröhlicher, zu jedem lustigen Streiche jugendlichen Übermuts aufgelegter Student. Einmal wöchentlich, am Sonnabend, den allgemeinen studentischen „Kneipabend“, versammelte er in den Sommermonaten regelmäßig eine Anzahl näherer Freunde und Studiengenossen bei sich in der schönen elterlichen Villa im Tiergarten, und an derselben Stätte, wo bei des Vaters Lebzeiten die gelehrte Welt Berlins sich in geistreichen Gesprächen bewegt hatte, tummelte sich jetzt eine Schar ausgelassener Musensöhne, die oft erst, wenn der Morgen graute, das gastliche Haus verließen. Eifrig wurde bei diesen kleinen Symposieen die edle Musika gepflegt; der Gastgeber liebte ja über alles den Männergesang, und so würzten Quartett oder Chor fast stets die abendlichen Zusammenkünfte.

Im August 1847 errang sich Graefe die medizinische Doktorwürde, im folgenden Winter legte er das Staatsexamen mit dem Zeugnis „vorzüglich gut“ ab. Der junge Doktor begab sich nach Prag, wo der berühmte Professor Arlt ihn in die Augenheilkunde einführte. Zeitlebens bewahrte er dem bedeutenden Manne eine hohe Achtung und Dankbarkeit. „Wenn ich an meine Lernzeit zurückdenke,“ so schrieb er nach vielen Jahren einem Jugendfreund, „so denke ich immer daran, wie viel ich dem guten Arlt verdanke. Er hat mir seine gediegenen Grundsätze eingeprägt, er hat mir zuerst gezeigt, wie ein Augenoperateur beschaffen sein muß. Ohne Prag würde mir Wien und Paris kaum viel genutzt haben, ja ohne Arlt wäre ich vielleicht gar nicht als Augenarzt nach Berlin zurückgekehrt.“ Arlt war, wie er ein andermal sagte, „gleichsam seine wissenschaftliche Jugendliebe,“ und so viele persönliche Beziehungen ihn später mit den bedeutendsten Forschern seiner Zeit verknüpfen, jenem gehörte doch vor allen sein Herz. Es liegt

etwas Rührendes in der Hingebung, mit welcher der große Mann allzeit seines Lehrers gedachte.

Von Prag ging Graefe nach Paris, um die Vorlesungen der dortigen medizinischen Berühmtheiten zu hören und an ihren vortrefflich geleiteten Kliniken seine Erfahrungen zu bereichern. Er fühlte sich in der französischen Hauptstadt, die damals noch nicht durch die lächerliche Revancheschreierei für uns Deutsche halb unmöglich geworden war, außerordentlich wohl und hat eine gewisse Vorliebe für Frankreich beibehalten. Der in französischer Zunge erteilte Unterricht auf dem Gymnasium, welches er besucht, hatte ihn frühzeitig mit der Sprache und der Litteratur unserer Nachbaren vertraut gemacht und, obwohl in seinem Innern durch und durch deutsch und von glühendster Liebe zu seinem Vaterlande erfüllt, ward er doch von den leichten, angenehmen Umgangsformen, die er in Paris fand, im höchsten Grade angenehm berührt; sie entsprachen so ganz der ihm eigenen persönlichen Liebenswürdigkeit. Aber er vergaß über das schöne Paris seine Berliner Freunde doch nicht. „Der Vormittag gehört der Arbeit, sie beschäftigt mich bis gegen vier Uhr, dann wird gegessen und darauf beim Kaffee ein Bummelstündchen nebst Cigarre abgehalten," so schrieb er damals einem derselben. „Dies dauert bis gegen sechs Uhr. Abends lese ich ununterbrochen und glaube jetzt die französische medizinische Litteratur ziemlich vollständig zu kennen. Von Zeit zu Zeit wird ein Whist mit einem Kollegen gemacht; er ist ganz hübsch, aber an unseren alten, wenn auch bummeligen Berliner Whist reicht er doch nicht heran. Nun schließe ich mein Blättchen mit den herzlichsten Grüßen an all unsere lieben Freunde. Denkt Ihr denn auch daran, daß die Ankunft dieses Briefes ungefähr mit dem Tag zusammenfallen wird (es ist Graefes Geburtstag gemeint), an dem Ihr früher den alten Genossen mit Eurem gesanglichen Festgruß zu erfreuen pflegtet. Nun diesmal kommt er ganz bescheiden mit seinen Zeilen als alter treuer Freund zu Euch getrippelt. Es ist mir gewissermaßen eine Beruhigung, Euch zu diesem Tage schreiben zu können. Geistig bei Euch werde ich wahrhaftig sein und Euer Bild (eine Lithographie, den Freundeskreis darstellend, begleitete ihn auf allen seinen Reisen) soll auf meinem weinbekränzten Geburtstagstisch stehen."

An den längeren Aufenthalt in Paris schloß sich ein kürzerer in Wien an; Graefe besuchte dann England, um sich mit den Einrichtungen an den bedeutenden dortigen Augenhospitälern vertraut

zu machen, und durchwanderte schließlich im Herbst 1850 mit mehreren Freunden die Schweiz. Er ist stets ein begeisterter Freund der schönen Alpennatur geblieben und ein eifriger Bergsteiger dazu. Noch in späteren Jahren suchte er während seiner jährlichen sogenannten Erholungszeit — wir werden noch hören, wie er diese auffaßte — immer die herrlichen Hochgebirgsthäler der Schweiz auf.

Gegen Ende Oktober 1850 kehrte Graefe nach Berlin zurück.

Von all dem Glanze, welcher den großen Mann bereits umgab, so oft er auf seinen Studienreisen mit bedeutenden Ärzten in Berührung gekommen, war noch kein Strahl in die medizinischen Kreise Berlins gedrungen. Graefe war, von dem engeren Kreise seiner Lehrer und Freunde abgesehen, völlig unbekannt und fing seine Berliner Thätigkeit genau so einfach und unscheinbar an, wie irgend ein anderer praktischer Arzt. In einem kleinen, unansehnlichen Hause der Behrenstraße war im zweiten Stock eine bescheidene Wohnung für ihn gemietet, und bei einem Schneider in der Johannisstraße nahm er noch zwei Zimmer mit Betten und grünen Vorhängen: das war der Anfang jener „Graefeschen Klinik", in welche nach noch nicht zehn Jahren fast das ganze Erdenrund seine Augenkranken entsandte.

Und es ging ihm anfangs, wie es anderen jungen Ärzten auch geht. Die täglich in den gelesensten Berliner Zeitungen wiederholte Annonce, daß Dr. A. von Graefe in der Behrenstraße unbemittelte Augenkranke unentgeltlich behandele, veranlaßte nur selten einen Leidenden, die Hilfe des unbekannten Mannes aufzusuchen, und günstigsten Falles führte sie nur die allerbedürftigsten Patienten in seine Sprechstunde. Schmerzlich genug — er hatte sogar bei seinen beiden ersten Kranken unverschuldetes Unglück. Er operierte gleichzeitig einen greisen, auf beiden Augen blinden Pfründner und einen alten, trunksüchtigen Drehorgelspieler und brachte sie in seiner „Klinik" in der Johannisstraße unter. In der Nacht aber bekam der letztere das Delirium, riß seinen Verband ab, sprang aus dem Bett und schlug mit der Faust auf das Gesicht des neben ihm liegenden Patienten — und starb. Bei der Untersuchung der Leiche erwies sich die Operation freilich als vollkommen geglückt — was half dies aber dem jungen Arzte? Der andere Patient überstand den nächtlichen Überfall zwar ohne Schaden. Die künstliche Pupille, welche ihm Graefe gebildet hatte, gewährte ihm seit Jahrzehnten zum erstenmale die Möglichkeit, sich ohne Führung be-

wegen zu können — aber alle Versuche, die Heilung durch Operation auch des zweiten Auges zu vervollständigen, scheiterten an seinem Widerstande; die Schrecken jener Nacht waren in seinem Gedächtnis allzu lebendig.

Fast ein Jahr lang blieb die Thätigkeit Graefes so in den bescheidensten Grenzen. Dann erst lenkten einige Erfolge die Aufmerksamkeit auf ihn und jetzt ging es rapide bergauf. Die kleine Privatwohnung in der Behrenstraße mußte mit einer geräumigeren Unter den Linden vertauscht werden, und bald mietete Graefe auch den größeren Teil eines Hauses in der Karlstraße, um dort seine Klinik unterzubringen, die oft den Andrang der Leidenden nicht zu fassen vermochte. Er war damals vor allem der erste Augenarzt, der das Schielen durch eine geschickte Operation zu heilen wußte.

Auf dem herrlichen Standbild, welches zu seinem Angedenken in Berlin errichtet ist, hat der Künstler Graefe ein kleines, unscheinbares Instrument in die Hand gegeben: Unscheinbar und in des Meisters Hand doch ein unvergleichlicher Segensbringer — den Augenspiegel.

Wir müssen auf dieses wunderbare Instrument etwas näher eingehen.

Wenn man sich an dem glänzenden Schwarz erfreut, welches die Pupille eines schönen Auges belebt, so denkt man kaum daran, daß dieselbe undurchdringliche Finsternis auch alles bedeckt, was hinter ihr liegt. Der Hintergrund des Auges im lebenden Körper war bis zum Jahre 1851 den Ärzten ein fast unbekanntes Reich. Erst der geniale Berliner Gelehrte Helmholtz kam auf den glücklichen Gedanken, einen Apparat zu erfinden, der es ermöglichte, die inneren Teile des Auges klar zu erkennen. Sein „Augenspiegel“ besteht im wesentlichen aus einem Satz kleiner, sehr dünner Glasplatten, den man dicht vor das zu untersuchende Auge hält und zwar derart, daß die Strahlen einer dicht an der Seite des Auges angebrachten hellen Flamme von der Vorderfläche der Glasplatten in die Pupille des Auges geworfen werden. Das diesseits der Glasplatten befindliche Auge des Beobachters empfängt dann einen Teil der aus dem beleuchteten Auge zurückgeworfenen Strahlen und sieht dabei den Augengrund mit allen seinen Einzelheiten in einem vergrößerten Bilde.

Nur einmal vielleicht hatte die ärztliche Praxis vorher eine ähnliche Bereicherung erfahren: durch die Einführung der Auskultation und Perkussion nämlich, welche es ermöglichten, mittelst

des Hörrohrs die Geheimnisse der Respirations- und Cirkulationsorgane des menschlichen Körpers mit dem Ohr zu belauschen: die krankhaften Geräusche, welche vor allem Leiden des Herzens oder der Lunge verursachen, festzustellen. Jetzt gesellte sich zum Hörrohr der Augenspiegel, und eine Fülle bisher unbekannter Thatsachen öffnete sich vor den erstaunten Ärzten: die durchsichtige Hornhaut, die Linse, der Glaskörper, der Sehnerv, alle die subtilen Teile des Augeninnern lagen klar in dem Bilde vor ihnen, welches das Helmholtzsche kleine Wunderding zeigte. „Eine neue Welt hat uns Helmholtz erschlossen!“ waren Graefes dankbare Worte, als es ihm zum erstenmale gelungen war, mit dem Instrumente in die Einzelheiten des Augenhintergrundes einzudringen.

Die beiden Himmelsgaben des Genies und des Glücks — ja wohl, auch des Glücks! — einten sich so, um den fünfundzwanzigjährigen Graefe auf die Höhe seines Ruhms zu heben. Gewiß wäre er auch ohne den Augenspiegel der berühmteste Augenarzt seiner Zeit geworden; daß die Erfindung des wunderbaren Hilfswerkzeugs seines Könnens aber just in die Zeit seines ersten bedeutsamen Auftretens fiel, war doch ein nicht hoch genug anzuschlagender Glückszufall. Aber gerade der Augenspiegel ist ein schwierig zu handhabendes Instrument und er war es in seiner damaligen, noch sehr einfachen Form erst recht: es gehörte der nie ermüdende Eifer und die überaus scharfe Beobachtungsgabe Graefes dazu, um seine Bedeutung sofort zu erkennen, seine Anwendung in umfassender Weise segensreich zu verwirklichen.

Nach drei Seiten hin müssen wir Graefes epochemachende Thätigkeit betrachten. Vor allem selbstverständlich in der unmittelbaren Beziehung zu seinen Patienten, zur leidenden Menschheit. Es giebt kein Gebiet der Augenheilkunde, auf welchem er nicht befruchtend, bahnbrechend thätig war, es giebt keine Augenkrankheit, die er nicht zu ergründen und mit oft staunenswertem Erfolg zu heilen versuchte. Nur ein mit allen Details des inneren Baues unseres kostbaren Sehorgans, mit allen in Betracht kommenden Erkrankungen genau vertrauter Arzt vermag zu verstehen und zu schätzen, was Graefe leistete — wir müssen uns begnügen, zu konstatieren, daß der Ruf seines wunderbaren Scharfblicks und seiner staunenswerten Geschicklichkeit als Operateur nach kaum einem Jahrzehnt über die ganze Erde verbreitet war. Aus allen Weltteilen sandten die Ärzte ihre Patienten zu ihm, und Zehntausenden hat er das Licht der Sonne neu erschlossen. Die von ihm er-

fundene Methode der Staroperationen hätte allein genügt, um seinen Namen unsterblich zu machen.

Sein praktisches Wirken gehörte fast ganz seiner eigenen Anstalt in der Karlsstraße an, welche er — in äußerst glücklichen Vermögensverhältnissen geboren — aus eigenen Mitteln gegründet hatte und aus eigenen Mitteln unterhielt, nur unterstützt durch milde Stiftungen dankbarer Patienten, welche in dieser Weise ihrer armen leidenden Mitmenschen gedachten. Jeder unbemittelte Augenkranke war seines Rates und seiner Hilfe sicher, ja es gab für ihn überhaupt nicht reiche und arme Patienten, er kannte nur den Leidenden, dem er helfen wollte. Und trotz des riesigen, immer mehr erwachsenden Umfangs dieser Klinik fand er doch noch Zeit, die Funktionen eines städtischen Augen-Armenarztes unentgeltlich mit der ganzen, ihm eigenen Gewissenhaftigkeit auszuüben.

Die zweite Seite, nach welcher hin wir ihn kurz würdigen müssen, ist seine Thätigkeit als medizinischer Schriftsteller. Die Fülle der von ihm verfaßten bald kürzeren, bald längeren Arbeiten über die einzelnen Gebiete der Augenheilkunde ist ungemein groß und sie haben fast ausnahmslos eine dauernde Bedeutung beibehalten: noch heute kommt der ernst strebende Arzt häufig in die Lage, auf jene Aufsätze Graefes zurückgreifen zu müssen, in denen der Meister seine unschätzbaren Erfahrungen niedergelegt hat.

Vor allem bedeutungsvoll aber war Graefes Wirken als Lehrer. Obwohl er mit Ausnahme einer kurzen Zeitspanne keine theoretische Vorlesungen hielt, hat er doch eine Generation von Augenärzten herangezogen, und fast alle heutigen bedeutenderen Vertreter der Augenheilkunde nennen sich mit Stolz seine Schüler. An dem praktischen Beispiel, an seinem Vorbild haben sie unter seiner Leitung sich ausgebildet, er war der unvergleichlichste Lehrer am Bette des Kranken, wie am Operationstisch. In dem großen Saale der Klinik war täglich jedes Plätzchen mit Zuhörern aus allen Nationen besetzt, schreibt einer seiner bedeutendsten Schüler. Lautlose Stille herrschte; jedes Auge hing an dem Vortragenden, im Antlitz jedes Hörers, gleichviel ob er ein Neuling oder wohl selbst ein Meister in der Wissenschaft war, zeigte sich aufrichtige, ungeteilte Bewunderung und wahre Befriedigung. Erst hörte Graefe stets einen der Schüler, der die eigene Ansicht über den Krankheitsfall vortragen wußte, dann aber entwickelte er seine Ansichten, einfach, aber überzeugend und hinreißend. Wenn er so

dastand, die schlanke, etwas mehr als mittelgroße Gestalt leicht vornüber gebeugt, das volle, wild über die Stirn zurückfallende Haar mit der rechten Hand hinters Ohr streichend, mit der linken auf den Kranken deutend, die dunklen durchdringenden Augen fest auf den dichten Knäuel der Zuhörer gerichtet, dann hörte man kaum das Atmen der einzelnen; nur ein Geräusch machte sich bemerkbar neben der sonoren, im höchsten Grade wohlklingenden Stimme des Vortragenden — das eifrige Hinüberfahren der Federn über die Kollegienhefte.

Die reiche, ja man darf wohl sagen: allzu reiche Thätigkeit Graefes war nur möglich, weil er sich selbst fast keine Ruhe gönnte. Er gehörte der Menschheit und es schien, als sei er sich dessen bewußt. Jede Stunde des Tages hatte ihre bestimmten Aufgaben. Am Morgen arbeitete er an seinen medizinischen Abhandlungen, gegen elf Uhr fuhr er nach seiner Klinik, ging von Krankenbett zu Krankenbett und bestimmte diejenigen Fälle, welche zuerst operiert werden sollten. Dann hielt er seinen obengeschilderten Vortrag und fuhr zu den etwaigen Kranken, die er außerhalb der Klinik in Behandlung genommen hatte. Nach der Rückkehr nahm er im Krankenhause ein einfaches Mahl ein, für dessen Dauer er sich kaum zwanzig Minuten gönnte, widmete die nächsten Stunden den aus der Stadt bei ihm vorsprechenden, unentgeltlich behandelten Kranken und schritt dann zu den Operationen, bis zu deren Schluß fast regelmäßig der Abend herankam. Wenn Graefe aber endlich nach seiner Wohnung zurückkehrte, so wartete stets bereits in ihr wieder eine große Anzahl Privatpatienten auf ihn, deren Untersuchung meist bis nach neun Uhr dauerte, sich bisweilen sogar bis gegen Mitternacht hinzog. Trotzdem fuhr der gewissenhafte Mann nach einem frugalen Abendessen aber später, oft mitten in der Nacht, noch einmal nach der Klinik, um sich selbst von dem Zustand der Operierten oder anderer bedenklicher Kranken zu überzeugen.

Für seinen alten, freundschaftlichen Verkehr wußte er dabei immer noch einige, wenn auch noch so knappe Zeit zu erübrigen. Donnerstag Abend pflegte er seine engeren Freunde in seiner Wohnung um sich zu versammeln, wo er dann gern eine Partie Karten spielte; im Sommer berief er sie wohl auch nach dem „Finkenherd“, wie er die elterliche Villa im Tiergarten in den Jugendtagen getauft, zu einer Partie Kegel. Größere Gesellschaften liebte Graefe nicht; er suchte seine Erholung in der zwanglosen

Unterhaltung eines kleinen Kreises, und gerade hier offenbarte sich seine liebenswürdige und geistreiche Persönlichkeit am herrlichsten. In wunderbarer Vereinigung besaß er neben scharfem Witz auch wahren, tiefen, echt deutschen Humor, der mit gutmütigem Lächeln die vielen, kleinen Schwächen des menschlichen Lebens beleuchtete, und dessen heitere Äußerungen jedem unvergeßlich blieben, der das Glück hatte, zu seinen näheren Bekannten zu zählen.

Bei der vollständigen Ausnutzung seiner Zeit blieb leider für wirkliche Erholung und die notwendige Ruhe seines schwächlichen Körpers nur wenig Spielraum. So verhielt es sich auch mit der sogenannten Ferienzeit, die er sich in den Herbstmonaten gönnte. Erholung hieß bei ihm die gewohnte Arbeit — wenn auch in veränderter Form. Er bestellte sich nämlich einen großen Teil der Kranken, welche sich brieflich an ihn gewendet hatten, auf die einzelnen Stationen seiner „Erholungsreise": meist nach Würzburg, nach Heidelberg, nach Heiden in der Schweiz, nach Paris. In Heiden war allmählig eine förmliche kleine Filiale der Klinik in der Berliner Karlsstraße entstanden, und er riß sich auch hier jedesmal nur ungern von seinen Kranken los, um eine der großen Bergwanderungen, die er doch so sehr liebte, zu unternehmen. Daneben war er auch auf der Reise ununterbrochen litterarisch thätig, sogar im Eisenbahnwagen diktierte er seinem Sekretär oft wissenschaftliche Abhandlungen.

Selbst ein kräftigerer Körper, als Graefe ihn besaß, wäre dieser nie ruhenden Thätigkeit wahrscheinlich unterlegen. Er trug aber seit langem den Keim eines ernsten Lungenleidens in sich, und seine aufreibende Arbeitsart, nicht zuletzt auch der tägliche, stundenlange Aufenthalt in den Krankensälen beschleunigte deren Entwickelung. Seine Freunde hofften, daß sich sein Zustand vielleicht bessern würde, wenn er in den ruhigen Hafen des Eheglücks einliefe, und sie begrüßten es freudig, als er sich im Frühjahr 1861 mit der dänischen Gräfin Anna Knuth verlobte. Kurz nach der Verlobung brach aber die Krankheit bereits in einem ersten ernsten Anfall aus, und wenn er sich auch unter der aufopfernden Pflege seiner beiden Schwestern und seiner Braut noch einmal erholte und im Frühjahr 1862 sogar heiratete, so war an eine völlige Wiederherstellung doch nicht zu denken.

Ruhe! forderten seine Ärzte — Erholung! war ihr stetes Gebot, er aber setzte ihnen sein Pflichtgefühl entgegen. Solange er atmen konnte, wollte er in seinem herrlichen Beruf thätig sein

und die Gaben, welche Gott ihm anvertraut, zum Wohl der leidenden Menschheit verwerten. Es mag das falsch und übertrieben gewesen sein: vor dem großartigen Zug der Selbstaufopferung, der in der aufreibenden Thätigkeit seiner letzten Jahre liegt, müssen wir uns aber doch in Ehrfurcht beugen! Kurz nach seiner Verheiratung und trotz aller körperlichen Leiden nahm er seine Praxis im vollen Umfang wieder auf, ja sein Arbeitstrieb gewann oft einen geradezu fieberhaften Anschein.

Zu den Anstrengungen des Berufs gesellten sich häusliche Sorgen: zwei Kinder wurden ihm kurz nacheinander durch den Tod entrissen, und der Mann, der unzähligen das Augenlicht erhalten oder wiedergeschenkt, sah sein ältestes Töchterchen von einer schweren, langwierigen Augenkrankheit auf das Krankenlager geworfen. Alles das zehrte an seinem Leben. Dennoch hielt er sich mit eiserner Willenskraft bis zum Jahre 1868 leidlich aufrecht; von dann ab aber begann der rapide Verfall seiner Kräfte, und es folgte die für seine Freunde so überaus erschütternde Zeit, in der er nur durch Anwendung der schärfsten Reizmittel seine Thätigkeit fortsetzen konnte. Er wußte am besten, wie es um ihn stand. „Das ist wieder so eine Badereise, die man nur der moralischen Verpflichtung halber unternimmt!“ sagte er 1869 vor dem Antritt der ihm verordneten Reise zum Gebrauch der Lippspringer Quellen einem Jugendfreunde, und der Blick, mit welchem er diese Worte begleitete, bewies nur zu deutlich, wie sehr er sich selbst der kurzen Spanne Zeit bewußt war, die ihm noch vergönnt blieb.

„Unvergeßlich bleibt mir die Erinnerung,“ so schreibt einer seiner Schüler und Freunde, „wie ich Graefe im Frühjahr 1870 zum letztenmale sah. Ein Bild des Elends, auf zwei Diener gestützt, ließ er sich in den Saal seiner Klinik führen, um noch einige Operationen auszuführen. ‚Ich werde hier bald Platz machen,‘ waren die wehmütigen Worte, mit denen er mich begrüßte.“

Trotz des traurigen Verfalls seiner Kraft, versuchte er im Sommersemester 1870 noch Vorlesungen zu halten. Mitte Juni aber mußte er den Versuch aufgeben, sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, bis ihn am 20. Juli endlich der Tod erlöste. Er war nur 42 Jahre alt geworden — und hatte doch genug gethan für die Unsterblichkeit!

Als im Jahre 1882, am 22. Mai, dem Geburtstag Albrechts von Graefe, das herrliche, von der Meisterhand Siemerings ausgeführte Bronzedenkmal des großen Arztes am Garten der Charité,

nahe der langjährigen Hauptstätte seines Wirkens, enthüllt wurde, trat sein früherer Assistent und nunmehriger Nachfolger, Professor Schweigger, auf die Rednerbühne, um in schlichter, herzbewegender Weise der Verdienste des zu früh Dahingeschiedenen an geweihter Stelle zu gedenken.

„Das Denkmal, welches wir heute enthüllen," so schloß er, „gilt nicht nur den wissenschaftlichen Leistungen von Graefes, es ist nicht von seinen Kollegen und Schülern allein errichtet worden, die Beteiligung war viel, viel weiter verbreitet. Eine große Anzahl derer, welche bei ihm Heilung gesucht hatten, wollte sein Andenken nicht nur für sich still in der Brust bewahren, sondern trug gern dazu bei, es der fernen Zukunft zu sichern, denn selten hat ein Sterblicher eine so allgemeine und aufrichtige Verehrung gefunden, wie Graefe. Es ist ein gar nicht hoch genug zu veranschlagender Verdienst und ein rührender Beweis für die Lauterkeit seines Herzens, daß er trotzdem frei blieb von jeder persönlichen Eitelkeit. Der unbeschreibliche Zauber seiner Liebenswürdigkeit gewann ihm sofort die Herzen aller, mit denen er verkehrte; das menschenfreundliche Interesse aber, welches er jeglichem seiner Patienten, auch dem geringsten, entgegentrug, die Feinheit, welche ihn keinen Augenblick verließ, die Größe seines Geistes, welche jeder empfand, der ihm näher trat, erklären erst ganz die schwärmerische Verehrung, welche seine Patienten ebensowohl, wie seine Schüler für ihn empfanden. Die Überlegenheit seines Verstandes wurde vollkommen aufgewogen durch die Schönheit und Güte seines Gemüts; er war nicht nur ein geistig hochstehender, in seinen Kreisen hilfreicher, er war auch ein edler und ein guter Mensch! Sein Andenken wird gesegnet bleiben!"



Friedr. Wilhelm Harkort.

Friedrich Harkort.

Ein Mann von altem Schrot und Korn.

Das Leben gilt nichts ohne die Treue! war der Wahlspruch des Mannes, dem diese Zeilen gewidmet sind. Ohne Wanken und Zagen hielt er unverbrüchlich an seinen Idealen fest, strebte er nimmer ermüdend seinen Zielen zu: ein ganzer Mann von altem Schrot und Korn! Nicht immer vielleicht ist er in seinem Denken und Thun uns jüngeren ganz verständlich, nicht immer können wir uns, die wir Kinder einer anderen Zeit sind, als die war, in welcher er aufwuchs, mit seinen Bestrebungen völlig einverstanden erklären; sein mannhafter Charakter, seine patriotische Überzeugungstreue, sein eiserner Wille aber lassen ihn uns als ein Vorbild im edelsten Sinne erscheinen. Es war kein Falsch an ihm, der mit Stolz und Bescheidenheit zugleich sich zum Wahlspruch das schöne Wort erkiesen konnte: das Leben gilt nichts ohne die Treue! und der diesen Spruch in achtzig langen Jahren bethätigte.

In langen, ereignisreichen Jahren; als Jüngling griff Friedrich Harkort zu den Waffen, um in der stolzen Zeit von 1813 bis 1815 sein zu Boden getretenes Vaterland von der Fremdherrschaft befreien zu helfen — als Greis erlebte er die Gründung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm den Siegreichen und sah das geliebte Vaterland im früher nie erhofften Glanze und Ruhm.

Am 22. Februar 1793 wurde **Friedrich Harkort** auf Harkorten, dem in der westfälischen Grafschaft Mark belegenen Stammsitz der Familie, geboren. Unter glücklichen äußeren Verhältnissen wuchs er auf: der Vater hatte sich durch Einsicht, Rechtschaffenheit, Charakterfestigkeit und gemeinnützige Wirksamkeit im weiten Umkreis allgemeine Achtung erworben; „man erzieht Kinder nicht durch Worte, sondern durch das Beispiel", lautete seine oberste Erziehungsregel, und jenes Beispiel gab er sein ganzes Leben hindurch. Auf der sehr energischen, ernsten und klugen Mutter ruhte freilich die Hauptlast der Erziehung, die bei sechs kräftigen Knaben

nicht leicht war, und daher, wie auch gemäß der damaligen Zeitrichtung, strenge sein mußte. Die Eltern waren für die Kinder Gegenstand höchster Ehrfurcht, die sich auch in äußeren Formen kund zu geben hatte. Vater und Mutter wurden stets mit „Sie“ angesprochen, jede Vertraulichkeit streng ferngehalten. Beide Eltern, so berichtet ein Zeitgenosse, der Pfarrer von Elsey, verbanden mit inniger Hochachtung gegen das Christentum thätige Übung desselben, beide suchten und fanden die edelsten Lebensgenüsse in den Freuden der Religion, der Sittenreinheit, der strengen Pflichterfüllung. Das Hauswesen und dessen Haltung war einfach und auf die durch die gesellschaftliche Stellung — der Vater besaß außer dem Landgut mehrere Eisenhämmer — bedingten Bedürfnisse beschränkt; ernst, strenge und gleichförmig spielte sich das häusliche Leben ab; Erholung wurde nur im weiteren Familienkreise und im Verkehr mit befreundeten Nachbarn gesucht; schwärmende Lustbarkeiten vermied man. Aber bei aller Einfachheit war die Jugend der Harkortschen Kinder doch eine heitere und fröhliche. Im Sommer trieben sich die kerngesunden Knaben während der Freistunden — sie besuchten zuerst die Volksschule in Quambusch — fleißig in Feld und Wald, während des Winters in des Vaters warmen, funkensprühenden Hämmern umher und waren in allen körperlichen Übungen Meister. Als sie dann der Volksschule entwachsen waren, pilgerten sie täglich zur „Handelsschule“ nach dem $1^1/_4$ Stunden entfernten Hagen. Keiner von ihnen trug Hut oder Mütze; nur bei sehr starker Kälte oder gar zu schlimmem Regen wurde nach Landessitte ein blauer Leinwandkittel über das Wams gezogen oder eine wollene Binde um Hals und Ohren geschlungen. Solche von frühester Jugend an durchgeführte Abhärtung machte die Jugend wetterfest und verschaffte den Kindern die eiserne Gesundheit, derer sie sich bis an ihren Tod erfreuten.

Bis zum Jahre 1808 blieb Friedrich Harkort auf der Hagener Handelsschule; hier erlebte er noch schmerzenden Herzens die Einverleibung der heimatlichen Grafschaft Mark in das Großherzogtum Berg von Napoleons Gnaden. —

Seit zwei Jahrhunderten hatte die Grafschaft unter dem starken Hohenzollernregiment gestanden und sich wohl und glücklich dabei befunden. Im Jahre 1609, als die Hohenzollern durch die für die Fortentwickelung des brandenburg-preußischen Staates so wichtige kleve-jülichsche Erbschaft am Rhein festen Fuß faßten,

war auch die Grafschaft Mark ihnen zugefallen, — auf den Landkarten, auf welchen unsere Väter Geographie lernten, erschien sie noch als eine jener eingesprengten preußischen Besitzungen, die dem Gebiet zwischen Rhein und Weser damals ein so wunderlich buntes Gepräge gaben. Wie heute die nichtpreußischen Territorien, wenn man eine Karte Norddeutschlands betrachtet, in Preußen gleichsam umherschwimmen, so spielten damals die hohenzollernschen Besitzungen im Westen die Rolle kleiner schwarzweißer Inseln inmitten eines bunten Gewirrs kleinerer und größerer Staatengebilde, mit denen erst die Zeit von 1806 bis 1815, dann das Jahr 1866 aufräumte.

Klein war die Grafschaft Mark und abgeschnitten vom Weltverkehr, wie von der Verbindung mit den übrigen preußischen Landesteilen, aber schön, fruchtbar und wohlhabend, bewohnt vor allem von einem Volksstamm, welcher an geistiger und körperlicher Gesundheit, an sittlicher Tüchtigkeit und ernstem Fleiß keinem anderen deutschen Volkszweige nachstand. Die Bewohner gehören dem sächsischen Stamme an: hochgewachsen, starken Körperbaus, bieder, arbeitstüchtig, unerschrocken, dem Freunde treu ergeben, dem Feinde ein zäher Gegner erscheint der Markaner als echter Westfale, als der unverfälschte Sohn der roten Erde. Hier, in der Grafschaft Mark, war im Mittelalter der klassische Boden für Vehm- und Freigerichte gewesen, fest und zähe am alten haltend saß und sitzt auch heute noch der Bauer auf seinem angestammten Hofe. Neben der Landwirtschaft aber hatte sich frühzeitig eine rege Industriethätigkeit entwickelt. Weithin bekannt waren die vierhundert Eisenhämmer der Mark, ihre Drahtziehereien ihre Schwertfegereien und Sensenschmieden. Sorgfältig hatten die Hohenzollernfürsten die Kräfte des Landes entwickelt und geschont, und tief schmerzlich empfanden es die treuen Markaner, als über Preußen das Unglück von Jena hereinbrach, als Napoleon im Frieden von Tilsit dem Hohenzollernstaat die Hälfte seines Besitzes raubte und auch sie unter fremde Herrschaft zwang. Ein ingrimmiger Haß gegen die „Franzosenwirtschaft" erfüllte ihre Herzen und sehnsuchtsvoll harrten sie der Stunde der Befreiung: Preußen waren sie gewesen — Preußen wollten sie wieder werden!

Gleich ihnen allen empfand auch Friedrich Harkort.

Nach Ablauf seiner Schulzeit hatte der Vater ihn zu dem Kaufmann Mockl nach Wichlingshausen (jetzt einen Teil der Stadt

Barmen bildend) in die Lehre gebracht. Er war unterdessen zu einem herrlichen Jüngling herangewachsen. Fast sechs Fuß hoch, mit breiter Brust und starken Schultern, blondgelockten Haares, unter der hochgewölbten Stirn ein kluges, strahlendes Augenpaar — erregte der junge Mann allerorten Aufsehen als ein seltenes Bild von Schönheit und Kraft. Wie hätte ein solcher Jüngling fehlen mögen, als das Vaterland sich erhob, als der Ruf: „wir sind wieder Preußen!“ durch Westfalen ging. Im Herbst 1814 trat er als Freiwilliger unter die Fahnen und wurde bald Landwehroffizier; 1815 trafen ihn im Gefecht von Gosselier zwei Kugeln kurz hintereinander; er errang sich mit seinem Blute das eiserne Kreuz! Das schlichte Kreuz von Eisen hat er hochgehalten bis zu seinem Tode.

Es war eine schöne That, für welche er das Kreuz erhielt — als tapferer Markaner hatte er sich in schwerer Stunde bewährt. Bei Beginn des kurzen Feldzuges von 1815 überfiel bekanntlich Napoleon die preußischen Vortruppen, und das Bataillon, bei welchem der junge Harkort stand, kam fast zuerst in den Kampf. Gleich im Anfang des Gefechts erhielt er einen Schuß durch das Fleisch der Brust unter der linken Schulter, der ihn aber nicht hinderte, sich am Kampf weiter zu beteiligen. Später, so berichtet sein trefflicher Biograph, L. Berger, gelang es ihm, sich eines herrenlosen Pferdes zu bemächtigen. Kaum saß er indessen im Sattel, so fuhr ihm ein zweiter Schuß durch den linken Oberschenkel. Trotz der doppelten Verwundung hielt er sich auf dem Pferde. Eine dritte Kugel zerschlug unserem Helden das Säbelkoppel, eine vierte fuhr durch den Rock, eine fünfte endlich blessierte das Pferd. Das Bataillon mußte zurück — ungeachtet seines Blutverlustes führte Harkort die Nachzügler desselben aber bis aus der Gefechtssphäre und erst dann ließ er sich verbinden und in ein Lazarett aufnehmen.

Zwei Jahre nach dem Friedensschluß starb der Vater. Der Stammsitz Harkorten fiel nach Landesbrauch an den ältesten Sohn, für die fünf jüngeren blieb wenig übrig; zwei von ihnen gründeten in Leipzig ein Handelshaus, das sie schnell zur hohen Blüte entwickelten — Friedrich errichtete zunächst auf dem Stammsitz Harkorten eine Gerberei für feine Ledersorten, übernahm dann bald ein Kupferhammerwerk, trat aber nach kurzer Zeit beide Unternehmungen wieder an jüngere Verwandte ab, um sich einem neuen Industriezweige zu widmen, der für die gewerbliche Ent-

wickelung der ganzen Provinz von der größten Wichtigkeit werden sollte. —

Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte die Dampfmaschine, des genialen James Watt große Erfindung, ihren Siegeslauf um den Erdenrund begonnen. Nach Deutschland waren bisher nur vereinzelte „Feuermaschinen", wie man damals sagte, gekommen, noch wenigere waren in Deutschland selbst gebaut worden. Zwar hatte kein Geringerer als Friedrich der Große schon 1782 einen Techniker mit dem besonderen Auftrag nach England entsandt, den wundersamen Motor eingehend zu studieren, und dieser, ein Bergassessor Bückling, hatte nach seiner Rückkehr auch eine Dampfmaschine zum Wasserheben für die Königlichen Bergwerke zu Hettstädt bei Mansfeld erbaut. Das Beispiel fand aber nur langsam und vereinzelt Nachfolge. Berlin erhielt z. B. erst 1799 die erste Dampfmaschine, welche in der damaligen Königlichen Porzellanmanufaktur in der Leipzigerstraße, auf demselben Grundstück, auf d:m heute der deutsche Reichstag seine Sitzungen abhält, Aufstellung fand.

Der durch die Napoleonischen Kriege hervorgerufene wirtschaftliche Niedergang möchte die Ausbreitung der Dampfmaschine noch weiter verlangsamt haben. Während die englische Industrie bereits durch den Wunderriesen Dampf inmitten eines vollständigen Umschwungs stand, verhielt man sich in unserem Vaterlande der gewaltigen Erfindung gegenüber äußerst skeptisch. Ja, es fehlte sogar nicht an ausgesprochenen Gegnern derselben: „Wir sind der Meinung," schrieb noch 1818 ein angesehenes rheinisches Blatt, „daß der Flor der zu sehr durch Maschinen vervollkommneten Fabriken Deutschland mit drei bis vier Millionen Bettlern bevölkern würde."

So lagen die Dinge, als Friedrich Harkort sich mit dem Studium der englischen, im gewaltigen Aufschwung begriffenen Maschinenindustrie zu beschäftigen begann. Sein scharfer Blick erkannte bald die ungeheuere Zukunft der Dampfmaschine, und er beschloß, die Fabrikation derselben nach englischem Vorbild in Deutschland einzuführen. Im Jahre 1818 verband er sich mit einem wohlhabenden Kaufmann, Namens Kamp, kaufte die sogenannte „Burg zu Wetter" und baute sie zu einer Maschinenfabrik oder, wie man damals sagte: zu einer „mechanischen Werkstatt" aus. Dann reiste er persönlich nach den Fabrikstädten Großbritanniens, warb dort sachverständige Ingenieure und erfahrene Arbeiter an,

und bald rasselten in der neuen Fabrik die Werkzeugmaschinen, brodelten und zischten die Dampfkessel wacker darauf los. Die großen Fabrikstädte Elberfeld und Barmen erhielten ihre ersten Dampfmaschinen aus der wetterschen Anstalt, die auch den ersten mechanischen Webstuhl aus England kommen ließ, um nach seinem Muster neue Stühle bauen zu lassen, auf denen Tuch, Baumwolle und Seide gewebt werden konnte. Trotz mancher Schwierigkeiten entwickelte sich das Unternehmen recht günstig, Friedrich Harkort war aber nicht der Mann, bei dem glücklich Begonnenen still zu stehen, sich des Geschaffenen in Ruhe zu erfreuen. Aus seinen Erfolgen ein Vermögen zu ziehen, hat er sein Lebtag nicht verstanden.

Schon beschäftigte ihn eine neue, große Idee.

Die Umwandlung des spröden, unter dem Hammer zerfallenden Roheisens war bisher in Deutschland ausschließlich durch das sogenannte „Frischen" ausgeführt worden — durch ein Umschmelzen mit Holzkohlenfeuer; man gewann auf diese Art ein zwar vorzügliches, aber sehr teures Eisen, da das Frischen nicht in allzugroßem Maßstabe ausgeführt werden kann und zudem die Holzkohlen mit der unaufhaltsam fortschreitenden Entwaldung immer höher im Preise stiegen. In England hatte man das Frischen daher längst durch den 1784 von Cort erfundenen, 1818 durch Brugers wesentlich verbesserten Puddelprozeß ersetzt, bei welchem viel größere Eisenmassen auf einmal verarbeitet und vor allem Steinkohlen verwendet werden können; Frankreich und Belgien waren nachgefolgt, während die deutschen Eisenindustriellen an ihrem alten Verfahren festhielten und dadurch auf dem Weltmarkt immer weniger konkurrenzfähig wurden. Da war es denn wiederum Harkort, der im Jahre 1826, nachdem er den Puddelprozeß in England sorgfältig studiert hatte, das erste Puddel- und Walzwerk in deutschen Landen errichtete und damit einen gänzlichen Umschwung der vaterländischen Eisenindustrie und eine neue Blütezeit derselben hervorrief.

Sein Beispiel wirkte. Von Wetter aus verbreitete sich das Puddelverfahren in kurzer Zeit durch ganz Deutschland, und auch diese schnelle Verbreitung ist zum großen Teil Harkorts Verdienst. Des eigenen Vorteils stets uneingedenk, verschloß er seine Fabrik nicht geheimnisvoll, sondern zeigte sein Verfahren jedem Interessenten, gleichviel ob derselbe Konkurrent war oder nicht. „Mich hat die Natur zum Anregen geschaffen, nicht zum Ausbeuten; das letztere

muß ich anderen überlassen!“ pflegte er wohl zu sagen, wenn wohlmeinende Freunde ihn ob seiner seltenen Selbstlosigkeit tadelten. — Auch der Ruhm, die ersten größeren Dampfkessel in Deutschland hergestellt zu haben — ihre Fabrikation, deren Geheimnisse die englischen Werkstätten sorgsam hüteten, galt damals noch als ein bedeutendes technisches Kunststück — gebührt Harkort, und wiederum wurde seine Kesselschmiede zur Pflanzstätte einer ganz neuen Industrie von großer Bedeutung. Die Hunderttausende von Thalern, welche sonst nach England zum Ankauf von Dampfkesseln gegangen wären, blieben nunmehr im Vaterlande.

In jene erste Zeit rastlosen Ringens und Kämpfens fällt noch eine andere That Harkorts, die vielleicht von manchem als unbedeutend erachtet werden mag, immerhin aber für das ganze Wesen des außerordentlichen Mannes um so bezeichnender erscheint, als sie beweist, wie er mitten im praktischen Leben stehend doch für jedes ideale Ziel stets offene Augen und ein offenes Herz hatte. Die herrliche Klosterkirche zu Altenberg, „der bergische Dom“, seit Jahrhunderten die Grabstätte der jülich-bergischen Fürsten und nächst dem Kölner Dom vielleicht das schönste Gotteshaus am Niederrhein, war als halbe Ruine in privaten Besitz übergegangen und wahrhaft vandalischer Zerstörung anheimgefallen. Der Rentmeister des Besitzers ließ die Steinplatten des Fußboden, herrliche bemalte Fenster, kunstvolle Grabdeckel und Inschriftplatten aus Messing zum Zweck des Verkaufs herausbrechen, ja sogar die ehrwürdigen Fürstengrüfte selbst durchwühlen. Auf einer Reise erschaute Harkort zufällig diesen Greuel und dank seinem sofortigen energischen Auftreten mit Wort und Schrift schritt die Regierung ein, stellte die Kirche unter polizeilichen Schutz und rettete sie damit vor gänzlichem Untergang; später wurde das Gotteshaus dann auf Staatskosten in der alten Würde wiederhergestellt.

Inzwischen bereitete sich der gewaltige Umschwung in unserem gesamten Verkehrswesen vor, den die Erfindung der Lokomotive hervorrief.

Im Jahre 1829 hatte Georg Stephenson — auf zahlreichen Vorarbeiten fußend — in seiner ewig denkwürdigen „the Rocket die Rakete“ die erste praktisch brauchbare Lokomotive erbaut, welche Sicherheit der Fahrt mit großer Schnelligkeit und starker Zugkraft vereinte. So zahlreiche kleinere Bahnlinien (für den Güterverkehr) es auch schon vorher in England gab, und obwohl auf diesen Strecken neben dem Pferdebetrieb auch bereits einzelne

schwerfällig daherkeuchende Dampfwagen ihren Dienst thaten — so bedeutet der 6. Oktober 1829, an welchem Stephenson bei einer Probefahrt alle Konkurrenten schlug und mit seiner Rakete 13000 Kilogramm Last mit einer Geschwindigkeit von 22,5 Kilometer in der Stunde fortbewegte, doch den eigentlichen Geburtstag unseres modernen Eisenbahnwesens.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Harkort die Entwickelung der ganzen Angelegenheit bereits seit Jahren verfolgt — er steht in vorderster Reihe der Männer, welche dem welterobernden Eisenrad seinen Siegeszug durch Deutschland erschlossen. Sobald in England die Ausgestaltung der alten Spurbahnen greifbarere Gestalt annahm, ja noch ehe die 1825 vollendete, mit freilich nur langsam fahrenden Lokomotiven ausgerüstete Stockton-Darlington Eisenbahn eröffnet worden war, die man als die erste Bahn in unserem Sinne ansehen muß, weil sie nicht wie ihre älteren Vorläuferinnen nur für den Kohlentransport, sondern für den allgemeinen Frachtenverkehr bestimmt war, hatte Harkort in einem öffentlichen Aufruf auf die Bedeutung der Eisenbahnen hingewiesen: „Möge auch im Vaterlande bald die Zeit kommen, wo der Triumphwagen des Gewerbefleißes mit rauchenden Kolossen bespannt ist und dem Gemeinsinn den Weg bahnt!“ 1826 bereits stellte die wettersche Maschinenfabrik in Elberfeld eine kleine Versuchsbahn aus; 1827 überreichte er seinem Gönner, dem Freiherrn v. Stein, dem großen preußischen Staatsmann, eine „Denkschrift über die Vorteile der Eisenbahnanlage,“ und 1828 bildete sich auf seine Veranlassung die erste Eisenbahn-Aktiengesellschaft Deutschlands, „um mittelst einer Eisenbahn den Absatz der Ruhrkohlen nach dem Wupperthale und ins Bergische zu vermitteln!“ Und das alles, wohl zu bemerken, reichlich ein Jahrzehnt, ehe die erste Bahnstrecke in Preußen, die Linie zwischen Berlin und Potsdam, wirklich eröffnet wurde.

Im Jahre 1830 in den damaligen westfälischen Landtag gewählt, trat Harkort aufs neue energisch für den sofortigen Ausbau der Verkehrswege ein. Sein erster Antrag richtete sich auf „eine Verbindung der Weser mit der Lippe vermittelst einer Eisenbahn“: es war zum erstenmale, daß überhaupt einer deutschen ständischen Versammlung Gelegenheit geboten wurde, sich für das neue Verkehrsmittel auszusprechen.

Wie weit war man aber damals davon entfernt, die Ansichten Harkorts für richtig zu halten. Ja, er wurde als „toller Phantast“

öffentlich verspottet. Noch als er 1833 seine bekannte Schrift „Die Eisenbahn von Minden nach Köln“ erscheinen ließ und in einer öffentlichen Versammlung verteidigte, zieh man ihn der maßlosen Übertreibung, weil er gemeint hatte, die Zahl der Reisenden könne sich gegenüber der Frequenz der Post wohl um das Sechsfache vermehren. Sein Mühen, der geliebten westfälischen Heimat zuerst auf dem Kontinent gute Eisenbahnverbindungen zu schaffen, blieb völlig vergebens — merkwürdig genug aber, daß auch sein in Leipzig lebender Bruder Gustav der erfolgreichste Förderer der ersten größeren Bahnstrecke in einem anderen Teile Deutschlands wurde: der Mitbegründer der 1839 eröffneten Linie Leipzig—Dresden nämlich.

Im Jahre 1832 trat Harkort aus der von ihm geschaffenen Maschinenfabrik aus; „als Fabrikant zähe bei einer Sache auszuharren,“ sagt sein Biograph treffend, „lag nicht in seiner Natur; sie gründlich auszubeuten, zunächst für sich allein zu benutzen, Geld zu verdienen — hat er nie verstanden. Das ihn ausschließlich beherrschende, unauslöschliche Streben nach Neuem, nach rationellem Fortschritt ließ ihn stets über seine finanziellen Kräfte hinfortsehen.“ Er schied aus seinem ersten Unternehmen mit kaum nennenswertem Vermögen.

In der Nähe von Dortmund gründete Harkort, um sich und den Seinen eine neue Heimstätte zu schaffen, eine Eisengießerei und Kesselschmiede, die er bald zn einer Fabrik für Schiffsdampfmaschinen umgestaltete; sein erstes Boot, den für die Weser bestimmten „König Wilhelm III.“, führte er selbst den Rhein hinauf durch das friesische Wattenmeer über Bremen bis nach Minden; es war der erste Dampfer, welcher die Weser befuhr. Kaum heimgekehrt, wandte er sich schon wieder einer neuen Idee zu: er baute seetüchtige Rheinschiffe, welche den unmittelbaren Verkehr zwischen den großen rheinischen Handelsstädten und England, ja Amerika aufnehmen sollten. Daß der Gedanke an sich gesund war, bewies die Zukunft; auch bewährte sein erstes Fahrzeug sich auf der Überfahrt vollkommen — trotzdem verlief dies Unternehmen in höchst unglücklicher Weise, Harkort verlor fast den ganzen Rest seines Vermögens.

Wenn er trüben Tagen entgegenging, so hatte er doch die Genugthuung, daß sein redliches Streben überall Anerkennung fand. Schon damals gehörte Harkorts Name zu den populärsten in den Rheinlanden und Westfalen, und als kurz nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die Gefahr eines Krieges mit

Frankreich in den Vordergrund des öffentlichen Interesses trat, erklang allerorten sein feuriger Aufruf zu den Waffen:

„Land der Mark, wo deine Söhne?
Stehe auf, dein König ruft!
Feinde dräun, Trompetentöne
Schmettern mahnend durch die Luft.
Chor: König hoch! Markaner Wehren
Vorwärts in das Feld der Ehren!"

Inzwischen gingen die politischen Dinge in Deutschland und Preußen ihren verhängnisvollen Lauf. Harkort selbst beteiligte sich — ich folge der Darstellung seines Biographen — an der Bewegung nur in geringem Grade. Er hatte klar erkannt, daß, wenn man ein Volk zur Selbstregierung erziehen wollte, man unten, am Fuße der Pyramide, beginnen, den Volksunterricht auf eine höhere Stufe heben und die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen verbessern müsse. Dem Schulwesen wandte er vor allem seine Wirksamkeit in vollem Umfang zu und that durch seine unermüdlichen Weckrufe unstreitig sehr viel für dessen Besserung, ganz besonders für die Hebung der geistigen und materiellen Lage des Volkslehrerstandes. Sein kleines Buch „Bemerkungen über die deutsche Volksschule und deren Lehrer" (1842) war in wenigen Monaten in Tausenden von Exemplaren durch ganz Europa verbreitet; der von ihm ins Leben gerufene: „Verein für die deutsche Volksschule" entfaltete nach anfänglichem Widerstreben der Regierung eine erfolgreiche Thätigkeit; nach kurzer Zeit schon zählte er 2500 Mitglieder.

Während des Winters 1843/44 verfaßte Harkort die vielleicht bemerkenswerteste seiner Schriften: „Bemerkungen über die Hindernisse der Civilisation und Emancipation der unteren Klassen" — eine Schrift, die in der That noch heute, in unserer Zeit großer socialer Kämpfe, von dem höchsten Interesse ist. Daß Harkort ein Feind und scharfer Verurteiler der modernen Socialdemokratie war, werden wir später sehen; wie er hier aber bereits die Notwendigkeit umfassender staatlicher Fürsorge für den Arbeiter betont, ist höchst bemerkenswert, und die meisten seiner Forderungen: Verbot der Beschäftigung von Kindern in den Fabriken; Sorge um gesunde Wohnungen und möglichst niedrige Eisenbahnfahrpreise für Arbeiter, um dieselben von dem Wohnen in den großen Städten fernzuhalten; Einführung des Systems wechselseitiger Unterstützung bei Invalidität, allgemeine Versicherung zur Unter-

stützung in Krankheitsfällen, Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer, Einführung kostenfreier Schiedsgerichte für Bagatellsachen rc. kann man rückhaltslos unterschreiben, ja sie sind heute meist schon allgemein anerkannt und der Verwirklichung entgegengebracht. Bemerkenswert ist auch, daß Harkort damals bereits für deutsche Kolonieen eintrat und die Hoffnung aussprach, „daß binnen wenigen Jahren der preußische Kriegswimpel auf der Nord- und Ostsee wehen werde."

Die umfassende schriftstellerische Thätigkeit, welche Harkort entfaltete, erscheint um so bewundernswerter, wenn man bedenkt, daß er inmitten des praktischen Lebens stehend und, fast unaufhörlich mit dem Ausbau neuer gewerblicher Unternehmungen beschäftigt, nur zu sehr unter dem Druck persönlicher Sorgen litt. Seine Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit aber war unerschöpflich. Im Sommer spätestens um fünf, im Winter um sechs Uhr begann er seine Thätigkeit und beendete sie, mit wenigen Stunden Schlafs sich begnügend, erst in später Nachtstunde, meist erst, wenn seine kleine Lampe ihren Dienst versagte. Ein bezeichnendes Wort aus seinem Munde mag hier eingeschaltet sein. Als in späteren Jahren — seit 1860 etwa — in dem Petroleum jener herrliche Leuchtstoff entdeckt wurde, der jetzt auch die ärmste Hütte für wenige Pfennige erhellt, da äußerte er: „Ja, ja, was hätte man doch alles noch lernen können, wenn solche wundervollen Lampen und solches Öl schon in meiner Jugend bekannt gewesen wären!" —

Über Preußen brach das unglückliche Jahr 1848 herein. Den Hetzereien gewissenloser Agitatoren gelang es, das Volk in einigen größeren Städten, zumal aber in Berlin, zum offenen Aufstand fortzureißen. In der Hauptstadt kam es im März zu blutigen Straßenkämpfen; die tapferen, treuen Truppen warfen die Aufständischen zwar im Lauf eines Tages erfolgreich nieder, der allzu gütige König aber zog, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, die Garnison aus der Stadt zurück — die Anarchie gewann in Berlin die Oberhand.

Diesen unseligen Berliner Märztagen gegenüber nahm Harkort sehr entschieden Stellung: „Wir schlichten Provinzialen", schrieb er damals, „gestehen der Hauptstadt das Recht nicht zu, in Barrikaden die Nation zu vertreten... meinen Degen würde ich nur für den König ziehen." Und in einer Adresse, welche er für die Bewohner des Kreises Hagen entwarf, sprach er es aus, wie er „die Wünsche und Handlungen verurteile, die weit über ein ge-

setzliches und vernünftiges Ziel hinausgehen," zugleich hervorhebend: „Nur aus einem einigen starken Preußen kann ein mächtiges Deutschland hervorgehen." Wahrhaft köstlich aber waren seine berühmten drastischen Briefe „An die Meister und Arbeiter der Grafschaft Mark": niemals vielleicht wurde gleich derb und schlagend der Unsinn der Revolution klargelegt, und die eigenartige, bereits allbekannte Persönlichkeit des Verfassers dieser Briefe erhöhte ihre über das ganze Land verbreitete Wirkung noch besonders. Er war es denn auch, der, in die Berliner Nationalversammlung gewählt, zuerst den Mut hatte, deren Verlegung nach einer anderen Stadt zu beantragen, um sie der Einwirkung der maßlosen Berliner Bevölkerung zu entziehen. Harkort und seine Freunde standen völlig auf dem Boden unbedingter Königstreue.

Die nächsten Jahrzehnte freilich brachten auch seiner politischen Anschauung manche Wandelung. Es sei mir jedoch gestattet, über diese Zeit kurz hinwegzugehen, um zu erfreulicheren Bildern zu gelangen; gottlob, daß die Tage von Königgrätz und Sedan die Erinnerung an die unselige Verbitterung des politischen Lebens ausgelöscht haben, die damals unser preußisches Volk im Innersten zu vergiften drohte. Wenn Harkort aber im Lauf der nächsten beiden Dezennien so manche Maßnahme der preußischen Regierung energisch in der Volksvertretung befehdete, so unterschied er sich doch nicht unwesentlich von der Mehrzahl der parlamentarischen Prinzipienreiter. Wiederholt nahm er in den unglücklichen Jahren des Kampfes um die von König Wilhelm für notwendig erkannte Vergrößerung der Armee — Jahre, über welche das Lebensbild des Feldmarschall Graf Roon manches Nähere enthält — eine vermittelnde Stellung ein und suchte wenigstens nach einer Verständigung mit der Regierung. „Die Lösung des Konfliks ist mir noch nicht klar, allein es scheint unausbleiblich, daß die Macht der realen Verhältnisse die Ausführung zum Heil des Staates herbeiführen muß." Das klingt fast, wie — freilich wohl unbeabsichtigte — Ironie auf die negierende Haltung seiner eigenen Partei. Ganz besonders zeigte Harkort aber den Forderungen für die junge preußische Marine gegenüber ein allzeit bereitwilliges, wenn auch von scharfer Kritik durchsetztes Entgegenkommen. Unvergessen sei ihm auch sein schönes Wort: „Nach außen hin wird jeder Abgeordnete, auf welcher Seite des Hauses er auch sitzen mag, die Königliche Regierung unterstützen, wenn

es gilt, die Ehre und die Interessen Preußens würdig und männlich entschieden zu vertreten."

Es kam der kurze glückliche Feldzug 1864, es kam der Entscheidungskampf von 1866, es kamen die frohen Tage von 1870. „Jetzt haben wir einfache Arbeit; ein Programm von drei Worten: „Haut die Franzosen!" rief Harkort seinen Freunden zu, und laut erhob er seine Stimme allen voran für die Forderung der Abtretung von Elsaß und Lothringen, von Metz und Straßburg. Als am 15. Juli 1870 der norddeutsche Reichstag einberufen wurde, war er genötigt, da sein Bahnzug verspätet in Berlin ankam, im Reiseanzug zur Eröffnung des Parlaments zu gehen. „Ich bin so gekommen, wie ich ging und stand," meinte er. „Das wird seiner Majestät ebenso lieb sein, als wenn ich in Frack und weißer Binde gekommen wäre." Damit band er sich das eiserne Kreuz von 1813 ins Knopfloch. Er war der einzige unter den Reichsboten, der das ehrwürdige Zeichen aus den Befreiungskriegen trug.

Seit Jahren lebte Harkort in einem mehr als bescheidenen Häuschen auf seiner kleinen Restbesitzung zu Hombruch: einem alten Arbeiterhaus, ohne Keller, mit dünnen Mauern und schlecht schließenden Fenstern. Selbst als sich durch den günstigen Verkauf einiger ihm verbliebenen Bergwerksanteile seine Verhältnisse etwas gebessert hatten, wollte er sich nicht zu einem Ausbau verstehen; seiner Anspruchslosigkeit genügte das Vorhandene vollkommen. Hier widmete er sich — sofern ihn nicht sein Sitz im Parlament, dem er bis 1873 angehörte, an Berlin fesselte — vorzugsweise litterarischer Beschäftigung. Seine eigenartig kraftvolle Schreibweise bewährte sich, von seinen zahlreichen politischen Aufsätzen und Aufrufen ganz abgesehen, auch auf dem Gebiete der Volkserzählung: die „Flachs-Marthe" (zuletzt bei Velhagen & Klasing-Bielefeld erschienen), der sich später noch einige andere ähnliche Erzählungen anreihten, verbreitete sich in ungezählten Exemplaren über ganz Deutschland. Daneben war er unermüdlich für die verschiedensten Zweige der Volkswirtschaft thätig; die deutschen Kanalbauten, der Ausbau des Eisenbahnnetzes, das Bankwesen, die Zollgesetzgebung, in der Harkort einen gemäßigten Schutzzoll vertrat, nahmen seine Aufmerksamkeit und Mitwirkung fortgesetzt in Anspruch. Am bemerkenswertesten von seinen späteren Schriften aber erscheint mir sein „Arbeiterspiegel", ein kleines Heftchen, in welchem er den Irrlehren der Socialdemokratie in scharfer, packender

Weise zu Leibe ging. Es ist bezeichnend, daß Alfred Krupp dies denkwürdige Büchelchen sofort an alle seine Arbeiter verteilen ließ. „Schon vor fünfzig Jahren," rief der Essener Großindustrielle in einem Vorwort jenen zu, „hat derselbe Mann und jetzt hochbetagte Greis viele Arbeiter beschäftigt; er war derjenige, der zuerst den Puddelprozeß in Deutschland einführte trotz Kosten, Mühen und Gefahren. Hunderttausende von Menschen haben jetzt in Deutschland ihr Brot von dieser so wichtig gewordenen Industrie. Damals, als ich noch wenige Arbeiter beschäftigte, habe ich seinen Unternehmungsgeist bewundert und verdanke ihm und anderen großen Beispielen die Anregung zu eigenem Streben. Wenn ein Mann, der seit seinem Rücktritt aus der gewerblichen Thätigkeit sein Sinnen, Wort und Schrift so reichlich dem Wohle der arbeitenden Klassen und namentlich der Volksbildung gewidmet hat, eine Schrift wie diese veröffentlicht, so darf dieselbe wohl als ein Gruß an seine Schützlinge, als ein am Lebensabend geschriebenes Vermächtnis angesehen und verehrt werden."

Harkort bewahrte sich bis weit in das Greisenalter hinein die Schönheit der äußeren Erscheinung, wie eine seltene geistige Frische. All die Mühen und Kämpfe des Lebens hatten seine Reckengestalt nicht um einen Zoll gebeugt. Aus dem gesunden, leicht gebräunten Antlitz, so wird er uns von seinem Biographen Berger geschildert, strahlten zwei tiefblaue Augen voll Ernst und freundlicher Würde, und silberweißes Haar umfloß es wie das Haupt des Olympiers. Wo er unbekannt eintrat, richteten sich bald aller Augen auf ihn mit der stummen Frage: „Wer ist der Mann?" und rasch flogen ihm die Herzen entgegen. Doch erst im vertrauten Umgang lernte man ihn ganz schätzen. Dann gab er auch wohl die besten Schätze seines nie verletzenden Humors zum besten, suchte jedoch nie, wie sonst manche bedeutende Männer, das Gespräch zu beherrschen, sondern erfreute sich gerade der allgemeinen Unterhaltung. Unreines oder Zweideutiges in seiner Gegenwart im Gespräch auch nur von ferne zu berühren, wagte niemand.

Erst mit achtzig Jahren begann der Recke von altem Schrot und Korn eine Brille zu benützen. Und als er im gleichen Alter einst einen Eisenbahnzug versäumte, der ihn zu einer öffentlichen Versammlung nach Haspe bringen sollte, ergriff er kurz entschlossen seinen Stock und legte die vier Meilen zu Fuß zurück. Erst im Jahre 1876 beugte eine heftige Erkältung seine Riesenkraft; aber

noch einmal erholte er sich und beging den 84. Geburtstag in anscheinend voller Rüstigkeit. Damals wurde ihm eine in achtzig großen Heften gesammelte Riesenadresse der deutschen Lehrer überreicht als ein Zeichen dafür, daß diese nie vergessen würden, wie „sich in Friedrich Harkort das höchste Maß dessen verkörperte, was je an Liebe und Hingebung für die Volksschule und deren Lehrer gezeigt worden.“ —

Im August 1877 starb der älteste seiner Brüder im Alter von 92 Jahren. Tief erschüttert folgte Friedrich dem Sarge bis zum Grabe, und es soll ein ergreifender Anblick gewesen sein, als der 84jährige dem 92jährigen die drei Hände voll Erde in die offene Gruft warf. Seitdem ging es auch mit ihm abwärts und im 89. Lebensjahr, am 6. März 1880, schlug endlich seine Stunde. Er entschlief in Frieden. Auf dem Friedhof im Walde zu Schede, im Schatten majestätischer Buchen, fand Friedrich Harkort die letzte Ruhestätte.

Der alte Harkort hinterließ keinen Feind. Was kann man Besseres von einem Manne sagen, der gleich ihm allzeit mitten im Leben stand. Selbst seine schärfsten politischen Gegner waren einmütig in der Anerkennung seiner Verdienste, seines Strebens, seiner Uneigennützigkeit; seine Freunde, und er zählte ihrer so viele wie selten ein Sterblicher, feierten seine Überzeugungstreue, seinen männlichen Mut: wir alle müssen in ihm einen warmherzigen Patrioten, einen wahren Freund des Volkes verehren. Der Name Fritz Harkorts, zu dessen Gedächtnis sich auf dem „alten Stamm“ bei Wetter ein hochragender Erinnerungsturm erhebt, wird im deutschen Volke unvergessen bleiben.

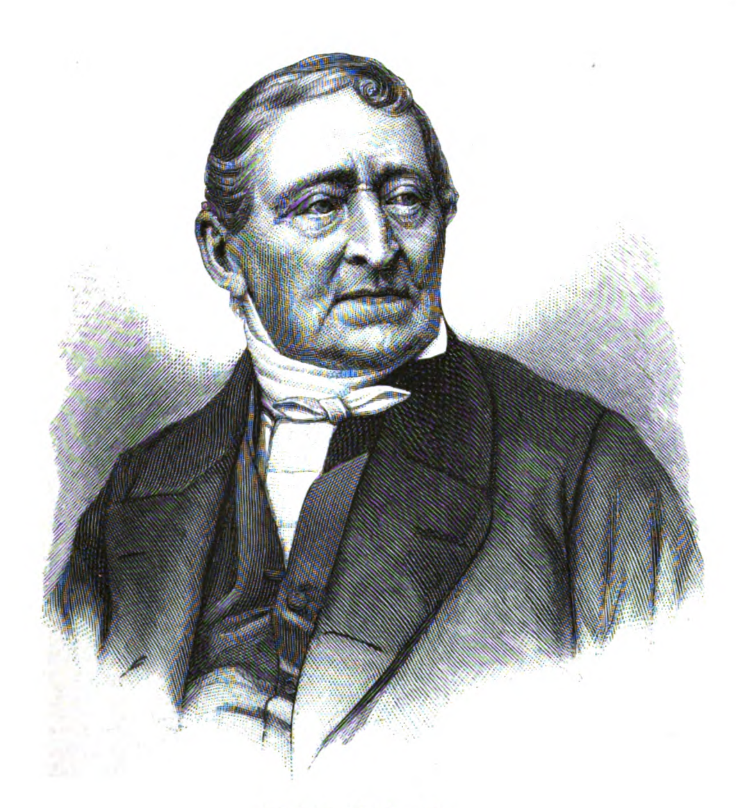
Friedrich Kohlrausch.

Ein deutscher Schulmann.

Weit über die Grenzen seines engeren Wirkungskreises hinaus ist der Name des Mannes, dem diese Zeilen gelten, bekannt und mit Ehren genannt worden. Viele Generationen hat er in seinem langen, arbeitsreichen, gesegneten Leben kommen und gehen sehen, treu und unbeirrt, freien Geistes und seines guten Zieles gewiß, hat er wacker an der Ausgestaltung des Unterrichts unserer Jugend gearbeitet, bis sein nimmermüder Körper zur ewigen Raste ging. Um die Wende des Jahrhunderts lagen seine Knabenjahre, als Jüngling sah er die Scharen des kriegsgewaltigen Frankenkaisers über Deutschland dahinbrausen, in der ersten Blüte der Männlichkeit erlebte er des Vaterlandes stolzen Aufschwung — als Greis war es ihm noch vergönnt, die Vorblüte der deutschen Einheit, das Zusammenschließen Norddeutschlands, mit zu schauen.

Zu Landolfshausen, unweit Göttingen, wurde Friedrich Kohlrausch am 15. November 1780 geboren. Sein Vater war der Pfarrer des kleinen Ortes; als Sohn eines einfachen Bäckers hatte der wackere Mann unter mancherlei Entbehrungen das Studium ermöglicht und sich zu seiner hochangesehenen Stellung wahrhaft emporgerungen. Der treffliche Vater wurde den Seinen aber nur zu früh entrissen; Friedrich war kaum drei Jahre alt, als jener starb.

Die Mutter blieb im Pfarrerswitwenhaus zu Landolfshausen wohnen. Der Knabe besuchte zunächst die Dorfschule. „Es ist der Vorteil der ersten Jugendjahre auf dem Lande," schrieb Kohlrausch später in seinen Lebenserinnerungen, „daß man an einfache Bedürfnisse gewöhnt wird und in kleinen Genüssen seine Befriedigung finden lernt. Mit den Bauernjungen im Sommer in das Holz gehen und Brombeeren, im Herbst Nüsse suchen, im Winter von den in den steinichten Furchen der Felder stehenden Hagebutten- und Schlehenbüschen die weichgefrorenen Beeren pflücken, das ist dem Sohne des Predigers und der Predigerwitwe ein wohlfeiler Genuß, während das Stadtkind an den Fenstern des Konditors Zuckerwaren, Backwerk und süße Liköre erblickt, die



Friedrich Kohlrausch.



ihm das Wasser in den Mund und die Groschens aus der Tasche locken. Zum Belege dieser Wahrheit ist mir immer meine erste Reise in die Stadt, nämlich zu meiner Großmutter von Vaters Seite, der Bäckerwitwe, ins Gedächtnis gekommen. Im Hinterhause dort wohnte und arbeitete ein Tischler. Ich ging oft zu ihm in die Werkstatt und sah seinen Arbeiten zu. Wenn er dann von den schönen weichen Harztannen lange, feine Hobelspäne abhobelte, so wickelte ich sie auf runde Klötzchen und bot sie meiner Großmutter und meinen Tanten als Seidenbänder zum Verkauf an. Man gab mir scherzeshalber einige Pfennige für die Rolle. Als ich sieben Pfennige auf die Weise erworben hatte, sann ich ernstlich nach, welchen Genuß ich mir dafür verschaffen könnte, und fand bald als das Ziel meiner Wünsche — nicht etwa Kuchen oder Zuckerwerk — sondern einen Salzhering heraus. Den kaufte ich mir für fünf Pfennig, dazu ein Weißbrot für zwei Pfennige, setzte mich sehr vergnügt auf die steinerne Treppe vor meiner Großmutter Thür und verzehrte den salzigen Leckerbissen mit der Freude an einem selbsterworbenen Genuß."

Der Unterricht in der Dorfschule beschränkte sich auf das notwendigste. Tüchtig vorgebildete Volksschullehrer gab es damals noch nicht, in Landolfshausen waltete ein verdorbener Kandidat der Theologie des Amtes als Schulmeister. Immerhin versuchte derselbe, den Honoratiorenkindern unter seinen Zöglingen auch einige Brocken Latein beizubringen. „Ich saß vor der Thür und aß mein panis, da kam der Hund canis und nahm mir mein Brot panis, da nahm ich einen lapidem und schmiß ihn an den capitem" — das war eine seiner Weißheiten. Der Unterricht war so dürftig, daß die Mutter frühzeitig darauf bedacht sein mußte, den begabten Sohn in eine bessere Schule zu bringen. So kam der Knabe 1789 nach Hannover in das Haus eines Verwandten, des Kriegskommissärs Petersen, auf die „Hofschule", an welcher tüchtige Lehrkräfte thätig waren. „Diese Männer," schreibt Kohlrausch noch siebzig Jahre später voll dankbarer Anerkennung, „kannten keine Pedanterie, gingen mit uns freundlich um und hatten doch den nötigen Respekt. Eine Erinnerung, die mir immer lebendig geblieben ist, mag dieses belegen. Bei dem Kandidaten Holscher lasen wir, als ich in der ersten Klasse war, Bruchstücke aus dem Livius. Es kam eine etwas schwierigere Stelle, auf die wir uns zur nächsten Stunde präparieren sollten. ‚Wer sie ohne fremde Hilfe richtig herausbringt, mit dem will ich eine Bouteille Cham-

pagner trinken,‘ sagte der joviale Kandidat. Ich gab mich zu Hause eifrig daran und war in der nächsten Stunde der einzige, der die Stelle ohne Fehler übersetzen konnte. Der Lehrer belobte mich, meinte aber: ‚Mit dem Champagner war es natürlich nur Scherz, aber du kannst dir etwas anderes ausdenken, was dir Freude macht, das Geld will ich dir dazu geben.‘ — Der Wunsch, der mir am nächsten lag, war bald gefunden. Der Tag war ein Sonnabend. Ein paar von meinen Vettern, die als Reitscholaren beim Königlichen Marstall fungierten, wollten einen Ritt über Land machen. ‚Wenn du doch auch ein Pferd mieten könntest, um mitzureiten,‘ sprach es in meinem Kopfe den ganzen Rest der lateinischen Stunde hindurch. Dem Hause gegenüber, in welchem ich damals lebte, wohnte ein Schlachter, der hatte einen Pony zu vermieten, und das kleine behende Pferd hatte mir schon lange in die Augen gestochen. Mit etwas verlegener Miene ging ich nach der Lektion zu dem Kandidaten und trug ihm leise meinen größten Wunsch vor. Lachend griff er in die Tasche und gab mir einen halben Thaler, wofür ich das Pferd auf den Sonntag Nachmittag mieten konnte. Der Ritt lief auch zu meiner großen Zufriedenheit aus, denn der schon etwas bejahrte Pony war ein sehr geduldiges Tier, und ich hatte schon in Landolfshausen mitunter auf dem Handpferde eines Bauern gesessen, der ins Feld fuhr. Daß ich aber den Kandidaten Holscher nachher noch einmal so lieb hatte, versteht sich von selbst. — Die wichtigste und für meine ganze Lebensentwickelung entscheidende Bekanntschaft, welche mir mein Besuch der Hofschule brachte, war die mit dem würdigen und menschenfreundlichen (protestantischen) Abt Salfeld. Dieser besuchte die Hofschule als deren Kurator oft während des Unterrichts, um Lehrer und Schüler kennen zu lernen. Meine Eitelkeit trieb mich dann zu lebhaften Äußerungen meiner Lernbegierde und Darlegung meines Wissens, um so mehr, als der Abt einst in der deutschen Stunde den Lehrer nach dem besten Vorleser deutscher Poesie gefragt, und dieser mich aufgerufen hatte; das darauf erfolgte Lob des ehrwürdigen Mannes that mir ausnehmend wohl. Er wurde durch diese und andere Veranlassungen aufmerksam auf mich, forderte mich auf, ihn zu besuchen, lieh mir Bücher und behielt mich auch, nachdem ich die Hofschule verlassen hatte, fortgesetzt im Auge.“

Die Lebenserinnerungen Kohlrauschs enthalten manche interessante Streiflichter auf jene Zeit um des Jahrhunderts Wende

Schon begannen sich die Folgen der französischen Revolution auch in Deutschland selbst in Äußerlichkeiten bemerkbar zu machen — so durfte der Knabe z. B. nicht mehr den Zopf anlegen und sein Haar pudern, wie es bisher bei Leuten besserer Stände üblich gewesen war, ja es kam, nachdem Kohlrausch in die Sekunda der Hohen Schule übergetreten war, gar vor, daß einer seiner Mitschüler einen höchst revolutionären Aufsatz voll unverdauter Gedanken über Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte einreichte. Dabei wurde selbst in der Sekunda noch ernste, harte Zucht gepflegt, über welche ein heutiger Sekundaner sehr die Nase rümpfen würde. Die Lehrer redeten die Schüler mit „Er“ an, wer an den Katheder zum Übersetzen gerufen wurde, kam oft mit bedenklich geröteten Ohrzipfelchen zurück, und bei ernsteren Gelegenheiten kam selbst „Meister Henno“ — so hieß nach dem Namen des Sattlermeisters, der sie verfertigt, die am Platz des Lehrers hängende, aus roten und weißen Lederstreifen geflochtene Peitsche — zur Anwendung.

Die Mutter war wenig bemittelt und konnte dem strebsamen Knaben keinen Geldzuschuß gewähren, um Unterricht in solchen Fächern zu nehmen, die auf der Schule nicht gelehrt wurden: namentlich in der Mathematik und der französischen Sprache. „So fing ich denn,“ berichtet Kohlrausch, „schon als Sekundaner an, jüngeren Knaben Privatunterricht in den Anfangsgründen des Lateinischen zu geben. Aber wie wurden damals die Talente eines Sekundaners oder Primaners honoriert? Zuerst bekam ich für sechzehn Stunden einen Gulden, doch bald einen Thaler, zuletzt zwei Gulden. Ich mußte also schon mehrere Stunden geben, um das Honorar für eine mathematische oder französische Stunde erschwingen zu können.“ Neben allem Fleiß fehlten aber doch auch harmlose Vergnügungen nicht. Da wurde im engern Kreise in den Sommermonaten das Ballspiel gepflegt, im Winter fleißig Schlittschuh gelaufen, auch wohl ein Privatball im Hause einer befreundeten Familie mitgemacht. Bei unseren gemeinsamen Vergnügungen aber war die angeborene Fröhlichkeit der Jugend die beste Würze, und wir bedurften keiner Reizmittel, um lustig zu sein, während jetzt nur zu oft die Fröhlichkeit erst durch Wein und Bier oder gar stärkere Getränke geweckt werden muß. Bei unseren Kegelpartieen war ein Glas Bier oder Kalteschale, eine Tasse Kaffee oder eine Schale dicke Milch nebst Butterbrot das, was wir verlangten und mit unserem Taschengelde erschwingen konnten.

Ich entsinne mich nicht, daß es auch nur einem eingefallen wäre, Wein oder Schnaps zu trinken. Bei den Bällen war eine Tasse Thee oder höchstens ein schwacher Punsch der stärkste Luxus, zu welchem wir uns verstiegen. Wir bildeten eine Welt für uns, der es nicht in den Sinn kam, ihre Ansprüche auf Genuß nach denen der Erwachsenen abzumessen!"

Das sind wahrlich goldene Worte gerade für unsere heutige, nur allzu anspruchsvolle Jugend!

Im Jahre 1799 schlug endlich die Stunde des Abgangs vom Gymnasium. Ergötzlich schildert unser Held, wie er und seine Mitabiturienten bei den feierlichen Abschiedsreden altem Herkommen zufolge in schwarzer Kleidung, mit seidenen Strümpfen, einen Pariser Degen an der Seite, den chapeau bas unter dem Arme erscheinen mußten — und welche Verlegenheit ihm die hannöverschen Straßenjungen bereitet, als er in diesem Aufzuge vor ihnen passierte.

In der alten Hochschule Göttingen ließ sich Kohlrausch als Studiosus der Gottesgelehrsamkeit immatrikulieren. Er war ein fleißiger Student, der seine Kollegien gewissenhaft erledigte — „aber", meint er selbst, „unser Stundpunkt war doch ein recht enger." Nicht einmal mit der schönen Litteratur etwas vertraut zu werden, bot sich ihm Gelegenheit. „In Hannover hatte ich noch nichts von Goethe oder Schiller gelesen, erst in Göttingen kam das erste der Goetheschen Werke, der Torquato Tasso, in meine Hände. Er machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich erkennen konnte, es fehle mir auch für dieses Gebiet des neu angeregten deutschen Geistes nicht an Empfänglichkeit. Es war mir, als gehe eine neue Welt vor mir auf. Daß menschliche Gedanken und Gefühle auf eine solche Weise, in so edler Sprache, mit so erhebenden Worten und Bildern ausgedrückt werden, daß Verstand und Gefühl sich so vollkommen durchdringen konnten, war mir neu, es überwältigte mich."

Nachdem Kohlrausch 1802 sein Predigtamtsexamen bestanden hatte, erhielt er eine Anstellung als Hauslehrer bei den Söhnen des Grafen Baudissin auf Rantzau in Holstein. Mehrere Jahre war er hier mit Erfolg thätig und zählte die Zeit, welche er in dem vornehmen und doch schlichten adligen Hause verlebt hatte, stets zu der schönsten seines Lebens. Die Knaben, welche er zu unterrichten hatte, waren gut geartet und strebsam, die Verhältnisse

angenehm; auch daß sich ihm im Winter, wenn der Graf als dänischer Gesandter in Berlin weilte, meist Gelegenheit bot, die Vorträge auf der Universität der preußischen Hauptstadt zu hören, trug dazu bei, ihm seine Stellung lieb und wert zu machen. Als die jungen Grafen heranwuchsen, begleitete Kohlrausch sie nach der Sitte der damaligen Zeit auf die Universitäten von Kiel und Göttingen, in den Ferien weilten sie dann wieder bald auf Rantzau, bald in Kopenhagen, und schließlich führte der noch jugendliche Kandidat eine Genossin des Baudissinschen Hauses, die anmutige und kluge Thea Holm, als Gattin und treffliche Hausfrau heim.

Trübe Zeiten waren inzwischen über Deutschland hereingebrochen. In schweren Schlägen hatte Napoleon den preußischen Staat fast zertrümmert und Kohlrausch engeres Vaterland Hannover besetzt. Unter der Fremdherrschaft wollte und konnte unser Held keine Pfarre annehmen — halb dem Zwange, halb auch der eigenen Neigung folgend, entschloß er sich daher, einer an ihn durch Vermittelung eines Freundes ergangenen Aufforderung nachzuthun und in Barmen bei Elberfeld eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt zu begründen. Damit war sein endgültiger Übergang von der Theologie zur Philologie entschieden.

Die Aufgabe, die an ihn herantrat, war nicht leicht, aber sie gab ihm reiche Gelegenheit, die köstliche Eigenschaft seines praktischen Blicks und seiner Lehrtüchtigkeit zu bethätigen. Barmen war schon damals ein Ort voll industrieller Thätigkeit; es galt daher im wesentlichen seine Schule praktischen Bedürfnissen anzupassen. Mädchen und Knaben wurden zusammen unterrichtet, und nicht die gelehrten Fächer, wie Kohlrausch es sich wohl einst erträumt, bildeten die Hauptunterrichtsgegenstände, sondern Deutsch, die neueren Sprachen, Geschichte und Geographie, Rechnen und Schreiben waren den Bedürfnissen des Kaufsmannstandes entsprechend besonders zu betonen. Neben eifriger Lehrthätigkeit fand Kohlrausch indessen auch Muße zu litterarischen Arbeiten. Gerade in jenen Jahren des Barmer Aufenthalts erschienen seine Biblischen Geschichten „Geschichten und Lehren des Alten und Neuen Testaments“ — ein ewig junges Buch, das in immer neuen Auflagen in die Welt hinausging und, wie der Verfasser selbst als Greis sagte, „ihn durchs Leben begleitete“. Das allbekannte Buch sollte das Fundament einer umfang- und segensreichen schriftstellerischen Thätigkeit werden — schon das nächste

Werkchen „Chronologischer Abriß der Weltgeschichte“ hatte einen für jene Zeit fast unerhörten Erfolg und erlebte, wenn ich recht unterrichtet bin, fast zwanzig Auflagen. —

Noch lastete Napoleons eiserne Faust schwer auf Deutschland, unbesiegbar schien der gewaltige Kriegsmann. „Aber wie stand es,“ schreibt Kohlrausch, „ein Jahr später mit ihm, nachdem ich ihn auf der Höhe seiner Macht gesehen! Durch die Eis- und Schneefelder Rußlands fuhr er im einsamen Schlitten, ein halber Flüchtling, der polnischen Grenze zu und hielt nicht an, bis er seine Hauptstadt erreicht hatte. Freilich noch einmal sammelte er die Kräfte Frankreichs zum riesenhaften Widerstande; allein der Glaube an seine Unbesiegbarkeit war dahin, und in dem Kreise, in dem ich in Barmen lebte, erhob sich immer lebhafter die Hoffnung auf eine mögliche Befreiung Deutschlands. Das waren Zeiten der äußersten Spannung des Gemüts! Der Abfall von York, der Aufruf Friedrich Wilhelms an sein Volk im März 1813, die Begeisterung in Preußen, von der die Kunde auch zu uns drang, wie erhoben sie den Mut und die Hoffnung!“

Gerade in jene Zeit fiel für Kohlrausch eine entscheidende Wendung seines Lebens. Man trug ihm, dessen Ruf als Schulmann besonders durch seine beiden trefflichen Bücher sich schnell verbreitet hatte, eine Stelle als Professor an dem Lyceum zu Düsseldorf an, und mit Freuden gab er seinen beschränkten Wirkungskreis auf, um mit voller Begeisterung in einen neuen, größeren einzutreten. Ehe er aber von Barmen schied, trug er den Bürgern der Stadt noch in eigenartiger Weise einen Zoll der Dankbarkeit für all das Gute, das er unter ihnen gefunden, ab: er hielt vor ihnen sechs herrliche Reden über Deutschlands Zukunft — Reden, die so recht eigentlich der bewegten Zeit entsprachen, in der sie entstanden. Die zündenden Worte des begeisterten Mannes fanden lauten Wiederhall weit über die Kreise hinaus, denen sie zunächst galten. Als die Reden gedruckt vorlagen, erhielt der bescheidene Verfasser von allen Seiten Dankesbriefe und anerkennende Schreiben. Unter anderen dankte ihm Gneisenau in einem höchst denkwürdigen Briefe, in dem es unter anderem heißt: „Der Geist verständiger Freiheit und urdeutscher Gesinnung, der sich in Ihren Reden offenbart, hat mich ungemein angezogen, und jedes vorurteilsfreie rechtliche Gemüt muß wünschen, daß ihre Vorgefühle einer freien deutschen Nationalität recht bald ins Leben übergehen mögen. Wie sehr Preußen hierbei als Beispiel voranleuchtet und

zum Anschluß durch eigene Kraftentwickelung ermutigt, wird den besseren in Deutschland wohl klar geworden sein!"

Den gleichen, ja einen noch lebhafteren Beifall fand Kohlrauschs in den nächsten Jahren erscheinende „Deutsche Geschichte". Es fehlte damals gänzlich an einem allgemein verständlichen Werk über die Geschichte unseres Vaterlandes, ja, was schlimmer war, es fehlte an dem Verständnis für diese! Unseres Freundes großes Verdienst bleibt es, mit seinem zunächst für den eigenen Lehrbedarf verfaßten, warm patriotischen Buch dieses Verständnis geweckt und damit auch die Liebe zum teuren Vaterlande neu belebt zu haben. So gewaltig in den nächsten Jahrzehnten auch die Fortschritte der Geschichtsforschung waren, so viele neue, den gleichen Stoff behandelnde Erscheinungen auch mit Kohlrauschs deutscher Geschichte in den Wettstreit traten, das Buch behielt seinen bewährten Ruf, und noch ein Decennium nach dem Tode des Verfassers, nachdem längst der Traum der Väter erfüllt war und unser Kaiser Wilhelm Alldeutschland geeinigt hatte, konnte eine neue Auflage des Werkes erscheinen. Wie hatte sich inzwischen — 1816 bis 1876 — die Gestaltung Deutschlands verändert, welche neuen Ereignisse galt es einzufügen: das Buch selbst aber blieb in seiner ganzen Richtung und seiner übersichtlichen Darstellungsart unverändert, es blieb ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes.

Im Jahre 1818 wurde Kohlrausch als Schulrat zur Regierung nach Münster berufen und wirkte in dieser Stellung zwölf Jahre hindurch an der Hebung des höheren Schulwesens der Provinz Westfalen. Es war eine Aufgabe, wie für ihn geschaffen: nicht nur außerordentliche Kenntnisse in allen wissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch eine tiefe Menschenkenntnis vereinten sich in ihm mit einem seltenen praktischen Blick und unermüdlicher Arbeitskraft. Wo er auch auf seinen Inspizierungsreisen hinkam, überall erwarb er sich das Vertrauen, die Liebe von Lehrern und Schülern. Wohl waren seine Ansprüche groß und streng, aber ebenso groß war sein Wohlwollen, das ihm die Herzen gewann. Sein Andenken ist in Westfalen bis auf den heutigen Tag unvergessen.

Wie Kohlrausch über einzelne Zweige der Erziehung und des Unterrichts dachte, das geht vielleicht am besten aus den Mitteilungen hervor, welche er über die geistige Entwickelung seiner eigenen Söhne niederschrieb. „Ich ging," so sagt er u. a., „mit meinen Jungen in ihren Freistunden recht viel ins Freie und leitete sie zur Aufmerksamkeit auf die Natur an, legte mit ihnen

Sammlungen von Käfern und Schmetterlingen an, zog mit ihnen Raupen auf und verschaffte ihnen gute naturgeschichtliche Bücher, aus denen sie sich selbst unterrichten konnten. Indem meine Söhne sich genötigt sahen, die sie umgebende Natur, und besonders die den Knaben am meisten anziehende Tierwelt durch eigene Beobachtung kennen zu lernen, prägten sich ihnen die unterscheidenden Merkmale des einzelnen am leichtesten ein. Sie spürten den Insekten, den Vögeln, selbst den kleineren noch wild lebenden Säugetieren auf das eifrigste nach, lernten ihre Lebensweise und Kennzeichen kennen und brachten es in der That bald so weit, daß z. B. nicht ein Vogel, selbst von den nur in der Wanderzeit durchfliegenden, ihnen zu Gesicht kam, den sie nicht sofort am Fluge oder an dem flüchtigsten Tone erkannten. — Das bloße Sehen ist der Jugend aber nicht genug, sie will die flüchtigen Tiere auch haben, um sie genauer beobachten zu können, und wie ihr Auge und Ohr sich durch das Aufsuchen und Nachspüren außerordentlich schärfte, so übten meine Söhne auch ihre Erfindungskraft in der Anfertigung der Werkzeuge zum Haschen der Tiere. Am meisten Mühe machten ihnen die Vögel, denn auch diese wollten sie für ihre oder die Schulsammlung haben und ausstopfen. Nun war meine Frau mit Recht sehr ängstlich gegen den Gebrauch des Schießgewehrs und stellte das Gebot auf, daß der älteste erst mit 18 Jahren ein Gewehr in die Hand bekommen dürfe. Dies spornte unseren Rudolf, der etwas mechanisches Geschick besaß, an, bei einem Tischler, der in unserem Hinterhause wohnte,. für sich und jeden seiner Brüder je eine Armbrust anfertigen zu lassen, die er so vervollkommnete, daß sie damit Vögel im Fluge schießen konnten.

Man mache es dem Knaben nur nicht zu leicht und gebe ihm nicht alle Werkzeuge, die er gebrauchen soll, vollkommen fertig in die Hände, sondern lasse ihn selbst suchen, versuchen, erfinden und anfertigen."

Die Thätigkeit Kohlrauschs hatte längst auch die Aufmerksamkeit leitender Persönlichkeiten in seiner eigentlichen Heimat, dem damaligen Königreich Hannover, auf ihn gerichtet, der Wunsch, seine außerordentliche Kraft für die Entwickelung des dortigen höheren Schulwesens zu gewinnen, trat wiederholt hervor. Im Jahre 1829 wurden ihm bestimmte Anträge gemacht, die er um so lieber annahm, als sein Organisationswerk in Westfalen ziemlich vollendet war, sich ihm dagegen in seiner Heimat eine Fülle anregender Arbeit zu bieten schien. Der Abschied aus dem bis-

herigen Wirkungskreis war für ihn freilich ein sehr schmerzlicher — noch einmal trat all die Liebe und Verehrung hervor, die der treffliche Mann sich in Westfalen erworben: die gesamten Gymnasiallehrer der Provinz vereinigten sich, ihm zum Andenken an das gegenseitige glückliche Verhältnis einen kostbaren silbernen Becher zum Geschenk zu machen. Derselbe erhielt die schöne Inschrift:

Friderico Kohlrausch Vivo Doctissimo Amplissimo e Guestphalia ad Hanoveros abeunti hoc pietatis et grati animi donum offerunt Gymnasiorum Guestphalicorum directores et praeceptores Mense Majo anni MDCCCXXX.

und wurde ihm von den Direktoren der Anstalten, die er geleitet, mit einem lateinischen Gedichte überreicht. „Es war der ergreifendste Augenblick in den letzten Tagen meines amtlichen Lebens in einer Provinz, die mir stets teuer bleiben wird, und ich bewahre den Becher als ein Familienkleinod, welches bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt, mit deutschem Wein gefüllt und mit dankbarer Anerkennung der Liebe, die ihn mit geschenkt, geleert wird." —

Es ist hier nicht der Ort, eingehender zu erörtern, was Kohlrausch als Vorsitzender des Oberschul-Kollegiums in Hannover geleistet hat. Es galt so ziemlich einen völligen Neubau des gesamten höheren Schulwesens im Königreich, denn nur wenige der größeren Anstalten hatten sich auf anerkennenswerter Höhe erhalten; es galt nicht nur neue Lehrpläne und Vorschriften aufzustellen, es galt vor allem auch einen tüchtigen Lehrerstand zu schaffen. Dabei waren die verfügbaren Mittel oft recht knapp, und das Verdienst des Leiters, der sie immer an der richtigen Stelle anzuwenden wußte, ist daher doppelt hoch anzuschlagen. Am besten spricht der Erfolg für Kohlrausch: als im Jahre 1867 das Königreich Hannover zur preußischen Provinz wurde, erwies sich das höhere Schulwesen — hauptsächlich dank seiner unermüdlichen Anregungen und seiner rastlosen Thätigkeit — als dem trefflichen preußischen an Leistungsfähigkeit vollauf gleichstehend.

Die Jahrzehnte flossen dahin, sie färbten unseres Freundes Haar wohl in silbernen Schimmer, aber sie lähmten seine Arbeitslust und seine geistige Frische nicht. Wohl wankte dann und wann seine Gesundheit; im Kreise der geliebten Seinen, in einem echt deutschen, Liebe heischenden, Liebe gebenden Familienleben fand er jedoch stets neue Kraft und Freudigkeit. Im Jahre 1857 feierte er das schöne Fest der goldenen Hochzeit: sechs Kinder

und fünfzehn Großkinder scharten sich um das Jubelpaar, dem von allen Seiten, von nah und fern, begeisterte, aus dankbaren Herzen kommende Glück- und Segenswünsche dargebracht wurden. So trat der „General-Schuldirektor des Königreichs Hannover" in das hohe Greisenalter ein. „Das Wort ‚hohes Alter' erweckt," schrieb er in seinen Lebenserinnerungen selbst, „vielleicht bei manchem meiner Leser ein Gefühl des Mitleids: damit würde er mir aber zu nahe treten. Die mit dem Alter nach den Gesetzen der Natur verbundenen Beschwerden sind mir freilich nicht erspart geblieben. Die Spannkraft ist aus den Gliedern gewichen; die Sinne werden stumpfer, das Auge muß sich bewaffnen, um lesen oder das Schreiben regieren zu können; das Ohr reicht für die schwächeren und entfernteren Töne nicht aus, der Genuß des Theaters ist für mich verloren, und was schmerzlicher ist, in der Kirche verstehe ich nur noch die wenigen Redner, die besonders langsam und scharf accentuiert sprechen. Das sind große Entbehrungen — gleichwohl aber rechne ich mich zu den Glücklichen auf dieser Erde. Die Entbehrungen trage ich nach allgemeinen Gesetzen, von welchen eine Ausnahme machen zu wollen Anmaßung wäre. Was mir noch übrig bleibt, nehme ich dankbar an als ein Geschenk der höheren Gnade und Weisheit. Kann ich mich doch immer noch in der freien Natur ergehen und mich des blauen Himmels und der grünen Erde freuen, fast inniger, als in den Tagen der Vollkraft und des oft von Gedanken und Gefühlen stark bewegten Innern. Das Auge ist zwar schwächer, als früher, aber mit mäßig scharfer Brille kann ich noch anhaltend lesen und schreiben und ich nehme das Glas nie zur Hand ohne ein Dankgefühl gegen Gott, der den Menschen die Geisteskraft zu solchen Erfindungen gab, die den Schwächen der menschlichen Natur so wohlthuend zu Hilfe kommen. Und wenn ich auf meine Familie sehe, wie viele Freuden sind doch, trotz der großen Verluste, meinem Alter noch aufbehalten!"

Es war die köstliche, in unseren Tagen so seltene Gabe der Zufriedenheit, die das Alter des prächtigen Greises verschönte. Unzufriedenheit ist eine Krankheit unserer Zeit; sie zerreißt die Bande der Pietät, stellt Mißtrauen an die Stelle des Vertrauens, trübt die gesunde Ansicht des Lebens und lähmt die Thatkraft. Im Streben nach Zufriedenheit, im sich Begnügen mit dem, was Gott uns giebt, liegen die Wurzeln unserer Kraft.

Siebenundachtzig Jahre waren dem wackeren Manne beschieden.

Aber nicht nur ein selten langes, auch ein selten reiches und gesegnetes Leben lag hinter ihm, als er in der Nacht vom 29. zum 30. Januar 1867 die Augen für immer schloß — ein Leben voller Arbeit, aber auch ein Leben, das seinen Lohn in sich trug.

Auf dem Grabe Friedrich Kohlrauschs breiteten Liebe und Verehrung ihre grünen Friedenspalmen. Was kann ein Mann Höheres erringen, denn die Liebe und Dankbarkeit seiner Mitmenschen!

Alfred Krupp.

Der Essener Kanonenkönig.

In eiserner Zeit ein eiserner Mann! Ein ganzer Mann in allem seinem Schaffen und Thun, seinem Streben und Vollenden: ein Mann, der wie wenig andere mit dem Schicksal gekämpft, wie wenig andere durch eigene Kraft und eigene Tüchtigkeit sich emporgerungen hat, der aber nicht nur selbst großen Zielen nachstrebend Großes erreichte, sondern der auch Tausenden und Abertausenden zum allzeit bereiten Helfer und Wohlthäter wurde; ein Mann, der seine Zeit richtig zu erfassen, der ihre Aufgaben klar zu erkennen wußte; ein Mann von weitem Blick und treuem Herzen, ein Mann von unerschütterlicher Energie: das war Alfred Krupp.

Heute kennt jeder Gebildete — es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet: jeder Gebildete der ganzen Welt den Namen Krupp. Im Jahre 1826, als Alfred Krupp, geboren am 26. April 1812, die mehr als bescheidene väterliche Werkstätte zu Essen in Westfalen übernahm, war deren Ruf über die engen Grenzen eines sehr beschränkten Absatzgebietes noch nicht hinausgedrungen.

Zwar hatte der Vater, Friedrich Krupp, sein Stahlwerk schon 1811 errichtet und stellte bereits den später so weltberühmten schmiedebaren Gußstahl, sorgfältig aus einzelnen Tiegeln gegossen, her; der Umfang des Werkes aber bewegte sich in den engsten Grenzen. Friedrich Krupp fehlten die Mittel, seinem Geschäft größere Ausdehnung zu verleihen, sein Geheimnis der Gußstahlbereitung im großen Maßstabe zu verwerten. Von schweren Sorgen niedergedrückt, hinterließ er seiner Witwe und seinen Kindern bei seinem Tode ein zwar, wie die Zukunft zeigte, äußerst entwickelungsfähiges Unternehmen, dessen inneren Wert aber seiner Zeit niemand verstand, niemand zu würdigen wußte. Es ist bezeichnend, daß die Kruppsche Fabrik damals nur vier ständige Arbeiter beschäftigte.

Die Firma ging auf die Witwe des Verstorbenen über, die ganze Leitung auf den ältesten Sohn: Alfred Krupp. Und dieser älteste Sohn war ein Knabe von 14 Jahren, an den plötzlich mit dem



Alfred Krupp.

Kummer um den Verlust des geliebten Vaters zugleich die Sorge um die Zukunft der Seinen herantrat!

Ich stand, so sagte er später, an den ursprünglichen Trümmern dieser Fabrik, dem väterlichen Erbe, mit wenigen Arbeitern in einer Reihe. Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade soviel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können; für meine eigene Arbeit und meine Sorgen hatte ich nichts weiter als das Bewußtsein der Pflichterfüllung. Laut Testament sollte ich die Fabrik für Rechnung meiner Mutter fortsetzen ohne Kenntnis, Erfahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Von meinem vierzehnten Jahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, bisweilen ganze Nächte hindurch am Ambos und vor der Esse stehend, lebte ich oft bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, und 25 Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich sich steigernder Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung an die Vergangenheit ist die so lange dauernde Gefahr des Unterganges und deren Überwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit. Das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts ist, nichts hat und was werden will!

Welche Lehre für uns alle liegt in diesen schlichten Worten!

Nur ganz langsam arbeitete sich in der That das Werk vorwärts. Noch im Jahre 1832 beschäftigte es nur 10 Arbeiter, aber der junge Fabrikherr verzweifelte nicht. Nach der schwersten Tagesarbeit war er bis spät in die Nacht hinein mit Plänen und Ideen zur Vervollkommnung der ihm von seinem Vater überlieferten Erfindung und deren Ausnutzung beschäftigt, immer neue Formen und Verwendungsarten wußte er dem ebenso festen wie zähen Gußstahl abzugewinnen. Und allmählich kam er — seine Fabrikate: Hämmer und Scheren, Spindeln und Stempel, vielfach persönlich von Ort zu Ort, von Hof zu Hof vertreibend — vorwärts; im Jahre 1843 stieg die Arbeiterzahl bereits auf 99, zwei Jahre später konnte er 122 Arbeiter dauernd beschäftigen. Aber wie oft wurden die Zeiten des Aufschwunges auch wiederum durch herbe Enttäuschungen, durch schwere Rückschläge unterbrochen: noch im Jahre 1848 konnte Krupp sich nur durch den Verkauf der seiner Familie gehörigen silbernen Gabeln und Löffeln die Mittel zum Unterhalt seiner Arbeiter verschaffen, und seit jener herben Stunde

hat es niemals wieder im Hause Krupp echtes Silbergerät gegeben. Auch wenn später, wie es oft geschah, fürstliche Gäste das herrliche Schloß des millionenreichen „Kanonenkönigs" mit ihrem Besuch beehrten, kam nur neusilbernes Gerät auf die Tafel.

So schwer indessen die Zeitlage war, so gering der Verdienst blieb, so hatte der junge Fabrikherr es doch nimmer versäumt, die vorhandenen Mittel zu seiner weitern theoretischen Ausbildung zu verwenden. Auch bei ihm, der so jung in den Ernst des Daseins hinausgetreten, stand es fest, daß die Schule nur die Grundlage des Wissens legen kann, daß das Leben erst auf diesem gesunden Fundament das Gebäude des Könnens aufführen muß. Er erkannte vor allem, welche Bedeutung für jeden Vorwärtsstrebenden die Kenntnis der lebenden Sprachen besitzt, und wußte sich noch als gereifter Geschäftsmann sowohl das Französische, wie zumal das Englische vollkommen zu eigen zu machen. Zugleich aber hielt er, besonders auch auf seinen Reisen, allzeit Augen und Sinne offen für alles Neue und Entwickelungsfähige, das ihm nur irgendwie mit seinem Beruf und seinem Geschäfte in Beziehung zu stehen schien: er wußte zu sehen und zu beobachten, wie selten ein andrer.

Nach zwei Richtungen hin fand dieser scharfe Blick neue erstrebenswerte Ziele.

Einmal erkannte Alfred Krupp bereits Ende der vierziger Jahre, daß der Gußstahl, wie ihn sein Werk herstellte, den damals in der Artillerieausrüstung aller Großstaaten um den Preis ringenden Geschützmaterialien: der Bronze und dem Gußeisen weit überlegen, daß es durch seine Zähigkeit und Elastizität unübertrefflich sei — zum andern wandte er dem gerade in jenen Jahren mächtig emporblühenden Eisenbahnwesen seine volle Aufmerksamkeit zu und suchte seinen bereits wohlbewährten Gußstahl für einzelne Zweige des Bahnbaues und Bahnbetriebes unentbehrlich zu machen. So wollte er, seiner Zeit weit vorauseilend, gleichsam zwei Grundlagen für sein Werk schaffen. Die Segnungen des Friedens sollten ihm dereinst, wenn sein Fabrikat erst volle Anerkennung erlangt hatte, große Aufträge auf dem Gebiet des Bahnwesens und der Maschinentechnik bringen — der Krieg und die Vorbereitung für denselben mußten ihm lohnende Arbeit für den artilleristischen Teil seines Schaffens sichern.

Wie weit aber war er noch von diesen Zielen entfernt!

Den Gußstahlgeschützen, welche Krupp probeweise auf eigene Kosten anfertigte und den Artillerie-Prüfungskommissionen ver-

schiedener Staaten zur Verfügung stellte, begegnete man mit dem größten Mißtrauen. Man zweifelte allgemein, daß es gelingen könne, größere Gußstahlstücke von genügender innerer Gleichmäßigkeit, wie sie zum Geschützguß erforderlich sind, herzustellen. Hatte man in England doch schon seit langen Jahrzehnten Gußstahl fabriziert, ohne daß man über die Herstellung von kleinen Gebrauchsgegenständen hinausgekommen war. Und was der hochentwickelten englischen Industrie nicht möglich gewesen war, sollte dem kleinen Essener Fabrikanten glücken? Das schien unmöglich — ja selbst als Krupp 1847 die Weltausstellung zu London mit einem von aller Welt angestaunten Gußstahlblock von 2000 kg Gewicht beschickte, wollte der Zweifel nicht weichen.

Glücklicher war Krupp zunächst auf seinem anderen Gebiet. Im Jahre 1853 gelang es ihm, nach zahlreichen schwierigen Versuchen, Beschläge für Eisenbahnwagenräder, Radreifen aus Gußstahl ohne Schweißung aus einem Stück herzustellen — eine wahrhaft epochemachende Erfindung, durch welche die früheren zahlreichen Radreifenbrüche und die dadurch entstehenden Unglücksfälle mit einem Schlage fast gänzlich beseitigt wurden. Die Ausbeutung dieser Erfindung, welche sofort durch Patente in allen Kulturstaaten geschützt wurde, gab seinem Werk den ersten mächtigen Aufschwung und gewährte ihm die Möglichkeit zur Durchführung seiner weiteren Pläne, vor allem die Mittel zu der unausgesetzt betriebenen Verbesserung seiner Gußstahlgeschützrohre. Damals schrieb er einem Freunde: Schon 1847 habe er das erste Stahlgeschütz für Preußen geliefert und noch immer sei über dasselbe nicht entschieden worden. Wenn er nur auf Gelderwerb sehen wolle, so dürfe er unter diesen Umständen keine Geschütze gießen. Er lege aber Wert darauf, dem Vaterlande mit seiner Erfindung zu nützen und deshalb gestatte er sich die kostspielige „Nebenbeschäftigung“ der Geschützanfertigung.

In der That zögerte man gerade in Preußen bis zum Jahre 1859 mit der Einführung Kruppscher Gußstahlrohre, und es war schließlich das hohe Verdienst des damaligen Prinzregenten, unseres spätern großen Kaisers Wilhelm, daß er die Entscheidung zu gunsten derselben traf: er erkannte in dem Gußstahlhinterlader die Artilleriewaffe der Zukunft, und nichts ist bezeichnender, als daß er in der ersten Bestellungsordre eigenhändig die Zahl der hundert bestellten Rohre sofort auf dreihundert abänderte.

Es ist nicht unsere Aufgabe, näher auf den gewaltigen Anteil einzugehen, welchen die Kruppschen, zu immer weiterer Vervoll-

kommnung sich ausformenden Geschütze an den glorreichen Siegen besonders des Feldzuges 1870/71 gewannen, oder nachzuweisen, wie die deutsche, durch Kruppsches Material auf den Gipfel der Leistungsfähigkeit gebrachte Artillerie dazu beitrug, damals die unterlegene Bewaffnung der Infanterie auszugleichen, oder endlich hervorzuheben, wie es Kruppsche Belagerungsgeschütze waren, welche uns die Thore der französischen Festungen so überraschend schnell öffneten. Für uns mag es genügen, den Erfolg Alfred Krupps, in heißem Ringen erstritten, festzustellen, und hier sprechen Zahlen am besten: mit 4 Arbeitern hatte er die väterliche Fabrik übernommen, 1860 beschäftigte er deren 1764, und zehn Jahre später fanden über 8000 Arbeiter in seinen Werken lohnende Thätigkeit. In kaum je geahntem Maße mußte sich von Jahres- zu Jahreswende auch der äußere Umfang der Fabrik ausdehnen, immer neue Kohlen- und Erzgruben wurden erworben, immer neue verbesserte Maschinen wurden in Betrieb gesetzt, immer mehr wuchs das ganze Etablissement ins Gigantische. Die technische Welt blickte erstaunt auf das Ungeheure, was Krupp wagte. Als er 1861 seinen gewaltigen, „Fritz“ getauften Dampfhammer, dessen Fallschwere auf 1000 Centner berechnet war, in Thätigkeit setzte, sahen selbst die Meister und Arbeiter dem Tage des Betriebsbeginnes mit ängstlicher Spannung entgegen. Und wie dann der ungeheure Hammer vor der erwartungsvoll gespannten Beamten- und Arbeiterschar, in welcher der Fabrikherr den vordersten Platz einnahm, langsam in die Höhe stieg, um im nächsten Augenblick mit furchtbarer Vehemenz auf einen mächtigen Gußstahlblock niederzufallen, sprangen die zunächst stehenden Personen entsetzt zurück. Krupp war der einzige, der ruhig seinen Platz behauptete und unverrückt die großartige Kraftäußerung beobachtete — er war seines Erfolges von vornherein so sicher gewesen, daß er sich jetzt seines Triumphes im vollsten Maße erfreute.

Krupp war indessen nicht allein der große Techniker, nicht nur der Industrielle von weitem Blick. Wie kaum ein anderer verstand er die Forderungen der Zeit, wie kaum ein zweiter sorgte er für das Wohl der in seinen sich immer weiter ausdehnenden Unternehmungen beschäftigten Arbeiter. Mit warmem Herzen teilte er deren Sorgen, mit immer offener Hand war er allzeit bereit, ihnen den Kampf um das Dasein zu erleichtern. Die Einrichtungen, welche er auf seinen Werken für das wirtschaftliche Gedeihen seiner Arbeiter traf, werden noch heute als geradezu

mustergültig angesehen. In schneller Folge entstanden großartige Arbeiterkolonien, in denen er seinen Leuten für den denkbar billigsten Mietspreis gesunde, gute Wohnungen einräumte, ein trefflich geleitetes Krankenhaus wurde eingerichtet, eine mit außerordentlicher Umsicht geführte Konsumanstalt gab den Arbeitern Gelegenheit, alle ihre Bedürfnisse auf das preiswürdigste zu erstehen. Schon im Jahre 1870/71 konnte, um noch einmal Zahlen reden zu lassen, diese Konsumanstalt nicht weniger als 795 000 Brote verkaufen und die mit ihr verbundene Kaffeebrennerei röstete täglich 600 Kilogramm Kaffee.

Die Fabrik schien, so sagt ein berufener Biograph Krupps mit Recht, damals bereits, gleich unserem geliebten deutschen Kaiserreich selbst, mit Macht dem Zenith ihres Ansehens zuzustreben. Von keinem Konkurrenten in oder außer Deutschland hatte die Güte der Kruppschen Gußstahlerzeugnisse erreicht, geschweige denn übertroffen werden können. Auf dem Gebiete der Friedensindustrie, in seinen Schienenlieferungen, seinen Radreifen, seinen gewaltigen Schiffsschrauben, stand Krupp ebenso einzig da, wie in seinen artilleristischen Leistungen, um deren Erlangung sich fast die gesamte Welt bemühte: welcher Militärstaat bedurfte — wenn man von Frankreich oder England absieht — denn nicht der Kruppschen Geschütze, von denen allmählich gegen 30 000 Stück, zum Teil von den kolossalsten Dimensionen, die Essener Fabrik verließen.

Gewiß war Alfred Krupp stolz auf das durch eigne Thatkraft, mit echt deutscher Beharrlichkeit Errungene. Aber immer ließ er auch die wenig erfreulichen Bilder aus der Zeit der Entstehung seiner Werke, aus der Zeit des Ringens wieder vor seinem geistigen Auge vorüberziehen. Ein leuchtendes Beispiel dafür, wie er diese Erinnerung hegte und pflegte, bietet die kindliche Sorgfalt, mit welcher er gerade im Anfang der 70er Jahre sein Interesse der Erhaltung des unscheinbaren Elternhäuschens, welches jetzt inmitten der kolossalen Fabrikanlagen wie eine Reliquie aus längst vergangenen Zeiten stand, zuwandte. Für ewige Zeiten, so bestimmte er, solle dies denkwürdige Haus in seinem schlichten, alten Zustande erhalten bleiben, seine Geschichte „mag dem Zaghaften Mut geben und ihm Beharrlichkeit einflößen, sie möge jeden warnen, das Geringste zu verachten, und vor Hochmut zu bewahren.“ Und als er im Jahre 1875 in bescheidener Zurückgezogenheit den Festtag seiner 25jährigen Geschäftsübernahme be-

ging, da kündete ein Anschlag an diesem Häuschen seinen Arbeitern folgende goldene Worte:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unsrer Arbeiter der Kummer fernbleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dies Beispiel andre in Bedrängnis ermutigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren.

‚Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.‘“

Der Umfang des Unternehmens war bereits damals derart bedeutend, daß er durch kein zweites Geschäft der Welt übertroffen wurde; er war aber nur möglich dank dem außerordentlichen Organisationstalent seines Begründers, das sich im kleinsten wie im größten gleich überraschend bewährte. Gleichviel ob Krupp im fernen Spanien gewaltige Eisengruben ankaufte, um die Erze für seine Werke auf eigenen Schiffen zu günstigen Bedingungen zu beziehen, gleichviel ob er mit einem Aufwand von Hunderttausenden einen eignen Schießplatz für seine artilleristischen Versuche schuf, gleichviel ob er über das geringste technische Detail irgend eines Teils einer Fabrikanlage zu entscheiden hatte — er verwandte stets die gleiche Sorgfalt, dieselbe Arbeitskraft auf seine Aufgabe. Er wußte, was wir nur zu oft im Leben vergessen, daß das Größte sich aus vielen kleinen Einzelheiten zusammensetzt, und daß diese vernachlässigen, das Ganze aufs Spiel setzen heißt.

„Ordnung“ war sein Lebenselement. So großherzig und milde er allen seinen Untergebenen gegenüber, die ihn wie einen Vater verehrten, war, so verlangte er von ihnen doch die straffste Unterordnung, den unbedingtesten Gehorsam. In schweren Zeiten hatte er gedarbt und gekämpft, um ihnen wenigstens ihren Lohn pünktlich auszahlen zu können, er hatte, als bessere Tage kamen, mit offener Hand seinen Reichtum mit ihnen geteilt — als aber jetzt die Irrlehren verblendeter Aufhetzer sich auch seinen Getreuen nahten, als die unheilvolle Socialdemokratie seine Arbeiterscharen anzufressen drohte, da setzte er ihr unter Aufbietung seiner ganzen eisernen Willenskraft einen festen Damm entgegen. Mit Wort und Schrift, warnend und aufklärend, stellte er den Seinen immer

wieder vor, wie sinnlos, wie thöricht die weitgehenden Forderungen der neuen Volksbeglücker seien; an der Hand seiner eigenen, reichen Lebenserfahrungen wies er nach, wie ein Vater zu seinen Kindern sprechend, voll Güte und Ernst zugleich, daß jene verachten und entheiligen wollen, was Jahrhunderte an Gutem geschaffen und veredelt haben. Die Art, wie Alfred Krupp die socialdemokratische Bewegung zu bekämpfen suchte, und zugleich die Art und Weise, wie er zu seinen Arbeitern zu sprechen pflegte, geht wohl am besten aus einem Ausruf hervor, den er 1877 „an die Angehörigen“ seiner gewerblichen Anlagen erließ. Derselbe sei, da er weit über den engeren Kreis, für den er eigentlich bestimmt war, von Bedeutung ist, hier wenigstens auszugsweise mitgeteilt: „In der mildesten Form geht die Lehre der Socialisten dahin, das Eigentum des Einzelnen zu beschränken, es ihm teilweise zu nehmen. Die Gesamtheit oder größere Genossenschaften sollen es besitzen, und der einzelne Arbeiter Anteil am Gewinn haben. So soll die Lage der Arbeiter verbessert werden, sie wird aber dadurch nur verschlechtert. Nehme man z. B. an, daß ich aus meinem Besitz sogar freiwillig zurückträte und die Leitung meiner Werke dem Belieben der Gesamtheit überlassen wäre. Aus der bisherigen oberen Verwaltung und von den wirklich Eingeweihten und Befähigten würde schwerlich auch nur einer der neuen Herrschaft sich unterordnen. An Stelle der Erfahrung, welche allein imstande ist, durch die geschickte Leitung die Werke zu erhalten und über die Gefahren ungünstiger Zeitumstände hinwegzuführen, würden daher gar leicht unbewährte Kräfte treten und daher das Ganze bald dem Untergang zutreiben Aber selbst angenommen, daß man Leute finden würde, welche die Werke zu führen imstande wären, so würde die Fabrik doch aus Mangel an Arbeit untergehen müssen, denn die Ware muß nicht bloß gemacht, sie muß auch verkauft werden. Der inländische Verbrauch ist nicht groß genug, um alle unsere Werkstätten zu beschäftigen, der größte Teil der Arbeiten muß also in fremde Länder verkauft werden und geht über die ganze Erde. Dies ist aber nur möglich durch das an Personen geknüpfte Vertrauen, welches sich die Verwaltung nach und nach erworben hat. Kein Staat und keine Regierung würde das Werk als das alte ansehen, wenn es unter die Herrschaft der Socialisten käme, an Stelle des Vertrauens würde Mißtrauen treten, und dadurch allein schon würden alle Besteller von Kriegs- und Friedensbedarf, Staaten und Private, ferngehalten werden.

Die neuen Volksbeglücker werden sich übrigens auch nicht mit diesem bloßen Anfange der Umwälzung begnügen, sie werden weiter gehen von Stufe zu Stufe. Was eine fleißige sparsame Familie sich ehrlich erworben hat, soll der Faule, Liederliche sich aneignen dürfen und der Unfähige dem Tüchtigen gleichgestellt werden. Von selbst müssen dann diese Volksbeglücker dazu kommen, alles Eigentum und Erbe, jeden Thron und jede feste Staatsgewalt beseitigen zu wollen. Viele gestehen es offen oder versteckt zu, daß sie auch die Religion und die Ehe aufheben wollen, damit aber würde Ordnung und Zucht, Scham und Sitte verschwinden. .... Die Mehrzahl der Leute, welche für die Socialdemokratie gewonnen sind, bleiben nur dabei, weil sie keine Ahnung von den verbrecherischen und verderblichen Zwecken derselben haben. Der Mann, der täglich um sein Brot sich abmüht, ist zwar geneigt, auf die Verheißungen eines besseren Loses zu hören, und möchte es glauben, wenn ihm der mühelose Genuß des Lebens versprochen wird — ich hoffe aber, die große Mehrheit steht zu hoch in Bildung und Rechtsgefühl, um solchen Bethörten dauernd zu folgen.

Es ist bisher keinem eingefallen, nach Empfang des vereinbarten Lohnes noch einen Anspruch zu erheben an den Gewinn. Für diesen Anspruch treten aber heute gelehrte Volksbeglücker mit den schönsten Redensarten auf. Der Arbeiter hat die Erfindungen nicht gebracht. Er wird nicht betroffen von den Kosten und Verlusten, welche der Fabrikant für Versuche und Anlagen zu tragen hat. Die Erfindungen und dazu gehörenden Produktionen habe ich eingeführt; der Arbeiter darf aber nicht die Frucht verlangen von der Thätigkeit anderer; das ist gegen das jedem Menschen angeborene Rechtsgefühl. In seinem Lohn hat der Arbeiter den größeren Teil am Ertrage, denn durchschnittlich beträgt in guten Zeiten der Lohn mehr als drei Viertel des ganzen Werts der Fabrikate; der Rest muß Zinsen, Entwertung, Verwaltungskosten u. s. w. decken. Dann erst kommt der Gewinn. In schlechten Zeiten aber, wo der Arbeitgeber oft nichts verdient, vielleicht viel verliert, behält der Arbeiter immer noch seinen Lohn. Der Arbeiter, der in guten Zeiten Anteil am Gewinn verlangen möchte, müßte doch auch in schlechten Zeiten, wo zugesetzt wird, den Verlust teilen und doch verlangt er auch dann vollen Lohn. Daher ist es notwendig, daß der Arbeitgeber in guten Jahren mehr verdient, als er gebraucht. ... In den verschiedenen Klassen der Gesellschaft gibt es Leute, die irrtümlich die Besserung ihrer Lage von

der Änderung der Verfassung, der Regierung, der Gesetze erwarten, dabei aber das Wesentlichste vernachlässigen, was in ihrer eigenen Gewalt liegt. Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit ist der erste und sicherste Schutz gegen die beklagte Not, und wo sie fehlen, helfen auch die beste Regierung und die besten Gesetze nichts. Umwälzungen jeder Art sind ebenso verkehrte Mittel zur Besserung der Lage, als wenn man ein Haus wegen einzelner Fehler abbrechen wollte. . . . . Ich gebe euch nun diesen Rat: laßt euch nicht blenden durch schöne Worte und erwartet das Heil nicht von solchen, die einen neuen mühelosen Weg zur Volksbeglückung gefunden haben wollen. Die Angelegenheiten des ganzen Vaterlandes sollen jedem wichtig und teuer sein, aber dazu hilft gar nichts das Kannegießern, das Schwatzen über politische Angelegenheiten, das ist nur den Aufwieglern willkommen und stört die Pflichterfüllung. . . . Mit dem Laufe der Zeit, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wird alles besser. Wer zurückblickt in die Vergangenheit muß sich überzeugen, daß große Fortschritte gemacht worden sind zum Besten aller und vor allem auch der arbeitenden Klasse. Schlechte Zwischenzeiten müssen durch treues Zusammenhalten der Arbeiter mit ihren Arbeitgebern überwunden werden. Aber vor 50 Jahren lebte kein Arbeiter so gut in Nahrung, Wohnung und Kleidung als heute!“

Bei der ungeheuren Mehrzahl fanden diese Worte gute Stätte — wo dies aber nicht der Fall war, da zögerte Alfred Krupp auch nicht einen Augenblick mit der Strenge einzuschreiten, die einem wahren Hausherrn geziemt; wer von seinen Arbeitern sich an der socialdemokratischen Agitation beteiligte, wer seine Mitarbeiter aufzuwiegeln suchte, wurde sofort aus Brot und Lohn entlassen. So hat sich denn die Kruppsche Fabrik mit ihrer ungeheuren Arbeiterzahl inmitten auch der erregtesten Zeiten wie eine Hochburg gegen die Umsturzlehren bewährt, und freudig konnte der ruhige besonnene Arbeiter, ohne von den Phrasenhelden und Aufwieglern eingeschüchtert zu werden, allzeit seiner lohnenden Beschäftigung nachgehen. That er seine Pflicht, so war er im Dienst eines Mannes, wie Alfred Krupp, sicher selbst dann vollauf Arbeit zu finden, wenn die Fabrik in Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs mit Verlust arbeiten mußte.

Wenn die deutsche Industrie in den siebziger Jahren mit derartigen schweren Sorgen zu kämpfen hatte, so wuchs trotzdem das Kruppsche Werk dank seiner gesunden Grundlage und trefflicher Leitung unausgesetzt: im Jahre 1881 betrug die Gesamtzahl der

von Krupp beschäftigten Personen bereits 19605, und er gab, wenn man die Familienmitglieder jener mitzählt, 65381 Personen den Lebensunterhalt. Es waren die Kruppschen Unternehmungen, wie einst ein Prinz nicht unrichtig bei einem Besuch des Etablissements bemerkt hatte, wirklich zu einem kleinen „Staat im Staate“ herangewachsen. Das Werk zu Essen galt als eine der größten Sehenswürdigkeiten Deutschlands. Wenn fremde Herrscher unserem allverehrten Kaiser-König Wilhelm ihre Huldigung abzustatten kamen, versäumten sie fast nie, auch einen Tag „bei dem Essener Kanonenkönig“ mit in ihr Reiseprogramm aufzunehmen. Wie Krupp die Ehre hatte, seinen Landesherrn wiederholt bei sich zu begrüßen, so sah er auch den Kronprinzen, unseren nachmaligen Kaiser Friedrich, so sah er unseren jetzigen regierenden hohen Herrn auf seinem Schloß als Gast, und ihnen folgten, um nur einige Fürstlichkeiten herauszugreifen, der Kaiser von Brasilien, der Kronprinz von Portugal, der Schah von Persien — selbst König Kalakaua von Honolulu sprach seiner Zeit in Essen vor. Welche stolze Namen aber zählt das Fremdenbuch des Kruppschen Schlosses nicht sonst noch auf: da kam der Fürst Bismarck und der Graf Moltke, da fanden sich die Gesandten und Militärbevollmächtigten fast aller Großstaaten ein; Spanien und Italien, die Türkei und Rußland, China und Japan, das Niederland und Belgien, Chile und Argentinien sandten ihre ersten artilleristischen Fachleute, und ihnen schloß sich die lange Reihe fast aller lebenden technischen und industriellen Größen an, die bewundernd vor den gewaltigen Dampfhämmern, den riesigen Walzenstraßen und den gigantischen Glühöfen der Fabrik standen, die des einen Mannes Werk waren und in der Welt nicht ihresgleichen hatten. Und ganz Deutschland selbst war stolz auf den größten aller seiner Fabrikherren!

„Rast' ich, so rost' ich!“ Die Wahrheit dieses Grundsatzes kannte niemand besser als Alfred Krupp, und zu keiner Stunde, auch nicht auf dem Gipfel seiner Erfolge, vergaß er ihn praktisch zu bethätigen. Es gab für ihn keinen Stillstand, es gab für ihn nur die Fortentwickelung. Ganz so wie er einst in den Jugendjahren, in der Zeit schwerster Prüfungen, sein ein und alles, seine ganze Kraft an die Vollendung einer Erfindung — es handelte sich um die scheinbar einfache und in Wirklichkeit doch überaus schwierige Herstellung von Löffeln durch Auswalzen — gesetzt hatte, so setzte er auch jetzt noch jahraus jahrein sein volles und unermüdetes Können an die Lösung neuer technischer Probleme,

an den Ausbau und die Vervollkommnung seiner Anlagen. Wohl waren es in den letzten Jahrzehnten seines Lebens nicht mehr große Kriege, welche die Erfolge seiner Thätigkeit auf dem Gebiet der Geschützkonstruktion offen vor aller Augen darthun konnten, auf allen Schießplätzen aber behaupteten die Kruppschen Kanonen inmitten eines nimmer müden Wettstreits auch jetzt den Vorrang. Er schreckte vor keiner Aufgabe zurück: tauchte in England eine bisher unerhört starke Panzerung für ein Kriegsschiff auf, flugs war Krupp zur Stelle mit einem Geschütz, welches das neue Monstrum glatt durchschlug; zweifelte man, daß irgend ein Traggerüst der Welt diese ungeheure Kanone tragen könne, so schuf er schleunigst eine neue, allen Ansprüchen genügende Lafette; galt es neue Ansprüche in Bezug auf die Feuergeschwindigkeit der Geschütze zu befriedigen, so war er sicher unter allen Mitbewerbern in vorderster Reihe. — Und nicht anders verhielt es sich auf dem Gebiet der Friedensindustrie. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, hatte das Kruppsche Werk im Jahre 1862 für die Herstellung von Eisenbahnschienen eine Leistungsfähigkeit von 14 000 Tonnen; im Jahre 1870 war dieselbe bereits auf 50 000 Tonnen gestiegen, und heute kann Krupp jährlich 150 000 Tonnen Stahlschienen anfertigen. Eine Tonne umfaßt ein Gewicht von 1000 Kilogramm — meine Freunde können sich leicht ausrechnen, welches Gewicht an Schienen allein also jährlich den Essener Bahnhof verläßt. Und da wir einmal beim Rechnen sind, so mögen sie auch das kleine Exempel lösen, wieviel Tonnen Brennmaterial Krupp jährlich verarbeitet, wenn er täglich etwa 2700 Tonnen Kohlen und Coaks verbraucht. Vielleicht interessiert es sie auch, daß in Essen allein 286 Dampfkessel, 92 Dampfhämmer, 370 Dampfmaschinen mit 27 000 Pferdekräften und über 1700 Werkzeugmaschinen fortdauernd in Thätigkeit sind. Derartige Zahlen reden eine überzeugende Sprache!

Jahrzehnt auf Jahrzehnt war an dem seltenen Manne vorübergerauscht, ohne seine Arbeitskraft zu lähmen; seine eiserne Gesundheit schien des Alters zu spotten. Wohl kam er jetzt seltener denn früher, wo man ihn tagtäglich in den Arbeitssälen und an den Konstruktionstischen gesehen hatte, von seinem Schloß zur Fabrik hinübergeritten, aber nach wie vor blieb trotzdem die Oberleitung des ungeheuern Ganzen fest in seiner Hand, und selbst als sein trefflicher Sohn ihm allmählich die schwerste Bürde abnahm, fand sein reger Pflichterfüllungstrieb nicht Rast noch Ruhe. Auch jetzt

durften nach alter, erprobter Gewohnheit Bleifeder und Papier nimmer an seinem Bette fehlen, und oft bedeckte sich jenes noch immer in schlaflosen, grüblerischen Nachtstunden mit Notizen, Anordnungen, ja flüchtigen Skizzen, welche dann am nächsten Morgen ihren Weg zu den Geschäftsräumen in der Fabrik fanden und dort bisweilen Schwierigkeiten, über deren Lösung man lange Tage nachgesonnen, wie im Fluge beseitigten. Noch immer entfaltete der Greis auch im geselligen Verkehr die bezaubernde, bescheidene und doch selbstbewußte Liebenswürdigkeit seiner Jugendjahre, welche die Herzen aller, die in seine Nähe kamen, gewannen. „Dies muß er sein und kein anderer," so sagte sich jeder, der beim ersten Eintritt in den meist mit Gästen überfüllten Salon des Kruppschen Schlosses der fast jugendschlanken, elastischen Figur mit dem scharfgeschnittenen, geistvollen Kopf des Fabrikherrn gegenüber stand — der große deutsche Ingenieur, wie sein Biograph D. Baedeker treffend sagt, der in seiner Jugend sich kaum die Grundlagen der Bildung aneignen konnte, um doch in wenig Jahrzehnten nicht nur innerhalb des Kreises seiner Berufsgenossen, sondern aller seiner Landsleute zu einer Stellung sich emporzuschwingen, welche so hervorragend und einzigartig erscheint, wie der Gußstahl der Kruppschen Fabrik selbst.

Wahrlich: Alfred Krupp, der energische Fabrikherr, der selbstbewußte Vertreter des Bürgeradels, der warme und hochherzige Patriot, der treue Freund und Berater aller seiner Untergebenen, war ein Mann, der vorbildlich für uns alle sein kann.

Am 14. Juli 1887, im 76. Lebensjahr, schlug dem eisenfesten Greise die Scheidestunde von seinen Lieben, von seinen gewaltigen Schöpfungen. Ein sanfter Tod führte ihn hinüber in die Gefilde der Seligen — uns blieb nur, sein Scheiden zu betrauern, sein Andenken zu ehren, seinem Vorbild nachzueifern.

Sein Andenken zu ehren! Nicht nur seitens seiner Arbeiter und Beamten, nicht nur im weiteren Kreise aller derer, welche von seinen Werken mehr oder minder in ihrer Lebensführung abhängig waren und deren Zahl sich damals auf 74000 berechnen ließ, nicht nur seitens der Bevölkerung der Stadt Essen — nein im ganzen deutschen Vaterlande und darüber hinaus in den technischen und artilleristischen Kreisen der Welt empfand man den Tod Alfred Krupps als ein Ereignis.

Nur der Ausdruck der allgemeinen Volksstimme waren die

schlichten Worte jenes Telegramms, welches der greise Kaiser Wilhelm noch am Abend des Sterbetages an den Sohn richtete:

„Ich spreche Ihnen Meine aufrichtigste Teilnahme aus bei dem Hintritt Ihres Vaters, denn Sie wissen, wie hoch Ich denselben geschätzt habe, da er sich einen europäischen Namen erworben hat und für unser eignes Vaterland von unendlicher Wichtigkeit gewesen ist.

Wilhelm I. Imperator Rex.“

Gleichzeitig fast mit dieser Beileidsdepesche des Kaisers aber traf ein Telegramm des damals in England weilenden Kronprinzen ein:

„Mit tiefer Betrübnis erfahre ich den Tod Ihres, von mir hochgeschätzten Vaters, dessen Leistungen auf industriellem Gebiet seinen Namen für immer verewigen, welcher unzertrennlich von der Geschichte unsrer Tage bleibt, gleichwie seine, dem Arbeiterstande gewidmete Fürsorge ihm ein dauerndes Andenken sichert.“

Es war ein endloser Trauerzug, der sich am 18. Juli vormittags von dem einfachen, kleinen Elternhause, von wo aus Alfred Krupp nach längst ausgesprochenem Wunsch zur ewigen Ruhe geleitet sein wollte, nach dem Friedhof bewegte. Die Fabrik selbst feierte. Die zahllosen Essen waren ausgelöscht, die sonst nimmer ruhenden Dampfhämmer und Maschinen außer Betrieb gesetzt. — Schwarze Trauerflaggen wehten von allen Fabrikgebäuden und Kaminen. Die hundert ältesten Arbeiter schritten dem Zuge voran — zu beiden Seiten der Trauerstraße aber bildeten alle übrigen Arbeiter des Dahingeschiedenen ein Spalier, wie es imposanter wohl noch keinem Fabrikherrn auf seinem letzten Wege zu teil geworden.

Weihevolle Worte sprach der Diener Gottes an dem Grabe; als er geendet aber trat der oberste Vorsitzende der Kruppschen Verwaltung an den Sarg und faßte noch einmal die großen Verdienste des Dahingeschiedenen zusammen: .

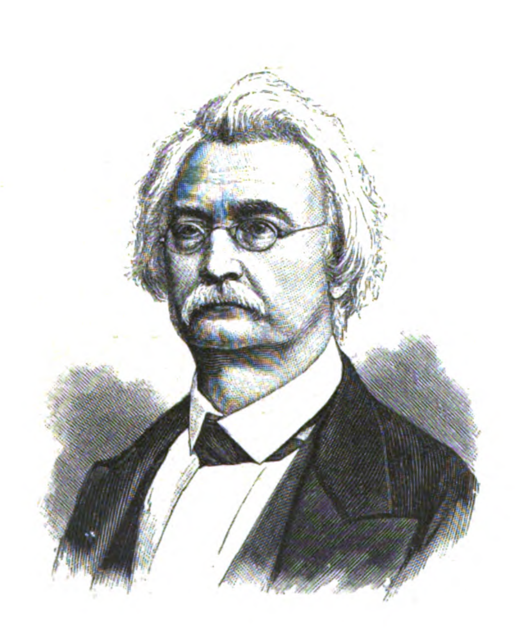
„Wir haben einen guten, edlen, lieben Herrn verloren,“ so ungefähr sprach er, „ein Vorbild in jeder Beziehung, ein Mann von unermüdlicher, fleißiger, unerschütterlicher Thätigkeit und Beharrlichkeit, von außerordentlicher Energie, Gewissenspflicht und großer Strenge gegen sich selbst. Der Mann, den wir hier begraben, war bahnbrechend für die Industrie, er hat Erfolge errungen, die anerkannt werden weit über die Grenzen des engen

Vaterlandes hinaus, er war das Beispiel eines glühenden Vaterlandsfreundes. Das aber ist es nicht, was ich an dieser Stelle auszusprechen beabsichtige: das Leben des Verstorbenen gehört ja der Geschichte an und solange die deutsche Nation besteht, wird auch seine Name unvergessen bleiben. Was ich aber an dieser Stelle sagen möchte, das ist das Bekenntnis des Dankes, den Tausende und Abertausende empfinden, denen er nicht nur Arbeit und Brot gegeben, denen er ein Vater gewesen ist. Es war wahrlich nicht Eigennutz, welches den Entschlafenen bestimmte, schon vor Jahrzehnten, mit weitem Blick der Strömung der Zeit vorauseilend, in umfassendster Weise dafür zu sorgen, daß der Arbeiter ein Heim habe, daß er in Krankheit und Unglück nicht in Not gerate und im Alter nicht verlassen und hilflos dastehe. Sein Herz war es, welches ihn trieb, der Not und dem Elend zuvorzukommen, sein Herz war es, welches ihn trieb, das Leben derer, welche für ihn, mit ihm und unter ihm arbeiteten, freundlich zu gestalten, sein Herz veranlaßte ihn, die Thränen der Witwen und Waisen zu trocknen. Deshalb trauern heute mit uns Tausende und Abertausende. Und im Namen aller dieser rufe ich dir, Alfred Krupp, noch ein letztes Lebewohl zu. Dein Andenken wird bei uns in Segen bleiben, und der Geist, der dich erfüllte, wird uns lehren den Weg deiner treuen Arbeit und deiner gewissenhaften Pflichterfüllung weiter zu wandeln."

Und wie Alfred Krupp im Leben in wahrhaft großartiger Weise für seine Untergebenen gesorgt hatte, so bewährte seine Fürsorge um sie sich noch über den Tod hinaus. In seinem Testament wies er nicht nur der Stadt Essen für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke eine Summe von 500 000 Mark an, sondern er stiftete außerdem ein Kapital von „einer Million" für die Arbeiter seiner Werke und deren Angehörige. Wie viele Thränen kann diese fürstliche Schenkung trocknen, wie viele Segenswünsche werden aus ihr dem teuern Dahingeschiedenen erblühen!

Es war nichts Kleines an Alfred Krupp. Er war ein ganzer Mann. Was könnte man mehr als Zoll der Bewunderung über ihn sagen!





Karl Rich. Lepsius.

Richard Lepsius.

Der Ägyptologe.

Das Wunderland der Pyramiden, die Stätte einer uralten, von mytischem Schleier umwobenen Kultur, hat von jeher einen gewaltigen Reiz auf die Männer der Wissenschaft ausgeübt, und ihre Forschungen an den Ufern des Nils zogen stets von neuem die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Völker auf sich. Wie einst der große Grieche Herodot den Geheimnissen des ägyptischen Kultus nachspürte, wie dann römische Gelehrte und Schriftsteller das Nilland wieder und wieder aufsuchten und durchforschten, so richteten sich mit dem Aufblühen der Wissenschaften in neuerer Zeit die Studien zahlreicher, hervorragender Männer auf die im Schutt der Jahrtausende begrabenen Denkmäler längst vergangener Herrlichkeit. Die abenteuerliche Expedition, welche Napoleon im Jahre 1798 nach Ägypten unternahm, und auf der sich der gewaltige Kriegsmann von einer erlesenen Schar französischer Gelehrter begleiten ließ, förderte bereits zahlreiche und überraschende Entdeckungen zu Tage; zu dem Begründer der ägyptologischen Wissenschaft aber wurde eigentlich erst Jean François Champollion, dem es, auf Voruntersuchungen des Engländers Young fußend, in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts gelang, den Schleier von der hieroglyphischen Schrift der alten Ägypter zu heben. Damit war die Entzifferung der Inschriften auf den ägyptischen Denkmälern und auf den Wänden der Wunderbauten am Nil, war das Lesen der überaus zahlreichen, uns erhaltenen Papyrusrollen ermöglicht, und eine große Schar energischer, geistreicher, jüngerer Forscher aller Kulturnationen begann sofort, das neu erschlossene Gebiet, das sich als eine Fundgrube von kaum je geahntem Wert darstellte, zu beackern. Unter allen diesen Ägyptologen eroberte sich unser deutscher Landsmann Richard Lepsius bald den ersten Rang.

Im freundlichen, von grünen Rebenhügeln umkränzten Naumburg an der Saale stand Lepsius' Wiege. Am 23. Dezember 1811 wurde er hier geboren. Naumburg gehörte zu jener Zeit noch zum kurz vorher geschaffenen Königreich Sachsen, und der

Vater unseres Helden war sächsischer „Finanzprokurator“ für Thüringen. Als ein hochangesehener Mann und streng gewissenhafter Beamter wird er uns geschildert, der auch den Wissenschaften nicht abhold war und sich besonders für die Altertümer der Umgegend seines Wohnsitzes interessierte.

Wie es scheint, wurde die Neigung des Knaben für die Wissenschaften früh erkannt, jedenfalls unterstützte der Vater sie auf jede Weise, und seinem Einfluß ist es nicht zuletzt zuzuschreiben, wenn aus dem Sohn der große Forscher wurde, dessen Ruhm dereinst die gelehrte Welt Europas erfüllen sollte.

In dem nahen Schulpforta, der trefflichen, altbewährten Anstalt, welcher Deutschland soviel hervorragende Männer verdankt, erhielt Richard Lepsius die Grundlagen seiner Bildung. Im Jahre 1823 wurde er hier als zwölfjähriger Knabe aufgenommen und er hat der Anstalt zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt: kein Werk von ihm erschien später, ohne daß er der Portenser Bibliothek ein Exemplar verehrt hätte. Nach sechsjährigem eifrigen Studium in Schulpforta verließ er 1829, ausgerüstet mit einem trefflichen Abgangszeugnis, aber auch mit einem auf dem Turnplatz, der Schlittschuhbahn, der Schwimmschule und nicht zuletzt — dem fröhlichen Spielplatz gestählten Körper die treffliche Schule, welche ihm vor allem eine sichere Herrschaft über die klassischen Sprachen mitgab, und bezog die Universität Leipzig. Seine Berufswahl war längst entschieden. Er widmete sich archäologischen und sprachwissenschaftlichen Studien, besuchte nacheinander je einige Semester die Hochschulen von Göttingen und Berlin und errang sich 1833 in letzterer Stadt die Doktorwürde.

In demselben Jahr noch ging er nach Paris — kaum zwölf Monate nach des großen Forschers Champollions Tode. Noch hatte er sich keineswegs ausschließlich für die Ägyptologie entschieden, er beschäftigte sich vielmehr mit allgemeinen Sprachforschungen; damals aber erregte der junge Gelehrte bereits Aufsehen, indem er bald nach seinem Eintreffen in der französischen Hauptstadt für eine gelehrte Abhandlung einen großen Preis gewann. So eifrig er in den Museen, Sammlungen und Bibliotheken thätig war, so war er andererseits doch auch ein flotter Lebemann im bessern Sinne des Worts. Er besuchte gern alle Kreise des Pariser Lebens, war ebenso in den Salons der Gesellschaft, wie in den Theatern zu finden, um das möglichst schnell und vollständig zu erreichen, was er als einen Hauptzweck seines Aufenthalts in Frankreich ansah:

die vollkommene Beherrschung der französischen Sprache. Neben alledem fand er jedoch noch reichlich Zeit, einer persönlichen Lieblingsneigung zu huldigen, der Kupferstechkunst und Lithographie nämlich. Beide Vervielfältigungsarten lernte er in ausgezeichneter Weise nach der künstlerischen, wie nach der technischen Seite hin ausüben.

Dem damaligen preußischen Gesandten in Rom, J. v. Bunsen, einem hervorragenden, geistvollen Manne, blieb es vorbehalten, die Aufmerksamkeit des jungen, strebsamen Gelehrten auf das Studium der Ägyptologie zu lenken. Bunsen stand an der Spitze des archäologischen Instituts zu Rom und suchte nach einem tüchtigen zuverlässigen Helfer, der ihm bei der Durchführung eines von ihm geplanten großen Werkes „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte" zur Seite stehen sollte.

Nicht ohne weiteres sagte Lepsius zu. Nach seiner ernsten Art schritt er zunächst zu einer eingehenden, gründlichen Prüfung der Vorarbeiten Champollions, und erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß diese wirklich als die festen Grundlagen weiterer Forschung angesehen werden konnten, ging er zu Bunsen nach Rom.

Die beiden seltenen Männer fanden schnell lebhaftes Gefallen aneinander. Lepsius stand damals in der Blüte jugendlicher Männerschönheit: als ein Mann von hohem Wuchs wird er uns geschildert; das Antlitz edel und streng geschnitten, die Augen voll Geist und Energie. Seine angenehmen, geselligen Formen, seine außergewöhnliche musikalische Begabung, vor allem aber der strenge, sittliche Ernst, der aus allen seinen Worten, aus seinem ganzen Thun und Lassen sprach, gewannen ihm aller Herzen. Mit Bunsen nun zumal bahnte sich eine Freundschaft an, die sich mit den Jahren stetig festigte und über das Grab hinaus reichte.

Was seine wissenschaftliche Thätigkeit anbetrifft, so beschäftigte er sich in Rom und in Turin, wo sich schon damals eine ausgezeichnete Sammlung von Papyrusrollen befand, zunächst mit dem Schriftsystem der alten Ägypter. Er veröffentlichte 1837 schon eine kritische Erläuterung der Champollionschen Entdeckungen und schuf, indem er diese ordnete und sichtete, sich und anderen Forschern das Fundament zu weiteren Arbeiten.

Dies war jedoch für ihn nur eine mehr oder minder vorbereitende Thätigkeit, sein Streben ging höher hinaus: es galt der Erforschung der ägyptischen Götterlehre und Geschichte.

Diese Gebiete lagen noch so gut, wie ganz brach. Solange die Entzifferung der Hieroglyphen nicht gelungen war, hatte man

sich lediglich auf die vielfach verfälschten und noch häufiger mißverstandenen Berichte griechischer und römischer Schriftsteller gestützt — jetzt aber konnte man auf die Urquellen selbst, auf die Denkmalsinschriften und Papyrusrollen zurückgreifen, um aus ihnen unmittelbar richtige Nachrichten über die Religionslehren, die bunte Götterwelt der Ägypter, die chronologische Aneinanderreihung der Herrscherdynastien und der einzelnen Regenten des Nillandes zu sammeln. An die Stelle eines wirren Durcheinanders, willkürlicher Kombination trat durch Lepsius nunmehr eine scharf kritische Untersuchung, er wurde zum Schöpfer einer wirklichen Geschichte des alten Ägyptens.

In den Jahren 1838 bis 1842 beschäftigte er sich zunächst mit dem Studium des gesamten, in europäischen Sammlungen aufgespeicherten, für seine Zwecke verwendbaren Materials. Wir finden ihn nacheinander wiederum in Turin, in dem ausgezeichneten Museum zu Leyden, in den Sammlungen von Paris und London mit der ihm eigenen Sorgsamkeit die einzelnen Steine zu seinen Forschungen zusammentragend.

Sein Scharfsinn erkannte bald, daß die Mehrzahl der religiösen Texte auf den in den Museen befindlichen Papyrusrollen, auf den Mumienbinden, den Amuletten und Särgen einem großen Werke entnommen waren, daß sie sich wiederholten. In ihrer Gesamtheit bietet diese merkwürdige Schrift eine Zusammenstellung der religiösen Anschauungen der Ägypter. Lepsius versuchte nun schon Ende der dreißiger Jahre dieses Werk gleichsam wiederherzustellen und zugleich es einem weiteren Kreis zugänglich zu machen. So veröffentlichte er denn 1842 im Anschluß an einen Turiner Papyrus sein berühmtes „Totenbuch der Ägypter". Als er dann später im Nillande selbst durch umfassende Denkmals- und Inschriftenstudien seine Kenntnisse bereichert hatte, schrieb er die epochemachende Arbeit über den „ersten ägyptischen Götterkreis", in welcher ihm endlich gelang, was seine Vorgänger vergeblich versucht hatten, nämlich den leitenden Faden durch das Labyrinth der ägyptischen Götterwelt zu finden, die vornehmsten der ältesten Göttergestalten auszuscheiden.

Es lohnt sich wohl, an dieser Stelle einiges über diesen „Götterkreis" einzuschalten, dessen erste Spuren sich bis gegen 2600 v. Chr. zurückverfolgen lassen, und der sich im wesentlichen unverändert bis in die Zeit der römischen Kaiser gleichblieb. Wir finden da zunächst Mentu, griechisch Month, den Sonnengott, den

Gott des Tages, welcher mit einem Sperberkopf dargestellt wurde, auf dem Haupt die Sonnenscheibe und zwei nach hinten geneigte Federn tragend. Ihm schließt sich Atmu, griechisch Tum, als der Sonnengott der Nacht an, mit einem von der doppelten Königsmütze überragten Menschenhaupt dargestellt; Schu, griechisch Sôs, „der Sohn der Sonne", mit der Straußenfeder auf dem Kopf; Tefnut, „die Tochter der Sonne"; Seb, griechisch Kronos, „der Vater der Götter", mit einer roten Königsmütze; Nut, griechisch Rhea, mit einer runden Vase auf dem Haupt; Usiri, griechisch Osiris, und Isis — die Vergottheitigung des Nil und in gewisser Weise der Unsterblichkeit; Set, griechisch Typhon, „der Ruhmreiche", häufig mit dem Haupte eines unbekannten Tieres mit hohen, abgestumpften Ohren dargestellt. Vielfach tritt jedoch an die Spitze des ganzen Olymps der Gott Amen, griechisch Ammon, welcher ursprünglich eine Art von Lokalgott der Stadt Theben war, aber häufig mit Ra, griechisch Helios, der Personifikation der Sonne selbst, identifiziert wird, und dann als Ammon-Ra gleichsam den Ursprung und die Fülle der höchsten Macht, den König der Götter, darstellt. —

Neben dem Studium der Mythologie hatte Lepsius sich frühzeitig mit der ägyptischen Kunst beschäftigt. Auch auf diesem Gebiet war es ihm vergönnt, bahnbrechend vorzugehen. Ganz besonderes Aufsehen erregte seine eingehende Abhandlung über die ägyptischen Säulen und deren Zusammenhang mit griechischen Kunstformen.

Bisher hatte der junge Gelehrte das Wunderland des Nils noch nicht persönlich betreten, und die Aussicht zu einer längeren Reise nach Ägypten schien um so mehr in den Hintergrund gerückt zu werden, als er 1842 zum außerordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt wurde. Noch ehe er seine Vorlesungen indessen begann, ward ihm ein Auftrag, welcher seine sehnlichsten Wünsche unerwartet und in kaum je gehoffter Weise verwirklichte.

Auf die Veranlassung des größten aller damals lebenden deutschen Gelehrten, Alexanders von Humboldt nämlich, betraute König Friedrich Wilhelm IV. den kaum dreißigjährigen Ägyptologen mit der Leitung einer Expedition nach dem Nilland, welcher neben rein wissenschaftlichen Zwecken auch das praktische Ziel gesteckt war, für die Berliner Sammlung ägyptischer Altertümer größere Erwerbungen an Ort und Stelle zu machen. In der freigebigsten Weise stattete der kunstsinnige Monarch diese Expedition mit Geldmitteln aus, in der berühmten Königlichen Porzellanmanufaktur

zu Berlin wurden kostbare Geschenke für den Vicekönig von Ägypten angefertigt, eine kleine, aber ausgewählte Schar von jungen Gelehrten, Architekten, Zeichnern sollte Lepsius begleiten.

Mitte September 1842 landete die Expedition in Alexandrien und begann ungesäumt ihr Werk, welches sie bis in das Herz des afrikanischen Kontinents, bis nach Chartum führte. Es zeigte sich bald, daß die Wahl des Königs eine überaus glückliche gewesen war: wie kein anderer war Lepsius für seine Aufgabe wissenschaftlich vorbereitet; mit seinem umfassenden Wissen aber verband er ein außerordentliches praktisches Können, eine rastlose Energie, eine seltene Gabe mit Menschen umzugehen. Von dem Vicekönig Muhamed Ali erlangte er eine Vollmacht, welche ihm das Recht gab, bei allen seinen Arbeiten soviel Arbeiter aufbieten zu dürfen, als ihm erforderlich schien, alle Denkmäler, welche seinen Zwecken entsprachen, als Geschenk des Vicekönigs an Friedrich Wilhelm IV. nach Deutschland schaffen zu lassen, ja es wurde ihm sogar gestattet, aus der Gräberstadt von Memphis mehrere vollständige Grabkammern herauszubrechen, die heute eine hervorragende Zierde des Berliner Museums bilden.

In Memphis, bei den Pyramiden, in Fajum, unter den Trümmern von Meroë im fernen Äthiopien, zu Theben und schließlich auf der Halbinsel Sinai nahm die Expedition oft monatelang währenden Aufenthalt. Im Lager zu Theben feierte der Gelehrte die Silberhochzeit seiner geliebten Eltern; als einen Gruß sandte er diesen eine ausführliche Schilderung seiner Erlebnisse, denen er folgenden poetischen Schluß hinzufügte:

„Denn ob der Wissenschaft ein hohes Ziel gesteckt
Und treuen Strebens wert,
Ob sie den dunklen Geist aus seinen Fesseln weckt
Und ihn die Freiheit lehrt:
Doch bleibt sie nur ein kaltes und erborgtes Licht
Im Mondenschein verkehrt,
Wenn ihr des warmen Herzens Lebenshauch gebricht,
Wenn sie der Lieb' entbehrt!"

Erst nach Ablauf von drei Jahren kehrte Lepsius nach der Heimat zurück. Der Umfang seiner Erwerbungen, für deren Transport ein besonderes Schiff nach Alexandrien gesandt werden mußte, war staunenswert, noch bedeutsamer aber vielleicht für die Wissenschaft war die übergroße Fülle von Zeichnungen, Plänen, Inschriften, mit denen die Mappen aller Mitglieder der Expedition sich gefüllt

hatten. Lepsius hatte durch seine Umsicht, seine Energie und Arbeitskraft die Erwartungen, welche sich an die Expedition geknüpft, weit übertroffen, und wenn man ihn bei seiner Heimkehr in Deutschland geradezu begeistert begrüßte, so erwies man ihm eine wahrlich wohlverdiente Ehre. Nicht ohne Neid, freilich auch voll Bewunderung blickte das Ausland auf den jungen Gelehrten, dessen Name bereits weltberühmt geworden war.

Das nächste Jahrzehnt galt der wissenschaftlichen Verwertung des gesammelten, überreichen Materials. Im Jahre 1856 lagen endlich die zwölf Riesenbände des gewaltigen Werkes, mit dessen Herstellung der König Lepsius beauftragt hatte, vollendet vor: „Sie umfassen," sagt einer der bedeutendsten aller neueren Ägyptologen, Georg Ebers, „die gesamte archäologische und historische Ausbeute der Expedition und enthalten neben landschaftlichen und architektonischen Bildern, neben Plänen und Rissen die ungeheure Fülle der Schriftdenkmäler, welche unterwegs gesammelt und kopiert worden waren: vergegenwärtigen wir uns den kläglichen Stand der ägyptischen Geschichtsforschung in der Zeit der Entstehung dieses Werkes, die ungeheure Masse des hier zu bewältigenden Materials und die wundervolle Genauigkeit und Sorgfalt, mit der jede Inschriftzeile reproduziert und an den rechten Platz gestellt ward, so stehen wir nicht an, die Anordnung und Ausführung der ‚Denkmäler' für Lepsius' bedeutendste Leistung zu erklären. So viel Neues auch seit 1856 Forschung und Ausgrabungen klar gelegt und herzugebracht haben, ist doch in der historischen Reihenfolge der Hunderte dieser mit Inschriften dicht bedeckten Tafeln kaum das Geringste zu ändern. Die Denkmäler sind das große Haupt- und Fundamentalbuch für das Studium der Ägyptologie und werden es in aller Zukunft bleiben."

Inzwischen hatte Richard Lepsius das Glück seines Lebens gefunden, er hatte sich ein eigenes Heim gegründet: Im Jahre 1846 vermählte er sich mit dem anmutigen Fräulein Elisabeth Klein. — „Heute ward die Palme des Lebens davongetragen!" schrieb er am Verlobungstage in seine Tagebuch. Es war das Ideal einer glücklichen Ehe, das sich ihm erschloß. Durch drei Jahrzehnte hindurch blieb ihm ihr froher, reicher Segen gewahrt. Sein stattliches, von einem herrlichen Garten umgebenes Haus im Westen Berlins galt bald als eines der Mittelpunkte des geselligen Lebens der preußischen Hauptstadt. Allzeit herrschte dort neben dem Geist ernster Arbeit und tiefer Religiosität gastfreier Froh-

sinn. Von nah und fern suchten die Gelehrten den großen Ägyptologen auf, mit ihnen fanden sich die Spitzen der Behörden, fanden sich befreundete Künstler, berühmte Reisende ein — wen Lepsius aber besonders ehren wollte, der mußte in seinem Garten einen Baum pflanzen als sichtbares Merkzeichen gleichsam der in jedem Jahre neu sich belebenden Freundschaft. Jeder dieser Bäume trug auf einem kleinen Täfelchen den Namen dessen, der ihn in die Erde gesenkt — eine eigenartige Sammlung der Namen berühmter Freunde. —

Mit dem oben besprochenen Werk über die Denkmäler Ägyptens war die Ausbeute der Expedition keineswegs abgeschlossen. Jenes stellte vielmehr gewissermaßen nur die Grundlage für weitere Forschungen dar, aus welchem Lepsius nun mit kritisch sichtendem Geist seine Folgerungen zu ziehen bemüht war. Es galt vor allem an der Hand der Inschriftensammlungen die chronologische Reihenfolge der uns überlieferten geschichtlichen Ereignisse im Nilland festzustellen. So entstanden denn als weitere hervorragende Werke des großen Forschers „die Chronologie“ und das „Königsbuch“, zwei Bücher von höchster Bedeutung, in denen Lepsius' Scharfsinn und seine echt deutsche Gründlichkeit ihre glänzendsten Triumphe feierten.

Obwohl diese schriftstellerische Thätigkeit nebst den Vorlesungen an der Universität einen großen Zeitaufwand beanspruchten, suchte und fand Lepsius, der die Kunst, seine Arbeitskraft richtig einzuteilen, im bewundernswerten Maße besaß, doch immer noch reichliche Zeit zur Erledigung seiner Obliegenheiten als Direktor der ägyptischen Sammlungen des Berliner Museums. Ja, gerade diese Thätigkeit erfüllte ihn stets mit besonderer Befriedigung, gemahnte sie ihn doch immer wieder an die schönen Tage seiner eigenen Forschungen im Nilthal, welche die Sammlungen um fast 1500 Stücke bereichert hatten. Wer heute die ägyptische Abteilung im Neuen Museum besucht, kann noch jetzt überall die ordnende Hand des großen Meisters der Ägyptologie verfolgen: nach seinen Angaben wurden die schönen Räume derart ausgebaut, daß sie ungefähr den Hauptteilen eines ägyptischen Tempels entsprechen, nach seinen Vorschlägen empfing der Vorhof die trefflichen Landschaftsgemälde, welche uns die bemerkenswertesten Gegenden des Pharaonenreichs vorführen, erhielten die beiden anderen Säle den reichen Wand- und Deckenschmuck, der uns sofort in die Zeit versetzt, in welcher ein Ramses, ein Amasis, ein Thatmosis herrschte.

Noch zweimal ging Lepsius selbst nach Ägypten, um seine Forschungen zu vervollständigen und auf dem Felde seiner Ehren neue Anregungen zu suchen. Im Jahre 1868 war er mit seinen Ausgrabungen besonders glücklich: auf dem Trümmerfeld von Tanis fand er damals die berühmte Tafel „von Tanis" — eine Inschrift, welche in hieroglyphischer, in griechischer und in der sogenannten demotischen Schrift, der späteren Volksschrift der Ägypter, abgefaßt war. Einst hatte die vielgenannte „Tafel von Rosette", welche im Jahre 1799 in Unterägypten gefunden worden war, die ersten festen Anhaltspunkte für die Entzifferung der Hieroglyphen gegeben, weil auch sie dieselbe Inschrift in drei Sprachen und Schriftarten enthielt — jetzt lieferte die Lepsiussche ähnliche Entdeckung die völlige Bestätigung der inzwischen ausgebildeten Entzifferungsmethode. Im Jahre 1869 weilte Lepsius zum dritten- und letztenmale in Ägypten; die Regierung des Khedive hatte nicht versäumt, den größten aller lebenden Ägyptologen zur feierlichen Eröffnung des Suezkanals einzuladen.

Reich an Ehren war der Lebensabend des seltenen Mannes. Die höchsten Würden, welche der Staat einem großen Gelehrten verleihen kann, vereinigten sich längst auf seinem Haupte, fast sämtliche gelehrte Gesellschaften der Welt — ein volles halbes Hundert — hatten ihn zu ihrem Ehrenmitglied erwählt. Seine Gesundheit und seine Arbeitskraft blieben ihm bis in das Greisenalter treu, noch seine letzten Schriften atmen die Frische seiner Jugendwerke. Zweiundsiebzig Jahre war er alt, als ihn endlich ein unheilbares Leiden auf das Siechenbett warf, eine schwere Magenerkrankung, deren Schmerzen von ihm mit bewundernswertem Gleichmut und in stiller Ergebung getragen wurden. Am 10. Juli 1884 entschlief er sanft zur ewigen Ruhe.

Einer der größten deutschen Gelehrten unserer Zeit, aber auch ein trefflicher deutscher Mann schied mit ihm, ein Mann von echt vornehmer Gesinnung und wahrem Herzensadel. Was er geschaffen und geleistet, sichert ihm ein allgemeines dauerndes Andenken, die Tiefe seines Strebens, die Innigkeit seines Gemütslebens aber haben ihm auch zahllose nähere Freunde über das Grab hinaus bewahrt.

Justus von Liebig.

Der Begründer der neueren Chemie.

Wohl dürfte der Name Liebigs zu den bekanntesten in Deutschland gehören: der eine hat von ihm ganz im allgemeinen als her- hervorragendem Chemiker gehört; der zweite erinnert sich seiner großen Verdienste um die Landwirtschaft; der dritte kennt nur die vielbeliebten Dosen und Töpfe voll Fleischextrakt mit dem keckgeschwungenen Namenszug Liebigs. Der ganze Umfang der wahrhaft epochemachenden Thätigkeit des seltenen Mannes aber ist nur wenigen bekannt — noch wenigere wissen, wie er, ein scheinbar talentloser Knabe, sich aus kleinen Verhältnissen nur durch sein Genie und seine Willenskraft bis zu den höchsten Sprossen der Ruhmesleiter emporarbeitete.

Zu Darmstadt ist Justus Liebig am 12. Mai 1803 geboren. Sein Vater besaß ein wenig umfangreiches Material- und Farbwarengeschäft und pflegte manche der von ihm verkauften Farbstoffe, Firnisse und Lacke selbst zu bereiten. „Er hatte sich dazu," berichtet Liebig selbst, „ein kleines Laboratorium angelegt, zu welchem ich Zutritt hatte, da ich zuweilen die Gunst genoß, ihm als Handlanger zu dienen. Seine Versuche machte er nach Vorschriften in chemischen Werken, welche aus der reichen Hofbibliothek mit großem Entgegenkommen an die Bewohner Darmstadts abgegeben wurden.

Das lebhafte Interesse, das ich an den Arbeiten meines Vaters nahm, führte mich von selbst auf das Lesen der Bücher, die ihn in seinen Versuchen leiteten, und es entwickelte sich in mir allmählich eine solche Leidenschaft für jene, daß ich gegen alles andere, was sonst Kinder anzieht, wie abgestumpft wurde.

Da ich es mir nicht nehmen ließ, die Bücher in der Hofbibliothek selbst zu holen, so wurde ich mit dem Bibliothekar bekannt, und da dieser an dem kleinen Burschen Gefallen fand, so bekam ich durch ihn alle Bücher, die ich nur haben mochte, für meinen eigenen Gebrauch; das Lesen der Bücher ging natürlich ohne irgend eine Ordnung vor sich; ich las sie, wie sie auf den



Justus v. Liebig.

Brettern aufgestellt waren, von unten nach oben, von rechts nach links. Für ihren Inhalt war mein vierzehnjähriger Kopf wie der Magen eines Straußes und es fanden darin die verschiedenartigsten Werke ganz gemütlich Platz nebeneinander.

Ich bin ganz gewiß, daß diese Art zu lesen mir in Beziehung auf den Erwerb von positiven Kenntnissen keinen besonderen Nutzen brachte. ... Da ich aber alle Versuche, deren Beschreibung ich in den Büchern las, soweit eben meine Mittel reichten, zu reproduzieren suchte — und da ich diese Versuche unzähligemale wiederholte, bis ich an dem Vorgang nichts Neues mehr sah, oder bis ich die Erscheinung, die sich darbot, nach allen Seiten hin genau kannte, so war die natürliche Folge die Entwickelung eines Gedächtnisses der Sinne, namentlich des Gesichts, eine scharfe Auffassung der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit eines Dinges, welche mir später sehr zu statten kam. ...

In dieser Weise kam es, daß alles, was ich sah, absichtlich oder unabsichtlich mit gleichsam photographischer Treue in meinem Gedächtnis haften blieb; bei einem nahen Seifensieder sah ich das Seifekochen, lernte, was der ‚Kern' und das ‚Schleifen' sei und ich hatte nicht wenig Vergnügen, als es mir gelang, ein Stück Seife aus meiner Fabrik mit Terpentinöl parfümiert vorzeigen zu können; in allen Werkstätten der Gerber und Färber, der Schmiede und Messinggießer war ich zu Hause und jeder Handgriff mir geläufig.

Daß ich bei dieser Geistesrichtung in der Schule sehr kläglich bestand, begreift sich leicht; ich hatte (im Gegensatz zum Sehgedächtnis) gar kein Gehörgedächtnis, und nichts oder sehr wenig von dem, was man durch diesen Sinn lernt, blieb bei mir haften; ich befand mich in der unbehaglichsten Lage, in der ein Knabe nur sein kann; die Sprachen und alles, was man damit aufnimmt und auf der Schule an Lob und Ehre erwirbt, waren mir so gut wie verschlossen."

Soweit Liebig selbst. Ein langjähriger Freund erzählt des weiteren, daß Justus in der That eine bedenkliche Neigung für den letzten Platz in der letzten Klasse gehegt, daß Liebig aber später scherzhaft immer behauptet habe, dieser Ehrenplatz sei ihm von einem seiner Mitschüler, Wilhelm Reuling genannt, mit Erfolg und Hartnäckigkeit streitig gemacht worden. Diesem edlen Wettstreit lag offenbar derselbe Widerwille der beiden Konkurrenten gegen die lateinische Grammatik zu Grunde, obwohl im übrigen

ihre Begabung und Neigung kaum ungleichartiger gedacht werden konnte. Die „Untensitzer" begegneten sich übrigens in späteren Jahren wieder: der eine war Professor der Chemie geworden und Schüler aus allen Weltteilen scharten sich um seinen Lehrstuhl, der andere hatte sich als Komponist einen Namen gemacht und stand an der Spitze der Wiener Oper. Der Genius findet eben stets seinen Weg: wie wenige freilich sind wirkliche Genies!

Zunächst erntete unser Justus aber jedenfalls wenig Lob und Ehre, ja der ehrwürdige Rektor des Gymnasiums bezeichnete ihn geradezu als die „Plage seiner Lehrer und den Kummer seiner Eltern." Als der alte Herr ihn einmal fragte, was er denn eigentlich zu werden gedächte, und der Mann auf der letzten Bank kecklich zur Antwort gab: Chemiker! da brach die ganze Klasse und der Lehrer selbst in unauslöschliches Gelächter aus. Und als dann eines Tages in der Mappe des Musterschülers ein mitgebrachtes Knallpräparat explodierte und eine knatternde Flamme aus den Büchern hervorschoß, Lehrer und Schüler in Todesschrecken versetzend, da fand die Gymnasialzeit einen plötzlichen unfreiwilligen Abschluß. Der Vater brachte den mißratenen Sohn nach Heppenheim zu einem Apotheker in die Lehre; da könne er ja nun nach Herzenslust experimentieren. Das that er denn auch nach Herzenslust, aber der Gegenstand seiner Versuche und Ort wie Zeit ihrer Ausführung waren nicht immer nach dem Geschmack des gestrengen Lehrherrn. Die kleine, enge Bodenkammer, in welcher der junge Mann schlief, und die Stunden um die Mitternacht, waren — man muß dies zugestehen — für chemische Experimente herzlich wenig geeignet. Das zeigte sich denn auch nur zu bald: eine heftige Detonation erweckte in einer schönen Nacht alle Schläfer in der ehrsamen, friedlichen Apotheke. Man eilte die Treppe hinauf, fand in der qualmenden Stube alles durcheinandergerissen, das Fenster auf das Dach geschleudert, den Lehrling halb betäubt am Boden liegend. Die Katastrophe führte die pharmaceutischen Studien wiederum zu einem überraschend schnellen Ende, immerhin aber, sagt Liebig selbst, daß er in den zehn Monaten seines Aufenthalts in Heppenheim „sich eine vollkommene Kenntnis von all den tausenderlei Dingen, die man in einer Apotheke hat, von ihrem Gebrauch und ihren vielerlei Anwendungen" verschafft habe.

Justus Liebig erreichte, kurz nachdem ihn sein Lehrherr an die Luft gesetzt, das siebzehnte Lebensjahr und sein unablässiges Drängen veranlaßte schließlich den Vater doch, ihm die Erlaubnis

zu dem Besuch der Universität Bonn zu geben: er sollte nun also wirklich Chemie studieren.

Das war aber leichter gesagt, als gethan. Für das Studium der Chemie war, nach Liebigs eigenem späteren Urteil, damals „eine recht elende Zeit in Deutschland.“ An den meisten Universitäten bestand kein eigener Lehrstuhl für Chemie, sie wurde in der Regel irgend einem Professor der Medizin als Nebenwissenschaft zugewiesen, und dieser trug von ihr dann vor — soviel er eben davon wußte. Und das war, meint Liebig, der doch etwas von der Sache verstand: das war wenig genug. Während in Frankreich am Ende des vorigen und am Beginn des neuen Jahrhunderts ein Antoine Laurent Lavoistier, ein Louis Joseph Gay-Lussac, in England Humphry Davy, in Schweden ein Jakob Berzelius bahnbrechend eine neue Epoche der Chemie einleiteten, ja sie nach manchen Richtungen hin erst wissenschaftlich begründeten, fanden ihre Bestrebungen und Leistungen in Deutschland keinen Boden. Langwierige Kriege, die den Wohlstand der Bevölkerung schnell schädigten, hatten die Universitäten verödet und die Wünsche und Kräfte der Gebildeten anderen ganz anderen Richtungen zugelenkt. Man gefiel sich in einer rein idealen Welt und verkannte, daß die Wissenschaft doch vor allem auch den Zweck habe, der Menschheit praktischen Nutzen zu bringen. Es galt, sagte Liebig später, damals beinahe für eine erniedrigende und einem Gebildeten unanständige Gesinnung, zu glauben, daß in dem Körper eines lebendigen Wesens die rohen und gemeinen Kräfte der Natur eine Rolle spielten. Der Experimental-Unterricht in der Chemie war auf den Universitäten völlig herabgekommen. Chemische Laboratorien bestanden nirgendwo; was man so nannte, waren eher Küchen, angefüllt mit allerlei Öfen und Geräten zur Ausführung metallurgischer und pharmaceutischer Prozesse. Niemand verstand eigentlich die Analyse zu lehren — und doch beruht auf ihr: auf der genauesten Erforschung der Zusammensetzung aller Körper, die moderne Chemie.

So fand Liebig denn auf deutschen Universitäten wenig Befriedigung. „Der Vorteil, den ich auf ihnen gewann, war das Bewußtsein meiner Unwissenheit in sehr vielen Dingen, welche andere Studenten von der Schule mit auf die Universität brachten, und meine Anstrengungen gingen meist in dem Nachholen der früher vernachlässigten Schulkentnisse auf.“ Sehnsüchtige Blicke richtete der junge Studiosus nach Paris; dort allein durfte er da-

mals hoffen, zu finden, was ihm in Deutschland versagt blieb: treffliche Lehrer und gut eingerichtete Laboratorien. Aber wie sollte und konnte der Mittellose den Aufwand einer so kostspieligen Studienzeit bestreiten? Der Vater vermochte ihm keine weitere Unterstützung zu gewähren, sieben jüngere Kinder nahmen seine Fürsorge vollauf in Anspruch. Die Aussichten waren trostlos — da eröffnete sich plötzlich ein Glückspfad: der Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig I., ein hochherziger, für Kunst und Wissenschaft begeisterter Fürst, gewährte 1822 auf die Fürsprache eines der Professoren Liebig eine bescheidene Beihilfe für seine geplante Pariser Studienzeit.

Sofort wurden die Vorbereitungen zur Reise nach Frankreich mit rastlosem Eifer betrieben, und nach wenigen Monaten schon finden wir den kaum Neunzehnjährigen als wissensdürstigen Hörer und Schüler in den Vorlesungen der berühmtesten Pariser Gelehrten. Aber es war mit der pekuniären Unterstützung des Landesfürsten doch nicht allein gethan, die Verhältnisse gestalteten sich nicht so einfach, wie der vertrauensselige Student geglaubt. Wollte er die großen Ziele, die er sich gesteckt, erreichen, so mußte er mit den Führern seiner Wissenschaft in persönliche Beziehungen treten; es war vor allem sein sehnlichster Wunsch, in dem Laboratorium Gay-Lussacs, des berühmtesten Chemikers jener Zeit, Zutritt zu erhalten, aber der große Gelehrte nahm keine Schüler an. Jeglicher Versuch, sich ihm zu nähern, blieb erfolglos.

Da trat ganz unerwartet für den jungen, unbekannten, deutschen Studenten ein Mann ein, unter dessen mannigfachen glänzenden Geistesanlagen die Gabe, schlummernde Talente zu entdecken und ihnen den Weg zu ebnen, nicht die geringste war: der größte aller lebenden Naturforscher, Alexander von Humboldt.

„Eines Tages," erzählt Liebig, „knüpfte mit mir in der Akademie ein Fremder eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wußte er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns aber, ohne daß ich, aus Unwissenheit und Scheu, zu fragen wagte, wessen Güte an mir teilgenommen habe. Diese Unterhaltung ist jedoch der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen. Unbekannt, ohne Empfehlungen in einer Stadt, wo der Zusammenfluß so vieler Menschen aus allen Teilen der Erde das größte Hindernis ist, welches einer näheren per-

sönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Forschern sich entgegenstellt, wäre ich, wie so viele andere, in dem großen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen; diese Gefahr wandte Alexander von Humboldt von mir ab." Vor dem Zauberwort des weltberühmten, allverehrten Mannes öffneten sich dem wißbegierigen Deutschen alle Thüren, alle Laboratorien und Institute; das lebhafte Interesse, welches Alexander von Humboldt für Liebig zeigte, genügte vor allem, Gay-Lussac zu bewegen, jenen in sein Privatlaboratorium aufzunehmen, und überraschend schnell wurde aus dem Schüler ein Mitarbeiter. Beide gemeinsam vollendeten eine seit lange von Liebig begonnene Arbeit über das „Knallsilber", eines der gefährlichsten aller explosiblen Stoffe: merkwürdig genug, derselbe Stoff, welcher einst aus der Schulmappe des Darmstädter Gymnasiasten zur unrechten Stunde aufblitzte, war damit Gegenstand einer Untersuchung geworden, welche jetzt die Augen der wissenschaftlichen Welt auf den jungen Forscher lenkte.

Die Lehrzeit im Laboratorium Gay-Lussacs ließ aber in Liebig noch einen anderen, folgenschweren und für die deutsche Wissenschaft segensreichen Gedanken ausreifen; den Gedanken nämlich, eine chemische Schule in Deutschland zu gründen, in welcher Studierende die Kunst der Forschung in ähnlicher Weise lernen könnten, wie es ihm in Paris ermöglicht worden war. War der Gedanke an sich zu damaliger Zeit kühn, so war es die Art, wie Liebig seine Ausführung plante, vielleicht noch ungleich kühner: er bewarb sich nämlich geradezu um eine außerordentliche Professur an der hessischen Universität Gießen. Wie die weisen, altersklugen Gelehrten damals wohl die Köpfe geschüttelt haben? Was — ein junger, kaum zwanzigjähriger Mensch, der nicht einmal eine vollgültige Gymnasialbildung hinter sich hat, will mit einem Schlage Professor werden? Er glaubt in seiner unreifen Jugend ohne weiteres einzuheimsen, wozu andere wohlgebildete Leute von höchstem Verdienst ein halbes Menschenalter gebrauchen? Unerhört — das darf nicht sein!

Justus Liebig hatte indessen zwei mächtige Bundesgenossen: der eine war der Kabinettssekretär des Großherzogs, Ludwig Schleiermacher, der mit scharfem Blick die Fortschritte des jungen Mannes verfolgt hatte — der andere war kein Geringer, als wiederum Alexander von Humboldt, der sich persönlich an den Landesfürsten wandte und das Gesuch seines Schützlings in der

wärmsten Weise unterstützte. Und so geschah denn das Unglaubliche; nachdem Liebig sich die Doktorwürde erworben hatte, wurde er im Frühjahr 1824 zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannt. Klein nur und sehr, sehr bescheiden war zunächst das Gehalt — aber groß die Ehre und gewaltig waren die Folgen.

Ein Freund Liebigs und selbst ein hervorragender Chemiker, Kolbe, sagt mit Recht: es ist schwer zu sagen, in welcher Eigenschaft, ob als Lehrer oder als Forscher, er größer war. Es hat viele Lehrer der Chemie vor Liebig und noch mehr neben und nach ihm gegeben, aber keiner hat es in gleichem Maße verstanden wie er, Schule zu machen.

Wer Chemiker werden will, darf sich nicht darauf beschränken, Vorlesungen zu hören und hernach in seinem Studierzimmer über die chemischen Probleme zu grübeln. Um über chemische Vorgänge zu urteilen, um gar die Wissenschaft zu fördern, müssen die Studien, für welche im Hörsaal nur die Grundlage gewonnen werden kann, im Laboratorium fortgesetzt werden; diese haben für den Chemiker ganz dieselbe Bedeutung, wie für den angehenden Mediziner die Säle der Anatomie, in denen er die genaue Bildung des menschlichen Körpers am Leichnam kennen lernt, und wie die Krankenzimmer der Hospitäler, in denen er von erfahrenen Lehrern am lebenden Menschen in die Beurteilung eines Krankheitszustandes und in dessen Behandlung eingeführt wird.

Von dieser eminent praktischen Bedeutung eines chemischen Laboratoriums hatte man zu jener Zeit in Deutschland keine Ahnung, und Liebig war eigentlich der erste Professor der Chemie, der von vornherein den festen Vorsatz aussprach, nicht nur seine Wissenschaft im Hörsaal vorzutragen, sondern auch ein Laboratorium für den experimentellen Unterricht zu begründen.

Aber diese Absicht war leichter gefaßt, als ausgeführt.

Der angehende Docent mußte zunächst schon glücklich sein, als ihm der Pavillon einer Kaserne als Laboratoriumsraum überwiesen wurde; der Raum war freilich zunächst noch von einem Gendarmerie-Kommando belegt, und der Herr Professor befand sich der bewaffneten Macht in keiner sonderlich günstigen Lage, als sie sich weigerte, den Pavillon ohne Allerhöchsten Befehl zu räumen. Auch dies Hindernis wird schließlich beseitigt und Liebig ist nun im glücklichen Besitz der vier leeren Wände: der vier leeren Wände thatsächlich, denn für Instrumente und Apparate war von Staats-

wegen nicht gesorgt worden. 800 Gulden Gehalt (ca. 1600 Mark) hatte man dem jungen Gelehrten bewilligt; davon mußte er aber nicht nur seinen unentbehrlichen Assistenten besolden, er mußte jährlich auch noch 3—400 Gulden für die Einrichtung des Laboratoriums ausgeben.

Wenn trotzdem das Gießener Laboratorium die erste und vornehmste Pflanzschule für die chemische Wissenschaft in Deutschland wurde, so war dies lediglich das Verdienst von Liebigs Opferwilligkeit, das Verdienst seiner wunderbaren Lehrbegabung: er hat eine Generation junger Chemiker herangebildet, ja bis auf den heutigen Tag giebt es wenige deutsche Professoren der Chemie, die nicht entweder seine Schüler oder die Schüler seiner Schüler sind.

Keineswegs aber waren es allein die großen wissenschaftlichen Leistungen und Entdeckungen des seltenen Mannes, auf die ich noch eingehender zu sprechen kommen werde, welche von nah und fern wissensdurstige Hörer nach Gießen zu ihm lockten, gleichwie er einst zu Gay-Lussac nach Paris gepilgert war. Seiner mit persönlicher Liebenswürdigkeit gepaarten Lehrgabe ist der Erfolg im gleichen Grade zuzuschreiben. Wie kaum ein anderer, wußte er seine Schüler zum selbständigen Denken anzuregen, wie kaum ein anderer ihnen den Lehrstoff interessant zu machen und sie, auch nach Mißerfolgen, zum Ausharren und zur treuen Verfolgung des einmal gesteckten Ziels zu ermutigen.

Die Methode seines Unterrichts galt nach wenigen Jahren als mustergültig. Wenn die Jünger seiner Wissenschaft heute an allen deutschen Hochschulen stattliche, allen Anforderungen entsprechende Laboratorien vorfinden, so danken sie es Liebigs Anregungen. Aber mehr als das: sein Vorgehen, seine auf das Praktische gerichtete Lehren haben überall die Überzeugung geweckt, daß nicht nur der Studiosus der Chemie, der Chemiker von Beruf, daß vielmehr auch der Techniker und Gewerbtreibende der chemischen, im Laboratorium erlangten Vorbildung nicht entbehren kann; sein Verdienst ist es, wenn heute der Hüttenmann, der Fabrikant und auch der Landwirt es für notwendig findet, sich auf gründliche chemische Kenntnisse zu stützen. Und wiederum mehr: das Gießener Laboratorium Liebigs überflügelte in seinen Leistungen nicht nur in wenigen Jahren weit die Pariser Lehranstalten, auf denen der Meister einst seine Ausbildung gesucht hatte, es wurde zum Muster für ähnliche Institute in der ganzen Welt: in Österreich und der Schweiz, in England und Rußland, in den skandinavischen Reichen,

ja in allen civilisierten Ländern jenseits des Oceans entstanden nach seinem Vorbild chemische Lehranstalten.

Es ist rührend, wie er selbst über seine Gießener Lehrthätigkeit am Abend seines reichen Lebens berichtet: „Für die Lösung unzähliger Fragen, die sich an die Pflanzen und Tiere knüpfen, an ihre Bestandteile und an die Vorgänge ihrer Umwandlung in den Organismen führte ein gütiges Geschick in Gießen die talentvollsten jungen Männer aus aller Ländern Europas zusammen, und man kann sich denken, welch eine Fülle von Thatsachen und Erfahrungen durch so viele Tausende von Experimenten an mich kam, die viele Jahre lang von den unermüdlich thätigen und geschickten jungen Chemikern ausgeführt wurden.

Ein eigentlicher Unterricht im Laboratorium, den geübte Assistenten leiteten, bestand nur für die Anfänger; meine speciellen Schüler lernten nur im Verhältnis zu dem, was sie bereits mitbrachten, ich gab die Aufgaben und überwachte die Ausführung. Von jedem einzelnen empfing ich jeden Morgen einen Bericht über das, was er vorhatte; ich stimmte bei oder machte meine Einwendungen, dann aber war jeder genötigt, seinen eigenen Weg zu gehen. In dem Zusammenleben und stetem Verkehr miteinander, und indem jeder teilnahm an den Arbeiten aller, lernte jeder von dem andern. Wir arbeiteten, wenn der Tag begann, bis zur sinkenden Nacht, Zerstreuungen und Vergnügungen gab es nicht. Die einzigen Klagen, die sich stets wiederholten, waren die des Dieners, welcher am Abend, wenn er reinigen sollte, die Arbeitenden nicht aus dem Laboratorium bringen konnte. Die Erinnerung an ihren Aufenthalt in Gießen erweckt, wie ich häufig hörte, bei den meisten meiner Schüler das wohlthuende Gefühl der Befriedigung über eine wohl angewendete Zeit!“ —

Es ist nicht die Aufgabe dieses Lebensbildes, die großen chemischen Entdeckungen des gelehrten Forschers eingehend zu verfolgen. Sie voll zu würdigen und klarzulegen, was seine neue Methode der Analyse oder etwa seine grundlegenden Untersuchungen über die organischen Säuren für die Wissenschaft bedeuteten, dazu ist hier nicht der Platz. Dagegen muß ich etwas länger bei denjenigen seiner Entdeckungen verweilen, deren Ergebnisse nicht nur der strengen Forschung, sondern in weit höherem Grade den Aufgaben des praktischen Lebens zu gute kamen.

Er war es, dem zuerst im Lauf umfassender Studien über die Einwirkung des Chlors auf den Alkohol jene merkwürdigen

Stoffe begegneten, die unserem heutigen Arzneischatz unentbehrlich geworden sind: dem Chloroform und dem Chloral! Wohl sind dieselben erst später ihren Eigentümlichkeiten nach eingehender gewürdigt und in den praktischen Gebrauch des Arztes eingefügt worden, der Ruhm ihrer Auffindung aber gehört darum nicht minder Liebig. Und was bedeuten diese beiden wunderbaren Mittel nicht heute in der Hand des erfahrenen Mediziners? Wie vielen Leidenden hat das Chloral nicht zu langentbehrten Stunden wohlthätigen erquickenden Schlafs verholfen? Wie unzähligen Verwundeten half das Chloroform nicht über schmerzvolle Operationen hinweg? Wie wären die heutigen Fortschritte der Chirurgie überhaupt denkbar, wenn dies herrlichste aller Betäubungsmittel nicht die Schmerzempfindung des Patienten völlig lähmte und die Hand des Arztes dadurch erst zum sicheren Schnitt befähigte?!

Liebig war es weiterhin, der zuerst ein praktisch brauchbares Verfahren auffand, den Quecksilberbelag unserer Spiegel durch Silber zu ersetzen; ein heute allerdings vielfach modifiziertes Verfahren, durch welches Tausenden von Arbeitern, die ehedem unter der giftigen Einwirkung des Quecksilbers dahinsiechten, ein neues Leben geschenkt wurde.

Am größten und gewaltigsten aber zeigte sich des Meisters Genius, als er, ein wahrhafter Bahnbrecher auch hier, in die geheimnisvollen Werkstätten des Pflanzenlebens eindrang. Jahrtausende hindurch hatte der fleißige Landmann sein Feld bestellt, die älteste aller menschlichen Gewerbthätigkeiten ist ja der Ackerbau; seit Jahrhunderten hatte man geglaubt, die Landwirtschaft zweckmäßig und immer zweckmäßiger zu betreiben, und große Landwirte, wie z. B. unser Landsmann, der berühmte Johann Gottlieb Koppe, hatten in der That schon dem Ackerbau eine rationellere Grundlage zu geben versucht. Trotzdem tappte der Landwirt gerade in Bezug auf die wichtigsten Dinge völlig im Dunkeln: man wußte freilich wohl, daß die Fruchtbarkeit des Ackers durch die Zufuhr von Dünger erhöht werde, über die Art und Weise aber, wie der Dünger seine Wirkung ausübe, herrschten die wunderlichsten und unklarsten Vorstellungen. Da kam Justus Liebig, ein Gelehrter, der nie in seinem Leben den Pflug geführt hatte, und schrieb von seinem Arbeitstisch aus vor, wie der Landwirt seinen Acker zu behandeln habe, um ihm dauernd die höchste Ertragsfähigkeit zu sichern. Kann es etwas Wunderbareres geben?

Gehen wir darauf etwas näher ein. Jedes Tier verkümmert

und stirbt schließlich, wenn man ihm nicht hinreichende oder unpassende Nahrung reicht. Ganz ebenso bedarf auch die Pflanze einer richtigen Zufuhr von Nahrungsstoffen: sie holt sich dieselbe durch die Verästelungen ihrer Wurzeln aus dem Boden und sie zieht sie durch ihre Blätter aus den Bestandteilen der Luft. Liebig nun war der erste, welcher zwischen diesen beiden verschiedenen, sich ergänzenden Teilen der Pflanzenernährung scharf unterschied und sich darüber klar wurde, daß jede Pflanze gewisse zu ihrem Wachstum und Gedeihen erforderlichen Grundstoffe, z. B. die Salze der Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure, des Kalis lediglich aus dem Erdboden schöpft, um sie dann in ihren Stengeln, Halmen, Früchten zu verarbeiten. Heute lernt das jedes Kind auf der Schule, vor Liebigs Forschungen, welche er in seinem berühmten Werk „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf die Agrikultur" niederlegte, damals aber machte man sich über die Vorgänge des Pflanzenwachstums ganz andere Gedanken. Die Pflanze, so meinten Gelehrte und praktische Landwirte übereinstimmend, erzeuge sich während des Wachsens dank der in ihr wohnenden sogenannten Lebenskraft die mineralischen Bestandteile, welche einen Teil ihres Aufbaus bedingen und die wir beim Verbrennen als Asche zurückbehalten, von selbst.

Es ergab sich aber aus Liebigs Schlüssen sofort noch eine weitere Schlußfolgerung: entnimmt die Pflanze jene ihr notwendigen Nahrungsstoffe dem Erdboden, so ist es Aufgabe einer rationellen Landwirtschaft, sie nach der Ernte dem Acker wieder zuzuführen, um ihn aufs neue ertragsfähig zu machen. Der gewöhnliche Dung genügt hierzu selten völlig; der Ackerbauer aber, welcher zu wenig oder nicht richtig düngt, erschöpft sein Land; wer fortgesetzt ernten will, ohne dem Boden neue Kräfte zuzuführen, wirtschaftet schlecht und treibt Raubbau.

War diese Auffassung eine richtige, so mußte sich der Ersatz der dem Boden entnommenen Nahrungsbestandteile auch auf andere Weise, als durch den gewöhnlichen animalischen Dünger bewerkstelligen lassen; es mußte mit anderen Worten möglich sein, mit auf chemischem Wege bereiteten Stoffen zu düngen. Nur der Versuch konnte lehren, ob diese Voraussetzung Liebigs sich bewähren würde, und er zögerte nicht einen Augenblick, das Experiment zu unternehmen. Von der Stadt Gießen erwarb er eine öde, gänzlich unfruchtbare Sandfläche, die nur den allerkümmerlichsten Pflanzenwuchs zeigte, und verwandelte dies sterile Gelände allein durch

seine neuen Düngermethoden im Lauf weniger Sommer in ein blühendes, üppiges Gefilde. Auf diesem Versuchsfeld — der Liebigshöhe, wie dankbare Erinnerung es getauft — wurde der Grund zu einer völligen Umwälzung der Landwirtschaft gelegt: der Landwirt begann fortan neben dem natürlichen Dünger mit mineralischen Dungstoffen zu arbeiten und sich dadurch ungeahnte Erfolge zu sichern. Die Düngung mit Knochenmehl, mit phosphorsaurem Kalk, mit den verschiedenen Kalisalzen beruht lediglich auf Liebigs Lehren, durch sie erst erhielt die Landwirtschaft die feste Grundlage der Wissenschaft.

Bald dehnte der große Forscher seine Studien von dem Pflanzenleben auf das tierische Leben aus. Es war ihm vorbehalten, auch auf diesem Gebiet die Grundsätze des „Stoffwechsels" in feste, unumstößliche Lehren zusammenzufassen. Er bewies zuerst unwiderleglich, was andere vor ihm nur dunkel geahnt hatten, daß das Tier die wesentlichsten Bestandteile seines Blutes und damit des ganzen Körpers in seiner Nahrung fertig vorgebildet findet, daß also die Existenz des Fleischfressers diejenige des Pflanzenfressers, und die des letzteren die Pflanze selbst voraussetzt. Er zeigte andererseits, wie das Tier die der Luft entstammenden Bestandteile der Pflanze der Atmosphäre, die dem Erdboden entstammenden Bestandteile diesem zurückgiebt. Er lehrte uns erkennen, daß zur Ernährung des Tieres wie des Menschen hauptsächlich zweierlei Arten von Nahrungsmitteln erforderlich und zu unterscheiden seien: die stickstoffhaltigen Eiweißstoffe zur Blutbildung, die stickstofffreien Fette und Kohlenhydrate (z. B. Zucker) zur Erzeugung von Wärme und Muskelkraft.

Im Laufe der geradezu zahllosen, äußerst gründlichen Untersuchungen, welche Liebig in Bezug auf alle oben kurz skizzierten Punkte anstellte, mußten auch die Bestandteile des Fleisches und der Milch einer eingehenden Prüfung unterzogen werden, und als er über dieselben völlige Klarheit erhalten hatte, säumte er nicht, seine Forschungen für das Leben zu verwerten. Es war ja stets des Forschers schönste Eigenart, daß er nicht nur für Fachgenossen und Gelehrte arbeitete, daß er seiner Wissenschaft höchste Aufgabe darin suchte und fand, dem Allgemeinwohl Nutzen zu bringen.

So gab er uns denn ein noch heute unübertroffenes Nahrungsmittel für Kinder im ersten Lebensjahr in seinem Ersatz der Milch, so gab er uns weiterhin in seinem köstlichen Fleischextrakt eine

Würze, welche sich den altbewährten Genußmitteln Thee und Kaffee würdig zur Seite stellte, die heute keine Hausfrau entbehren mag.

Es fanden sich unternehmende Männer, welche auf Liebigs Vorschlag, das von ihm aufgefundene Verfahren der Herstellung eines wirklich brauchbaren, dauerhaften Fleischextrakts im großen zu verwerten, eingingen und damit den unermeßlichen Fleischreichtum eines anderen Kontinents den Bewohnern Europas zugänglich machten. So entstand Anfang der sechziger Jahre die weltberühmte „Liebigs Meat Extract Company“ zu Fray Bentos in Südamerika, deren Erzeugnisse sich überraschend schnell über die ganze Erde verbreiteten und heute noch die Nachahmungen aller Konkurrenzunternehmungen an gleichmäßiger Güte überragen. In der Zeit der Hauptschlachtungen, welche gewöhnlich von Mitte Dezember bis Anfang Juli dauern, werden durchschnittlich in dem großartigen Etablissement täglich 1500, im ganzen Jahr über 200000 Rinder geschlachtet. Eine gewaltige Industrie hat hier ihren Ausgangspunkt gefunden, denn außer dem Fleischextrakt werden als Nebenprodukte auch Guano, Knochen- und Fleischmehl, Talg, Cornedbeef und gekochte Rinderzungen gewonnen. Millionen an Wert entstehen so jährlich aus dem früher als fast wertlos angesehenen Fleischmaterial der südamerikanischen Pampas, und man kann es Liebig wohl nachempfinden, daß er oft und gern erzählte, er habe selten in seinem Leben eine größere Freude und Befriedigung empfunden, als an dem Tage, an welchem ihm die erste Büchse mit Fleischextrakt aus der Fabrik in Fray Bentos ausgehändigt worden sei.

Liebig siedelte 1852 nach München über und setzte hier seine erfolgreiche Lehrthätigkeit, wenn auch in eingeschränkterer Weise, fort. Längst in den erblichen Adelstand erhoben, wurde er von dem König Maximilian II. von Bayern, der ihm dauernd seine ganze Gunst zuwandte, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und zum Vorstande des Kapitels des herrlichen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ernannt. Eine Fülle von Ehren und Auszeichnungen lohnte dem seltenen Manne sein unausgesetztes, erfolgreiches Streben.

Das Lebensbild des Forschers würde dieses Streben nur unvollkommen zeichnen, wenn es nicht Liebigs fruchtbarer litterarischer Leistungen gedenken wollte, die in ihrer Mannigfaltigkeit, Fülle und Gründlichkeit ein weiterer Beweis seiner schöpferischen Thätigkeit und unverwüstlichen Arbeitskraft bilden. Ich will aber hier

nicht auf seine viele Bände füllenden rein wissenschaftlichen Abhandlungen eingehen, ich möchte nur desjenigen seiner Werke gedenken, das wohl die weiteste Verbreitung gefunden, das wahrhaft volkstümlich geworden ist: der „Chemischen Briefe“.

Die chemischen Briefe sind, so sagte Liebig selbst, für die gebildete Welt geschrieben; sie sollen deren Aufmerksamkeit auf den Zustand und die Bedeutung der Chemie, auf die Aufgaben lenken, mit deren Lösung sich der Chemiker beschäftigt, und auf den Anteil, den diese Wissenschaft an den Fortschritten der Industrie, Mechanik, Physik und Agrikultur genommen hat. Die Naturforschung hat ja das eigene, daß alle ihre Resultate dem gesunden Menschenverstand des Laien ebenso klar, einleuchtend und verständlich sind, wie dem Gelehrten.

So entstand in den chemischen Briefen denn ein im edelsten Sinne populäres Werk, das mit unnachahmlicher Klarheit auch die sprödesten Fragen der Wissenschaft behandelt und das gleich gediegen durch Form und Inhalt eine der wertvollsten Bereicherungen unserer ganzen Litteratur bildet.

Liebig war ein großer Forscher, ein bewundernswerter Gelehrter — er war aber auch ein ganzer Charakter, der sich, in des Lebens harter Schule erzogen, unter allen Auszeichnungen, die dem Gefeierten wurden, voll bewährte. Ein heftiger, streitbarer Widersacher, wenn er angegriffen wurde (und dies blieb ihm bei der umwälzenden Beschaffenheit seiner Lehren nicht erspart), war er doch stets bereit, die Unrichtigkeit einer Ansicht aufzugeben, wenn man ihm dieselbe bewies. „Einen Irrtum solle man nicht über Nacht im Hause behalten“ — pflegte er zu sagen. Ein treuer Freund seiner Freunde gelangte auch im Verkehr mit der Welt seine opferwillige Nächstenliebe zum schönsten Ausdruck. Unzähligen Trauernden war er ein Tröster, unzähligen Notleidenden brachte er Hilfe, ohne daß die Welt davon erfuhr. Nur ein Beispiel seiner Menschenfreundlichkeit sei gegeben.

„Im Jahre der Übersiedlung Liebigs nach München,“ so erzählt einer seiner näheren Freunde, „machten wir einen gemeinsamen Ausflug nach den Tyroler Bergen. Auf dieser Wanderung überholten wir eines Morgens einen alten Soldaten, der offenbar krank nur langsam vorwärts kam. Als wir uns näherten, bat er um ein Almosen, indem er uns seine bittere Not klagte. Wir folgten dem Beispiel Liebigs, dem bei solchen Gelegenheiten Herz und Börse gleichweit geöffnet waren, und brachten schnell ein paar

Gulden zusammen, welche dem armen Manne wie ein vom Himmel gefallenes Vermögen vorkamen. Dann zogen wir, ihn bald weit hinter uns lassend, unseres Weges und langten nach kurzer Zeit vor einem Dorfwirtshause an, wo wir beschlossen unser Mittagsmahl zu nehmen und dann zu rasten.

Während wir bei Tische saßen, sahen wir auch unseren alten Soldaten eintreten, und es war uns ein angenehmer Gedanke, daß es ihm heute wenigstens nicht an Mitteln fehlte, sich eine gute Mahlzeit zu verschaffen. Nach Tisch schien eine Siesta angezeigt; wir zogen uns daher in ein Nebenzimmer zurück und waren nach kurzer Frist in tiefem Schlaf versunken. Nach etwa einer Stunde wachte ich auf, die beiden jüngeren Genossen schliefen noch auf ihren Stühlen, Liebig aber war verschwunden. ‚Der ältere Herr,‘ erwiderte der Wirt auf meine Frage, ‚hat nicht lange geschlafen; er kam bald, um nach einer Apotheke zu fragen, und da wir keine im Dorf haben, so ist er nach der nächsten Ortschaft im Thal gegangen, wo sich eine solche befindet.‘ Nicht ohne einige Besorgnis ob des plötzlichen Aufbruchs machte ich mich sofort in der angezeigten Richtung auf den Weg. Ich war noch nicht lange gegangen, als ich Liebig zurückkommen sah. Ich eilte auf ihn zu, begierig, die Veranlassung zu seinem einsamen Spaziergang zu erfahren. Er antwortete mir: ‚Unser armer Soldat leidet an einem schleichenden Fieber, welches mit Hilfe von Chinin sicher kuriert werden kann; ich bin daher in die nächste Apotheke gegangen, um einige Chininpulver für den alten Mann zu besorgen.‘ Als er in die kleine Apotheke gekommen sei, erzählte er weiter, habe er den Apotheker nicht zu Hause getroffen, aber von der daheimgebliebenen Frau die Erlaubnis erhalten, sich was er brauchte auszusuchen und nach eigener Schätzung zu bezahlen. Er habe dann auch glücklich die Chininflasche gefunden und eine Schachtel voll Chininpulvern angefertigt, die, wie er hoffe, genügen werde das Fieber vollständig zu vertreiben. Noch eine halbe Stunde und der Soldat hatte seine Pulver mit einer genauen Anweisung, wie er sie nehmen solle; er erfuhr aber kein Wort von dem langen Gange, den der gütige Gönner, um sie zu erlangen, hatte gehen müssen. Nachdem der alte Mann sich bedankt hatte, nahmen wir unsere Wanderung wieder auf, und es wollte mich bedünken, als ob Liebig trotz seines privaten Marsches in der Mittagshitze gleichwohl der fröhlichste und erfrischteste der Gesellschaft war. — Wir anderen hatten dem Kranken ein Stück Geld gegeben, wir

glaubten damit unsere Schuldigkeit gethan zu haben und hatten uns schlafen gelegt. Dem Meister aber war die Natur des Übels nicht entgangen und von dem Wunsche beseelt, weitere Hilfe zu gewähren, zögerte er nicht, seine Ruhestunde, die ihm doch wohl nötiger sein mochte, als uns jüngeren, für den Leidenden aufzuopfern."

Ja wahrlich, Justus von Liebig war ein edler Mensch.

Bis im Greisenalter hinein bewahrte der Unermüdliche sich seine Arbeitskraft, nur in den letzten Lebensjahren klagte er bisweilen, daß er nicht mehr so angestrengt thätig sein könne, denn früher. Aber er blieb geistig frisch, bis ihn nach kurzer Krankheit am 18. April 1873, im siebzigsten Lebensjahre, der Tod abberief.

Seit dem Tode Alexander von Humboldts war in Deutschland kein Forscher zu Grabe getragen worden, um den die Trauer allgemeiner gewesen wäre, als um Justus von Liebig: war er doch unter allen deutschen Gelehrten bereits bei Lebzeiten der bekannteste und gefeiertsten einer. Wenigen Sterblichen war es beschieden, so tief wie er in die Geheimnisse der Werkstatt der Natur einzudringen, kaum ein zweiter verstand gleich ihm, die reichen Erfolge seiner Forschungen der Allgemeinheit zu gute zu bringen. Seine Errungenschaften sind zu den dauernden Schätzen der Menschheit geworden, und noch nach Jahrhunderten wird sein Name mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt werden.

Edwin Freiherr von Manteuffel.

Des Kaisers Statthalter.

Edwin Karl Rochus von Manteuffel, der große Kriegsmann und der weitblickende Diplomat, wurde am 24. Februar 1809 zu Dresden geboren. Sein Vater stand in sächsischen Diensten, wenn auch das alte Geschlecht derer von Manteuffel aus Pommern stammte. Erst als nach dem Wiener Kongreß und nachdem endgültig mit dem französischen Zwingjoch über Deutschland abgerechnet war, im Jahre 1814 die Provinz Sachsen an das Königreich Preußen kam, wurde mit seinem Vater auch der junge Edwin wieder Staatsangehöriger des Preußens, dessen überzeugtester Diener er dereinst werden sollte.

Seine erste Erziehung genoß Edwin im elterlichen Hause, in straffer, aber liebevoller Zucht, geleitet von den feingebildeten, streng religiösen Eltern und einem ausgezeichneten Hauslehrer, der es zumal verstand, in seinem lebhaften, empfänglichen Zögling eine glühende Begeisterung für die deutsche Litteratur und Geschichte zu erwecken. Besonders wurde Schiller des Knabens Lieblingsdichter. Den Wallenstein wußte er bald auswendig und noch in späteren Jahren begab er sich nie auf Reisen, ohne ihn bei sich zu haben. König Wilhelm neckte seinen vertrauten Diener bisweilen sogar ein wenig mit dessen Vorliebe für Schiller. Im Frühjahr 1865 zum Beispiel, als es sich darum handelte, ob das soeben eroberte Schleswig-Holstein dem preußischen Staate einverleibt werden sollte oder nicht, fragte der König ihn einmal im Scherz: „Nun, Manteuffel, was soll daraus werden, was sagt Ihr Wallenstein dazu?“ Aber Manteuffel besaß die köstliche Gabe des schlagfertigen Wortes; ohne sich zu besinnen, entgegnete er sofort mit Wrangels Versen, die leicht in Schillers herrlichem Drama zu finden sind, indem er nur statt „Schweden“ „Preußen“ und anstatt „fallend“ „siegend“ einsetzte:

„So vieler Preußen adeliges Blut
Es ist um Gold und Silber nicht geflossen!
Und nicht mit magerm Lorbeer wollen wir
Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften;
Wir wollen Bürger bleiben auf dem Boden,
Den unser König siegend sich erobert.“



Edwin Freiherr v. Manteuffel. Gemalt von H. v. Angeli.

Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



König Wilhelm versank, von dem treffenden Vers überrascht, in tiefes Nachdenken. —

Der Knabe war von schwankender Gesundheit; eine heftige Krankheit, welche er sich zuzog, als er einem am Typhus erkrankten Handwerker eine Flasche stärkenden Weins selbst in das Haus trug, hatte sogar sein Augenlicht schwer geschädigt und hinterließ eine dauernde Kurzsichtigkeit. Trotzdem entschied er sich für die militärische Laufbahn und trat mit soeben vollendetem 18. Lebensjahr in das erste Garde-Dragoner-Regiment in Berlin ein. Man hatte die Eltern dringend gewarnt: das Aussehen Edwins war damals so zart, daß sogar der Regimentsarzt bei der Untersuchung des jungen Mannes ernstlich von dem Eintritt abraten zu müssen glaubte. Aber er selbst war entschlossen, auszuharren: frische Luft und ordentlich Dienstthun, so meinte er, würden ihn kräftigen, und wenn er andrerseits selbst am besten wußte, daß ihm bei seinem weiteren Fortkommen weder Vermögen noch einflußreiche Verbindungen zur Seite stehen würden, so schlug er dafür seine eigene eisenfeste Willenskraft um so höher an.

Und diese bewährte sich in der That in wunderbarer Weise. Edwin Manteuffel war unverdrossen im Dienst, er that mehr, als die Vorgesetzten von ihm verlangten. Er besorgte mit der größten Ausdauer die Wartung seines Pferdes selbst, er scheute sich nicht gleich dem gemeinen Dragoner, vor dem er nichts voraus haben wollte, Dünger zu karren und galt in der Abteilung, welcher er zur Ausbildung überwiesen war, bald als ein Mustersoldat. Nach etwa Jahresfrist, und nachdem er die Fähnrichsprüfung mit Auszeichnung bestanden, erlangte er die Epauletten.

Der junge Offizier aber war auch jetzt seiner äußeren Erscheinung nach überaus schwächlich. Es wird erzählt, daß die Kameraden noch 1828 meinten, er würde das nächste Frühjahr kaum erleben, ja daß einer derselben bereits in der im Kasino ausliegenden Rangliste ein † hinter dem Namen Manteuffel gemacht habe. Den wenig passenden Scherz entdeckte Edwin eines Tages selbst, als er in der Liste blätterte; der Kamerad erschrak, er aber schlug lächelnd das Buch zu: „Ich hoffe doch wenigstens noch so lange zu leben, daß ich meinem Regiment Ehre machen kann."

Mit Stolz blickt heute das schöne Garde-Regiment auf den großen Mann und schätzt es sich zur Ehre, daß Edwin von Manteuffel einst unter seiner Standarte den ersten Dienst gethan. Des Feldmarschalls Bildnis in dem hellblauen Dragonerrock, den er

so gern trug, hat neben dem des Kaisers einen Ehrenplatz im Festsaal des Offiziercorps. —

Mit außerordentlichem Eifer gab der junge Lieutenant sich nicht nur allen dienstlichen Aufgaben hin, er arbeitete auch unablässig an seiner eigenen wissenschaftlichen Fortbildung. Er war keiner von jenen, welche genug gethan zu haben glauben und hoch und wie befreit aufatmen, wenn sie das lästige Schuljoch abgeschüttelt haben, er wußte, daß eigene spätere Arbeit die Schulkenntnisse vertiefen und unausgesetzt erweitern muß. Ganz besonders fesselte ihn das Studium der Kriegs- und Weltgeschichte und, wie er dereinst auf den Höhen des Lebens den Altmeister deutscher Geschichtsforschung, Leopold von Ranke, stets mit besonderer Freude seinem engeren Freundeskreis zuzählte, so hörte er schon als junger Offizier mit Begeisterung geschichtliche Vorträge und benutzte jede freie Stunde zum historischen Quellenstudium. Nur zu oft störten die Kameraden den Eifrigen mit wohlgemeinten Freundesbesuchen auf seinem einsamen, bescheidenen Stübchen: viel zu höflich, um seinen Gästen zu zeigen, daß sie ihm unbequem seien, verfiel er auf ein sehr außergewöhnliches Mittel, sie fern zu halten; er ließ nämlich mitten im Sommer seine Wohnung so heizen, daß es niemand bei ihm aushalten konnte, während er sich selbst bei seiner großen Willenskraft bald auch an diese Temperatur gewöhnte.

Der Ernst und die hohe Pflichttreue des jungen Offiziers, der dabei allzeit ein treuer, zuvorkommender Kamerad blieb, lenkte bald die Aufmerksamkeit der höheren Vorgesetzten auf ihn. Man bestimmte ihn zum Besuch der höchsten militärischen Bildungsanstalt, der Allgemeinen Kriegsschule (jetzigen Kriegsakademie), und sein Regiments-Kommandeur erkor sich ihn, nachdem er drei Jahre hindurch jene Hochschule mit Erfolg besucht hatte, zum Regimentsadjutanten. Der Regimentsadjutant ist in vielen Fällen die Vertrauensperson des Kommandeurs und hat besonders einen bedeutsamen Einfluß auf den Nachwuchs des Offiziercorps: auf die Avantageure. Mancher von meinen jüngeren Lesern wird gewiß seinerzeit auch des Königs Rock anziehen wollen und ihn wird es sicher interessieren, wie man heute noch über die damalige Thätigkeit Manteuffels in seinem Regiment urteilt. „Er wußte," so erzählt die Geschichte desselben, „bei großer Strenge auch die Liebe und das Vertrauen der Avantageure zu gewinnen. Seine Mahnungen gipfelten in dem einen Gedanken, alle andern Interessen, Geld und Gut, hinter der Verpflichtung zurücktreten zu lassen, dem hell-

blauen Rock Ehre zu machen. Die unablässige Beaufsichtigung, welche von Manteuffel sowohl dem dienstlichen, wie dem privaten Verhalten der jungen Leute zu teil werden ließ, war diesen zweifellos oft unbequem, einzelne räsonnierten auch wohl, alle aber waren ihm später dankbar und von ihm begeistert.“ Wenn Manteuffel aber — auch in späterer Zeit — von seinen Untergebenen viel verlangte, so meisterte er doch ebenso unausgesetzt an sich selbst herum, und nichts erschien ihm dabei als zu gering: es ist zum Beispiel verbürgt, daß er sich noch als älterer Offizier Kinderschreibhefte anschaffte und während eines Urlaubs mehrere Stunden des Tages damit zubrachte, Buchstaben in geraden Zeilen malte, um seine Handschrift, welche ehedem eine bedenkliche Zeilenneigung nach unten zeigte, zu verbessern. Und seiner eisernen Willenskraft gelang dies wirklich.

Bald nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV., im Jahre 1840, zog dieser den hoffnungsvollen Offizier, der sich inzwischen in Hertha von Witzleben, der Tochter des damaligen Kriegsministers, eine gleichgesinnte Lebensgefährtin errungen hatte, in die Nähe des Hofes: er ernannte ihn zuerst zum persönlichen Adjutanten seines Bruders, des Prinzen Albrecht, nahm ihn aber dann, in den erregten trüben Tagen des Jahres 1848, unter die Zahl seiner eignen Adjutanten auf. Ja, es waren trübe Tage, welche damals über den Hohenzollernstaat hereinzubrechen schienen, jene Tage, in welchen eine verblendete Volksmasse, den aufrührerischen Reden fanatischer Aufwiegler folgend, mit den Waffen in der Hand sich einen Traum von Freiheit und Recht zu ertrotzen suchte. Als ob der Freiheit und des Rechts wahrste Grundlage nicht allzeit die Ordnung und das Gesetz gewesen wären, als ob die Ordnung und das Gesetz jemals bessere, treuere Hüter gehabt hätten, denn es die Könige Preußens waren!

Fest und unerschütterlich stand Edwin von Manteuffel in jenen ernsten Zeiten an seines Königs Seite — niemand aber begrüßte die erlösende That, niemand jene Stunde freudiger denn er, in welcher General von Wrangel an der Spitze der tapferen Truppen seinen Einzug in das wilderregte Berlin hielt und mit eiserner Besonnenheit die Ruhe wiederherstellte. Um jene Zeit wurde in der Persönlichkeit des jugendlichen Rittmeisters zum erstenmale die hervorragende Gabe diplomatischer Geschicklichkeit entdeckt, welche ihn später so Wunderbares leisten ließ; in jenen Jahren bereits wurde er wiederholt in wichtigen politischen Sendungen an be-

freundete Höfe entsendet und befestigte sich durch die glückliche Lösung der schwierigen, ihm damit gestellten Aufgaben immer mehr in dem Vertrauen des Königs, während er gleichzeitig langsam, aber sicher eine Stufe der militärischen Hierarchie nach der andern erklomm.

Im Februar 1857 berief der König den Oberst von Manteuffel an die Spitze der „Abteilung für die persönlichen Angelegenheiten“ und übertrug ihm damit die verantwortungsvolle Leitung des „Militär-Kabinetts“, welches bekanntlich die Verabschiedungen und Beförderungen aller Offiziere zu bearbeiten hat. In dieser Stellung blieb Manteuffel auch, als der König schwer erkrankte, und unser nachheriger großer Kaiser Wilhelm I. als Prinzregent für den leidenden Bruder die Zügel der Regierung aufnahm.

Wir müssen hier einen Blick auf die Geschichte jener Epoche thun, um das, was Manteuffel gerade damals für seinen geliebten Herrscher und für sein teures Vaterland leistete, ganz würdigen zu können. Preußen hatte sein Heer seit den Befreiungskriegen nicht vergrößert, seine Könige hatten zwar die Notwendigkeit einer Stärkung der nationalen Wehrkraft sehr wohl erkannt, aber bisher in wohlgemeinter Schonung der Kräfte des Landes immer wieder auf sie verzichten zu müssen geglaubt. Dadurch war leider Preußen in Gefahr gekommen, seine Bedeutung als Großmacht einzubüßen, es besaß nicht mehr die genügenden Machtmittel, um in den großen Fragen der europäischen Politik entscheidend mitzusprechen, es mußte sich sogar innerhalb Deutschlands eine Beschränkung der ihm zukommenden Stellung durch Österreich gefallen lassen. Preußen war durch seine geschichtliche Entwickelung, durch die Thaten Friedrichs des Großen und durch sein ausschlaggebendes Vorgehen in den Befreiungskriegen, sowie deshalb, weil es im Gegensatz zu Österreich der einzige reindeutsche Großstaat war, vor allem berufen, früher oder später einmal die Führung in Deutschland an Stelle Österreichs zu übernehmen — es konnte dieser Aufgabe aber nur gerecht werden, wenn es ein starkes, überlegenes Heer besaß. Denn ohne Macht giebt es in der Politik nun einmal kein Recht.

Das alles hatte König Wilhelm schon als Prinzregent mit scharfem Blick erkannt, er hatte auch nach reiflicher Prüfung gefunden, daß die Einwohnerzahl und das Einkommen des Staates inzwischen so gewachsen waren, daß sie fast eine Verdoppelung des Heeres sehr wohl gestatteten. Deshalb führte er unter schweren Kämpfen

mit einer Volksvertretung, die zu kurzsichtig war, um seine hohen Ziele zu verstehen, die große Reorganisation der Armee durch, über welche meine Leser in dem Lebensbild des Feldmarschalls von Roon ein weiteres nachlesen mögen.

Es galt aber nicht nur das Heer zu verdoppeln, es galt auch, ihm tüchtige, jugendfrische Führer schaffen. Und an der Lösung dieser Aufgabe hatte der Oberst von Manteuffel den allerwesentlichsten Anteil. In seiner Stellung an der Spitze des Militärkabinetts beseitigte er mit nicht genug anzuerkennender Energie alle überalterten, nicht mehr völlig felddienstfähigen Offiziere ohne Rücksicht auf Namen und Stand, auf Fürsprache und Ansehen, und sorgte dafür, daß junge, schneidige Männer an deren Stelle traten. Wäre das damals nicht geschehen, so würde unser tapferes Heer sich kaum jemals die großen Erfolge von 1866 und 1870/71 haben erringen können. Eine Flut von Angriffen strömte für dieses rücksichtslose Vorgehen auf Manteuffel nieder, er jedoch setzte ihnen ruhig das Bewußtsein entgegen, nichts als seine Pflicht gethan zu haben. Die Pflicht aber stand ihm höher, denn alles!

Und noch eine andere, folgenschwere That ist sein Verdienst. Er war es damals, welcher den Generalmajor Hellmuth von Moltke dem Monarchen zum Chef des Großen Generalstabes der Armee vorschlug, er hatte mit scharfem Blick das Genie des großen Kriegsmeisters frühzeitig erkannt und sorgte dafür, daß dieser auf den wichtigsten Posten in unserem gesamten Heerwesen berufen wurde. Moltke und Edwin von Manteuffel blieben seitdem eng verbundene Freunde und der eine freute sich stets neidlos an dem wachsenden Ruhm des andern.

Es kam das Jahr 1864: die erste Waffenprobe der preußischen Armee nach fünfzig langen Friedensjahren. Es kam Missunde und Düppel und Alsen und im Fluge erwarb das vaterländische Heer sich frische Lorbeerreiser zum alten Ruhmeskranze. Was Preußen in jenem Winterfeldzuge an Österreichs Seite errungen, galt es festzuhalten: wenn es möglich war mit dem Kaiserstaat Hand in Hand gehend, wenn es sein mußte, auch gegen dessen Willen aus eigener Kraft. Preußen durfte das Blut seiner tapferen Söhne nicht umsonst geopfert haben, es mußte nach Machterweiterung streben, es konnte die nimmer wiederkehrende Gelegenheit, zugleich an beiden deutschen Meeren, der Ost- und Nordsee, festen Fuß zu fassen, nicht vorübergehen lassen. Schon jetzt schien vielen Einsichtigen der endgültige Austrag des alten Streites

zwischen Österreich und Preußen unvermeidlich, aber die Friedensliebe König Wilhelms fand noch einmal einen Ausweg: Österreich übernahm vorläufig in dem Gasteiner Vertrag des Jahres 1865 die Verwaltung von Holstein, Preußen diejenige Schleswigs, und das Vertrauen des Königs berief an die Spitze der Verwaltung just unseren Edwin von Manteuffel als „Gouverneur".

Es war wiederum eine höchst schwierige und verantwortliche Stellung, die dem Generallieutenant damit wurde. Es galt für ihn nicht nur, mit dem österreichischen General, welcher die Verwaltung Holsteins übernommen, auf gutem Fuß zu bleiben, nicht nur den zahlreichen Parteiungen, welche das ihm anvertraute Land zerspalteten, fest und energisch entgegenzutreten — es galt für ihn auch, dem preußischen Beamtentum und der preußischen Art die Herzen zu erschließen, den Schleswigern wirkliches Vertrauen einzuflößen.

Der Erfolg lehrte, wie des Königs so oft bewährter Scharfblick auch diesmal wieder den rechten Mann für das rechte Amt gefunden hatte. Mit Königstreue und Geradheit der Gesinnung, mit Freimut und Gerechtigkeit waltete Manteuffel seiner schweren Aufgabe. Leutselig und doch würdevoll wußte er das Vertrauen aller Gutgesinnten und mindestens die Achtung auch seiner Widersacher zu erzwingen. Mit Mißtrauen hatte man ihn empfangen — als er schied, hatte man ihn verehren gelernt!

Es blieb ihm noch vorbehalten, im Jahre 1866 bei dem Ausbruch des unvermeidlichen Konflikts zwischen Österreich und Preußen, jenes Konflikts, der in den Verhältnissen der meerumschlungenen Herzogtümer seinen scheinbaren Ausgangspunkt fand, sich in Wahrheit aber um die politische Vorherrschaft in Deutschland drehte, mit fester Hand und durch äußerst geschickte Maßnahmen auch Holstein zu besetzen und nach dem Zurückweichen der österreichischen Garnisonen das Schwesterland enger an Schleswig anzuschließen, dann riefen ihn neue Ziele auf den Schauplatz des eigentlichen Krieges. Erst unter dem General Vogel von Falkenstein, dann selbst an der Spitze der Mainarmee tretend, löste er die ihm gestellten Aufgaben in hervorragendster Weise — die schnelle Beendigung des Feldzuges gegen die süddeutschen Staaten war zum großen Teil sein Werk. Mit dem stolzen Orden pour le mérite belohnte der dankbare Monarch die Leistungen des Generals.

Während in den Jahren 1866 bis 1870 der unter Preußens Führung neu entstandene „Norddeutsche Bund" innerlich ausge-

baut wurde, und die unvergleichliche Staatskunst Bismarcks bereits in geheimen Bündnisverträgen mit den süddeutschen Staaten die Brücke über den Main schlug, lebte Manteuffel zunächst in Merseburg, wo ihm die Gnade des Königs eine Domherrnstelle verliehen hatte, ganz seiner Gesundheit und Erholung, derer er nach den Erregungen der letzten Jahre unbedingt bedurfte, und wurde dann zum kommandierenden General des I. Armeecorps nach Königsberg berufen.

An der Spitze dieses ausgezeichneten, von ihm zu höchster Leistungsfähigkeit erzogenen Corps trat er in den Krieg gegen Frankreich, in dem ihm später eine der wichtigsten Rollen zufallen sollte. Nicht umsonst hatte er die Mußezeit zu Merseburg zu ernsten, kriegswissenschaftlichen Studien benutzt, nicht umsonst als kommandierender General den praktischen Dienst mit fast beispiellosem Eifer betrieben. Was aus solchem rastlosen Fleiß der angeborenen Feldherrngabe hinzuwuchs, sagt sein Biograph Keck treffend, das sollte der Feldzug von 1870/71 beweisen.

Das I. Armeecorps konnte, in seinen preußischen Garnisonorten am weitesten von der französischen Grenze entfernt, erst ziemlich spät in die entscheidenden Kämpfe eingreifen. Der ersten deutschen Armee zugeteilt, an deren Spitze bekanntlich der General von Steinmetz stand, war es ihm nicht vergönnt, an der Schlacht um die Spicherer Höhen teilzunehmen, dagegen erkämpfte es sich bereits am 14. August in dem Treffen bei Colombey-Nouilly blutige Lorbeeren und nahm dann an der Belagerung der Feste Metz ruhmreichsten Anteil. Es mag hier nur kurz erwähnt sein, daß der erste und größte Durchbruchsversuch der unter Marschall Bazaine in der Moselfestung eingeschlossenen französischen Armee, jener verzweifelte Kampf des 31. August und 1. September um die Höhen von Noisseville, wie das Generalstabswerk besonders hervorhebt, „vorzugsweise an dem heldenmütigen Widerstand der Ostpreußen unter General von Manteuffel scheiterte.“

Schweres Leid drückte gerade während jener glorreichen Tage den General danieder. Sein ältester Sohn war am 18. August bei St. Privat so schwer verwundet worden, daß die Ärzte an seinem Aufkommen zweifelten. Dazu traf ihn selbst das Mißgeschick, daß er auf dem von Regengüssen aufgeweichten Boden mit dem Pferde stürzte und den einen Fuß brach. Er hätte um Beurlaubung einkommen, hätte ein Lazarett aufsuchen können, aber sein Pflichtgefühl ließ das nicht zu: er hielt auf seinem Posten

aus. Mit dem im Gypsverband ruhenden Fuß ließ er sich alltäglich in einem Korbe zu den Vorposten hinaustragen, spähte selbst mit dem Fernrohr zu den französischen Linien hinüber und versäumte keinen Augenblick in der Wahrnehmung seiner Pflichten. Erleichtert aber atmete er doch auf, als er endlich wieder sein treues Schlachtroß besteigen konnte; eine Schwäche im Fuß blieb freilich zeitlebens zurück, und er mußte sich meist, wenn er ging, eines stützenden Stockes bedienen.

Wer von uns aber, die wir so oft schon über kleinliche Schmerzen klagen, hätte unter solchen Verhältnissen wohl, gleich Manteuffel, standgehalten?!

Endlich, am 29. Oktober, kapitulierte Bazaine und übergab Metz an den Prinzen Friedrich Karl. Fast gleichzeitig aber erhielt Manteuffel das Oberkommando über die ganze I. Armee und damit Gelegenheit, seinen Feldherrnblick als selbständiger Heerführer zu bewähren.

Große Aufgaben harrten nämlich gerade jetzt dieses Heerteils. Alle Anstrengungen der Franzosen richteten sich bekanntlich damals darauf, die völlig eingeschlossene und arg bedrängte Hauptstadt des Landes, Paris, zu befreien. Im Norden und Süden hatten sich große Entsatzheere gebildet, und es galt für die deutsche Heeresleitung in erster Linie, diese von der um Paris kämpfenden Einschließungsarmee fernzuhalten. Deshalb wurde Prinz Friedrich Karl mit seinem Heerteil gen Süden, gegen Orleans, entsendet, während die I. Armee unter General von Manteuffel die Deckung gegen Norden übernehmen sollte.

Anfang November setzte sich der General mit seiner Armee gen Norden — mit dem allgemeinen Zielpunkt auf die große, reiche, durch eine starke Citadelle gesicherte Stadt Amiens — in Bewegung, mit seiner Reiterei weithin ausgreifend, Kundschaft einziehend und etwaige Widerstandsversuche der Bevölkerung brechend. Am 27. November traf er endlich auf die französische Nordarmee, die in einer stark verschanzten Stellung um Amiens stand. In blutigem, bis zum Einbruch der Nacht währenden Ringen wurde der Feind geworfen, am nächsten Morgen besetzten die deutschen Truppen die Stadt, und zwei Tage später schon wehten die preußischen Fahnen auch von den Wällen der Citadelle. Der Sieg bei Amiens bedeutete einen großen Erfolg, der an Wert noch durch die sich bald anschließenden Kapitulationen der Festungen La Fère, Montmédy und Mezières gewann. Bereits am 5. Dezember konnte

Manteuffel in Rouen, die alte Hauptstadt der Normandie, einrücken, und seine Ulanen streiften bis zur Küste des Atlantischen Oceans.

Die gegnerische Armee war indessen durch die Schlacht von Amiens doch nicht völlig gebrochen. Ihr Führer, General Farre, war durch den überaus thätigen, energischen Faidherbe ersetzt worden, und dieser hatte es verstanden, seine Truppen unter dem Schutz der Festungen Arras und Lille überraschend schnell wieder zu ordnen. Nachdem ihm bedeutende Verstärkungen zugeführt waren, brach er in der zweiten Dezemberwoche zu einem unmittelbaren Vorstoß gegen die deutsche Einschließungsarmee um Paris auf. Manteuffel erkannte die Absicht des Feindes jedoch rechtzeitig, vereinigte seine Streitkräfte und griff die Franzosen — 25000 Deutsche gegen mindestens 50000 Feinde — in ihrer vortrefflichen Stellung hinter dem Flüßchen Hallue am 23. Dezember entschlossen an. Auch diesmal war der Sieg mit uns: am 24., am Tage des Weihnachtsheiligabend, trat General Faidherbe den Rückzug an. Seit Manteuffel das Oberkommando übernommen bis zum Jahresschluß, hatte die I. Armee 15000 Gefangene gemacht, 500 Geschütze erobert und ein unermeßliches Kriegsmaterial erbeutet.

„Auch im Neuen Jahre," so sagte er in seinem an die Armee gerichteten Neujahrsgruß, „möge Gottes Segen auf unseren Fahnen ruhen und neuen Sieg an dieselben knüpfen! Das ist mein Gebet."

General von Manteuffel sollte indessen nur noch kurze Zeit an die Spitze der siegreichen I. Armee verbleiben. Im Südosten Frankreichs hatten sich nämlich inzwischen Ereignisse vollzogen, welche die Aufmerksamkeit der obersten Heeresleitung im höchsten Grade erregten und Gegenmaßregeln erforderlich machten, bei denen mitzuwirken gerade Manteuffel die geeignete Persönlichkeit erschien.

Bekanntlich tauchte in den ersten Januartagen gegenüber den unter General von Werder im Südosten Frankreichs, besonders auch zum Schutz der Belagerung von Belfort vereinigten, verhältnismäßig schwachen Truppen eine weitüberlegene französische Armee unter dem Befehl des General Bourbaki auf, der Belfort entsetzen, den Elsaß wiedererobern und die wichtigsten rückwärtigen Verbindungslinien der deutschen Heere dauernd unterbrechen sollte. Ja, vielleicht war sogar eine Bedrohung Süddeutschlands nicht ausgeschlossen, wenn es ihm gelang, Werder empfindlich zu schlagen.

In dem Großen Hauptquartier zu Versailles hatte Moltke die Gefahr rechtzeitig erkannt. Auf seinen Vorschlag befahl der

König sofort die Bildung einer „Südarmee“, welche, aus drei Armeecorps bestehend, sich bei Chatillon vereinigen und gegen Bourbaki marschieren sollte. An die Spitze dieses Heeres aber berief er Manteuffel, dem auch der General von Werder unterstellt wurde.

Es war in der That eine höchst schwierige Lage, welcher der Heerführer sich gegenüber befand. Während Werder voraussichtlich schon in den nächsten Tagen mit dem übermächtigen Feinde in engere Berührung kommen mußte, galt es für Manteuffel, möglichst schnell dessen Verbindungen zu treffen. Es galt einen gefährlichen schnellen Marsch über die bergige, schneebedeckte Côte d'Or, zwischen noch vom Feinde besetzten Festungen hindurch, in getrennten Kolonnen. Fast unmittelbar an der Marschstraße stand in Dijon der alte, in französische Dienste getretene Freischarenführer Garibaldi mit einem Heerteil von fast 30000 Mann; ihn fesselte Manteuffel durch einen geschickten Scheinangriff, welcher den „Alten von Kaprera“ vollständig täuschte. So ging der gefährliche Marsch glücklich von statten, und während der gute Garibaldi seinen Freischärlern einen vermeintlichen Sieg mit den höchst komischen Worten verkündete: „Wieder einmal, ihr jungen Soldaten der Freiheit, habt ihr die Fersen der schrecklichen Krieger des Königs Wilhelm gesehen!“ — brach Manteuffel bereits mit seinen Heersäulen aus dem Côte d'Or hervor und begann in das Thalgebiet der Saône hinabzusteigen. Hier empfing er die frohe Kunde von dem Ausgang der dreitägigen Schlacht an der Lisaine und traf sofort — am 19. Januar — alle Anordnungen zur völligen Ausnutzung dieses Sieges: General von Werder, so befahl er, solle dem geschlagenen Gegner unmittelbar folgen und möglichst festzuhalten suchen; er selbst aber änderte seine eigene Marschrichtung, schwenkte mit seiner ganzen Armee rechts und legte sich in Eilmärschen dem Feinde derart vor, daß demselben der Rückzug nach dem Herzen Frankreichs versperrt wurde. „Die Maßnahmen des Generals von Manteuffel,“ äußerte auf die Nachricht von diesen Anordnungen Feldmarschall Moltke, „sind äußerst kühn und gewagt, aber sie können zu den größten Erfolgen führen. Falls er einen Unfall erleidet, darf man ihn nicht tadeln; denn um Großes zu erreichen, muß etwas gewagt werden.“

In der That kühn war das Unternehmen Manteuffels, aber es bot die einzige Möglichkeit, den Gegner völlig zu vernichten, ihm ein zweites Sedan zu bereiten. Indem Manteuffel der Armee

Bourbakis den Rückweg verlegte und sie gleichsam in ein gewaltiges Fangnetz eingarnte, dessen eine Seite seine eigenen Corps, dessen anderes Glied der nachdrängende Werder bildete, indem er gleichzeitig den inneren Halt des Gegners durch eine Reihe scharfer Gefechte vom 23. Januar bis zum 1. Februar völlig brach — zwang er jenen schließlich, sich der drohenden Umfassung durch die Benutzung des einzigen, ihm noch geöffneten „Loches“: der Schweizer Grenze! zu entziehen: am 1. Februar 1871 trat die Armee Bourbakis, deren Führer sich der Verantwortung durch einen Selbstmordversuch zu entziehen suchte, auf Schweizer Gebiet über — immer noch eine Masse von nahezu 100000 Mann mit fast 300 Geschützen! War sie somit unschädlich gemacht, so hatte Manteuffel auch seinen zweiten Feind, den Signor Garibaldi, nicht vergessen. Sobald er einige Regimenter entbehren konnte, sandte er ihrer vier gegen Dijon — der alte Freischärler wartete deren Ankunft jedoch nicht ab, sondern setzte seine Rothemden und Blaublusen schleunigst auf die Eisenbahn und dampfte von dannen!

So fielen die letzten großen Entscheidungen im Kriege gegen Frankreich. Hatte sich Manteuffel durch seine bisherigen Thaten als ein umsichtiger, energischer Führer gezeigt, so stellte der kühne Plan zu seiner ausschlaggebenden Unternehmung und dessen glückliche Durchführung unseren Helden fortan in die erste Reihe der hervorragenden Feldherrn.

Das Großkreuz zum eisernen Kreuze lohnte den Sieger.

Der glorreiche Friedensschluß, welcher Deutschland zum mächtigsten Reiche Europas machte und uns die so lange geraubten Provinzen Elsaß-Lothringen wiedergab, schuf für General von Manteuffel sofort eine weitere Aufgabe. Der Kaiser hegte zu seinen bewährten militärischen und bedeutenden diplomatischen Fähigkeiten ein so unbedingtes Vertrauen, daß er ihn zum Oberbefehlshaber der vorläufig, bis zur völligen Abtragung der französischen Kriegsentschädigung noch in Frankreich verbleibenden Occupationsarmee ernannte. In dieser Stellung verstand er es geradezu meisterhaft, die deutschen Interessen mit möglichstem Entgegenkommen der Bevölkerung und der französischen Regierung gegenüber zu verbinden. Erst am 16. September 1873 verließ er mit den letzten deutschen Soldaten den Boden Frankreichs, um am folgenden Tage der Weihe des Metzer Forts beizuwohnen, welches der dankbare Kaiser seinen Namen verliehen hatte. „Sei unbesiegbar, wie der Mann, dessen

Namen du trägst," rief bei dieser feierlichen Handlung der Gouverneur von Metz dem stolzen Bollwerk zu.

Mit den letzten deutschen Soldaten, sagte ich soeben, verließ Manteuffel den französischen Boden. Der Ausspruch bedarf einer gewissen Beschränkung: er hatte nämlich selbst als letzter aller deutschen Soldaten Frankreich den Rücken kehren wollen, diese Absicht wurde aber durch einen scherzhaften Zufall vereitelt. Dicht am Grenzpfahl hatte er sich mit seinem glänzenden Stabe aufgestellt und ließ Bataillon auf Bataillon, Eskadron auf Eskadron an sich vorübermarschieren; auch die Bagage zog vorbei, dann sandte er die Offiziere seiner Umgebung voraus — sinnend ritt er endlich hinter den letzten her. Und doch hatte der große Rechner sich diesmal verrechnet: hinter ihm kam ein ehrsamer Pferdebursche, der im Quartier einen Halfter vergessen und sich deshalb verspätet hatte, angetrabt und raubte dem geschichtlichen Moment die ganze Weihe. Anfangs wollte der General böse werden, aber auch er mußte der Komik der Sache nachgeben und gab lachend Befehl, daß der Trainsoldat Karl Bruer als „letzter deutscher Soldat auf Frankreichs Boden" photographiert werde. —

Wie nach dem Feldzug von 1866, so wurde dem General-Feldmarschall — zu welcher höchsten militärischen Charge Edwin von Manteuffel im Herbst des Jahres 1873 befördert worden war — auch jetzt eine Zeit der Ruhe. Von der Ehrengabe, welche ihm gleich andern verdienten Heerführern von dem dankbaren Vaterlande zugebilligt war, kaufte er die Herrschaft Topper in der Neumark und lebte die nächsten Jahre meist auf dieser Besitzung ganz seiner Familie. Schon 1879 aber berief ihn der Wille des Kaisers wiederum auf einen der schwierigsten und verantwortlichsten Posten, die es vielleicht im weiten deutschen Reiche gab: wie er einst, anderthalb Dezennien früher, durch Strenge und versöhnliche Milde als Gouverneur Schleswigs so segensreich gewirkt, wie er dann als Oberbefehlshaber der Occupationsarmee seine Kunst, mit Menschen und Verhältnissen zu rechnen, aufs neue glänzend bewährt hatte, so sollte er jetzt als kaiserlicher Statthalter in den Reichslanden die immer noch erregten Gemüter der Elsaß-Lothringer mit dem neuen Stand der Dinge versöhnen, die teuren Lande enger und inniger an das Reich anzuschließen helfen.

Es war die letzte, vielleicht größte und schwierigste Aufgabe seines Lebens. Mit voller Hingabe, mit eisernem Pflichterfüllungstrieb und voll warmer Empfindung für die ihm anvertrauten Pro-

vinzen suchte er ihr gerecht zu werden. Ihn trübte keine vorgefaßte Meinung, kein Parteistandpunkt; als ein treuer Soldat, den sein Kriegsherr auf seinen Posten gestellt, fand er sich mit diesem ab. An uns ist es hier nicht, sein Wirken in den Reichslanden zu beurteilen und dessen Erfolge abzumessen: uns genügt es festzustellen, daß sein Kaiser allzeit mit ihm wohlzufrieden war, seine milden Maßnahmen vollauf billigte — daß er unzählige, ihm dankbar ergebene Herzen in Elsaß und Lothringen zurückließ.

Plötzlich und unerwartet, während eines Kuraufenthalts in dem böhmischen Badeort Karlsbad, raffte am 17. Juni 1885 ein schneller Tod den großen Mann hinweg. „Sie beweinen und betrauern einen Vater" — telegraphierte damals der greise Kaiser Wilhelm der Tochter des Verstorbenen —, „Ich einen jahrelang unter allen Schicksalsschlägen bewährten Freund, Patrioten und Staatsdiener. Der Feldmarschall hat Mir in den intimsten Beziehungen mit Rat und That zur Seite gestanden und immer traf er das Richtige. Ergebung in Gottes Willen ist der einzige Lenker, der aufrecht erhält."

Auf dem stillen, schlichten Friedhof zu Topper, zur Seite seiner ihm im Tode vorangegangenen geliebten Gattin, wurde der Feldmarschall zur letzten Ruhe bestattet.

Edwin von Manteuffel war das Muster eines pflichttreuen Soldaten, ein praktischer, zu schnellem Entschluß und thatenfrischem Handeln allzeit bereiter Führer, klug im Rat, weise wägend und doch energisch zufassend in der That. Er war ein Mann von tiefer Religiosität, aus seinem unerschütterlichen Glauben schöpfte er immer aufs neue seine Kraft. Sein Glauben gab ihm in allen Lebenslagen die Sicherheit des Handelns, die Freudigkeit der Pflichterfüllung, die Zufriedenheit des Gewissens.

Vaterlandsliebe und Königstreue war dem seltenen Manne eins. Auf dem Schlachtfelde unter dem Donner der Geschütze sein Leben zu lassen, im Frieden ein unermüdeter, nie verzagender Diener und Wächter der Krone zu sein: das erschien ihm als das köstlichste Ziel seines Lebens.

Der geniale Feldherr, der große Staatsmann war daheim in seinem Hause der liebevollste Gatte, der treuste, hingebendste Vater. Er war der aufrichtigste und wahrste Freund aller seiner Freunde, die er nie — auch darin vorbildlich für uns alle — nach hoher Geburt oder äußeren Glücksgütern wählte, sondern allein nach ihrem Herzens- und Geistesadel.

In bescheidenen Verhältnissen geboren, schwächlichen Körpers, oft angefeindet und von der Parteien Haß umstritten, hob ihn seine stetige Tüchtigkeit auf die Höhen des Lebens. Er aber blieb der bescheidene Mann, dankbar gegen Gott und seinen Kaiser und nimmer sein eigenes Verdienst hervorkehrend: er blieb allzeit offen und wahr, ein Feind jeder Lüge, jedes versteckten Spiels.

Auf der Siegessäule zu Berlin, welche der Nachwelt kundthun soll, wie Gott der Herr in den vergangenen Jahrzehnten Preußen groß und Deutschland einig und reich an Siegen und Ehre gemacht hat, steht unter den Bildnissen der gefeiertsten unsrer Helden auch die sinnende und energievolle Gestalt Edwins von Manteuffels als einer der ersten Paladine Kaiser Wilhelms des Großen. Geht hin und schauet zu ihm empor: er war ein Ritter ohne Furcht und Tadel, er war das Musterbild einer echten und vollen Persönlichkeit.





Helmut Graf v. Moltke.

Helmut Graf von Moltke.

Des Jahrhunderts größter Feldherr.

Wie einst der nationalste preußische Feldherr der Befreiungskriege, wie Marschall Blücher, so ist auch Feldmarschall Moltke ursprünglich nicht in die Dienste Preußens getreten. Am 26. Oktober 1800 zu Parchim im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geboren, wurde Helmut von Moltke vielmehr 1811 von seinem Vater, der nach einer kürzeren Laufbahn als preußischer Offizier im dänischen Heeresdienst bis zum Generallieutenant aufstieg, in die Königliche Kadetten-Akademie zu Kopenhagen eingestellt. Streng und reich an Entbehrungen war das Leben in dieser Anstalt, und nur selten fiel ein Lichtblick in die Tage des jungen Kadetten, wenn er nämlich hin und wieder am Sonntag in die Familie des liebenswürdigen Generals Hegemann-Lindenkrone eingeladen wurde. Nach Jahren schrieb Moltke selbst über jene Zeit: „Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war hart, und heute, wo mein Urteil doch unparteiisch geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, welches sie für uns mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entsagungen aller Art gewöhnten."

Im Jahre 1818 bestand Moltke die Offiziersprüfung als Erster aller zu ihr zugelassenen Aspiranten und trat am 22. Januar des nächsten Jahres bei dem damals in Rendsburg garnisonierenden Infanterieregiment als Lieutenant ein. „Ein schlanker, junger Mensch mit vollem, blondem Haar und gutmütigen, blauen Augen, von stillem, aber freundlich entgegenkommenden Wesen und treuherzigen, offenen Antlitzes, über dessen ernste Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug von verhaltener Wehmut flog." So schildert ihn ein Jugendgenosse. „Sein eiserner Fleiß und sein energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten sie mit sicherer Hand zu erreichen. Bei seinen Kameraden stand er in einem gewissen Respekt; er wußte dies auch, niemals aber machte er von seinem Überge-

wicht und Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig und mitteilsam im Verkehr, ernst zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, beseelten ihn vorzugsweise ein unermüdlicher Pflichteifer und eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit."

Nach wenigen Jahren wurde dem jungen Offizier der Rahmen des kleinen dänischen Heeres zu eng, er bat und erhielt 1822 seinen Abschied, ging mit den besten Empfehlungen seines bisherigen Regimentschefs, des Herzogs von Holstein-Beck, versehen, nach Berlin und wurde nach einer glänzend bestandenen Prüfung als jüngster Sekondelieutenant im Leib-Grenadierregiment Nr. 8 angestellt. Schon im nächsten Jahre verließ er indessen die Garnison Frankfurt a. O., um die damalige „Allgemeine Kriegsschule" — die jetzige Kriegsakademie — in Berlin während eines dreijährigen Kursus zu besuchen; hier hörte er u. a. bei dem geistvollen Kanitz Kriegsgeschichte, bei Professor Ermann Physik und bei dem unsterblichen Karl Ritter, gleich Roon einer der liebsten Schüler des großen Meisters, Erdkunde.

So gern Moltke in Berlin weilte, so hoch er die ihm hier im reichen Maße gebotene Möglichkeit, seine Kenntnisse zu vervollkommnen anschlug, so war der Aufenthalt in der teuren Residenz doch mit vielen Entsagungen für ihn verknüpft. Er bezog von seinem Vater auch nicht den geringsten Zuschuß und mußte sich mühsam von seinem kargen Gehalt die Mittel absparen, deren er zum Ankauf von Büchern oder zur Bestreitung der Unterrichtskosten in den lebenden Sprachen bedurfte. „Es ist wahrhaft kein beneidenswertes Los, das eines armen Lieutenants" — sagte er einst fünfzig Jahre später: er hatte dieses Los aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

Nur ganz kurze Zeit blieb Helmut Freiherr von Moltke nach Ablauf seines Kommandos zur Kriegsschule im Frontdienst, denn bereits 1827 wurde er als Lehrer an die Divisionsschule zu Frankfurt a. O. berufen — einem Institut, das unseren heutigen Kriegsschulen etwa entspricht —, wirkte hier ein Jahr und war dann während der Sommermonate der Jahre 1828—1831 mit topographischen Aufnahmen, während der Winterhalbjahre mit Arbeiten im Großen Generalstab beschäftigt.

Aus jener Zeit stammen zwei kleinere litterarische Arbeiten Moltkes, die Decennien hindurch verschollen waren und erst, als aus dem Lieutenant der Feldmarschall geworden war, gleichsam neu entdeckt wurden; beide Broschüren sind vielfach als „Jugendarbei-

ten“ eines großen Mannes beurteilt worden, wie ich meine, eine Bezeichnung, die nur insoweit richtig ist, als die Arbeiten die ersten Kundgebungen Moltkes waren. Dem Begriff der Jugendarbeiten hängt sonst ein etwas ominöser Beigeschmack an, der hier durchaus nicht zutrifft: einmal war Moltke damals bereits ein fertiger Mann, er zählte 31 Jahre, dann aber sind die beiden Essays, welche den Einfluß des kurz vorher aufgetauchten neuen Sterns der Geschichtsforschung, unseres großen Historikers Leopold von Ranke, vielfach erkennen lassen, dem Inhalt und der Form nach derart abgerundet, sie zeugen von einem so gediegenen Quellenstudium und solch scharfer Urteilskraft, daß man sie — abgesehen von einzelnen erst inzwischen durch die fortgeschrittene historische Forschung aufgedeckten Unrichtigkeiten — dem besten zur Seite stellen kann, was über die behandelten Gegenstände überhaupt geschrieben worden ist. Die erste der Broschüren, welche 1831 erschien, trägt den Titel: „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I.“ und war gerade damals insofern besonders zeitgemäß, als sich die Aufmerksamkeit Europas durch die mit Unterstützung Frankreichs soeben erfolgte Lostrennung Belgiens von den Niederlanden beiden Ländern in erhöhtem Maße zugewendet hatte. Es sei gestattet, als äußerst charakteristische Probe der Schreibweise Moltkes aus der Broschüre einen kurzen Satz einzuschalten, in welchem er die verschiedenartigen Wirkungen des vieljährigen Kampfes zwischen den Generalstaaten und Spanien einmal auf die holländischen Provinzen, zum anderen auf die spanischen Niederlande schildert:

„Die freiwillig oder gezwungen unter die spanische Herrschaft zurückgekehrten Provinzen boten ein Gemälde des Elends dar, welches willkürliche und schlechte Gesetze, Empörung und Krieg über ein Land verbreiten können. Der Ackerbau lag gänzlich danieder, weil es wegen der vielen Auswanderungen an Arbeitern fehlte und niemand sicher war, das zu ernten, was er säete. Der Handel war nach so vielen heftigen Stößen unterlegen. Mit Antwerpens Fall hatte er sich fast ganz nach Norden gewandt, wo er Schutz zu finden hoffen durfte, und die holländischen Kaper, welche alle Flußmündungen der Niederlande umschwärmten, richteten das Wenige, was geblieben, vollends zu Grunde. Natürlich, daß alle Fabriken und Manufakturen stockten, da es ihnen gänzlich an Abnehmern ihrer Erzeugnisse fehlte, wenn man nicht etwa die

insurgierten spanischen Soldaten als solche rechnen will. So standen Flecken und Dörfer leer, die Städte, durch Seuchen verheert und von den protestantischen Bewohnern verlassen, welche die spanische Unduldsamkeit vertrieben, glichen offenen Gräbern, und Herden von Wölfen durchstreiften die öden, vormals so blühenden Fluren. — Ganz anderes, und gerade das Gegenteil von dieser traurigen Schilderung gewährt uns ein Blick auf den neugestifteten Staat der vereinigten Provinzen. Aus demselben Grunde und in eben dem Maße, wie die Bevölkerung der spanischen Niederlande schmolz, nahm die seinige zu; die Auswanderungen, durch welche jene verarmten, machten ihn reich, und der Handel, der in Antwerpen unterging, blühte in Amsterdam unter dem Schutz siegreicher Flotten wieder empor. Der Kredit war befestigt durch verständige Gesetze und mehr noch dadurch, daß sie befolgt wurden. Mit einem Wort: die verbündeten Provinzen genossen mitten in einem Krieg, der um ihre Existenz handelte, alle Segnungen des Friedens, allen Überfluß des Handels und gründeten mitten unter den Stürmen, die sie umbrausten, ihre Herrschaft über einen anderen Weltteil."

Die zweite der beiden Arbeiten „Über Polen" erschien im Jahre 1832; in geradezu meisterhafter Weise entwickelt dieselbe die Gründe des Verfalls Polens aus der Geschichte des merkwürdigen Staatswesens heraus: „In keinem Lande ging wohl der Charakter des Adels so unmittelbar aus dem Staate hervor, und nirgends hing das Schicksal des Staates so von dem Charakter, den Gesinnungen und Sitten des Adels ab, als in Polen, weil nirgends wie dort Adel und Staat identisch waren . . . Kein polnischer Edelmann stand unter der Hoheit eines anderen. Selbst der Diener, sofern er Edelmann war, hatte dieselben politischen Rechte wie sein Brotherr, und der Unbedeutendste unter ihnen trat auf dem Reichstage in den vollen Genuß des Teils der Souveränität, welcher für alle ohne Unterschied gleich war . . . So weit wurde der Grundsatz vollkommener Gleichheit ausgedehnt, daß der Wille eines den Willen aller aufwog, daß das Ja von 100000 auf dem Wahlfeld versammelter Edelleute durch das Nein eines aus ihrer Mitte aufgehoben wurde, daß die Hand eines einzigen in das Getriebe der Staatsmaschine greifen durfte und sie zum Stehen brachte. Wir heben dies Recht des liberum veto zuerst hervor, weil es, in seinem Prinzip gerechtfertigt, in seiner Ausübung so gefährlich und in seinem Mißbrauch so verderblich, den-

noch dem Polen als das heiligste Pfand seiner persönlichen Unabhängigkeit erschienen ist."

Wenn das schöne Wort: „Der Stil ist der Mensch selber" überhaupt Anspruch auf Wahrheit machen darf, so trifft es hier zu. Die Ausdrucksweise Moltkes — das beweisen diese kurzen Stilproben gewiß zur Genüge — erscheint einfach und kräftig, schön und, fast möchte ich sagen: graziös zu gleicher Zeit, Tiefe und Knappheit vereinen sich in ihr, Gedanke und Wort decken sich in jedem Satz mit ungesuchter Leichtigkeit. Alles das sind Eigentümlichkeiten, denen wir auch in allen späteren Schriften des großen Mannes, in allen seinen Reden wiederbegegnen werden — nicht ganz unzutreffend hat einmal einer unserer jüngeren Litterarhistoriker Moltkes Stil mit dem Lessings verglichen. —

März 1832 war Freiherr von Moltke zum großen Generalstab kommandiert worden, an demselben Tage des nächsten Jahres wurde er unter gleichzeitiger Beförderung zum Premierlieutenant in denselben versetzt und kehrte — eine seltene Ausnahme im preußischen Heere — niemals wieder in die Front zurück. Jetzt begann auch ein schnelleres Vorschreiten im Avancement, schon nach zwei Jahren, wiederum am 30. März, erfolgte die Beförderung zum Hauptmann.

Wie wir wissen, war Moltke als fast ganz mittelloser Offizier in die preußische Armee eingetreten und hatte sich mühsam genug durch die „Lieutenantsjahre" hindurchschlagen müssen. Jetzt, nachdem er in eine höhere Gehaltsstufe aufgerückt war, regte sich die Wanderlust mächtig in ihm. Im Jahre 1834 durchstreifte er Oberitalien, im nächsten Herbst finden wir ihn in Konstantinopel; ursprünglich sollte der Aufenthalt in der Türkei nur ein kurz bemessener sein, der allgewaltige Kriegsminister der hohen Pforte, der greise Mehemed Chosref Pascha, fand jedoch an dem jungen Generalstabskapitän, der ihm durch den Gesandten Graf Koenigsmarck vorgestellt wurde, ein solches Wohlgefallen, daß er sich ihn zu einer Art militärischen Vertrauensperson erkor. Friedrich Wilhelm III. bewilligte Moltke einen ausgedehnten Urlaub, aus welchem sich eine förmliche Kommandierung „zur Organisation und Instruktion der türkischen Truppen" entwickelte.

Vier Jahre weilte Moltke in der Türkei — erst im Herbst 1839 kehrte er nach Berlin zurück. Wir besitzen über diese Zeit ein hochinteressantes Werk aus seiner Feder: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—39" —

ein Werk, dessen erste 1841 erschienene Auflage Karl Ritter mit einem höchst anerkennenden Vorwort einführte, und das wohl Anspruch darauf erheben darf, dem Bücherschatz unserer klassischen Litteratur zugezählt zu werden. Durch seine umfassende dienstliche Thätigkeit, durch die zahlreichen im Auftrag des Padischah unternommenen Reisen, vor allem aber durch seine Teilnahme an dem türkisch-ägyptischen Feldzug des Jahres 1839 fand Moltke Gelegenheit zu Studien, wie sie damals im Gebiet der Pforte wenigen zu machen vergönnt war. Aber wie wußte er auch zu beobachten, wie weiß er zu schildern. „Alles ist grün!“ schreibt er aus Bulgarien. „Die Wände der tiefen Thäler sind mit Linden und wilden Birnbäumen bestanden, breite Wiesen fassen die Bäche ein, üppige Kornfelder bedecken die Ebene. Schon weit vor Tirnowa bildeten die Einwohner ein Spalier, die Landwehr paradierte, und die griechischen Frauen standen auf den flachen Dächern und Terrassen. Ich habe nie eine romantischere Lage als die dieser Stadt gefunden; denke dir ein enges Gebirgsthal, in welchem sich die Jantra ihr tiefes Felsbett zwischen senkrechten Sandsteinwänden gewühlt hat und wie eine Schlange in den seltsamsten und kapriziösesten Wendungen fortfließt. Die eine Wand des Thales ist ganz mit Wald, die andere ganz mit Stadt bedeckt. Mitten im Thal erhebt sich ein kegelförmiger Berg, dessen senkrechte Felswände ihn zu einer natürlichen Festung machen; der Fluß schließt ihn ein wie eine Insel, und er hängt mit der übrigen Stadt nur durch einen 200 Fuß langen und 40 Fuß hohen natürlichen Felsdamm zusammen, der aber nur breit genug für den Weg und die Wasserleitung ist.“ Und dann wieder schrieb er von den Ufern des Euphrat: „In einer sonnenhellen Nacht stand ich auf den Trümmern des alten Römerschlosses Zeugma. Der Strom glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondschein vorüber; von diesem selben Punkte aus hatten sie das Reich des Chosroes jenseits des Stromes gesehen und gerade so gesehen, denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe herab; sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang dem indischen Weltmeer zu. Sie, verehrter Freund,

vermuten aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte. Ich stand da wie der alte Zecher:

> Trank letzte Lebensglut
> Und warf den heiligen Becher
> Hinunter in die Flut.
> Ich sah ihn stürzen, trinken
> Des Euphrat gelbe Flut,
> Die Augen thäten mir sinken —

Ich trank nie einen Tropfen mehr: die Flasche hatte einen Fehler gehabt, sie war die letzte gewesen!“ —

Fast $2^1/_2$ Jahre weilte Moltke in Konstantinopel und er sehnte sich herzlich nach der Heimat zurück. Die politischen Verwickelungen sollten diese Sehnsucht aber in sehr stürmischer Weise in den Hintergrund drängen.

Der Sultan lag gegen den ihm tributären Khedive von Ägypten im Kampf und entsandte Moltke nebst einem anderen preußischen Offizier, dem Hauptmann von Mühlbach, nach dem Kriegsschauplatz in Syrien, um den dort kommandierenden Hafiez Pascha mit ihrem Rat zu unterstützen.

Hier erhielt Helmut von Moltke seine erste Feuertaufe.

Gerade in der entscheidenden Stunde blieb sein Rat aber unbeachtet. Trotz aller seiner vollauf berechtigten Einwendungen, trotzdem er dem türkischen Feldherrn vor der Schlacht sagte: „Morgen, wenn die Sonne wieder hinter jenen Bergen untergeht, wirst du ein Heerführer ohne Heer sein!“ wich Hafiez Pascha dem überlegenen Angriff der Ägypter nicht aus. Die Schlacht von Nisib entschied den Feldzug — in wilder Flucht löste sich die türkische Armee auf.

Mit Mühe „in zerlumpter türkischer Kleidung, mager und abgezehrt, mit langen Bärten“ gewannen Moltke und Mühlbach bei Samsun die Küste und schifften sich nach Konstantinopel ein. Moltke nahm, nachdem er in öffentlicher Audienz die Bestätigung des Sultans erhalten, daß ihn und seinen Kameraden keinerlei Schuld an der Katastrophe treffe, seine Entlassung aus türkischen Diensten. Dem Nischan-Iftechar in Brillanten, den er aus Stambul heimbrachte, fügte der König bald darauf den Orden pour le mérite hinzu.

Im Frühjahr 1840 wurde Moltke zum Generalstab des IV. Armeecorps nach Magdeburg versetzt, fand hier Muße, die Briefe aus dem Orient für die Veröffentlichung vorzubereiten und

publizierte gleichzeitig auch mehrere wertvolle kartographische Arbeiten, unter den besonders eine Karte von Kleinasien in acht Blättern Aufsehen erregte. Ehe jene Briefe aber erschienen, hatten sie bereits einen entscheidenden Einfluß auf das fernere Leben ihres Verfassers ausgeübt, sie hatten das Glück seiner Mannesjahre begründen helfen.

Bald nach der Rückkehr in die Heimat wandte Moltke seine Schritte nach Holstein, er wollte seine Schwester besuchen, an welche auch ein großer Teil seiner Orientbriefe gerichtet gewesen war. Fräulein von Moltke war mit einem Engländer, John Heytinger Burt, vermählt, in ihrem Hause lebte eine Stieftochter, Miß Mary Burt. Die junge Dame, gleich ausgezeichnet durch wahre Herzensbildung wie durch Schönheit, hatte die Briefe des ihr bisher persönlich unbekannten preußischen Offiziers mit Begeisterung gelesen, sie war von der Denkweise und Gedankenreihe, die aus ihnen sprach, völlig gefesselt, und eine schöne Fügung wollte, daß Helmut von Moltke die ihm entgegengebrachte Neigung bald voll erwiderte. Am 20. April 1842 führte er seine Nichte zum Altar.

In dem kurzen Lebensbild eines Mannes wie Moltke ist leider wenig Raum für ein näheres Eingehen auf Familienverhältnisse, vor den gewaltigen Ereignissen, an denen er mitschaffend Anteil hatte, treten die intimeren Beziehungen zurück. Leider! möchte ich wiederholen. Wer vermag zu ermessen, welchen Einfluß ein so reines, so ungestörtes Familienglück, wie es gerade Moltke an der Seite seiner Gemahlin fand, auf sein Denken und Trachten, auf sein Schaffen und Handeln gewann! Die Werkstatt der Frau ist das Haus, aber eine so innig geliebte, so hochverehrte Gattin, eine geistig so bedeutende Frau wie Mary von Moltke geht nicht anteilslos an der Seite ihres Mannes einher, sie teilt mit ihm seine Hoffnungen und seine Entwürfe, seine Herzensfreuden und die Enttäuschungen, die keinem Manne erspart werden. Ein Vierteljahrhundert ungestörten Glückes war der edlen Frau beschieden; sie erlebte noch des Gatten kühnes Emporsteigen, sie erlebte noch, daß sein Name nach den glorreichen Siegen des Feldzuges 1866 die Welt erfüllte, aber allzu früh doch schied sie von ihm: am Weihnachtsabend des Jahres 1868 starb sie nach kurzer Krankheit in Moltkes Armen. Dicht am Park von Kreisau, auf dem Gipfel eines kleinen Hügels, ließ der einsam zurückbleibende Gemahl — die Ehe war kinderlos geblieben — nach seinem eigenen Entwurf ein schlichtes Mausoleum errichten, das ihre sterb-

lichen Reste birgt; über der Gruft steht, die Arme segenspendend erhoben, die Gestalt des Erlösers, darüber das schöne Wort der heiligen Schrift: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“

Im Jahre 1845 erschien das erste größere kriegswissenschaftliche Werk Moltkes: „der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829“, das sich besonders durch Durchsichtigkeit der Darstellung und eine Fülle kritischer Betrachtungen auszeichnet und die Aufmerksamkeit der höheren militärischen Kreise aufs neue auf den Major lenkte. Bald darauf wurde derselbe unter Belassung bei dem Generalstab als Adjutant zu dem seit fast drei Jahrzehnten in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, dem Oheim des Königs, kommandiert. Der Dienst bei dem feingebildeten, kränklichen alten Herrn war kein beschwerlicher, und bald führte ein unermüdlicher Thätigkeitstrieb Moltke dazu, seine reichlichen Mußestunden, wie einst am Bosporus, so auch hier zu kartographischen Aufnahmen zu benutzen: so entstand die „Carta topogrifica di Roma e dei suvi contorni dal Barone di Moltke. Berlino presso Simone Schropp und zugleich ein leider unvollendet gebliebenes Werk über die Umgegend Roms.

Prinz Heinrich starb bereits 1846, und Freiherr von Moltke kehrte nach kurzem Aufenthalt in Spanien, über welchen ebenfalls eine Reihe von Tagebuchblättern vorliegt, nach Berlin zurück, um zunächst dem Generalkommando des VIII. Armeecorps in Koblenz zugeteilt zu werden, welche Stellung er bereits nach zwei Jahren mit der eines Chefs des Stabes in Magdeburg vertauschte. Hier blieb er, von Stufe zu Stufe avancierend, fast sieben Jahre — 1855 aber erhielt er eine neue, wichtige Vertrauensstellung: er wurde zum ersten persönlichen Adjutanten des Kronprinzen, unseres dereinstigen Kaiser Friedrich, ernannt. Die nächsten zwei Jahre führten ihn in Begleitung des Prinzen mehrfach nach London, nach Petersburg und Paris und auch über diese Reisen liegen uns Aufzeichnungen (Wanderbuch und Briefe aus Rußland. Berlin, Paetel) vor, die zum Teil aus tagebuchartigen, an eine verwandte Dame in Kopenhagen gerichteten Briefen bestehen. Sind dieselben auch von vorwiegend persönlicher Natur, so legen sie doch andererseits von dem scharfen Blick des Verfassers, der überall den Kern der Dinge zu erkennen wußte, fast auf jeder Seite Zeugnis ab. Nicht nur über die leitenden Persönlichkeiten, denen er dank seiner Stellung näher treten konnte, auch über die socialen Verhältnisse, über das

geistige Leben in den bereisten Ländern enthalten sie hochinteressante Urteile — doppelt interessant, weil dieselben eben aus der Feder Moltkes stammen.

Es trifft noch heute fast völlig zu, wenn er z. B. über Rußland sagt: „Die plötzlich und gewaltsam eingeführte Civilisation ist nirgends in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Eine kleine Zahl französisch erzogener, im Luxus aufgewachsener, elegant gebildeter, uniformierter und besternter Russen tritt ohne jede Vermittelung neben der an Zahl hundertfach überlegenen Masse der bärtigen, unwissenden, kräftigen, frommen Bevölkerung auf. Man glaubt kaum, daß der kleine, feine Kammerherr, der elegante Gardeoffizier, der das Französische wie seine Muttersprache spricht, gleicher Nation ist wie der Iswoschtschick, der seine Droschke fährt, oder der Muschik, der vor seiner Thür wartet. In England sehen alle Stände gleich aus, nicht einmal der Bauer trägt eine besondere Tracht. Dabei ist eine allgemeine Bildung durch alle Klassen verbreitet, welche die geistigen Unterschiede ausgleicht. In Rußland stehen die Unterschiede schroff nebeneinander: Paläste neben Hütten, prachtvolle Städte in öder Gegend, Ananashäuser, wo kein Korn wächst, Überfeinerung neben Roheit. Eine der prachtvollsten Hauptstädte erhebt sich über dem Sumpf der Newa, obwohl die Fluten dieselben zu ertränken drohen, mächtige Flotten in Meeren, welche sieben Monate lang zugefroren sind, Museen mit Meisterwerken aller Länder, wo das Volk hundert Meilen umher nur die schwarzen Heiligenbilder schätzt, parkettierte Fußböden, aber halsbrechendes Straßenpflaster! .... Die Reaktion gegen die seit fünfzig Jahren eingeschlagene Richtung ist von Anfang an dagewesen und hat sich in Moskau konzentriert. Sie hat sich auch nach dem soeben beendeten (Krim-) Kriege kundgegeben und ist nicht glücklich gewesen. Die Russen werden auch noch lange nicht ohne die Hilfe der Fremden fertig werden, namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen!"

Über Kaiser Napoleon urteilt Moltke: „Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge, und der, ich möchte fast sagen, erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. Ein freundliches, ja gutmütiges Lächeln herrscht in seiner Physiognomie vor, die wenig Napoleonisches hat. Er sitzt meist, das Haupt leicht nach einer Seite geneigt, ruhig da, und gerade diese Ruhe mag es wohl sein, welche den beweglichen Franzosen imponiert. Im Salon trägt er

eine imponierende Haltung nicht zur Schau und im Gespräch wohnt ihm sogar eine gewisse Befangenheit bei: er ist ein empereur, aber kein König."

Von der Rückreise durch den Elsaß schrieb er: „Es war traurig die Leute das Deutsch reden zu hören und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen!" Nun, daß nachgeholt wurde, was nachzuholen war, dafür hat unter anderen ja gerade Moltke gesorgt!

Im Jahre 1856 zum Generalmajor befördert, wurde Moltke sechs Tage, nachdem der Prinz von Preußen, unserer späterer Kaiser Wilhelm I., die Stellvertretung des unheilbar erkrankten Königs übernommen hatte, am 29. Oktober 1857 nämlich, mit der Führung der Geschäfte des Generalstabs der Armee betraut. Es ist neuerdings darauf hingewiesen worden, daß der General bereits seit Jahren für diesen Posten als der weitaus befähigste unter den preußischen Generalstabsoffizieren in Aussicht genommen gewesen sei, und dies mag wohl richtig sein: dies unmittelbare Verdienst, den richtigen Mann an den richtigen Platz gebracht zu haben, gebührt indessen zweifellos dem damaligen Chef des Militärkabinetts, dem General von Manteuffel.

Der rechte Mann an dem rechten Platze! Die Zeit brach herein, in der sich die dereinstigen Paladine Kaiser Wilhelms um ihren Allerhöchsten Herrn scharten: Freiherr von Moltke an der Spitze des Generalstabes, diesen reformierend und mit seinem Geiste durchdringend, General von Roon als Kriegsminister mit zäher Energie die Armeereorganisation gegen eine Flut von Unverstand durchkämpfend — nicht lange, so auch Herr von Bismarck-Schönhausen als preußischer Ministerpräsident dem inneren Konflikt die Stirn bietend und zugleich Preußens Politik die Wege ebnend!

Schon das erste Jahr in der neuen Stellung brachte General von Moltke, welcher am 18. September 1858 definitiv zum Chef des Generalstabes ernannt worden war, eine ernste Aufgabe. Infolge des österreich-französischen Krieges hatte der Prinz-Regent die Mobilmachung der Armee befohlen, und der Chef des Stabes mußte den Entwurf zum strategischen Aufmarsch am Rhein bearbeiten. Wir wissen heute aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Coburg, wie Österreich in letzter Stunde, um des Hohenzollernstaates Einfluß und Ansehen in Deutschland nicht durch kriegerische Erfolge heranwachsen zu lassen, lieber die Lombardei

opferte und sich zu dem übereilten Frieden von Villafranka entschloß — wie damit, gerade als die Bahntransporte zum Rhein beginnen sollten, Preußens Eingreifen unnötig erschien. Wenn dadurch auch der Moltkesche Entwurf hinfällig wurde, so hatte seine Denkschrift doch den Beweis geliefert, daß er eben „der rechte Mann an der rechten Stelle“ war. Ebenso fand die erste große kriegsgeschichtliche Arbeit, welche der Generalstab unter seiner Leitung erscheinen ließ: „der italienische Feldzug des Jahres 1829,“ allgemeine Anerkennung — der scharfe, kritische Geist, der aus der Darstellung der kriegerischen Ereignisse sprach und dieselben erst dem Studium anschloß, war so recht eigentlich Moltkes Werk. Was er sich bisher in rastlosem Streben als geistiges Eigentum errungen, das streute er jetzt verschwenderisch aus, er wurde nicht nur zum Lehrmeister jenes engeren Kreises von Offizieren, den er um sich versammelt, er wirkte belebend und befruchtend auf die wissenschaftliche Thätigkeit in der ganzen Armee ein.

In der preußischen Armee aber lag damals doch recht eigentlich die Zukunft Deutschlands, dessen einziger Schutz und Schirm! War es nicht bezeichnend, daß der Chef des preußischen Generalstabes in jener Zeit im Auftrage des weiland deutschen Bundesrats „schleunigst“ die vaterländischen Küsten bereisen und einen ausführlichen Entwurf zu deren Verteidigung vorlegen mußte, einen Entwurf, den die hohe Behörde dann ebenso „schleunigst“ ihren „schätzenswertesten“ Aktengerümpel einverleibte, also daß die deutsche Küste, so weit sie nicht preußisch war, blieb wie bisher: nämlich gänzlich schutzlos!

Langsam nur, langsam kamen bessere Zeiten. Mühsam, unter steten Kämpfen, welche man wahrlich als König Wilhelms erste, große Herrscherthaten bezeichnen kann, wurde die Reorganisation der Armee durchgeführt, die dann im schleswig-holsteinschen Kriege ihre ersten Lorbeeren pflücken sollte. Generallieutenant von Moltke hatte die Direktiven auch für diesen Feldzug entworfen und übernahm nach dem Düppelsturm, um die Operationen in ein schnelleres Tempo zu bringen, selbst die Stellung als Chef des Generalstabes bei dem Oberkommando der mobilen Armee.

Nach dem Friedensschluß widmete er seine Kräfte wieder ganz dem inneren Ausbau des Generalstabes. Es gelang ihm, eine längst als notwendig erkannte Erhöhung der Zahl der Generalstabsoffiziere durchzusetzen und in dem sogenannten „Nebenetat“ eine besondere Organisation für die rein wissenschaftlichen Zwecke der Armee zu

schaffen. Daneben fand er Muße, mehrere Schriften über den letzten Krieg aus dem Dänischen zu übersetzen und eine kleine, aber höchst bedeutsame Broschüre „Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Schußwaffen auf das Gefecht" zu verfassen. Die kleine Schrift erscheint in doppelter Beziehung bedeutsam: einmal tritt der Stratege Moltke in ihr zum erstenmal als Taktiker auf, der seine Anschauungen über den Gebrauch der neuen, weittragenden und genau schießenden Geschütze und Gewehre dem größeren Kreise des ganzen Offiziercorps zugänglich machen will, dann aber ist es überraschend, wie weit jene Anschauungen den damals herrschenden Ansichten voraus waren. Die Voraussage Moltkes, daß das Feuergefecht an di: Stelle des Draufgehens mit dem Bajonett treten müsse, hat sich vollauf bewährt.

Wohlvorbereitet fand der Feldzug 1866 das preußische Heer, wohlvorbereitet den Chef des Generalstabs. Der Aufmarsch der Armeen zu Beginn des Krieges gehört zu den besten seinesgleichen. Nachdem er vollzogen und gelungen war, erschien er vollkommen natürlich, als hätte er nicht anders sein können. Aber man vergegenwärtige sich die anfänglichen Umstände und man wird das Außergewöhnliche erkennen müssen. Drei feindliche Gruppen standen Preußen im Westen, im Südwesten und Süden gegenüber — dazwischen das zersplitterte eigene Gebiet mit den denkbar ungünstigsten Grenzen, ein Teil der Streitkräfte nach Schleswig entsendet. Österreich hatte für die Rüstungen fünf Wochen voraus, als Preußen zwischen dem 5. und 12. Mai seine Armee mobil machte. Dennoch stand dieses am 5. Juni mit seinen Heeren an der sächsischen und schleswig-böhmischen Grenze bereit und gewann Österreich seinerseits vierzehn Tage Vorsprung ab. Das aber war nur durch den kühnen Entschluß zu erreichen, die ganze Kraft sogleich gegen den wichtigsten Feind, Österreich, zu wenden, sowie durch die geschickte Ausnutzung aller fünf Bahnlinien, die auf den Kriegsschauplatz hinausliefen, und endlich durch die Versammlung in drei selbständigen Heeresgruppen: die Armee des Kronprinzen in Schlesien, des Prinzen Friedrich Karl in der Lausitz, des Generals von Herwarth in der Provinz Sachsen. Gerade diese scheinbare Zersplitterung der Kräfte wurde seiner Zeit getadelt und doch war sie die wichtigste Maßregel, denn nach drei Versammlungsplätzen führen mehr Bahnlinien und Straßen, als nach einem. Sie brachte es zuwege, daß die nächst bedrohten preußischen Provinzen, die Marken und Schlesien, gleichzeitig gesichert wurden,

daß die Armeen ohne Schwierigkeit ernährt werden konnten, daß sie für den Vormarsch sofort über eine große Anzahl bequemer Straßen verfügten. Aber freilich, dieser Vormarsch mußte auch folgen. Mit getrennten Heeren auf der sechzig Meilen langen Linie zwischen Saale und Neiße stehen zu bleiben, um den Feind zu erwarten, wäre verderblich gewesen. Nur die Vereinigung nach vorwärts in Feindesland hinein vermochte das Gefährliche der Lage aufzuheben! Diese rechtzeitige Vereinigung der drei Armeen für den Hauptschlag wurde nie aus dem Auge verloren: das feindliche Heer war der Zielpunkt, auf den unsere Corps „getrennt marschierend" losstrebten, um „vereint schlagend" in dem einen Kampfe von Königgrätz die Entscheidung des ganzen Feldzuges zu erringen. Der rechtzeitige Entschluß zu diesem Entscheidungskampf aber lag wiederum bei dem Chef des Generalstabes. Es ist bekannt, daß König Wilhelm, der am 2. Juni in Gitschin bei den bereits im wesentlichen vereinten Heeren des Prinzen Friedrich Karl und des Generals von Herwarth eingetroffen war und den Oberbefehl übernommen hatte, den Truppen einen Ruhetag zu gewähren gewillt war, und daß erst die am Spätabend eingehenden Meldungen von der Versammlung des Gegners diesseits der Elbe zu anderen Anordnungen nötigten. Generallieutenant von Voigts-Rhetz, der Chef des Stabes der Armee des Prinzen Friedrich Karl, überbrachte nicht lange vor Mitternacht diese Nachrichten dem König mit dem Hinzufügen, daß der Prinz bei der veränderten Sachlage zum Angriff entschlossen sei, der Monarch aber befahl, zunächst dem General von Moltke Bericht zu erstatten: „Hält derselbe für nötig, Beschlüsse zu fassen, so möge er noch in der Nacht zu jeder Zeit zu Mir kommen, um die nötigen Befehle zu empfangen: sie werden Mich bereit finden." Eine Stunde später war General v. Moltke bei dem obersten Kriegsherrn. Er hatte die Überzeugung von der Richtigkeit der Erkundungen gewonnen und auch die vorläufigen Maßnahmen des prinzlichen Heerführers als zweckentsprechend erkannt — er hielt den Angriff auf das feindliche Heer für geboten und den Sieg für sicher, wenn es gelang, die noch ziemlich weit entfernte Armee des Kronprinzen heranzuziehen. Ein offensives Vorgehen vereinigte alle unsere Corps auf dem Schlachtfelde selbst und verwandelte so den strategischen Nachteil der Trennung in den taktischen Vorteil einer völligen Umfassung des Gegners.

Der Feldzug 1866 endschied endgültig zu Gunsten der Vor-

herrschaft des durch die drei Provinzen Hannover, Hessen, Schleswig-Holstein (und Frankfurt a. M.) vergrößerten Preußens in Deutschland. Der alterssieche „Deutsche Bund“ brach zusammen; Österreich schied aus Deutschland aus; die norddeutschen Staaten schlossen zum „Norddeutschen Bunde“ zusammen, und die Staatskunst Bismarcks schlug schon damals die Brücke über den Main, indem sie durch geheime Verträge für den Ernstfall die Bundesgenossenschaft der süddeutschen Königreiche sicherte. —

„Ich habe meine Pflicht gethan — weiter nichts!“ äußerte der General von Moltke wenige Tage, nachdem die siegreichen Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in Berlin gehalten hatten, und schlicht und einfach wandte er sich sofort den Pflichten neuer Friedensarbeit zu. Die Organisation der Armee des Norddeutschen Bundes bedingte seine Mitthätigkeit, die erhöhte Stärke des Heeres erforderte eine wesentliche Vermehrung des Etats auch des Generalstabes, dessen kriegsgeschichtliche Abteilung sofort an die Bearbeitung des schon 1868 veröffentlichten Werkes über den letzten Feldzug herantrat — ein Werk, an dessen Abfassung der Chef des Generalstabes umfassenden Anteil hatte. Am 8. März 1868 beging der General in stiller Zurückgezogenheit sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, im Dezember desselben Jahres, angesichts der schweren Leiden seiner geliebten Gemahlin, verfaßte er jenen ewig denkwürdigen Entwurf für den Aufmarsch der gesamten deutschen Streitkräfte am Rhein, der später mit nur ganz geringfügigen Abänderungen zur Ausführung gekommen ist. Es ist bei dem beschränkten Raum dieses Lebensbildes ja leider unmöglich auf diesen Entwurf näher einzugehen; erfreulicherweise hat ihn aber die Einleitung des Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 weiteren Kreisen zugänglich gemacht und damit dem Genie des großen Feldherrn ein dauerndes Denkmal errichtet. In der That ist der Entwurf ein Meisterstück großartiger — und doch (das ist das Bewundernswerteste) einfacher Berechnung. Wieder wird es als wichtigste Aufgabe bezeichnet, „die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen“, zugleich aber als leitender Gedanke bereits das Bestreben festgestellt, jene in nördlicher Richtung von ihrer Verbindung mit Paris abzudrängen. Von einer genauen Prüfung der gegenseitigen Stärkeverhältnisse ausgehend, betont das Memoire die Wichtigkeit „die Überlegenheit auszunutzen, welche wir gleich anfangs, schon allein in den norddeutschen Kräften, besitzen.“ General von Moltke erkannte mit staunenswertem Scharfsinn die

Wahrscheinlichkeit, daß die Franzosen ihre erste Versammlung auf der Linie Metz-Straßburg bewirken würden, um unter Umgehung unserer starken Rheinfront gegen den Main vorzudringen, Nord- und Süddeutschland zu trennen und womöglich mit letzterem ein Abkommen zu treffen — er erkannte weiter aber auch „in einer Versammlung aller unserer verfügbaren Streitkräfte südlich der Mosel, in der bayerischen Pfalz, das geeignetste Mittel, solchen Plänen entgegenzutreten.“ — „Diese Versammlung“, fährt die Denkschrift fort, „schützt den unteren, wie den oberen Rhein, sie gestattet eine Offensive in Feindesland, welche rechtzeitig ergriffen, wahrscheinlich jedem Betreten deutschen Bodens durch die Franzosen zuvorkommen wird.“

Der Erfolg der deutschen Heerführung im französischen Feldzuge stellte Moltke in die Reihe der ersten Feldherren aller Zeiten: neben Hannibal und Caesar, neben Friedrich dem Großen und Napoleon wird man stets auch seinen Namen nennen. Seine meisterlichen Anordnungen für die Kämpfe um Metz, sein Entschluß zu jenem Rechtsabmarsch der Armeen der Kronprinzen von Preußen und Sachsen, welcher das französische Heer in die Katastrophe von Sedan verwickelte, seine Maßnahmen zur Deckung der Cernierung von Paris gegen die neuaufgestellten Heere der Republik, seine Dispositionen gegenüber dem abenteuerlichen Zuge des General Bourbaki, der das Finale des großen Völkerringens bildete, werden noch nach Jahrhunderten als mustergültig anerkannt werden müssen. Aber auch die Technik der Heerführung hat ihm unendlich viel zu danken: wie auf deutscher Seite 1870/71 die neuesten Streitmittel, Eisenbahn und Telegraphie, ausgenutzt wurden, wie Moltke den oberen Armeeführern die Anordnungen des Allerhöchsten Kriegsherrn nicht in Gestalt bindender Befehle, sondern als der Initiative freien Spielraum gewährende Direktiven zugehen ließ — nicht zuletzt auch: wie sich die in seiner Schule herangebildeten Truppenführer und Generalstabsführer bewähren, darüber ließen sich Bücher schreiben.

Aber es wäre unrecht, gerade an dieser Stelle jener Faktoren nicht zu gedenken, welche die Moltkesche Heeresleitung doch eigentlich erst möglich machten: Über dem genialen Feldherrn stand ein König und oberster Kriegsherr, der mit ruhigem und klarem Blick die herrliche Gabe des Vertrauens verband, dessen erhabene Seele frei von Wanken und Zagen, dessen Herz frei von Neid und Zweifel war — unter dem weitausschauenden Strategen stand,

als zuverlässiges Werkzeug seiner Entschlüsse, ein unvergleichlich geschultes, ein nie verzagendes, tapferes Heer! Liegt nicht etwas Rührendes in dem Ausruf, in den Moltke ausbrach, als ihm wieder einmal die Kunde von einem jener beispiellos schwierigen Siege über die französische Loirearmee zukam: „Man mag unsere braven Jungens hinstellen, wo man will — sie wissen immer zu siegen!“ Aber zum anderen: liegt nicht auch ein wahrhaft großer Zug in der Art und Weise, wie die deutsche oberste Heeresleitung sich mit den Anordnungen der Führer da abfand, wo diese ihren Absichten nicht voll entsprachen, ihre Ideen nicht völlig richtig aufzufassen, nicht ganz zu verwirklichen wußten! Auch auf deutscher Seite fehlte es nicht an Mißverständnissen: wenn aber die französischen Civilstrategen, welche nach der Zertrümmerung der kaiserlichen Heere ohne alle Vorkenntnisse über die Kriegführung der neugeschaffenen Armeen der Republik entschieden — wenn diese immer aufs neue willkürlich in die Anordnungen ihrer Generale eingriffen, wenn jeder Mißerfolg für sie ein willkommenes Signal zu Schmähungen und Strafen war, so maß ein Moltke mit anderem Maßstab. Er wußte, daß ein jeder sein Bestes gab, er hatte H e r z f ü r s e i n e U n t e r f ü h r e r! Nur auf Grund solchen festen, allseitigen Vertrauens aber läßt sich wahrhaft Großes erringen.

Ruhmgekrönt kehrte Graf Moltke — am 28. Oktober, am Tage nach der Kapitulation von Metz, hatte der König ihn in den Grafenstand erhoben — heim, mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes und dem Orden pour le mérite mit Eichenlaub geschmückt zog er als General-Feldmarschall in Berlin ein. Mit Zustimmung des Reichstags verlieh der Kaiser ihm eine Dotation von 300000 Thalern, die er zur Erweiterung seines bereits 1868 begründeten Familien-Fideikommisses Kreisau, Nieder-Gräditz und Wierischau im Kreise Schweidnitz verwandte. Die Ehren häuften sich auf sein greises Haupt: Berlin, Leipzig, Hamburg, Magdeburg erkoren ihn zum Ehrenbürger, die Universität Halle zum Ehrendoktor der Philosophie, die Berliner Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied, der Zar ernannte ihn zum Chef des Regiments Rjäsan und zum Mitglied der Petersburger Generalstabsakademie, Kaiser Wilhelm berief ihn auf Lebenszeit in das Herrenhaus, eins der deutschen Schlachtschiffe, ein Fort der Straßburger Befestigung wurden auf seinen Namen getauft, — er selbst aber blieb unter all den Auszeichnungen der einfache Mann, dem stetes Schaffen, stete Arbeit Lebensbedürfnis und höchste Lebensfreude war. Mit Geist

und Hand war er unermüdlich am Ausbau des großen Werkes thätig, dessen Grundstein er mit gelegt hatte: am Ausbau der deutschen Wehrkraft und Wehrtüchtigkeit. Mit weitem Blick, aber auch mit strengster Gewissenhaftigkeit leitete er die seit 1871 wesentlich vermehrten Arbeiten des Generalstabs. Es ist hier nicht der Ort, von jener stillen Thätigkeit zu sprechen, die der Vorbereitung zum Kriege im engeren Sinne gewidmet ist und die im Rahmen jener Arbeiten selbstverständlich den Hauptplatz einnimmt, wir können nur auf denjenigen Teil des unermüdlichen Wirkens des Feldmarschalls hinweisen, der offen vor unseren Augen liegt: unter ihm entstand das herrliche, ganz von seinem klaren Geiste und von seinem hohen Gerechtigkeitsgefühl erfüllte Werk der kriegsgeschichtlichen Abteilung über den deutsch-französischen Krieg, er leitete nach wie vor mit nie versagender Frische die Studien der ihm unterstellten Offiziere, ihre Übungsreisen und theoretischen Ausarbeitungen, er redigierte in letzter Instanz die Entwürfe für die großen „Kaisermanöver", er nahm fördernd und beratend an allen Fragen teil, welche die Landesverteidigung, welche Organisationsveränderungen innerhalb unseres Heerwesens betrafen. — Nichts entging seiner Fürsorge: unter ihm entwickelte sich die preußische Landesvermessung zu einem Institute, das seinesgleichen auf dem Kontinente nicht hat, für die geringsten Einzelheiten des Dienstbetriebes in dem ihm unterstellten Eisenbahnregiment hatte er ebenso lebhaftes Interesse, wie für die Leistungen der Hörer auf der Kriegsakademie und inmitten einer fast beispiellosen dienstlichen Arbeitslast fand er immer noch Zeit und Muße zu einer umfangreichen Korrespondenz. Er war, gleich Kaiser Wilhelm, ein Zeitkünstler in des Wortes schönster Bedeutung, und es ist auch in dieser Beziehung interessant, einen Blick auf die Tageseinteilung zu thun, die er in den letzten Jahren seiner Berufsthätigkeit fast peinlich innehielt. Schon früh am Morgen pflegte er, das Haupt mit einem Käppchen bedeckt, das sehr einfach eingerichtete Arbeitszimmer zu betreten, in dem er den Kaffee nahm, eine Cigarre rauchte und gleichzeitig zu arbeiten begann. Bis neun Uhr saß er ununterbrochen am Schreibtisch: er schrieb schnell und regelmäßig, änderte aber häufig nachträglich an den sorgsam gefeilten und gekürzten Manuskripten; die Handschrift war flüssig und klar und zeigte, fast ohne Haarstriche, kräftige Züge. Um neun Uhr gelangten die eigentlichen Dienstsachen zur Vorlage, dann zog der Feldmarschall Uniform an, empfing den Adjutanten zum Vortrag,

nahm ein einfaches zweites Frühstück und setzte sich bis gegen zwei Uhr wieder an den Schreibtisch. Mit dem Glockenschlag zwei Uhr begannen die oft langwierigen Vorträge der Abteilungs-chefs des Großen Generalstabes, nach deren Abschluß der Graf meist, wenn die Zeit es erlaubte, einen kurzen Spaziergang unter-nahm und dann im Kreise seiner Familie speiste. Schon um fünf Uhr aber fesselte ihn wieder das Arbeitszimmer und erst gegen Sieben nahm er die inzwischen eingelaufenen Zeitungen zur Hand.

Seit dem Tode seiner Gemahlin stand dem Hause seine Schwester, Frau von Burt, vor, deren Sohn, der Major von Burt, den Adjutantendienst versah und erst später seinem Neffen v. Moltke Platz machte. Das reizende Familienbild wurde vervoll-ständigt, wenn des Majors kleine Sprößlinge sich an der Tafel mit dem Großpapa wacker unterhielten, mit ihm scherzten und ihm neckisch drohten; doch das größte Vergnügen der Kleinen be-gann erst, wenn sie mit dem Großpapa „Haschemann" spielten und ihn fangen durften. Besuche wurden selten gemacht und ebenso selten angenommen. Und trotzdem liebte der greise Herr die Geselligkeit und das Spiel, durch welche die Abende im Hause ausgefüllt wurden. Ein Meister und leidenschaftlicher Anhänger des Whistspiels ließ er eine mit Nichte und Neffe arrangierte Abendpartie nur dann ausfallen, wenn an deren Stelle musikalische Genüsse traten, oder wenn er sich im Arbeitszimmer von einem seiner beiden Spielpartner aus historischen Werken vorlesen ließ. Im Winter waren oft einige Tonkünstler zum Abendessen gebeten, welche den greisen Herrn durch ihre musikalischen Vorträge unter-hielten. Während der Feldmarschall für Fremde nur in der Uni-form sichtbar war, gab er sich an solchen Abenden zwangloser im Äußeren und erschien meist in grauen Civilbeinkleidern, in Haus-schuhen und im aufgeknöpften Interimsrock. Er lauschte auf das aufmerksamste den Musikvorträgen, schloß dazwischen gern die Augen und träumte dann wohl oder sann vielleicht neuen Plänen nach. Erst gegen elf Uhr begab der Greis sich zur Ruhe, um sich am nächsten Morgen schon um sechseinhalb Uhr zur neuen Arbeit zu erheben. Auch noch in den letzten Jahren, auch auf seinem Landsitz Kreisau, blieb Graf Moltke der Trieb zum Schaffen treu; wenn er sich auch eine längere Mittagsruhe gestattete und sich fleißiger, als ehedem, in freier Luft bewegte, so brachte er doch immerhin täglich viele Stunden am Arbeitstisch zu.

Einen breiten Raum in der Thätigkeit des Feldmarschalls nahm in den letzten Jahrzehnten seine Beteiligung an den parlamentarischen Arbeiten ein, selten fehlte er bei einer wichtigen Sitzung des Herrenhauses oder des Reichstags, in welchem er den Wahlkreis Memel-Heydekrug vertrat. Wenn das Volkswort, das ihn den „Großen Schweiger" taufte, auch im allgemeinen nicht recht hatte, obwohl es eine unbewußte, aber sinnige Anerkennung seiner stillen geistigen Arbeit trefflich zum Ausdruck brachte, so traf es für das Verhalten des Grafen Moltke in den Sitzungssälen der Volksvertretung doch zu: der siegreiche Führer unserer Heere in heißen Schlachten beteiligte sich selten an den Redeschlachten der Parlamentarier. Wenn er aber sprach, dann lauschte nicht nur das ganze Haus in atemloser Spannung, seine Reden fanden nicht nur lauten Widerhall in ganz Deutschland, sondern weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in ganz Europa. Außerordentlich klar in ihrer stofflichen Anordnung und vollendet elegant in ihrer Form behandelten sie naturgemäß meist militärische Angelegenheiten — unserer Zeit drückten ja aber gerade letztere ihre Signatur auf, und es waren zudem stets Fragen von entscheidender Wichtigkeit, zu denen Graf Moltke das Wort ergriff. Wem ist jene Rede vom 16. Februar 1874 nicht in der Erinnerung, in welcher der Sieger von Königgrätz und Sedan es aussprach: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen, das mögen wir wohl ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen werde!" Wer kennt nicht seine herrlichen Worte vom 1. März 1880: „Wahren wir vor allem die Ehre und Sicherheit des Reiches, wahren wir die lange ersehnte und endlich erreichte Einheit der Nation! Fahren wir fort, Frieden zu halten, solange man uns nicht angreift, den Frieden zu schützen, soweit unsere Kräfte reichen. Wir werden in diesem Bestreben nicht allein stehen, wir werden unsere Bundesgenossen haben. Darin liegt für niemand eine Drohung, wohl aber eine Bürgschaft für friedliche Zustände unseres Weltteils, vorausgesetzt, daß wir stark und gerüstet sind. Nur in der eigenen Kraft liegt das Schicksal jeder Nation!"

Die Jahre schienen ehrfurchtsvoll an dem hehren Greise vorüberzugehen, in einem Alter, in dem die Mehrzahl der Sterblichen sich willenlos der gebietenden Stimme der Zeit beugt, waltete er mit unermüdeter Frische seines Amtes, auch darin dem Kaiser Wilhelm gleich. In voller Rüstigkeit feierte er 1879 sein sechzigjähriges

Dienstjubiläum, fast alljährlich nahm er an den Übungsreisen des Generalstabes teil oder durchwanderte zu seiner Erholung die schönen Thäler der Schweiz. Auch als ihm — auf seinen Wunsch — 1881 General Graf von Waldersee als Generalquartiermeister zur Seite gestellt wurde, ließ er kaum in seiner persönlichen Thätigkeit nach und erst nach dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms, nach dem Tode Kaiser Friedrichs, faßte er den endgültigen Entschluß, aus dem Dienst zu scheiden. Am 3. August 1888 reichte er dem Kaiser sein Abschiedsgesuch ein: „Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät," so schrieb er, „bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag. Eure Majestät brauchen jüngere Kräfte und ist mit einem nicht felddienstfähigen Chef des Generalstabs nicht gedient. Ich werde es als eine Gnade anerkennen, wenn Eure Majestät mich dieser Stelle entheben und mir huldreichst gestatten wollen, den kurzen Rest meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben!"

Die Antwort des Kaisers, welche vom 9. August datiert, ist wahrhaft ergreifend — der Geist Kaiser Wilhelms spricht aus den Worten seines erhabenen Enkels: „Mein lieber Feldmarschall! Obgleich ich Mich den in Ihrem Briefe an Mich angeführten Gründen nicht zu verschließen vermag, so hat Mich doch derselbe mit Schmerz bewegt. Es ist ein Gedanke, an welchen Ich Mich so wenig als die Armee, deren Sein so unendlich viel Ihrer Person verdankt, habe gewöhnen können, Sie nicht mehr an dem Posten sehen zu sollen, auf welchem Sie das Heer zu den wunderbarsten Siegen führten, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Doch will Ich unter keinen Umständen, daß Sie Ihre Uns teure Gesundheit überanstrengen. Darum werde Ich, wenn auch schweren Herzens, Ihrem Wunsche willfahren. Dennoch weiß Ich Mich mit Meinem Heere eins in dem Wunsche, Sie um Wohl und Wehe des Vaterlandes und seiner Verteidigung beschäftigt zu wissen. Seit dem Heimgang Meines teuren Vaters ist das Amt des Präses der Landesverteidigungskommission unbesetzt geblieben. Ich kann gewissenhaft dasselbe in keine besseren und berufeneren Hände legen als die Ihrigen. Darum bitte Ich Sie, dasselbe Mir und dem Vaterlande, sowie Meiner Armee zuliebe anzunehmen. Möge der Herr uns Ihre unschätzbare Kraft und Ratschläge noch lange zum Heil unserer Nation erhalten. In treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit verbleibe Ich Ihr wohlaffektionierter König Wilhelm."

In der Kabinettsordre, welche diesem Handschreiben folgte, sagte der Kaiser unter anderem: „Bestehen bleibt der tiefe Kummer, Sie von der Stelle scheiden zu sehen, auf welcher Sie für immer Ihren Namen obenan auf die Ruhmestafeln der preußischen Armee geschrieben und ihn zu einem hochgefeierten in der ganzen Welt gemacht haben. Aber die Macht der Zeit ist stärker, als die der Menschen, und ihr müssen auch Sie sich beugen, der Sie sonst überall den Sieg in Ihrer Hand gehabt haben. Einen besonderen Dank für alles, was Sie als Chef des Generalstabs der Armee gethan, in dieser Stunde in Worten auszudrücken, davon trete Ich zurück. Ich kann nur auf die Geschichtsbücher der letzten 25 Jahre weisen und kann mit vollster Überzeugung aussprechen, daß Sie als Chef des Generalstabs in hochgeehrtestem Andenken stehen werden, so lange es einen deutschen Soldaten, ein deutsches Herz und Soldatenempfindung auf der Welt giebt."

Der Schmerz, dem Kaiser Wilhelm so schön und tief empfunden Worte lieh, zitterte in der Armee, im ganzen deutschen Volke nach — wir wußten, was wir an dem Führer unserer Heere in zwei gewaltigen Kriegen verloren, die Bedeutung seines Rücktritts wurde allseitig als ein Ereignis von großer Tragweite gewürdigt und empfunden. Aber es war uns ein Trost und eine Beruhigung, daß seine Erfahrung und sein Rat dem Vaterlande dennoch erhalten blieb, die Stellung als Vorsitzender der Landesverteidigungskommission ist eine so hochwichtige, daß die Stimme des Generalfeldmarschalls in ernster Stunde nimmer ungehört verklingen konnte. Und, so schien es, der greise Feldherr gewann in der Ruhe des Landlebens, unter den schattigen Ulmen des Kreisauer Parkes, neue Frische und Kraft: wiederholt grüßte ihn die Reichshauptstadt, wenn er, sei es zu dienstlichen Beratungen, sei es zu Audienzen bei seinem kaiserlichen Herrn von dem schlesischen Landsitz herüberkam, und immer wieder überraschte er durch die Rüstigkeit seiner Erscheinung. Am 8. März 1889 feierte er sein siebzigjähriges Dienstjubiläum, am 26. Oktober 1890 die neunzigjährige Wiederkehr seines Geburtstages, zu welcher der dankbare Enkel Kaiser Wilhelms des Siegreichen für ihn Ehrenbezeugungen ersonnen hatte, wie sie vielleicht noch niemals einem deutschen Soldaten zu teil geworden waren.

Den Winter 1890/91 verlebte der greise Feldmarschall ganz in Berlin. Regelmäßig wohnte er den Sitzungen des Reichstags und des Herrenhauses bei, bei allen großen Staatsaktionen war

er zugegen. Noch Mitte März 1891 hielt er im Reichstag eine längere, tiefdurchdachte Rede zu Gunsten der Einführung der sogenannten Einheitszeit in Deutschland; am 18. April nahm er an der feierlichen Grundsteinlegung zur Lutherkirche teil und noch am 24. nachmittags legte er wie meist zu Fuß den weiten Weg von dem Sitzungsgebäude des Reichstags bis zum Generalstabsgebäude, in welchem er nach wie vor wohnte, zurück.

Am 25. April aber durchzuckte wie ein Blitz die Trauerkunde die ganze Welt: Moltke, der Sieger von Königgrätz und Sedan, ist verschieden!

Und so war es. Am Abend des 24. hatte er noch eine Partie Whist gespielt und einem Musikvortrag gelauscht, dann war er still in sein Schlafzimmer gegangen — hier fand ihn sein ihm nacheilender Neffe auf dem Sofa zusammengesunken sitzend; er trug ihn auf das Bett — noch einmal streckte sich der Greis — dann hauchte er seine große Seele aus.

Wen Gott liebt, dem giebt er einen sanften Tod! Schmerzlos, ohne Kampf und Ringen schied Moltke von dieser Erde. Gottes Güte, die mit ihm zeit seines Lebens gewesen war, auf die er stets felsenfest vertraut hatte, blieb ihm auch in seiner letzten Stunde. —

Mit königlichen Ehren wurde der gewaltige Kriegsmann aufgebahrt, mit königlichen Ehren geleitete man ihn aus dem Hause seiner vieljährigen Wirksamkeit. Schlicht und einfach, wie es sein Herzenswunsch gewesen, bettete man ihn dann an die Seite seiner Gattin im stillen Park von Kreisau zur ewigen Ruhe.

Was wir dem Sieger von Königgrätz und Sedan danken, bedarf keiner Erörterung! Sein Genius führte, von unseres ewig unvergeßlichen Heldenkaisers Vertrauen getragen, unsere Heere von Sieg zu Sieg, und auf diesen seinen Schlachten baute sich Preußens Größe und Deutschlands Einheit auf; Kaiser Wilhelm I., Fürst Bismarck, Feldmarschall Graf von Moltke und Feldmarschall Graf von Roon werden, solange deutsche Herzen deutsch empfinden und fühlen, zu den hehrsten Helden unseres Volkes zählen.

Feldmarschall Graf Moltke war unserer kriegerischen Zeiten größter Feldherr — er war einer der größten Feldherrn aller Zeiten. Er ist der erste Heerführer gewesen, der die Schwierigkeit der Leitung der riesengroßen Heere der Gegenwart überwunden hat, der es verstand, die scheinbar ungefügen Massen bei voller Wahrung der Selbständigkeit der Unterführer nach einem Willen

zu lenken. Friedrich der Einzige führte sein kleines Heer selbst als ein gleichsam geschlossenes Ganzes — die Entscheidungen, welche auf den Nebenkriegstheatern fielen, waren nur von untergeordneter Bedeutung, den Ausschlag mußten stets seine Siege geben. Napoleon war fast immer nur da erfolgreich, wo er in eigener Person befehligte, die kaiserlichen Marschälle waren viel zu sehr an das Gängelband seines eisernen Willens und seines Genies gewöhnt, als daß sie selbständig und erfolgreich hätten handeln können. — Moltke aber wußte, auf seine Schule und auf die preußische Tüchtigkeit vertrauend, den weitesten Spielraum für die Führer der einzelnen Heeresabteilungen mit dem Streben nach einem gemeinsamen Ziel zu vereinen; er gönnte der Initiative der einzelnen freie Entfaltung, er forderte selbständiges Handeln, aber er leitete trotzdem die Operationen auch der räumlich entfernten Heere nach einheitlichen Gesichtspunkten. Getragen vom Geist frischer Offensive, die so ganz dem Fühlen und den Kräften des preußischen Heeres entsprach, verband er scharfsinnige Berechnung mit kühnen Plänen: wahrlich nicht mit Unrecht ziert sein Grafenwappen der Wahlspruch: „Erst wägen — dann wagen." Aber sein Wägen war kein zauderndes Abwarten und sein Wagen war kein rücksichtsloses Drauf. Schnell im Entschluß, prüfte er sorgsamst die Mittel und Wege zu dessen Ausführung, die er dann mit zäher Energie bis zum Ziele förderte. — Feldmarschall Moltke erscheint, wenn der Ausdruck erlaubt ist, recht eigentlich als ein moderner Feldherr: er machte zum erstenmale die beiden neuesten Kriegsmittel, das rollende Eisenrad und den elektrischen Funken, im vollsten Maße der Heeresleitung dienstbar, nur durch sie wurden seine genialen strategischen Aufmärsche, wurde die Art seiner Leitung der getrennten Heereskörper möglich. Aber er benutzte sie nicht nur im Kriege, er baute die Kunst, sie in den Rahmen der Kriegsvorbereitung hineinzuziehen, zur Vollendung aus, und in dieser gründlichen, eingehenden Kriegsvorbereitung auf allen Gebieten der Generalstabsthätigkeit prägt sich überhaupt eine Eigenart Moltkes auf, sie ist eine feste Wurzel aller seiner Erfolge gewesen.

Ein Mann von schlichter, selbstloser Einfachheit, von tief innerlicher allem Schein absoluter Religiosität, von wahrer Herzensgüte war Graf Moltke ein Feind jeder Schmeichelei. Nichts widerte ihn mehr an als ein Lobpreisen, das er nicht verdient zu haben meinte — fast geflissentlich ging er jeder öffentlichen Aner-

kennung seiner Verdienste, wo dies irgend geschehen konnte, aus dem Wege. Es gab kaum ein Gebiet menschlicher Geistesthätigkeit, daß er nicht umspannte, für welches er nicht mindestens ein warmes Interesse hegte, aber er wußte dabei doch stets die Wahrheit des Dichterwortes sich zu vergegenwärtigen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“ Die Vielseitigkeit seines Wissens trat daher weniger an die Oberfläche, aber wer aufmerksam seine Tagebuchblätter liest, erstaunt immer aufs neue über den Reichtum an fesselnden Gedanken, der sich oft in einem wahrhaft herzerquickenden Humor kundgiebt. Ein tiefer Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit lebte in ihm — daß man vor allem dem Feinde gerecht werden müsse, betonte er den Offizieren der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Generalstabes gegenüber immer aufs neue.

Seinem Hohenzollernfürsten der treueste Diener, lebte und webte Feldmarschall Graf Moltke nur für die Größe des Vaterlandes, für den Ruhm und die Ehre des Heeres, in dem er Deutschlands festesten Schutz und Schirm und seine Zukunft sah. Die Worte, die er einst in das Gedenkbuch des Germanischen Museums zu Nürnberg eintrug, sie sind so recht der Ausdruck seines innersten Strebens:

„Allzeit — treu bereit — für des Reiches Herrlichkeit!“

Gustav Nachtigal.

Der Erforscher des Sudan.

Wenn sich der geheimnisvolle Schleier mehr und mehr von dem schwarzen Erdteil hebt, und unsere Karten, die noch vor wenigen Jahrzehnten wenig mehr als die Küstenstriche des ungeheueren Kontinents genauer wiedergeben konnten, heute ein ziemlich klares Bild auch des inneren Afrikas gewähren, so ist das nicht nur das freilich besonders in die Augen fallende Verdienst eines Stanley und Genossen. Die deutsche Forschung hat von alters her ihr gutes Teil an der Bereicherung der Kenntnisse über Afrika. Die deutschen Reisenden Barth, Overbeck und Eduard Vogel, von denen die letzten ihr Streben mit ihrem Blut bezahlten, waren schon in der Mitte unseres Jahrhunderts hochberühmt und haben wesentlich zur Erweckung richtigerer Anschauungen über Nordafrika beigetragen; ein deutscher Missionär, Rebmann, entdeckte 1848 den Kilimandscharo; die Deutschen Theodor von Heuglin und Steudner durchforschten 1863 das Stromgebiet des Bahr-el-Ghasal, des westlichen Zuflusses des Nil; der Deutsche Schweinfurth bereiste 1868 erfolgreich das Küstengebiet des Roten Meeres und drang quer über Land bis zum blauen Nil vor. Von der Decken büßte bei seinen kühnen Entdeckungszügen in Ostafrika 1865 das Leben ein — die gewaltigen und an staunenswerten Leistungen reichen Expeditionen neuerer Zeit: die Reisen Wißmanns, Pogges, Peters in Süd- und Ostafrika, die dankenswerten Aufschlüsse, welche wir Emin Pascha verdanken, brauche ich hier nicht zu erwähnen.

Als erster Europäer hatte G. Rohlfs in den Jahren 1865/66 Nordafrika vom Mittelmeer aus bis zum Golf von Guinea durchschritten, den Tschadsee erkundet und von dem wohlwollenden Scheich Omar von Bornu ein silbernes Pferdegeschirr als Geschenk für den König Wilhelm I. „von Norddeutschland" erhalten. Der König wollte diese Geschenke umgehend erwidern, ließ eine glänzende Sammlung europäischer Industrieerzeugnisse zusammenstellen, denen auch sein eigenes Bildnis beigefügt wurde, und beauftragte den in Tunis weilenden Rohlfs, eine geeignete Persönlichkeit zur Über-



Gustav Nachtigal.

bringung des Ganzen ausfindig zu machen. Diese glaubte der berühmte Forscher in der Gestalt eines jungen deutschen Arztes, Namens **Gustav Nachtigal**, der seit Jahren in Tunis ansässig war, gefunden zu haben, telegraphierte an den Kanzler des Norddeutschen Bundes, den Grafen Bismarck, und erhielt umgehend die lakonische Drahtantwort „Einverstanden!“ zurück.

So wurde Gustav Nachtigal Afrikareisender. Er war 35 Jahre alt, als er im Februar 1869 seinen Marsch von Tripolis nach dem Innern antrat, um sich durch seine Beharrlichkeit, seinen Opfermut, sein wissenschaftliches Streben und seine bewundernswerte Umsicht unvergleichlichen Ruhm zu erwerben — mit 51 Jahren starb er: 16 Jahre seines Lebens gehören den Annalen an, die von der Geschichte unserer großen Männer handeln.

Der Vater des Forschers war Pfarrer zu Eichstedt in der Altmark. Hier wurde Gustav Nachtigal am 23. Februar 1834 geboren. Er verlor den Vater früh und erzählte in späteren Lebensjahren häufig, wie seine treffliche Mutter sich Tag für Tag und Stunde um Stunde gemüht, ihn und seine Geschwister aufzuziehen und wie manche Sorge ihr sein sprudelnder Übermut bereitet habe. Nachdem der Jüngling das Gymnasium zu Stendal erfolgreich bis zur Reifeprüfung besucht hatte, bezog er die Universität, um Medizin zu studieren. Er gehörte zuerst dem Königlichen Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin an — der als Pepinière bekannten Hochschule für Militärärzte — und studierte dann in Halle, Würzburg und Greifswald. Die Wissenschaft kam nicht zu kurz dabei, wenn er voll schäumender Lebenslust alle Freuden der Studentenzeit wacker mitgenoß, den Becher schwang und als Corpsbursche seinen Mut im ehrlichen Waffenspiel bewährte. Allzeit bewahrte er jenen glücklichen, sorgenfreien Jahren eine freudige Erinnerung und noch, als sein Ruhm bereits die Welt erfüllte, beglückte es ihn jedesmal, wenn er sich im Kreise der Corpsbrüder als „alter Herr“ mit Band und Mütze schmücken konnte.

Im Winter 1857/58 erwarb er sich in Greifswald die Doktorwürde und legte das medizinische Staatsexamen ab, trat dann als Unterarzt bei dem 30. Infanterie-Regiment in Köln ein und wurde ein Jahr darauf zum Assistenzarzt befördert. „Als durchaus wissenschaftlich gebildeter Arzt,“ so urteilten damals seine militärischen Vorgesetzten über ihn, „besitzt Nachtigal ein reges Streben und zeigt große Vorliebe für sein Fach. Seine besonnene Ruhe, sein klarer

Verstand lassen ihn im Verein mit taktvollem Benehmen ganz besonders geeignet zu höheren militärärztlichen Stellungen erscheinen."

Ein plötzlich auftretendes, schweres Lungenleiden zwang ihn vorzeitig um seine Entlassung aus dem Militärdienst einzukommen und ein milderes Klima aufzusuchen, er ging zunächst nach Algier, von wo er aber bald nach Tunis übersiedelte. Hier fand er als Leibarzt des Beys eine dauernde Anstellung und auch allmählich die gehoffte Genesung.

Immerhin hatte ihn die Trennung von der Heimat und sein Leiden schwer getroffen. Wenn aber kleine Naturen durch das Unglück gebeugt werden, so suchen starke, kraftvolle Charaktere auch das Mißgeschick höheren Zwecken dienstbar zu machen: der erzwungene Aufenthalt in den nordafrikanischen Gestaden wurde für Nachtigal der Anlaß, sich der Erforschung des märchenhaften Erdteils ganz zu widmen. Sechs Jahre mußte er auf eine Gelegenheit warten, seinen Thatendurst zu stillen, aber diese lange Zeit blieb nicht unbenutzt: er war, als er im Auftrag König Wilhelms seine erste große Reise antrat, unendlich viel besser für seine Aufgaben vorbereitet, denn die Mehrzahl aller Forscher. Durch seinen langen Aufenthalt in den nordafrikanischen Städten war ihm Sprache und Sitte des Landes völlig vertraut geworden, er wußte mit den kleinen und großen Schwächen der Bevölkerung zu rechnen; es ist bezeichnend, daß er, sobald er Tripolis mit seiner kleinen Karawane verlassen, deren acht Kamele die Geschenke des Königs trugen, nicht mehr als Dr. Nachtigal, sondern unter dem angenommenen Namen Edris Effendi reiste.

Das erste Ziel war Mursuk, die Hauptstadt von Fezzan, der südlichsten Provinz der türkischen Regentschaft Tripolis: ein großes Oasenland, über welches von alters her der Karawanenverkehr zwischen Innerafrika und der Küste geht. Nachtigal, der den Ort nach einmonatlichem Marsch glücklich erreichte, fand hier aber so unglaublich schlechte Verkehrsverhältnisse vor, daß ein unmittelbares weiteres Vordringen nach Süden hin ganz ausgeschlossen erschien; er sah die ziemlich sichere Aussicht vor sich, vielleicht ein ganzes Jahr in dem durch Hitze, Fieberkrankheiten und Langeweile gleichmäßig ausgezeichneten Mursuk liegen zu müssen. Dies schien dem thatendurstigen Mann ganz unmöglich, er suchte und fand einen Ausweg — freilich einen äußerst gefährlichen.

Im Südosten von Fezzan liegt die Oase Tibesti, welche bisher von keinem europäischen Reisenden besucht worden war. Die Be-

wohner, die Tebus oder Tedas, stehen in dem denkbar schlechtesten Ruf, v. Beurmann und Rohlfs hatten vergebens versucht, in ihr Gebiet einzudringen. Gleichwohl, und so sehr er in Mursuk gewarnt wurde, entschloß sich Nachtigal, die Reise zu wagen — und was noch keinem Forscher gelungen war, glückte ihm: er kam nach Tibesti, er brachte uns die ersten Nachrichten von Land und Leuten und er kehrte glücklich — wenn auch fast nackt — aus der Höhle des Löwen zurück.

„Von Anfang an,“ berichtete er einem deutschen Freunde, „wurde ich bei dieser Expedition von Widerwärtigkeiten verfolgt. In Bidan, einem Dorfe fünf bis sechs Stunden südöstlich von Mursuk, gelang es den energischen Bestrebungen meiner Diener, sich bis zur gänzlichen Bewußtlosigkeit in Lagbi (Dattelwein) zu berauschen, während ich im Schatten einer Palme Siesta hielt. Mein schlummerndes Haupt blieb allerdings im Schatten, aber die fortschreitende Sonne liebkoste meine beiden Unterschenkel bis zur Erzeugung einer ausgedehnten Verbrennung.

In Gatron langsam genesen, ergriff eine eitrige Entzündung mein harmloses, rechtes Auge, und als sich dieses endlich zu bessern begann, konnte sich das linke nicht enthalten, denselben Prozeß durchzumachen. Nach einem leidensvollen Zuge durch die sonnige Wüste kam ich endlich am 27. Juni in dem Gebirge El War an und sollte mich nun von hier südöstlich in die Büsche schlagen.“

Die Führer versuchten, ihn auf heimlichen Wegen nach Tibesti einzuschmuggeln, um die gefährlichsten Banden zu umgehen. Sie verirrten sich aber, die Brunnen wurden verfehlt, man mußte tagelang über Stock und Stein, durch tiefen Sand und kahle Schluchten marschieren. Der mitgeführte Wasservorrat ist auf ein Minimum herabgesunken; die Zunge klebt am Gaumen und der kaum noch halbgefüllte einzige Wasserschlauch soll für zehn Personen reichen. Allmählich erlischt die Thatkraft, kein Hoffnungsstrahl eröffnet sich; die auf den Tod ermatteten Kamele werfen sich zur Erde nieder und gehorchen nicht mehr den Worten ihrer Herren. Es scheint alles aus; auch Nachtigal selbst legt sich im Schatten eines Kamels auf den Boden — um zu sterben. Aber einige Tibbus, welche sich der kleinen Karawane angeschlossen hatten, eilten weiter, kehrten am Abend zurück und brachten Wasser! Wasser aber bedeutete neue Kraft, Wasser war das Leben!

So war also Nachtigal wirklich in dem berüchtigten Tibesti angelangt. Was will er hier, was konnte den Verwegenen

zu uns führen, fragten sich die Tebbus. „Es zweifelten wenige daran, daß ich nach meiner Ankunft durch Zauberei oder ähnliche christliche Beschäftigungen den Untergang des Landes herbeiführen würde, daß irgend eine Pest oder ein allgemeines Viehsterben meiner Reise folgen werde, wie der Schweif dem Kometen. Die Civilisiertesten aber waren überzeugt, daß ich nur gekommen sei, um das Gold, das eine Therme (heiße Quelle), deren sie sich erfreuen, enthalten sollte, mit eigenen Augen zu sehen und um dann meine Landsleute zur Besitzergreifung ihres herrlichen Landes herbeizulocken. Daher denn auch ihre Furcht vor mir und ihr Haß gegen mich.“

Furcht und Haß hinderten die braven Leutchen aber nicht, den deutschen Forscher bis aufs Hemd — fast in der wörtlichen Bedeutung des Wortes — auszuplündern. Gegen die Hingabe seiner ganzen Habe erkaufte Nachtigal sich den zweifelhaften Schutz eines gewissen Arami und setzte sich dadurch immerhin in die Lage, die Erforschung des Landes weiter fortzusetzen. Dann lebte er einem Gefangenen gleich in der Hauptstadt Bardai: Kranke, die er geheilt, spuken ihm ins Angesicht, die Kinder versuchen den Wehrlosen zu steinigen, Hunger und Durst, die nagende Sorge um die Zukunft untergraben seine Gesundheit. Endlich gelingt es ihm, sich mit wenigen Begleitern dem ungastlichen Lande durch die Flucht zu entziehen.

„Meiner Kamele und aller Habe beraubt, mit kaum halb hinreichender Dattelprovision versehen und abgeschwächt durch den erlittenen Hunger wagte ich eine dreiwöchentliche Reise durch wüste Gegenden anzutreten. Zweimal dem Verdurstungstode nahe und während der letzten fünf Tage vor der Erreichung des ersten bewohnten Ortes von Fezzan ohne alle Spur von Nahrung, bei einer täglichen Promenade von zehn bis zwölf Stunden, unterlag doch niemand von uns den Anstrengungen und Entbehrungen, und ich hatte die Freude, alle meine schwärzlichen Begleiter, unglückliche Opfer geographischer Gelüste, wieder nach Mursuk zurückführen zu können . . . Trotz unserer unsäglichen Leiden mußte ich, als die Hoffnung auf Rettung wuchs, zuweilen über den Anblick unserer Fußkarawane lachen. Ali und Jaad, zwei meiner Diener, in adamitischer Einfachheit gekleidet (oder vielmehr nicht gekleidet), mit Wasserschläuchen auf den Schultern; der ernste würdige Gatroni, mein ganzes Gepäck auf dem Rücken, und seinem Alter und seiner höheren Stellung entsprechend, sich eines langen, wenn auch lückenhaften

Hemdes erfreuend; Guiseppe Valpreda, mein piemontesischer Diener, mit kranken Füßen sich mühsam dahinschleppend und den Mangel der notwendigsten Kleidungsstücke durch ein Paar Wasserstiefeln ersetzend, die vergeblich sich einem kurzeu Flanellhemde zu nähern bemüht schienen; endlich ich selbst, barfuß, die Beine mit einigen leinenen Fetzen umwickelt, die obere Körperhälfte in einen Pariser Sommerpaletot gehüllt und das Haupt bedeckt mit einem pilzartigen Gebäude, das die Engländer für ihre indischen Offiziere gegen den Sonnenstich erfunden haben. So wankten wir dahin, bei nächtlicher Weile, da unsere Schwäche und der geringe Wasservorrat uns verhinderten, uns dem Feinde des Wüstenwanderers, der Sonne, auszusetzen. Spätestens morgens neun Uhr krochen wir in den Schatten einiger Steine, jede unnütze Bewegung, also jede unnütze Verdunstung vermeidend, um ungefähr um fünf Uhr nachmittags unseren sauren Weg fortzusetzen. Als am fernen Horizont endlich nach wochenlangen Leiden eine grüne Linie, die Palmen Fedzerris, erschien, füllten sich meine Augen mit Thränen."

Im Oktober 1869 war Nachtigal nach Mursuk zurückgekehrt, im Frühjahr 1870 bot sich ihm endlich die ersehnte Gelegenheit, seinen eigentlichen Auftrag auszuführen. Diesmal durchquerte er die Sahara im stattlichen Aufzuge: hoch zu Roß, mit liebendem Auge neun musterhafte „Wüstenschiffe" bewachend, die des Königs Geschenke trugen, und 25 Marokkaner als Leibgarde. Am 6. Juli wurde das vorläufige Endziel Kuka, die Hauptstadt des Bornureiches, glücklich erreicht, und Nachtigal konnte die königlichen Gaben an den Scheich Omar übergeben. „Ich überreichte in stattlichem Gehäuse den kunstvoll geschriebenen Brief König Wilhelms, und mußte denselben nochmals laut vorlesen, während der Scheich seinen Inhalt aus der arabischen Übersetzung studierte. Mittlerweile entwickelte mein Diener Guiseppe die anderen Gegenstände aus den Kisten, und zunächst ging glänzend aus ihnen der Thron, der Glanzpunkt der Sendung, hervor. Die Bewunderung des kostbaren Armstuhls war rückhaltslos. Darauf produzierte Guiseppe die großen Bildnisse des Königs, der Königin und des Kronprinzen; die Porträts erfüllten den Scheich mit Stolz und imponierten ihm als reiche Zierde seines großen Ratssaals. Auch die sechs Zündnadelgewehre hatten bedeutenden Erfolg, ein Harmonium hatte leider seine Funktionen eingestellt, aber Guiseppe klebte und kleisterte so lange an ihm herum, bis es sich hinlängliche Töne entlocken ließ. Musikmaschinen sind hier stets ihres Erfolges sicher. Von den übrigen Dingen

wurde noch eine goldene Taschenuhr und ein Fernrohr inspiziert; der Rest von Samt, Seide und Tuchen indessen unentfaltet wieder in die Kisten gethan."

Kuka wurde nun auf lange Zeit gleichsam die Centralstation Nachtigals, von der aus er, dank der Unterstützung des Scheich Omar, in leidlicher Sicherheit, wenn auch unter oft namenlosen Anstrengungen, die Nachbarländer besuchen und erforschen konnte. Im Frühjahr 1871 ging er nach Kanem und Borku. In Gesellschaft einer räuberischen Araberhorde durchlebte er lange, entbehrungsreiche Monate; der Same von Akresch, einer Grasart, bildete als Getreide behandelt bisweilen seine einzige Nahrung, und wenn einmal ein krankes Kamel geschlachtet wurde, so begrüßte er das Fleisch desselben als eine hochwillkommene Gabe. So groß aber die Entbehrungen waren, so brachte diese Exkursion der Wissenschaft doch große Vorteile: sie zeigte Nachtigal, daß der Bahr-el-Ghasal zur Regenzeit ein Abfluß des Tschadsees nach Nordosten sei.

Im Januar 1872 nach Kuka zurückgekehrt, fand er hier Briefe und Zeitungen aus der Heimat vor, die ersten Nachrichten über den gewaltigen Entscheidungskampf, den inzwischen Deutschland gegen Frankreich sieg- und glorreich zu Ende geführt hatte. „Welche Überlegenheit, welch besonnener Ernst und männliche Pflichttreue auf deutscher Seite!" schrieb er in jenen Tagen einem Freunde. „Welche Hohlheit, welche Selbsttäuschung, welcher Leichtsinn auf der anderen Seite. Jetzt wo der Sieg dem Rechte zufiel, habe ich nur den einen Wunsch, einen dauernden europäischen Frieden aus all dem hervorgehen zu sehen." Er selbst plante bereits wieder eine neue Unternehmung und fügte daher hinzu: „Ich will wenigstens beweisen, daß ich vor keiner Entbehrung und vor keiner Gefahr zurückschrecke, um mich in meinen bescheidenen Projekten meinem glorreichen Vaterland würdig zu erweisen."

Nachtigal hatte beschlossen, den südlicheren Sudanstaat, Bagirmi, zu besuchen. Er erhielt vom Scheich Omar einen Empfehlungsbrief an den dortigen Sultan, lieh sich, da seine Mittel zur Neige gingen, hundertfünfzig Mariatheresiathaler (bekanntlich die einzige gangbare Münze im inneren Afrika) von einem Kaufmann aus Tripolis, kaufte Waren ein und rüstete eine kleine Karawane aus. Ende Februar 1872 brach er auf und erreichte glücklich die Hauptstadt Mosu, wo ihm bei dem Sultan Mohammedu, mit dem angenehmen Beinamen Abu Sekin „Vater des Messers", eine verhältnismäßig gute Aufnahme zu teil wurde. Höchst spaßhaft schildert Nachtigal,

wie sich seiner ersten Audienz bei dem gestrengen Herrscher eine ernste Schwierigkeit entgegenstellte: man durfte nämlich nur barfuß vor dessen Thron erscheinen, und erst nach langen Beratungen wurde dem Weißen gestattet, wenigstens seine Strümpfe anzubehalten, die in Bagirmi etwas ganz Neues waren und ungemessenes Erstaunen erregten.

Aber Sekin lag damals in Fehde gegen einen Gegenkönig, der ihn im Besitz seiner Herrschaft ernstlich bedrohte. Bald nachdem Nachtigal in Mosu eingetroffen war, zog der König ins Feld, und jener schloß sich ihm um so lieber an, als der Kriegszug nach dem noch ganz unerforschten südlichen Bagirmi führte. Der Kriegszug? Ach nein, es war mehr ein Räuberzug großen Stils, eine fürchterliche Sklavenjagd, in welcher die Menschenleben als nichts galten. Es waren ja „nur Heiden", welche die Muhamedaner überfielen, und wenn diese Heiden, wie z. B. die Bewohner der unabhängigen Stadt Koli es gar wagten, sich tapfer zu verteidigen, so spielten sich die entsetzlichsten Greuelscenen ab — ein Abschlachten im großen, dessen Resultat war, daß eine glückliche und wohlhabende Stadt vom Erdboden verschwand und daß der König einige hundert Sklaven und Sklavinnen mehr besaß. „Traurig ritt ich," schreibt Nachtigal, „an den Leichen der Gefallenen vorüber über die Stätte des verbrannten Orts, auf der die Beweise eines unmenschlichen Heroismus, wie ihn nur die höchste Verzweiflung in den Frauen von Koli hervorgerufen haben konnte, das Herz des Beschauers zusammenschnürte. Siebenundzwanzig halbverbrannte Leichname von Säuglingen zählte ich dort, die von ihren eigenen Müttern einem gewaltsamen Tode überantwortet waren, um sie vor dem fast sicheren langsamen Untergang, der ihrer im Kriegslager der Feinde erwartet haben würde, oder vor langer Sklaverei zu bewahren." Vergebens suchte Nachtigal die Schrecken dieser fürchterlichen Mordzüge zu mildern — kaum daß er hier und dort mit seiner ärztlichen Kunst erfolgreich einzugreifen vermochte.

Der Reisende sehnte sich jetzt nach der Rückkehr zu dem menschenfreundlicheren Scheich Omar. Der König von Bagirmi wollte ihn aber nicht ziehen lassen. Er sandte ihm als Geschenk Sklaven auf Sklaven, und als Nachtigal diese „verzehrenden Gaben" stets ablehnte, endlich als höchsten Trumpf eine seiner eigenen Frauen in kostbaren Gewändern. „Die Damen des königlichen Harems sind weit hübscher als ihre Nachbarinnen in Bornu, schlank und hoch gewachsen, von viel regelmäßigeren und feineren Zügen; wenn sie

lachen, läßt der wohlgebildete Mund zwei Reihen weißer Zähne sehen. Ihre Augen sind meist lebhaft und Grübchen in den Wangen sind nicht selten.“ Natürlich schickte Nachtigal auch dies letzte Geschenk zurück und drang um so mehr auf die Erlaubnis zur Abreise, als er sich schwer krank fühlte und fürchtete, bei einem längeren Verweilen in den feuchten, ungesunden Gegenden dem Tode nahe zu kommen. Er sprach dies seinem königlichen Gastfreund gegenüber auch aus, der hohe Herr erwiderte aber höchst philosophisch, es könne dem Fremden doch, wenn er in der That dem Tode verfallen sei, gleichgültig sein, ob er hier bei ihm oder in Kuka sterbe, da er sein fernes Vaterland ja doch nicht mehr erreichen werde.

Endlich konnte die Rückreise angetreten werden, aber ihre Schrecknisse übertrafen womöglich noch alles bisher Erlebte. Sklaven, deren Kräfte durch mangelhafte Nahrung und übermäßige Strapazen erschöpft waren und die trotz erbarmungsloser Peitschenhiebe sich nicht weiter schleppen konnten, wurden zur Warnung für die übrigen abgeschlachtet, wie Tiere. Einmal kam Nachtigal gerade dazu, wie einer der Muhamedaner sein bluttriefendes Messer abwischte und melancholisch bemerkte, daß „diese Heiden keine Treue und keinen Glauben kennen und daher an ihnen kein Gewinn zu machen sei.“ Wie kaum ein anderer Europäer hat Nachtigal alle Schrecken der centralafrikanischen Sklavenjagden und vor allem der Sklavenkarawanen kennen gelernt: „Man ziehe einmal die Straße nach Bornu und schaudere,“ schreibt er einem Freunde. „Im allgemeinen dürften Kamelknochen allerdings vorwalten, aber stellenweise erfahren dieselben eine bedenkliche Konkurrenz von den Resten durch Hunger, Durst und Anstrengung dahingeraffter Menschen. Den verhältnismäßig kräftigen Sklaven sucht man zu stärken und zum Ziele zu führen; doch dem sichtlich dem Untergang Verfallenen blüht kein menschliches Rühren, keine Hilfe, keine Rettung. Fern von Heimat und Trost sinkt er endlich um, langsam verschwindet am Horizont derjenige, der ihn der Heimat entriß, und still wie die grausige Einöde, die ihn umgiebt, schwindet allmählich seine Lebenskraft dahin, bis die glückliche Bewußtlosigkeit ihn der Verzweiflung entringt.“ Wann wird diese Barbarei einen Abschluß finden?!

In den ersten Septembertagen 1872, nach namenlosen Strapazen, erreichte der Reisende endlich das gastliche Kuka, fand bei Scheich Omar, wie stets, auch diesmal wieder die freundlichste

Aufnahme und sammelte Kräfte zur Ausführung neuer Unternehmungen.

Er wollte in die Heimat zurückkehren, aber nicht etwa auf dem nächsten Wege über Tripolis, den er gekommen war, sondern über Wadai und Ägypten: es war ein Plan, der, wenn seine Ausführung glückte, wahrlich alle seine bisherigen Reisen an Kühnheit und Großartigkeit weit übertraf und gewissermaßen ihr würdigste Krönung bilden mußte.

Wadai, der große Sudanstaat östlich des Tschadsees, ist ein verrufenes, gefürchtetes Land. Bisher war es nur einem einzigen Europäer, dem deutschen großen Forscher Eduard Vogel, gelungen, es zu erreichen; er hatte sein Wagnis aber mit dem Tode bezahlt, da der Sultan ihn im Februar 1856 hinrichten ließ. Ein anderer Reisender, Moritz v. Beurmann, der ausgesandt worden war, um Vogels Schicksal zu erforschen, war ermordet worden, nachdem er kaum die Landesgrenze berührt hatte. Inzwischen hatte allerdings ein Thronwechsel in Wadai stattgefunden, und der neue Sultan Ali galt als ein weniger blutdürstiger, verständigerer Herrscher, trotzdem warnte jedermann in Bornu unseren mutigen Freund vor der Reise nach dem Nachbarlande, sie sei der gewisse Tod.

Nachtigals Wissensdrang trieb ihn indessen mit Unwiderstehlichkeit zu dem Wagnis. Im Herbst 1872 meldete er von Kuka aus seinen deutschen Freunden, daß er Anfang nächsten Jahres nach Wadai aufzubrechen fest entschlossen sei. Dann blieb zwei lange, bange Jahre hindurch jedwede Nachricht von ihm aus; man gab bereits die Hoffnung auf, ihn je wiederzusehen. Im August 1874 aber kam plötzlich aus Khartum, der Hauptstadt des damaligen ägyptischen Sudans, die frohe Kunde, daß Nachtigal wohlbehalten dort eingetroffen sei: sein kühner Plan war in fast wunderbarer Weise geglückt.

Ja kühn war dieser Plan — und kühn war seine Ausführung gewesen.

Im Jahre 1866 hatte Gerhard Rohlfs den letzten Versuch gemacht, auf seiner großen nordafrikanischen Expedition nach Wadai vorzudringen und zu diesem Zweck vorher durch einen Brief die Gastfreundschaft des Sultans erbeten, die dieser kurzweg mit der Erläuterung ablehnte: „er könne und wolle ihn nicht beschützen." Dieser Umstand war Nachtigal bekannt, hatte ihn indessen nicht nur nicht abgeschreckt, sondern ihn nur bestimmt, ohne jede vorherige Anmeldung in Eilmärschen von Kuka aus, unter dem Schutz

eines gewöhnlichen Kaufmanns, bis in das Herz von Wadai zu reisen; er wollte sich keiner abschlägigen Antwort seitens des Sultans aussetzen. Den einzigen Schatz, den er bei sich führte, war ein Empfehlungsschreiben Scheich Omars — wie wenig Wert aber auch dieses hatte, das sollte er nur allzubald erfahren.

Erst drei Tagemärsche von Abeschr, der Hauptstadt Wadais, wurde Halt gemacht und ein Eilbote an den Sultan abgesandt, um ihm die Ankunft Nachtigals und dessen Absicht, ihn zu besuchen, zu melden. Zunächst gab der Herrscher gar keine Antwort, schickte aber nach einiger Zeit einen Abgesandten mit dem Befehl, Waffen und Pferde auszuliefern. „Seine Waffen pflege er niemals abzuliefern," entgegnete Nachtigal, „und ein Pferd habe er dem Sultan zwar als Geschenk mitgebracht, wünsche ihm dasselbe aber persönlich zu übergeben." Darauf setzte er seinen Weg fort und nahm in der Hauptstadt bei seinem Gastfreunde, den Kaufmann, der ihn nach Abeschr geführt, ohne weiteres Wohnung. Nach einigen Tagen sandte der Sultan eines Morgens um drei Uhr einen Sklaven mit der Weisung, Nachtigal solle sofort mit seinem trefflichen Gewehr, von dem er gehört habe, zu ihm kommen, um auf dem Hofe seines Palastes Proben von der Güte der Waffen abzulegen. Der Reisende erwiderte kühl, der König habe ja jedenfalls selbst Schützen und Gewehre genug; er sei übrigens gekommen, um ihn und sein Land kennen zu lernen, nicht aber, um ihm etwas vorzuschießen. Wieder vergingen mehrere Tage, während derer Nachtigal nicht wagte sich außer dem Hause sehen zu lassen. Dann ließ der Sultan ihn endlich förmlich zur Audienz abholen.

Unter Thränen nahm sein braver Gastfreund, nahmen seine Diener Abschied von dem kühnen Mann: sie hielten seine Hinrichtung für unmittelbar bevorstehend. Im Palast angelangt, wurde er in eine Vorhalle geleitet, die von dem eigentlichen Audienzsaal durch einen vom Dach bis auf die Erde herabhängenden Teppich getrennt war. Eine größere Anzahl Bittsteller hatte sich in dem Raum bereits versammelt. Kaum war Nachtigal aber eingetreten und hatte sich zu ihnen gesetzt, so standen sie auf und hockten sich an der entgegengesetzten Wand wieder nieder: auch sie betrachteten ihn bereits als einen dem Todesurteil Verfallenen und wollten jede nähere Berührung mit ihm vermeiden.

„Zweimal habe ich in Afrika, außer den Verdurstungsnöten, geglaubt, dem Tode unmittelbar ins Antlitz zu schauen," erzählte Nachtigal selbst über jene gefährlichen Augenblicke. „Das erste

Mal bei meinem nächtlichen Einzug in Tibesti; damals befiel mich eine Art Wut, ich machte mich schußfertig in der Absicht, da ich doch nun einmal sterben müsse, mein Leben wenigstens so teuer als möglich zu verkaufen. Diesmal glaubte ich allerdings ebenso ernstlich, daß meine letzte Stunde gekommen sei. Wehren konnte ich mich nicht, und so machte ich mich jetzt fertig, wenigstens anständig zu sterben; denn nichts gilt in jenen Ländern für verächtlicher, als sich im letzten Augenblick feige zu benehmen.

Wer an die Reihe des Erscheinens vor dem Sultan kam, mußte auf allen vieren unter dem Teppichvorhang zwischen Vorhalle und Audienzsaal hindurchkriechen. Als ich an der anderen Seite auftauchte, beobachtete ich verstohlen das Antlitz des Gefürchteten; ich glaubte weniger Grausamkeit als Strenge, verbunden mit einem hohen Grade von Intelligenz, darin zu entdecken. Dies gab mir einen Funken von Hoffnung, und nachdem ich, auf den Knieen liegend, den Kopf tief auf die Erde geneigt, unter Zusammenschlagen der Hände die vorschriftsmäßige Begrüßungsformel gemurmelt hatte, wartete ich die Anrede Sultan Alis nicht ab, sondern nahm allen meinen Mut zusammen, sah ihm ins Gesicht und rief: „In meinem Lande kniet man nur vor Gott, nicht vor Menschen!“ Zu meinem Erstaunen brach Ali nicht in Zorn aus, sondern antwortete: „So stehe auf und setze dich zu mir.“ Von diesem Augenblick an hatte ich gewonnenes Spiel. Nur einmal noch grollte der Donner. Der König fragte mich, woher ich komme; voller Freude übermachte ich ihm die Grüße Scheich Omars und wollte mein Empfehlungsschreiben hervorziehen. Er winkte mir jedoch entschieden mit der Hand ab: ‚Laß den Brief nur stecken, was wird da weiter darin stehen, als daß ich dich nicht umbringen soll? Ich allein bin Herr in meinem Lande und wenn ich dich nicht töte, so thue ich es, weil ich es nicht will, nicht aber weil Scheich Omar darum bittet.‘ Nach dieser Audienz durfte ich zu meinem überraschten und erfreuten Gastfreunde zurückkehren und stand fortan unter Sultan Alis Schutz.“

Auch in der Folge kam Nachtigal mit dem äußerst intelligenten, jungen Fürsten vortrefflich aus. Derselbe unterstützte ihn auf jede Weise, erleichterte ihm die Erforschung des Landes, indem er seine Behörden überall anwies, dem Fremdling mit Rat und That zur Seite zu stehen. Fast neun Monate weilte Nachtigal in Wadai, das Reich von der Hauptstadt aus nach allen Richtungen hin durchstreifend, und als er Abeschr endlich Mitte Januar 1874

für immer verließ, gab ihm sein königlicher Freund außer den besten Segenswünschen noch ein wertvolles Empfehlungsschreiben an den Sultan von Dar For mit, das ihm demnächst dort bessere Dienste leistete, als seiner Zeit das Schreiben Scheich Omars. Über Dar For wandte er sich nach Kordofan, wo damals — vor dem unseligen Mahdistenaufstand — noch ägyptische Garnisonen lagerten, wo er Post und Telegraph, die Verbindung mit der Civilisation, vorfand und die erste Kunde von dem glorreichen Abschluß des deutsch-französischen Krieges, von der Neugründung des deutschen Reichs unter Kaiser Wilhelm, erhielt. Wenige Wochen später erreichte er Khartum am Nil.

Mit jenem echtem Humor, der ihn in keiner Lebenslage verließ, berichtete er von hier aus einem Freunde: „Meine Seele ist matt, mein äußerer Körper jedoch, welcher sich mit schmutzigbrauner Kruste überzogen hat, erfreut sich mäßigen Wohlbefindens. Ich mußte ihn hier in Khartum einige Tage im Hause eines deutschen Landsmannes deponieren, um Versuche betreffs Wiedergewöhnung an europäisches Kulturleben mit ihm anzustellen, als da sind: Essen mit Messer und Gabel, tägliche Reinigung des Körpers mit Wasser, reinliche, aber ärmliche Bekleidung ohne Parasitenzucht, Strümpfetragen, Reden in fremden Zungen, als Deutsch, Französisch, Italienisch und Biertrinken. Europäische Kleidung mußte vorläufig wegen hartnäckigen Widerstrebens seitens meiner Sudanhaut aufgegeben werden, doch die übrigen Versuche gelangen, leider bis auf das Biertrinken. Das alte Gehirn, scheint es, ist unter dem Einfluß tropischer Sonne so ausgetrocknet, daß ihm die Aufnahme selbst eines kindlichen Quantums berauschender Getränke nicht mehr gelingt.“

Von Khartum aus eilte die Kunde seiner Thaten dem kühnen, erfolgreichen Forscher voraus. In Kairo wurde er von dem Khedive festlich begrüßt, und während seines Aufenthalts hier feierte ihn die deutsche Kolonie als den Heros der modernen Afrikaforschung; in der Heimat jubelten ihm Tausende von Herzen entgegen. Seine Rückreise nach Deutschland glich einem großen Triumphzuge; als er aber in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, in feierlicher Sitzung willkommen geheißen, die erste zusammenhängende Übersicht über seine Expedition gab, schloß er mit den bescheidenen Worten, die zugleich ein schönes Zeugnis von seiner warmen und edlen patriotischen Gesinnung ablegen: „Wenn ich hier sehe, was in meiner Abwesenheit von besseren Männern für

das Vaterland geleistet worden ist, so blicke ich beschämt auf meine Reise zurück. Wie wenig es aber auch immer sei, was ich für die geographische Forschung gethan, so darf ich doch sagen, ich suchte auch in jenen fernen Ländern dem deutschen Namen, der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Mute Ehre zu machen!“

Nachtigal hatte ein Gebiet durchmessen, dessen Areal mehr als die zehnfache Größe von Deutschland besitzt; vierundzwanzig Breitegrade liegen zwischen dem nördlichsten und dem südlichsten Punkt seiner Reise, von Osten nach Westen durchschritt er zwanzig Längengrade. Er hatte Länder, die bisher hermetisch vor jedem Europäer verschlossen schienen, genau erforscht, er brachte uns eine eingehende Kenntnis von Völkerschaften zurück, die wir bisher kaum den Namen nach kannten! Als ein Unbekannter hatte er vor dreizehn Jahren die Heimat verlassen, als einer der berühmtesten Männer seiner Zeit kehrte er in das Vaterland zurück.

Und wie hatte er seine gewaltigen, staunenswerten Erfolge errungen? Er war keineswegs mit einer jener großartigen Expeditionen ausgezogen, wie sie etwa Stanley zur Verfügung standen. Seine ursprüngliche Ausrüstung war fast dürftig zu nennen, und als er an die Lösung der größten Aufgaben ging, die er sich selbst erst im Herzen von Afrika stellte, war er fast mittellos und zum großen Teil auf die Güte fremder, mehr oder minder uncivilisierter Fürsten angewiesen, deren Gunst und deren Vertrauen er sich erst erwerben mußte. Er zog nicht durch Afrika mit einem riesigen Geschwader, mit Schnellfeuerkanonen und Hunderten von Mehrladergewehren, er bahnte sich nicht unter blutigen Kämpfen mit Gewalt seinen Weg — er durchquerte den schwarzen Kontinent als ein schlichter, einfacher Reisender, dessen Waffen allein sein Mut, seine Klugheit, seine rastlose Energie und seine immer mehr sich ausbildende Kenntnis der fremden Völkerschaften, ihrer Anschauungen und Sitten, ihrer Sprache, ihrer Listen, aber auch ihrer edleren Züge waren.

Er schlug auf seinen Reisen keine Wunden, sondern er blieb auch hier der Arzt, der seinem göttlichen Beruf, Wunden zu heilen, getreu war: seinen spärlichen Vorrat an Opium und Chinin, diesen unentbehrlichsten Heilmitteln für jeden Afrikaforscher, teilte er mit offener Hand allen Leidenden aus, obschon er wußte, daß er selbst ihn später schwer entbehren würde. Er reiste nicht, um Ehre und Ruhm für seine Person zu gewinnen, sondern er suchte ausschließlich seiner Wissenschaft zu dienen. Kann es etwas Rührenderes

geben, als seine Antwort auf die Frage, warum er sich in Murzuk zu der gefährlichen Expedition nach Tibesti entschlossen habe: „Ich meinte, damit eine Lücke in der Geographie ausfüllen zu können!"

Und weil er seine Wissenschaft über alles stellte, darum verließ ihn auch unter den schlimmsten Entbehrungen, unter den entsetzlichsten Gefahren die Kraft nicht, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, darum wurden seine Reisen zu einer Fundgrube unserer geographischen Kenntnisse.

In einem großen, monumentalen Werk: „Sahara und Sudan" stellte er die Ergebnisse seiner sechsjährigen Reisen mit jener Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit zusammen, die ihn auf der Expedition selbst ausgezeichnet hatte. Er schuf damit ein wahrhaft klassisches Buch, in dem sich wissenschaftliche Sorgfalt in den Einzelausführungen mit seltener Tiefe der Auffassung und mit einer wahrhaft wunderbaren Wärme der Darstellung eint.

Mitten in der Ausarbeitung seines Reiseberichts aber wurde Nachtigal zum Kaiserlichen General-Konsul in Tunis berufen; zu jener Zeit gerade, als die französische Regierung das Land besetzte, und daher die Wahrung der deutschen Interessen eine doppelt schwierige Aufgabe war, die neben genauer Kenntnis der Verhältnisse auch einen großen Takt erforderte. So sah Nachtigal denn als hochgeehrter und hochstehender Beamter des mächtigsten Reiches der Welt die Stadt wieder, in welcher er einst, krank und fast mittellos, sich für seine großen Aufgaben so trefflich vorbereitet hatte.

Aber nur wenige Jahre blieb unser Held in seiner Stellung, die er zur vollsten Zufriedenheit ausfüllte. Eine neue Aufgabe hatte sich in der Zwischenzeit gefunden, für welche niemand besser geschaffen sein konnte, als gerade er: wir waren in die koloniale Bewegung eingetreten, Deutschland suchte sich noch in letzter Stunde einen, wenn auch kleinen Anteil an der Verteilung der Welt unter die civilisierten Völker zu sichern; vor kurzem war Kamerun und Togo in unseren Besitz übergegangen. So wurde die Wahrung der deutschen Flagge an jener Küste denn in Nachtigals bewährte Hände gelegt, und mit dem alten Geschick und der alten Pflichttreue waltete er auch hier seines Amtes, bis der schwarze Erdteil, dem er bereits einmal glücklich entronnen war, von ihm den letzten Tribut forderte.

Nach fast einjähriger, aufreibender Thätigkeit wollte er, von

schweren Fieberanfällen wiederholt heimgesucht, nach Berlin zurückkehren, da ihm vom auswärtigen Amt die wichtige Stelle des Ministerresidenten in Marokko angeboten worden war. Am 11. April 1885 verließ die „Möwe“, auf der er sich, bereits schwer krank, eingeschifft hatte, Kamerun; noch vor der Ankunft in dem Hafen von Lagos, den der Kreuzer anlaufen sollte, nahm die Krankheit eine ungünstige Wendung; die „Möwe“ berührte Lagos daher nicht, sondern gewann die hohe See, um dem Leidenden den Genuß der gesunden Oceanluft zu verschaffen. Das Wetter war gleichmäßig schön und trocken, man konnte Nachtigal unter einem freien, luftigen Zelt auf Deck lagern. Gleichwohl verschlimmerte sich der Zustand. Am 19. April erkannte er selbst die Gewißheit seines nahen Todes und diktierte seinen letzten Willen. Am folgenden Morgen verschied er im Beisein des Kommandanten und des Arztes. Das Fahrzeug befand sich zu jener Zeit 160 Seemeilen vom Kap Palmas entfernt, der Kommandant beschloß aber, die sterblichen Reste des großen Mannes nicht nach Seemannsbrauch in das Meer zu versenken, sondern ihnen die letzte Ruhestätte auf Kap Palmas zu bereiten. Und also geschah es: in den Boden des schwarzen Erdteils, aus dem ihm sein unsterblicher Ruhm erblühte, wurde er angesichts des brausenden Oceans am 21. April zur ewigen Ruhe eingesenkt, dort erhebt sich das dem Gedächtnis des großen Forschers geweihte Denkmal.

Wir aber wollen ihn nicht nur als großen Forscher ehren, der unter den Erschließern des centralen Afrikas in erster Linie steht; wir müssen auch seiner rein menschlichen Eigenschaften gedenken. Die Verbindung beider Seiten seines Seins kann uns erst ein rechtes Bild des Mannes geben.

Nachtigal war ein außerordentlicher Charakter und ein selten liebenswürdiger Mensch. Wie lauteres Gold im Feuer — sagte sein Freund Paul Güßfeld treffend in der Gedächtnisrede, mit welcher er den Verstorbenen vor der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin feierte —, so hat sein Charakter die schwere Probe des Ruhmes und der Ehren überstanden. Wie hoch er auch gestellt, wie laut ihm zugejubelt wurde: er konnte stets nur der bleiben, der er war. Äußerer Glanz blendete ihn in Europa so wenig, wie Not in Afrika ihm etwas von seiner Würde zu rauben vermochte. Dem römischen Weisen gleich trank er aus goldenen Bechern, als ob es irdene wären, und irdene handhabte er, als wären es goldene.

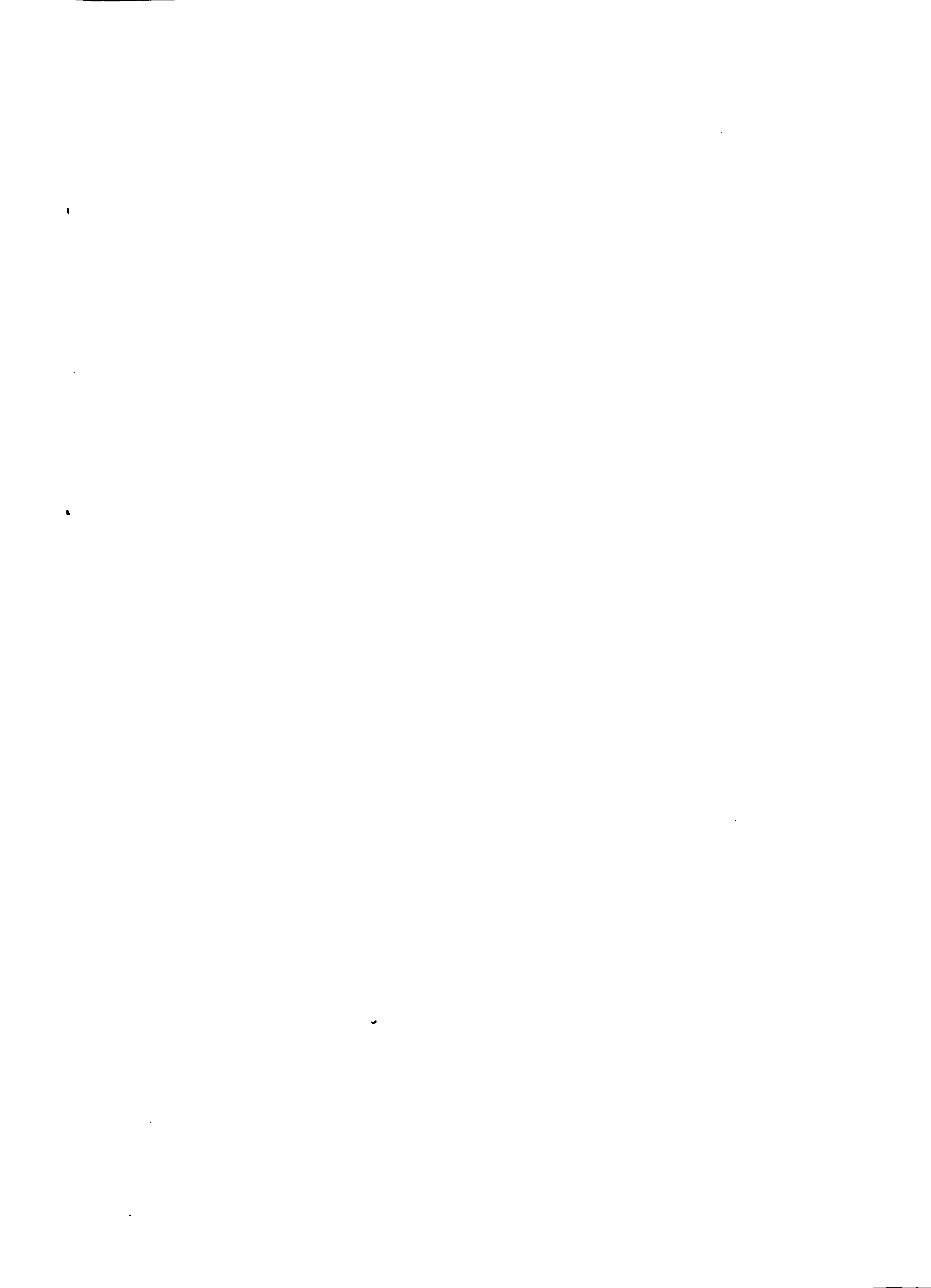
Nichts änderte sich in ihm: nur das Maß seiner Dankbarkeit wuchs; er betrachtete seine Thaten als etwas, zu dem eine höhere Fügung ihn berufen hatte. Mit dieser edlen Empfindung konnte allein seine Bescheidenheit, der eigentliche Grundzug seines Charakters, in die Schranken treten. Sie wurzelte in der Überzeugung, daß die Erfolge des Reisenden oft an zarten Fäden hängen, an Fäden, die nur zu leicht zerschnitten werden können durch den bösen Willen eines einzelnen, von tückischer Krankheit, von Hungersnot, von Wassermangel oder dem Fehlen der Transportmittel. Auch ihm waren diese Fäden mehr als einmal durchschnitten worden. Immer wieder gelang es dem Genie seiner Beharrlichkeit, die zerrissenen Stücke wieder zu verknüpfen, aber seinem ergebenen Sinn erschien stets als gütiges Geschick, was doch vornehmlich ein Erfolg seiner moralischen Kraft war.

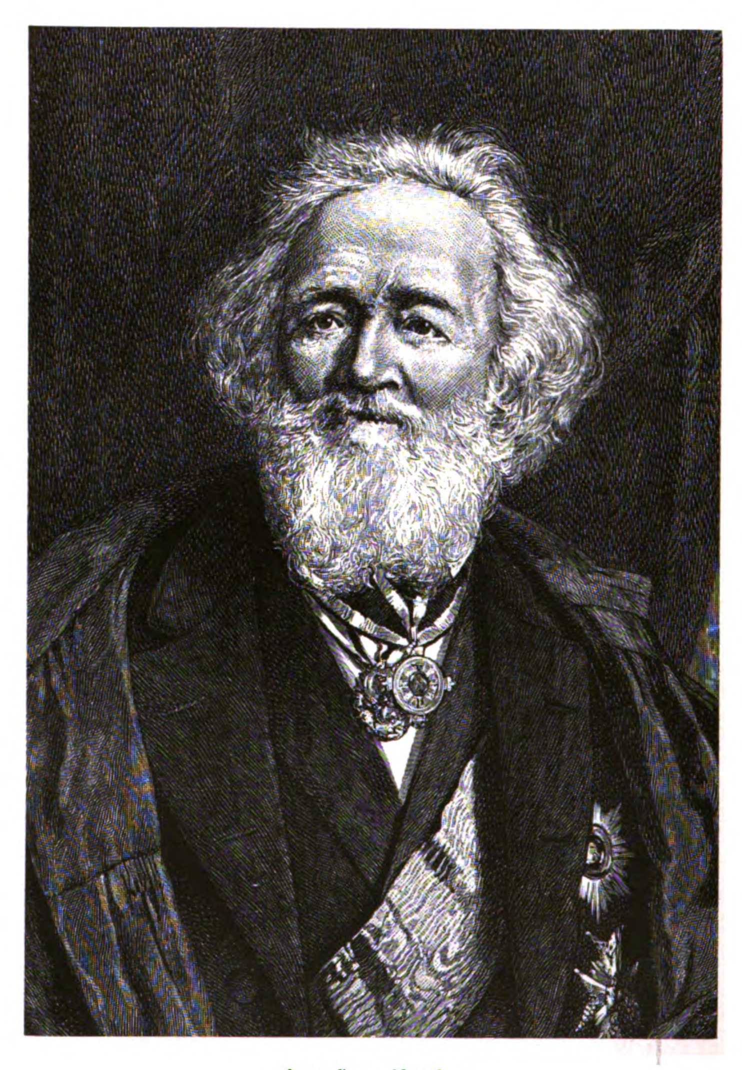
So ungebrochen sein Geist aus der langen Forschungsreise hervorgegangen war, so wenig war in ihm die Lust erstorben, ein froher Mensch mit frohen Menschen zu sein. Er, der in Afrika gelernt hatte, alles zu entbehren, zeigte in Europa, daß er sich an allem erfreuen konnte.

Alles Lebende schien seine Sympathie zu erwecken. Besonders rührend war seine Liebe zu Tieren. Hatte er doch selbst in Tibesti, angesichts des Verhungerns, nicht vermocht die angeschlagene Büchse loszudrücken, nur weil der aufs Korn genommene Pavian ihn anblickte. Es ist bekannt, daß Nachtigal während des ganzen Verlaufs seiner Reisen nicht einen einzigen Schuß abgefeuert hat. Diese Thatsache ist äußerst charakteristisch für ihn; sie beweist, daß weder Not noch grauenvolle Ereignisse die zarte Besaitung seiner Seele zerstören konnten. —

Seine Großthaten waren von Leiden und Entbehrungen begleitet gewesen, die nur *seine* Pflichttreue überwinden konnte. Und getreu seiner Pflicht ist er im Dienst seines geliebten Vaterlandes gestorben.

Der einsame Denkstein am Kap Palmas mahnt uns an eine reine, an eine große Seele! Gustav Nachtigal war einer von den Männern, welche nimmer zu vergessen das deutsche Volk sich selbst schuldig ist.





Leopold v. Ranke.

Nach dem Gemälde von Fritz Hummel.

Leopold von Ranke.

Der Altmeister deutscher Geschichtsforschung.

Erst in unserem Jahrhundert kann man von einer deutschen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung sprechen, die „Historiographie“ ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Im Mittelalter lag die Geschichtsschreibung in den Händen der Geistlichen und Mönche, etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts hatten dann zwar auch die Gelehrten, zumal die Rechtsgelehrten, sich ihr zu widmen begonnen, aber sie alle waren und blieben wenig mehr als kritiklose Sammler, welche ihre Aufgabe nur darin sahen, einen großen Wust von wahren und falschen Nachrichten in dickleibigen Bänden aufzuspeichern.

Es fehlte unserem Volk und seinen Gelehrten an dem wahren historischen Sinn. Die tiefen Erschütterungen des unheilvollen dreißigjährigen Krieges, welcher Deutschland an den Rand des gänzlichen Verderbens brachte, dann die geistige Abhängigkeit, in welche unser Vaterland dem Ausland, zumal Frankreich, gegenüber trat, hatten das nationale Empfinden ertötet. Erst mit dem Auftreten, erst durch die Großthaten Friedrich des Großen erhielt das deutsche Nationalbewußtsein wieder eine feste Grundlage und damit auch das Interesse für die Geschichtsschreibung die erforderliche Vertiefung. Ein geistvoller Mann sagte einst: „Unser historischer Stil hat sich in dem Verhältnis gebessert, als sich der Name Preußens auszeichnete und uns unsere eigene Geschichte wieder wichtiger und werter gemacht hat.“ Das ist vollkommen richtig: die Regierung Friedrichs des Großen, dann die Befreiung vom Joch der Napoleonischen Herrschaft, die kühne Erhebung der Befreiungskriege gaben der Geschichtsschreibung ein festes Fundament, auf dem sie sich als breit und hoch ausgebautes Gebäude erheben sollte. Und nun bildete nicht mehr das Geschehnis an sich die Hauptsache in jeder geschichtlichen Darstellung, man begnügte sich nicht mehr damit, Kriege zu beschreiben und politische Ereignisse lediglich nach Jahr, Tag und Stunde für die Nachwelt aufzubewahren; man suchte vielmehr nach den treibenden Ursachen jeder

Handlung, man zog die Kultur- und Sittengeschichte in den Bereich der Schilderungen, man begann überall auf die Quellen zurückzugreifen. Zum erstenmale bemühte man sich ernstlich, die Fabel von der Wahrheit zu trennen, Irrtümer und Unrichtigkeiten auszumerzen; zum erstenmale schrieb man Geschichte, indem der Historiker nicht mehr von seinem persönlichen Standpunkte aus und nicht mehr mit den Anschauungen seiner Zeit urteilte und berichtete, sondern sich derart in die Vergangenheit hineinzuleben suchte, daß er deren Begebnissen wie ein Zeitgenosse gegenüberstand.

So verband sich die Geschichtsforschung mit der Geschichtsschreibung. Jene sammelt die Thatsachen aus den möglichst besten Quellen, prüft sie und sichtet sie kritisch; diese ordnet die Ergebnisse der historischen Forschung, vereinigt sie zu einem möglichst der Wahrheit entsprechenden Gemälde von künstlerisch schöner Form.

Als den ersten deutschen Historiker großen Stils darf man wohl den berühmten Barthold Georg Niebuhr bezeichnen, dessen im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts erschienene, leider unvollendete „Römische Geschichte“ im Sinn der obigen Ausführungen geradezu bahnbrechend wirkte. An ihn schlossen sich Dahlmann und Pertz in ihren Darstellungen aus der Zeitgeschichte, von Raumer in seinem großen Werk über die Hohenstaufen würdig an, während andere Männer, wie Schlosser und Becker, auf der Grundlage der ernsten Forschungen jener Gelehrter in populärer Weise ihre umfassenden Weltgeschichten aufbauten.

Der weitaus hervorragendste unter allen deutschen Historikern aber ist Leopold von Ranke — an seinen Namen knüpft sich der Beginn einer neuen Epoche der deutschen Geschichtswissenschaft.

Deutschen Pfarrerfamilien entstammen außerordentlich viele bedeutende Männer; auch Leopold von Ranke zählt zu diesen.

„In dem kleinen thüringischen Städtchen Wiehe,“ so berichtet er selbst, „in einem von den Vorfahren ererbten Hause, wurde ich am 21. Dezember 1795 geboren. Der Vater gehörte einer alten Familie an, die wir aber nur bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts genau verfolgen können. Die Vorfahren, die uns bekannt sind, waren alle Geistliche, meist in der Grafschaft Mansfeld.

Unser Stammvater war Israel Ranke, Pfarrer in Bornstedt, einem ansehnlichen Dorfe unfern Eisleben, das von Bauern und Bergleuten bewohnt wird, nahe den Ruinen einer Burg der alten Grafen von Mansfeld, von der ein stattlicher Turm erhalten ist. Mein Vater, Gottlob Israel Ranke, war, nicht ganz zur Zufrieden-

heit des Großvaters, auf der Universität Leipzig von der theologischen zur juridischen Fakultät übergegangen, und hatte sich schließlich als praktischer Jurist in Wiehe niedergelassen, wo ihm von seiner früh verstorbenen Mutter ein Haus und ein kleines Landgut zufiel. Seine Thätigkeit war zwischen Bewirtschaftung dieses Besitzes und juristischen Geschäften geteilt. Er machte keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, war schlicht und einfach in seinen Sitten, von unerschütterlicher gläubiger Religiosität, wie er denn zuweilen bereute, nicht auch Pfarrer geworden zu sein; dabei jedoch ein Mann, der in seiner Bildung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörte, der Aufklärung nicht abhold. Auch uns wies er gern über die Schranken der Schule hinaus auf das Leben an; er forderte uns auf, fremde Sprachen zu lernen, auch die neueren, von denen jedoch ihm selbst keine Kunde beiwohnte. Seine vornehmste unermüdliche Sorgfalt war der Familie gewidmet, die ihm allmählich aus einer gesegneten Ehe erwuchs.

Meine Mutter war sinnvoll, geistig angeregt, nicht ohne einen gewissen poetischen Anflug, der dem Vater fremd war, sehr gutherzig und überaus fleißig, unermüdlich thätig für die wachsende Familie. Noch lebte der Großvater im Haus, dessen letzte Jahre sie durch Fürsorge und ihre jugendlich schöne Erscheinung erheiterte. Er war der Meinung, daß Gott sie eigentlich für ihn ausgesucht und ihm zugeschickt habe, mehr noch als für den Sohn. Er war mein Taufpate.

Von eigentümlicher Merkwürdigkeit war der Zustand der kleinen kursächsischen Stadt, der wir angehörten. Sie war der Accise (städtischen Steuer) wegen mit drei Thoren geschlossen, sehr klein, auch auf eine kleine Flur beschränkt. Den Kern des städtischen Gemeinwesens bildeten einige alte Familien, die von den Ratmannen, welche aus früherer Zeit erwähnt werden, stammen mochten. Damals trieben sie hauptsächlich Ackerbau, den sie mit kleinen bürgerlichen Gewerben verbanden; so gab es ‚Köhler hinter dem Rathause‘, ‚Köhler in der Straße‘, diese uns gegenüber. Sie hatten beide kleine Kramläden; der erste besuchte die Leipziger Messe, natürlich zu Fuß, und holte seinen Bedarf daher. Besonders machten mir die ältesten Mitglieder dieser Familien vielen Eindruck; namentlich war da der alte Vater ‚Bremer an der Kirche‘, welcher den Ruf hatte, in sonst unheilbaren Krankheiten helfen zu können. Mir hat man versichert, daß er mich selbst durch eine Art von Besprechung einst vom Tode gerettet habe. Die Frau Köhler, von

der ich häufig ein Lot Kaffee herüberholte, soll eine besondere Zuneigung zu mir gehabt haben. Einst fand man mich in ihren Armen beinahe erdrückt und riß das schreiende Kind mit Mühe von ihr los. Sie war bereits halb wahnsinnig und hat sich die Nacht darauf die Kehle abgeschnitten. Manches Dunkle und Geheimnisvolle hatten überhaupt diese alten Familien; in ihnen lebte neben den Erinnerungen an das sächsische Kaiserhaus auch das Andenken der Grafen von Rabenswald, einer Burg, von der sich mitten im Holz auf dem Berge noch Ruinen finden. Da sollte die alte Gräfin umgehen, den Kopf unter dem Arme, ein Schlüsselbund an der Seite, denn sie sei sehr haushälterisch gewesen. — Auf diesem dunklen Hintergrunde erhob sich jedoch ein sehr heiteres Leben und Treiben in der kleinen Stadt. Ein eigentümliches Gepräge giebt ihr ein munterer Bach, der mitten hindurchläuft, dann, aus dem Schloßteich verstärkt, Mühlen treibt und durch das Ried nach der Unstrut rinnt. Um den Bach bei seinen Übergängen sammelten sich an den Sommerabenden die Menschen; das Vieh, das eine jede Haushaltung hielt, wurde hereingetrieben, die Pferde, die vom Acker kamen, in die Schwemme am Teich geritten. Es gab vier Jahrmärkte — denn das Städtchen bildete zugleich den Mittelpunkt für die umliegende Landschaft — wo sich fremde Handelsleute und zugleich die Bauern von den Dörfern her einfanden, die Familien aus der Nachbarschaft ihren Besuch machten, um die nötigen Bedürfnisse für die nächste Zeit einzukaufen. Dem Vater waren sie wegen der Ausgaben, die sie verursachten, nicht sehr angenehm; desto mehr den Kindern, die etwas Neues sahen und einen Festtag hatten.

Zu der Bürgerschaft gehörten der Oberpfarrer, der Diakonus, der Rektor der Schule, der Kantor. Es waren die drei ersten nicht ganz unbedeutende Männer. Eine andere Klasse bildeten die Juristen. Der Advokat, schlechthin so genannt, hieß Ockart, war wahrscheinlich der beste Kopf in der Stadt, aber streng und abstoßend; den Kindern flößte er eine gewisse Furcht ein. Das Gericht in der Stadt wurde von dem Stadtschreiber, einem kleinen verwachsenen Manne, verwaltet. Er war der allgemeine Hausfreund, ein guter Ratgeber und gewiegter Jurist. Nicht immer zwischen den Männern, aber zwischen den Frauen war ein vertrauliches Verhältnis, das sich dann weiter auf die Häuser der Ärzte erstreckte, von denen einer ein Eingeborener war und zugleich die Apotheke des Ortes besaß. Er hatte sein Doktordiplom in

voller Pracht unter dem kleinen Spiegel der Wohnstube aufgehängt. Für einen besonderen Arzt galt er nicht. Man hat mir erzählt, daß er mir in einer meiner Krankheiten — denn ich war schwächlich von Natur — eine Arzenei gegeben hat, die immer schlechter wirkte, bis endlich der Vater in der Meinung, ich müsse doch sterben, mir die Qual ersparte, sie mir einzugeben. Hierauf sei ich besser geworden; der gute Mann aber habe bei seinem nächsten Besuch den Schrank vertraulich geöffnet und wahrgenommen, daß seine Medizin unberührt geblieben; er sei dann in heftigster Entrüstung von dannen gegangen. So hatten wir also in dem kleinen Städtchen die drei Fakultäten mehr oder minder gut vertreten; immer ein Gewinn für die Einwohner, die sonst ganz in ihrem Ackerbau aufgegangen wären und auf diese Weise mit den allgemeinen Ideen und Interessen in Verbindung gehalten wurden.

Was nun aber das meiste Leben in den Ort brachte, das war das Militär. Es waren ein paar Schwadronen Husaren in Wiehe eingelagert unter einem Oberstlieutenant, vor dessen Thüren oben am Bach, nicht weit von der Oberpfarre, drei Trompeter alle Abend bliesen. Mehrere Offiziere, von denen einer in unserem Hause Wohnung nahm, Wachtmeister und Korporale waren uns allen namentlich bekannt. Die Husaren sahen wir mit Vergnügen durch die Straßen sprengen; ihre Übungen, die Pferde, welche sie ritten, ihre Anstelligkeit und Vorzüge bildeten das Tagesgespräch. Die Offiziere hielten sich meist zum Schloß, doch lebten sie auch viel mit den Honorationen der Stadt zusammen. Eigentlich nahe kam uns jedoch in unserer Familie keiner, einen ausgenommen und das war ein bürgerlicher; mit dem machte mein Vater Freundschaft. Vor den übrigen zog er den Hut tief, tief ab; sonst ver- vermied er ihren Umgang. Die vornehmste Figur unter allen war Thielmann, der später so namhaft geworden ist (starb 1824 als preußischer kommandierender General); damals das Ideal eines militärischen Mannes, voll Energie und Wissenschaft. Später wohnte in unserem Hause der ältere Sohn Schillers; doch war es lange, nachdem ich es verlassen hatte. Aus der früheren Zeit erinnere ich mich nur, daß einer der Offiziere mir das Bild Schillers, das er unter seinem Spiegel hatte, mit der Bemerkung zeigte, daß der treffliche Mann vor kurzem gestorben sei; es muß im Jahre 1805 gewesen sein. Die Gedichte Schillers aber kannten wir nicht.

Überhaupt beschränkten sich die litterarischen Beschäftigungen

für die Älteren auf einige juridische Handbücher, zuweilen auch auf ein geographisches, für die Jüngeren auf Bibel, Gesangbuch und einige Schulbücher. Bei dem Rektor lernten wir Lateinisch — wenn wir wollten. Der Mann hieß Seyffert, ich werde ihn nie vergessen. Er hatte eine volle Klasse von wilden Buben zu regieren, was denn nicht gut ohne Stock abging. Doch hielt er sie so in Zucht, daß ich ihn noch in späteren Jahren von denen, welche er damals hart behandelte, höchlichst habe rühmen hören. Wir saßen auf dem Chor der Kirche nach den Klassen auf beiden Seiten langhin vor ihm; er hatte seinen Sitz vor dem Chor, wo er uns alle übersah. Er sah es gern, wenn man etwas nicht verstand und ihn dann noch während des Gesanges danach fragte; wie ich ihn denn einmal wegen des Wortes Polizei, das in einem Liede vorkam und mir ganz neu war, behelligt habe. Die Kinder der Honorationen nahm er an seinen Tisch in der Schule, was nicht immer von Vorteil war, denn er schonte sie nicht im mindesten. Die übrigen nannte er ‚du', die hübschen Kinder hatten den Vorzug, von ihm mit ‚er' angeredet zu werden; allein das hinderte ihn nicht, auch ihnen bei Gelegenheit einen tüchtigen Stoß zu geben. Was er etwa versäumte, das holte des Abends der Vater nach, der einst bei seinem Lehrer die Elemente des Latein auf das gründlichste gelernt hatte. Namentlich im Winter gab er uns am Abend Unterricht. Bei mir war nicht viel Zwang nötig. Ich that eher zu viel, als zu wenig. Ich zog mich nicht von den Spielen zurück, war gern in Garten und Feld, erkletterte so gut wie ein anderer die Bäume, um Kirschen und Pflaumen zu pflücken, war aber doch gern allein. In der Gasse neben dem Haus lagen Bauhölzer; auf denen bin ich oft stundenlang auf und ab gegangen. Alles das, was ich gelesen hatte, arbeitete denn in meinem Gehirn. Ich brütete über Gott und Welt. Geschrieben wurde nichts, kein Mensch fragte mich, an was ich dachte; ich selbst vergaß es wieder.

So war die erste Epoche meines Lebens vor Ausbruch des Krieges von 1806. Die Offiziere, die wir beherbergt, die stracken Husaren, deren Reiten wir sonst bewundert, sammelten sich zu ihren Fahnen und Standarten. Ein preußisches Regiment zu Pferd zog vor der Stadt vorüber; alles strömte hinaus, um es zu sehen. Bald darauf hörten wir den Donner der Kanonen von der Auerstedter Schlacht. Wir Knaben liefen auf den Berg und machten Gruben in den Boden, um besser zu hören. Gleich darauf berührte der Rückzug (der preußischen, bei Jena und Auerstedt geschlagenen

Armee) auch unser Städtchen. Ich sehe sie noch vor mir, die lange Reihe der Wagen, die zum Hofe gehört haben mochten, wie sie in unserer Straße hielten. Einige Truppen folgten; der Vater holte selbst eine Anzahl Gemeiner heran, die sich um den runden Tisch der Stube setzten, wo ihnen die Mutter ein Abendessen bereiten ließ. Kaum waren sie weg, so erschienen französische Chasseurs, Versprengte, welche Brandschatzung forderten. Der gute Rektor mußte anfangen, Französisch zu lehren, das er selbst nicht verstand." —

Bald nach der ersten französischen Invasion kam der Knabe aus dem elterlichen Hause, zunächst nach der kleinsten der bekannten Thüringer Klosterschulen, nach Donndorf.

„So wanderten wir denn, Vater und Sohn, über das grünende Feld dem Kloster zu," schreibt Ranke. „Wir traten ein durch die kleine Pforte, durch welche einst die Nonnen — denn Donndorf war ein Frauenkloster gewesen — nach dem Brunnen tief unten im Thale geschritten waren, und fanden freundliche Aufnahme. Der Rektor prüfte mich ein wenig; ich war sehr empört, als er mir bei dieser Gelegenheit einiges Zuckerwerk präsentierte, wohl nur nach alter Sitte, denn sonst war dies seine Art gar nicht. Nach bestandenem Examen lief ich unter die Schüler, die auf dem Schulplatz Ball schlugen. Hier verließ mich der Vater nach ein paar Stunden.

Wir waren etwa unser dreißig Schüler von 11—14 Jahren in zwei Klassen verteilt, von denen der Rektor die obere, der Kollaborator die andere unterrichtete. Wir wohnten in größeren oder kleineren, immer geräumigen Zellen; ich bekam meinen Platz in der größten und entferntesten von allen, unmittelbar am Schulgarten. Die Schule hatte ihren Reiz darin, daß sie zugleich Landaufenthalt war. Der Rektor, des Namens Krafft, mochte 44 Jahre zählen. Uns erschien er schon sehr alt und zwar um so mehr, da er mit der Hand zitterte, wenn er ein Buch oder Papier darin hielt. Er war wohlwollend, aber doch noch mehr streng, keineswegs eingenommen für die jungen Edelleute, die man ihm schickte; er wies sie immer sehr ernst in ihre Schranken und war überhaupt für persönliche Gunst unzugänglich. Aber sein Ernst erlaubte ihm doch, uns zuweilen an schönen Tagen in seiner Gartenlaube die lateinischen Exercitien zu korrigieren .... An den Sommerabenden, wenn wir von den Spaziergängen nach Hause kamen, hielt der Rektor mit uns im Holz an einem eigens dazu hergerichteten Platz Gebet.

Wir stellten uns dann um ihn her; er sprach ein Abendlied versweise und intonierte den Gesang desselben, dem wir dann mit hellen Stimmen folgten. In dem Waldesdunkel unter den glänzenden Sternen werden wir von Gott gehört worden sein.

Der Kollaborator, ein noch junger Mann, führte uns weite, weite Spaziergänge. Wir besuchten einmal die Sachsenburg an der Unstrut, wo wir die Nacht bei einem unserer Verwandten zubrachten, die ganze Jugend auf der Streu. Den andern Morgen wurden die Berge erstiegen und die Überreste der Burg gründlich besichtigt. Noch habe ich das Gefühl von den sonnigen und zugleich schattigen Sommertagen bei den Teichen von Kleinrode, wohin unsere Spaziergänge meistenteils führten, von all dem Leben in Luft und Wasser, das sich da regte. Dem Kollaborator war auch eine schöne Gabe der Erzählung eigen; er hatte historischen Sinn und es war ein Fest für uns, wenn nach den schwereren Lehrstunden an den beiden großen Tafeln die Tische auseinander gerückt wurden, und der junge Lehrer zu erzählen anfing, was in alten Zeiten geschehen war.

Das Altertum wurde uns durch Beckers Erzählungen aus der alten Welt bekannt. Da bekamen wir zuerst einen Vorgeschmack der Homerischen Gedichte. Wir scharten uns sehr bald in Trojaner und Griechen und teilten die Rollen der Helden unter uns aus. Nicht weniger Eindruck machten uns die Rittergeschichten, die wir zu lesen bekamen, namentlich wenn sie in die thüringische Geschichte einschlugen, so daß sie die Burgen, die wir besuchten, und die umliegenden Gegenden belebten. Zum erstenmale bekam ich auch in Donndorf ein Schillersches Werk zu hören und zwar Wallensteins Lager. Die Exemplare waren bei der Beschränktheit der Mittel nicht eben häufig; ich selbst konnte das unsere nicht in die Hände bekommen, doch blieb mir der Eindruck des unmittelbaren Lebens in der Poesie immer gegenwärtig." —

Nach zweijährigen Verweilen in Donndorf kam Leopold Ranke nach Schulpforte, der namhaftesten von allen der alten thüringischen Klosterschulen. Auch von seinem Aufenthalt in der berühmten Anstalt, welcher er allzeit ein treues und dankbares Andenken bewahrte, giebt er uns in seinen leider nur bruchstückweise vorliegenden, wenig bekannten Lebenserinnerungen ein Bild voller Anschaulichkeit und Wärme.

„Schulpforte," so schreibt er und seine Schilderung stimmt nach manchen Richtungen noch heute, „ist rings vollkommen von einer

hohen Mauer umgeben, abgesondert von allen anderen Ortschaften, eine kleine Welt und zwar eine Schulwelt für sich. Die ersten Zeiten in Pforte waren angenehm in Bezug auf die Knaben von gleichem Alter, die mir nahe standen und unter denen ich bald Freunde fand; sehr unangenehm in Bezug auf die älteren, welche einen Vorrang besaßen und allerlei kleine Dienste von den jüngeren forderten. Erträglich wurde es bloß dadurch, daß ein jeder nach einiger Zeit selbst in die mittleren und höheren Klassen zu kommen hoffte. Es waren mehr als anderthalbhundert junge Leute zusammen, ohne allen weiteren Unterschied, als den der Jahre und der Klassen. Eine Anzahl gab es, welche bei den Lehrern als Kostgänger lebten; sie wurden aber schon als Fremdlinge betrachtet. Der Charakter eines Portensers bestand ja darin, Alumnus zu sein. Das Eigentümliche war, daß dieser Cötus der Alumnen sich als eine Genossenschaft, als die eigentliche Korporation der Schule betrachtete, über welche die Lehrer die Aufsicht führten, ohne daß man gerade zu unbedingten Gehorsam gegen sie verpflichtet sei .... In dem Lauf der fünf Jahre, die ich in Schulpforte zubrachte, waren meine Studien vornehmlich auf die Lektüre der klassischen Autoren gerichtet, namentlich der Dichter. Von Ovid, der fast zu viel Modernes hat, um den jugendlichen Geist zu fesseln, gingen wir über zu Virgil, den wir nicht allein lasen, sondern auswendig lernten. Es gab einen oder den anderen unter uns, welcher die Aeneide von Anfang bis zu Ende hätte hersagen können. Inzwischen war im Griechischen endlich Homer angefangen worden. Ich glaube, ich habe beide Gedichte, Iliade und Odyssee, dreimal durchgelesen, und dabei erst ging mir ihr Inhalt in seiner uralten eigensten Gestalt und Farbe an dem Auge vorüber. Die Zeit des Abendgottesdienstes verwandte ich dazu, die Bibel soviel als möglich ganz durchzulesen. Es waren die Evangelien bei weitem mehr als die Episteln, die Psalmen mehr als die prophetischen Bücher, hauptsächlich aber waren es die historischen Bücher des Alten Testaments, die ich immer von neuem las. Es war ein vollkommen abweichender, aber doch näher liegender Horizont, wie der der Homerischen Gedichte. Es ist der Hintergrund oder vielmehr die Grundlage aller Bildung, aller Anschauungen der späteren Welt. Die junge Seele gleitet leicht über das Unverständliche hinweg; aber sie wird von dem Geheimnisvollen, dem Großartigen und der Macht der Erscheinung, dem starken unmittelbaren Ausdruck derselben, in ihrer Tiefe ergriffen; sie atmet die Luft des Unvergänglichen ein.

Auf dieser Stufe der Bildung mußte denn Klopstock unter den zeitgenössischen Dichtern, die wir erreichen konnten, unser vornehmster Poet werden. Er war in derselben Schule erzogen; einen nahen Brunnen am Steig, der durch den Wald führte, nannte man mit seinem Namen. Seine Versuche, das klassische Versmaß in der deutschen Dichtung heimisch zu machen, wie auch wir das wohl versuchten, brachten ihn uns besonders nahe . . . . Wir lasen ferner die Schillerschen Dramen und meinten, indem wir sie bewunderten, sie doch auch beurteilen zu können. Sie sind dem Standpunkt der Jugend durchaus gemäß; denn sie bringen große Gestalten, die man vor sich sieht, vor die Augen; Farbe und Ton der Sprache prägen sich dem Gedächtnis ein. Das ist alles bei Goethe nicht der Fall; ein gereifteres Alter gehört dazu, um an ihm Wohlgefallen zu finden. — Doch war das alles nur vorübergehend, unsere ernsteren Studien gehörten ganz der alten Welt an. Und da kann ich nun meinem Lehrer Wilk nicht genug danken, daß er mich in die Lyriker und besonders die Tragiker des griechischen Altertums einführte. Allein für mich machte ich wohl auch den Versuch, das eine oder andere Drama zu übersetzen; Elektra übertrug ich ganz und machte mit der Reinschrift dem Vater zu seinem Geburtstag ein Geschenk . . . . . .

Unter diesen Studien, Ferienreisen nach Hause, manchen angenehmen, anderen unliebsamen Begegnungen und Ereignissen verflossen fünf Jahre in den stillen Mauern von Pforte. Die Klausur war nicht so streng, daß wir nicht vielfach Ausflüge, entweder kleinere in größerer Menge, oder auch größere, jeder allein mit ein paar vertrauten Freunden, unternommen hätten. Da wurden die Wälder und Felder durchstreift, die nahen Höhen erstiegen, die uns schon wie Berge vorkamen, benachbarte Burgruinen besucht, unter anderen die Rudelsburg, eine der besterhaltenen, die man findet; wir schrieben unsere latinisierten Namen, Caesarius, Palmitius, so hoch wir konnten, in dem alten ritterlichen Gemäuer ein. Die Saale erschien als ein großer Strom, Naumburg als eine große Stadt; für mich war es die größte, die ich noch gesehen.

Während wir aber in unseren Studien der alten Welt lebten und webten, bewegte sich die Gegenwart in den großartigsten Kämpfen, die jemals vorgekommen waren, welche die Welt erschütterten und wiederherstellten. Wir sahen französische Regimenter auf dem Feldzuge nach Rußland die große Landstraße, welche unsere Mauern berührt, hinziehen. Im Frühjahr 1813 bei dem ersten

Vorrücken der Verbündeten erschienen auch bereits Kosaken mit ihren Fähnlein tragenden Lanzen vor unseren Blicken. Dann bedeckten sich die nahen Höhen bei Kösen mit französischen, von der anderen Seite kommenden neuen Regimentern. Mit vieler Zufriedenheit nahm sie der alte Mathematikus Schmidt, der in Napoleon einen Helden der Menschheit verehrte, wahr, als er sie mit dem Tubus, seinem kostbarsten Eigentum, aus dem Fenster betrachtete. Bald erfüllten Bataillone französischer Infanterie, deren Jugend uns auffiel, den Schulhof. Gleich darauf erfolgte die Schlacht von Lützen, unfern von uns, so daß wir den Wechsel der Erwartungen und Erfolge gleichsam mit erlebten. Früher hatten uns wohl die französischen Marschälle interessiert und wir hatten uns beim Kegelspiel ihre Namen gegeben. Allmählich hörten diese Sympathieen auf, man begrüßte die Manifeste der Verbündeten mit freudiger Einstimmigkeit. Ich las gerade Tacitus, und der Gegensatz zwischen Briten und Römern schien sich mir zu erneuern.

Von dem Kriegseifer, der die preußische Jugend in dieser Epoche ergriffen hatte (Schulpforte liegt auf damals noch sächsischem Gebiet), war jedoch bei uns wenig zu spüren. Nur einzelne wurden davon berührt und verließen die Schule; ich selbst war viel zu schwächlich, um daran denken zu können. Der besondere Impuls, den das Gefühl eines gefallenen großen Staates, der mit aller Macht wieder aufzurichten ist, erfüllt, hatte keine Stätte in unseren Mauern. Wir ließen die große Weltbegebenheit, unter deren Vollziehung die Erde erzitterte, sich vollenden, ohne daran teilzunehmen.“ —

Nach der Schlacht von Leipzig drang der Kriegslärm indessen doch lebhafter in die stillen Räume von Pforte; es kam in der Nähe der Schule zu verschiedenen Gefechten, und die Schulsäle füllten sich mit Verwundeten und Kranken. Der Unterricht war dadurch voraussichtlich auf Wochen unterbrochen, und Ranke bat, daß ihm das eine Schuljahr, welches er eigentlich noch zu absolvieren hatte, erlassen werde. Der Rektor verweigerte anfangs seine Zustimmung, der junge Alumne aber reichte darauf eine lateinische Arbeit über die dramatische Poesie ein, welche die Bewunderung des gesamten Lehrerkollegiums hervorrief und seinen Wunsch, die Schule jetzt schon zu verlassen, vollständig rechtfertigte.

Im Frühjahr 1814 bezog Leopold von Ranke „mit einem prächtigen Testimonium aus Pforte auf einem großen, pergamentähnlichen Bogen mit den besten Censuren“ die Universität Leipzig

und widmete sich in den ersten Jahren dem Studium der Gottesgelehrtheit; ein tüchtiger, redlicher Pfarrer, wie es die Ahnen gewesen, sollte auch aus ihm werden. Er faßte freilich von vornherein den Umfang seiner Studien nicht in dem enger begrenzten Rahmen der theologischen Wissenschaft allein auf, er hörte auch Vorlesungen über Philosophie und vertiefte sich gleichzeitig mehr und mehr in die Welt der alten Klassiker — „noch immer aber stand ich der Historie ziemlich fremd gegenüber. Den größten Eindruck auf meine Studien in dieser Richtung hat dann Niebuhrs römische Geschichte geübt, die mir für meine Beschäftigung mit dem Altertum gewaltige Anregung gewährte. Es war das erste deutsche historische Buch, welches Eindruck auf mich hervorbrachte und flößte mir die Überzeugung ein, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könnte."

Und der größte und bewundernswerteste unter diesen sollte Ranke selbst werden.

Nach zwei Jahren und nicht ohne schwere innere Kämpfe gab Ranke die Absicht, Geistlicher zu werden, gänzlich auf und widmete sich völlig der Geschichtswissenschaft und der Philologie. Schon nach dreijährigem Universitätsstudium erwarb er sich den Doktortitel, und bereits 1818 finden wir ihn als Oberlehrer an dem Gymnasium zu Frankfurt an der Oder. Indessen war es wohl von Anfang an nicht sein Wille, für längere Zeit in der eigentlichen Lehrthätigkeit zu bleiben; er setzte wenigstens seine historischen Studien ununterbrochen fort und lieh denselben bald eine bestimmte Richtung. So erschien denn schon 1824 sein Erstlingswerk: „Die Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535" und erzielte einen höchst bedeutsamen Erfolg. In der That zeigt das Werk die meisten der Vorzüge, welche Rankes spätere Veröffentlichungen auszeichnen: in musterhafter Weise klar und deutlich, entrollte er ein Bild der bewegten Zeit, welche er sich zum Vorwurf genommen, vor allem aber übte er an einer großen Anzahl von Nachrichten, die man über jene bisher auf Treue und Glauben hingenommen hatte, ohne sie zu prüfen, eine ebenso geistreiche, wie vernichtende Kritik. Er wies nach, welche Menge von Fabeln und Märchen selbst aus der Geschichte einer verhältnismäßig gar nicht allzu weit zurückliegenden Zeit auszumerzen sei, und daß man unbedingt mehr, weit mehr, denn bisher auf das Studium der trockenen, nüchternen Urkunden zurückgreifen müsse, wenn man wirklich Geschichte schreiben wolle.

Das Werk trug dem jungen Gelehrten sofort einen Ruf an die Berliner Universität ein und Ranke griff mit Freuden zu: im Sommer 1825 begann er seine Vorlesungen — und erlebte eine harte Enttäuschung. Es gelang ihm in keiner Weise, seine Zuhörer zu fesseln, sein Vortrag mißfiel geradezu. In der That stand er hinter den glänzenden Rednern, welche damals an der Berliner Universität lasen, weit zurück, ja seine Vorlesungen haben auch in späterer Zeit wenige Hörer sofort befriedigt. Klein und schwächlich von Gestalt hatte er höchst eigenartige, ja bisweilen fast komisch wirkende Arm- und Handbewegungen; dabei war seine Stimme dünn und sein Vortrag bisweilen arg überhastet. Als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, sah jedermann über diese kleinen Schwächen gern hinweg; damals aber spöttelten und witzelten die Studenten — und auch manche Gegner und Neider unter den übrigen Professoren — über die Eigenart des jungen Docenten.

Aber Ranke war nicht der Mann dazu, diese erste Enttäuschung dauernd auf sich einwirken zu lassen. War es ihm nicht vergönnt, sich einen ständigen Hörerkreis zu sichern, so ließ ihm gerade dieser Umstand desto reichlichere Zeit für seine eigentlichen Studien und Forschungen. Und just zu jener Zeit stieß er, von dem feinen Spürsinn des echten Historikers geleitet, in der Königlichen Bibliothek auf noch ganz ungehobene Schätze. Eine lange Reihe von Foliobänden war es, die seine Aufmerksamkeit fesselte, Berichte päpstlicher, vor allem aber Venetianischer Gesandten aus allen Ländern. Man muß sich die politische Stellung Venedigs im späteren Mittelalter und im Beginn der neueren Zeit vergegenwärtigen, um die Bedeutung dieses Fundes zu verstehen: durch ihre Seemacht, durch ihr Handelsübergewicht und ihren Reichtum war die venetianische Republik Jahrhunderte hindurch ein ausschlaggebender Faktor der europäischen Gesamtpolitik, sie war in allen politischen Verwickelungen des Erdteils beteiligt und ihre Regierung zeichnete sich fast stets durch große Gewandtheit und Umsicht aus. Sie besaß auch die Gabe in ausgeprägter Weise, die rechten Leute an den richtigen Platz zu stellen, und so waren ihre Gesandten denn fast stets ausgezeichnete Männer von hoher Einsicht und einer Bildung, welche das Mittelmaß der Zeit weit überragte — kein Wunder also, daß deren Berichte von dem größten Interesse sein mußten. Und so war es denn auch: Ranke fand in ihnen gänzlich neue und unerwartete Aufschlüsse, und das Werk, welches er auf ihnen aufbaute, „Fürsten und Völker von Südeuropa im sech-

zehnten und siebzehnten Jahrhundert“ erregte schon durch seinen 1827 erscheinenden ersten Teil, der Spanien und die Türkei behandelte, das allgemeinste Aufsehen. Besonders seine Darlegung der politischen und militärischen Verhältnisse der Türkei waren hochinteressant. Während man bisher die Türken jener Zeit im großen und ganzen als eine wilde, fanatische Horde ohne Organisation betrachtet hatte, wies er nach, wie vortrefflich sich gerade ihre militärischen Einrichtungen ausgestaltet hatten und zur Quelle ihrer Erfolge werden mußten.

Ein längerer Urlaub, den Ranke sich zur Fortführung seines Werkes erwirkte, führte ihn in die Archive von Wien, Rom, Florenz und vor allem von Venedig. Wieder fand er hier unermeßliche Schätze — er selbst sagt von den venezianischen Gesandtschaftsberichten „sie stellten eine von wohlunterrichteten, größtenteils unparteiischen, den Ereignissen nahestehenden Männern von Tag zu Tag geschriebene Geschichte ihrer Zeit dar.“ Zwischen den Vorstudien zur Fortsetzung seines großen Werkes aber beschäftigte ihn noch ein weiteres Problem: er wandte sich der Gegenwart zu und schrieb 1829 eine „Geschichte der serbischen Revolution,“ durch welch letztere kurz vorher das aufstrebende Donauland sich zu einem halbselbständigen Staat gemacht hatte. „Ich wünsche Ihnen Glück zu Rankes Serbien,“ meinte damals der greise Goethe zu Rankes Verleger. „Das kleine Buch ist als Historie das Vortrefflichste, was wir in unserer Litteratur besitzen.“

Nach fast vierjähriger Abwesenheit kehrte der junge Gelehrte 1831 nach Berlin zurück, übernahm hier vorübergehend die Redaktion der damals neu gegründeten historisch-politischen Zeitschrift und wurde schon 1832 an Niebuhrs Stelle zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Damals bereits begann sich um ihn jener Kreis treu ergebener Schüler zu sammeln, und bald gestaltete seine Lehrthätigkeit sich derart aus, daß man wohl von einem neuen Geschlecht von Historikern sprechen kann, welches sich unter seiner Leitung bildete: die Rankesche Schule war es, welche die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Forschung, die Klarheit seiner Darstellung in immer weitere Kreise verbreitete. Zu ihr zählen fast alle bedeutenderen jetzt lebenden Historiker.

In dem nächsten Jahrzehnt veröffentlichte Ranke jene beiden Werke, welche seinen Ruf als den ersten der deutschen Geschichtsforscher auch im Ausland fest begründeten: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahr-

hundert“ und daran anschließend „Die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.“ Während er in dem ersten Werk die großen Gestalten eines Leo X., Pius V. und Sixtus V. in meisterhaften scharfen Umrissen in ihrem Wirken und Schaffen schildert und uns ein farbenprächtiges Bild ihrer Kraftfülle, ihres Einflusses auf die Politik und das geistige Leben der Zeit entwirft, fesselt in dem letzteren vor allem die Charakteristik Luthers, dessen Werden und Emporwachsen aus den Zuständen und Zeitverhältnissen Ranke in überzeugender Weise entwickelt.

Im Jahre 1841 wurde er zum „Historiographen des preußischen Staats“ ernannt. In dieser Stellung erschloß sich ihm das preußische Staatsarchiv und gab ihm Gelegenheit, eine aus den Urkunden geschöpfte Geschichte der Geschichte des engeren Vaterlandes von der Mitte des siebzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu schreiben: es waren vor allem die Regierungen des Großen Kurfürsten und des bis dahin viel verkannten Königs Friedrich Wilhelm I., des „Soldatenkönigs“, die er zum erstenmale in wirklicher Klarheit beleuchtete.

In jener Zeit war Ranke mit dem damaligen Flügeladjutanten König Friedrich Wilhelm IV., mit dem späteren General-Feldmarschall Edwin von Manteuffel, näher bekannt geworden und die Bekanntschaft nahm bald den Charakter einer innigen Freundschaft an, die erst der Tod trennte. Durch die Vermittelung Manteuffels wurde der große Historiker in den schweren, für Preußen so verhängnisvollen Jahren nach 1848 wiederholt von dem König um seinen Rat in politischen Dingen angegangen und legte seine Anschauungen in mehreren erst neuerdings vollständig bekannt gewordenen Denkschriften nieder. Wenn diese merkwürdigen Denkschriften damals auch wirkungslos blieben, so muß man heute doch über den scharfen und weiten Blick, den Ranke auch hier bewies, staunen: riesengroß erhebt er sich über alle Staatsmänner der Zeit und klar erkennt und bezeichnet er den Weg, den Preußen wandeln mußte, um die ihm gebührende Machtstellung in Deutschland zu erringen. Prophetisch in Wahrheit klingt es, wie er damals schon eine völlige Lostrennung Österreichs von Deutschland als eine geschichtliche Notwendigkeit, zugleich aber ein engeres Bündnis zwischen Preußen und dem Kaiserstaat an der Donau als erstrebenswert erkennt. Kaiser Wilhelm und seinem gewaltigen Ratgeber Bismarck blieb es vorbehalten, den Weg einzuschlagen, den Ranke einst vorgezeichnet hatte, und es ist wahrlich charakteristisch, wenn der Fürst Bismarck

nach des großen Historikers Tode dessen Sohn schrieb: „Ich bin mit Ihrem Herrn Vater durch die Übereinstimmung unserer politischen Gesinnungen aufs innigste verbunden gewesen."

Eine „französische" und eine „englische Geschichte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" führten Ranke auf neue Gebiete und fügten dem Ruhm, welcher seinen Namen bereits umgab, neue Lorbeeren hinzu. Damals war es, daß König Maximilian II. von Bayern, der einst einer seiner begeistertsten Hörer gewesen war, ihn unter glänzenden Bedingungen Berlin zu entfremden und nach München zu ziehen suchte. Aber Ranke blieb der preußischen Hauptstadt, wo die Wurzeln seiner Kraft fußten, getreu; er sah sich nicht nur durch das Wohlwollen des Königs, durch die Verehrung, welche man ihm allseitig entgegenbrachte, sondern auch durch glückliche Familienverhältnisse, die er durch seine 1845 geschlossene Ehe begründet hatte, an Berlin gefesselt. Unermüdlich fleißig — die Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges und eine Geschichte Wallensteins entstammen den nächsten Jahrzehnt — hatte Ranke inzwischen das siebzigste Lebensjahr erreicht, aber das wachsende Alter lähmte seine weiten Pläne nicht, es schien sie zu erweitern. Er beschloß nur seine Lehrthätigkeit an der Universität, um durch sie in seinen Studien nicht aufgehalten zu werden, und begrub sich ganz in der Stille seines Arbeitszimmers. Als er sich von seinem Lehramt zurückzog, ehrte ihn König Wilhelm, der inzwischen den Thron bestiegen hatte, durch Erhebung in den Adelsstand und zeichnete ihn einige Jahre später durch Ernennung zum Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite aus; auch der Titel „Excellenz" wurde dem „Historiographen des preußischen Staates und Geheimen Rat" beigelegt.

In einem Alter, in welchem die Mehrzahl der Sterblichen sich nach beschaulicher Ruhe sehnt, entfaltete sich jetzt in Ranke ein geradezu bewunderswerter Arbeitstrieb und eine Arbeitsfähigkeit, wie sie nur bevorzugten Naturen gegeben ist. Eine mäßige Lebensführung und eine scharf geregelte Zeiteinteilung erhielt ihn noch Jahrzehnte staunenswert frisch an Körper und Geist. Allein die achtbändigen „Denkwürdigkeiten Hardenbergs," welche er in den siebziger Jahren herausgab, und die vielleicht den wichtigsten aller vorhandenen Beiträge zur Geschichte Preußens im Beginn dieses Jahrhunderts bilden, würden genügen, um die seltene Arbeitskraft des Greises zu kennzeichnen. Die Welt sollte aber ein noch merkwürdigeres Schauspiel erleben: Der Zweiundachtzigjährige unternahm

es am Schluß seines Lebens gleichsam die Bilanz aller seiner Studien zu ziehen, dem deutschen Volk eine Weltgeschichte zu geben.

Wir wissen heute, wie der beispiellos kühne Gedanke in ihm geweckt wurde.

Dem hochbetagten Gelehrten war von seinem Arzte dringend geraten, einige Wochen des Sommers 1877 sich aller Arbeit zu enthalten und, damit er dieses leichter ausführen könne, sich ohne Bücher in einen stillen ländlichen Aufenthalt zu begeben. Hiervon hörte der Feldmarschall von Manteuffel und lud den hochverehrten Freund sofort ein, die so dringend nötige Erholungszeit auf seinem Gut Topper zu verleben. In der That folgte Ranke auch der Aufforderung und kam nach Topper sogar wirklich ohne Bücher, aber dafür mit einer Menge jener handschriftlicher Folianten, in welche er seinen Assistenten die ersten Gedankenentwürfe zu seinen Werken zu diktieren pflegte. Es war nicht leicht, dem greisen, halberblindeten Manne, der sich schon seit Jahren zum Lesen, wie zum Schreiben der Augen anderer bedienen mußte, den Aufenthalt an einem fremden Orte lieb und angenehm zu machen Aber der Feldmarschall und seine Gemahlin bemühten sich mit der zartesten Rücksicht, dem gefeierten Gast behagliche Stunden zu schaffen; Ranke blieb wirklich einige Wochen und fühlte sich augenscheinlich wohl.

Auf einem Morgenspaziergang nun hatte der Feldmarschall einmal mit seinem tiefgebeugt einherschreitenden Gast über die berühmten Vorträge gesprochen, welche Ranke vor Jahrzehnten dem späteren König Maximiliam II. von Bayern gehalten. Er meinte, nach allen den hochbedeutenden Einzelarbeiten, die der Gelehrte aus der neueren Weltgeschichte veröffentlicht habe, sei es eigentlich unrecht, der Menschheit seine Auffassung von dem Zusammenhang der weltgeschichtlichen Begebenheiten des Altertums und des Mittelalters vorzuenthalten — jene müsse die Ergänzung für diese bilden. Da richtete Ranke sich wie mit einem plötzlichen Ruck empor und blickte scharf zu Manteuffel hinüber, sagte aber nichts.

Während des Mittagessens desselben Tages war der große Gelehrte auffallend unruhig; er rückte auf seinem Stuhle hin und her; auf die besorgten Fragen seiner Wirte, ob ihm etwas fehle, gab er ganz gegen seine Gewohnheit kaum verständliche Antworten und stand schließlich noch bei Beginn der Mahlzeit auf;

der Diener mußte ihn in den Park führen, er wollte allein sein. Nachdem er aber einige Stunden in tiefem Nachdenken unten den schattigen Buchen zugebracht hatte, trat er abends beim Thee dem Feldmarschall mit den Worten entgegen: „Sie haben Recht; ich will noch eine bis zur Reformation reichende Weltgeschichte schreiben!“

So kühn der Gedanke des hochbetagten Greises, so gewaltig war dessen Ausführung.

Im Jahre 1880 erschien der erste Band der Weltgeschichte, und jedes folgende Jahr brachte dem deutschen Volke als Weihnachtsgabe einen weiteren. Und wunderbar: mit jedem Bande wuchs das Werk auch innerlich; es schien als ob dem Neunzigjährigen eine zweite Jugend der Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit erblüht sei, so frisch, so neuartig gestaltete sich die Arbeit aus. Ranke stand in Wahrheit bei den letzten Bänden auf hoher, stolzer Zinne und überschaute mit weitem Blick die Einheit der Weltentwickelung in den Zeiten, die er schilderte: die Ausbreitung, den Ausbau der menschlichen Kultur, der Staaten und der Religionen. Und auf der anderen Seite trat noch einmal seine wunderbare Gabe, geschichtliche Persönlichkeiten zu charakterisieren, glänzend hervor, seine alte Meisterschaft mit energischen Strichen und voller Feinheit ihr Werden und Handeln zu schildern! So wurde die Weltgeschichte ein monumentales Werk, würdig, die Laufbahn eines Ranke abzuschließen. Wohl hatte Kaiser Wilhelm der Siegreiche recht, wenn er dem großen Historiker zu seinem 90. Geburtstage schrieb: „Über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus geht der Ruhm Ihres Namens, und die deutsche Nation kann stolz darauf sein, einen solchen Mann den ihren zu nennen!“

Es war Leopold von Ranke vergönnt, sein Werk fast ganz zu vollenden: sechs Bände der Weltgeschichte hat er völlig fertig gestellt, den siebenten so weit gefördert, daß die Drucklegung gesichert war; die weiteren Vorarbeiten, wie sie sich in seiner Hinterlassenschaft vorfanden, gestatteten seinen Schülern wenigstens die Ergänzung des Werkes durch einen achten und neunten Band in seinem Sinn: es wurde eine Weltgeschichte bis zur Reformation und fand hier also Anschluß an Rankes früheren Einzelschriften.

Ende Januar 1886 hatte Leopold von Ranke seinem Verleger noch hoffnungsfrisch über die weitere Fortsetzung der Weltgeschichte geschrieben — am 5. Februar entwand der Tod dem Greise die nimmermüde Feder. Voll inniger Teilnahme stand das dankbare deutsche Volk an der Bahre des großen Mannes, dessen Werke im

edelsten Sinne eine Pflanzstätte des Wissens sind. Nie verband sich in einem historischen Werk die gründlichste und gediegendste Einzelforschung so innig mit weitem Blick und klarer, geschmackvoller Darstellung, wie in seinen unvergänglichen Schöpfungen; nie vor ihm schrieb ein Historiker von Beruf so wie er in dem Bewußtsein, daß die Geschichte die gewaltige Lehrmeisterin der Völker ist, daß der Geschichtsschreiber daher nicht nur für Gelehrte, daß er für alle Gebildeten seines Volkes schreiben muß.

Wir danken ihm nicht nur das, was er selbst geschaffen, wir danken ihm die Entwickelung einer neuen Epoche unserer ganzen Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung. Auf lange, lange Jahrzehnte noch wird seine Methode maßgebend sein und hoffentlich die deutschen historischen Wissenschaften auf der Ruhmesstufe erhalten, auf die sein Genius sie erhoben hat.

Eduard von Raven.

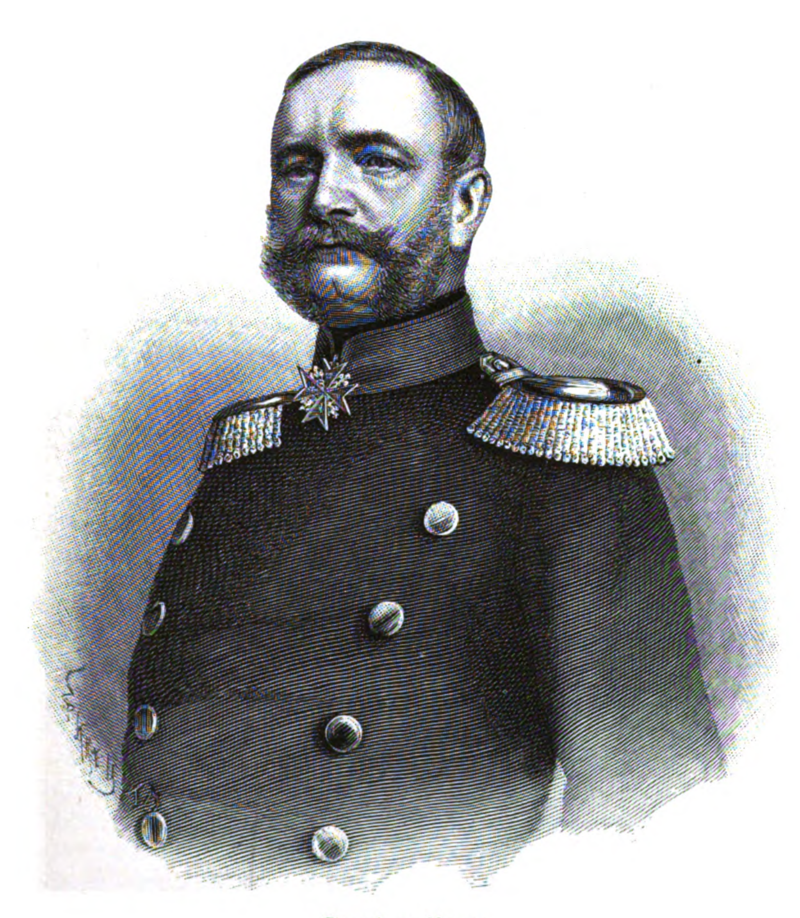
Der Held von Düppel.

Es ist das schlichte und einfache Lebensbild eines preußischen Offiziers, das sich vor uns entrollen wird, das Lebensbild eines Mannes, der allzeit seine Pflicht that und in der Erfüllung der heiligsten Pflicht für sein Vaterland starb.

Eduard Gustav Ludwig von Raven wurde am 28. August 1807 zu Neuhaus bei Paderborn geboren. Sein Vater war einer der Helden der Befreiungskriege, kommandierte nach dem Friedensschluß das 7. Ulanen-Regiment, mußte aber wegen eines hartnäckigen Augenleidens bald aus der Armee scheiden.

In dem kleinen pommerschen Städtchen Schlawe verlebte Eduard von Raven seine erste Jugend, empfing er unter dem Einfluß des ritterlichen und streng religiösen Vorbildes seiner Eltern die erste Erziehung. Er besuchte die einfache Stadtschule, in der er sich durch Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe auszeichnete. Trotzdem war er aber im übrigen ein sehr wilder Knabe, der kein größeres Vergnügen kannte, als die nackten Pferde auf der Koppel zu reiten. Das Leben in der bescheidenen Landstadt, im täglichen Genuß der frischen Luft, gab dem Knaben das erste Erfordernis seines künftigen Berufs: einen gesunden, kräftigen Körper; die vortreffliche Leitung der Eltern entwickelte Gottesfurcht, Anhänglichkeit an die Seinen und einen offenen Sinn für die herrliche Natur in ihm. Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, ein hochentwickeltes Ehrgefühl, wie sie in dem Vater sich zu schöner Harmonie verbanden, gingen auch auf den Sohn über und lehrten ihn in der völligen Erfüllung der Pflicht sein Höchstes suchen. Seine ehrwürdige Mutter, an welche ihn bis zum Lebensende innige Dankbarkeit fesselte, hat uns den Denkspruch aufbewahrt, mit dem er bei der Konfirmation vor der versammelten Gemeinde die Richtschnur seines Lebens bekannte:

„Allwissender! Vom Pfad der Pflicht
Die mir Dein Wort gebeut, will ich nie wanken!
Erhöre, was mein Mund in heil'ger Stunde spricht,
Erhalte rein mein Herz, und heilige Gedanken,



Eduard v. Raven.



Soll'n leiten mich, zu streben nach dem Lohn,
Den Du einst geben wirst, wenn wir vor Deinem Thron
In Unschuld, Frömmigkeit und wahrer Tugend stehn!
O, laß als Christ auch mich dem Ziel entgegengehn!"

Bis zu seinem 17. Lebensjahr blieb Eduard in Schlawe. Als der ersehnte Augenblick, in welchem sich ihm der Eintritt in die Armee erschloß, gekommen war, meldete ihn der Vater bei dem in Stettin garnisonierenden 2. Infanterie-Regiment (jetzt Grenadier-Regiment Friedrich Wilhelm IV. Nr. 2) als Avantageur an. Lange, zu lange blieb für den erwartungsvoll harrenden Jüngling die Antwort aus. Da wollte es der Zufall, daß er eines Tages unter den für den Vater eingegangenen Briefen selbst das heiß begehrte Dokument, welches ihm den Eintritt in das Regiment zusicherte, fand und jubelnd eilte er durchs Haus, die frohe Kunde überall verkündend.

Am 4. April 1824 leistete der noch nicht ganz siebzehnjährige Jüngling den Fahneneid und mußte nun zunächst die damals sehr strenge erste Exerzierschule durchmachen. Oft und gern erzählte er noch in späteren Jahren, wie er mit den übrigen Soldaten der Compagnie Wohnung und Kost fast ein halbes Jahr teilen gemußt, und wie scharf ihn der alte Unteroffizier Netzel, sein gestrenger Exerziermeister, „herangenommen" hätte. Im Juli 1825 legte er das Portepeefähnrichs-Examen und noch in demselben Jahre die Offizier-Prüfung ab. Er hätte schon in dem auf die Prüfung folgenden Monat Offizier werden können, aber der Regiments-Kommandeur trug Bedenken, ihn zur Beförderung einzugeben, denn Raven hatte keine Zulage, seine Eltern waren vermögenslos. Da half denn die Gnade des Regiments-Chefs, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. aus: er bezahlte für den hoffnungsvollen jungen Mann nicht nur die erste Equipierung, er sagte ihm auch eine kleine monatliche Zulage zu. Freude und Dankbarkeit gegen den hochherzigen Königssohn erfüllte das Ravensche Haus, als am 12. Februar 1827 die Ernennung Eduards zum Sekondelieutenant erfolgte.

Mit regem Eifer wandte Raven sich dem praktischen Dienst zu. Aber er trachtete über diesen hinaus unausgesetzt nach einer umfassenden Erweiterung seiner Kenntnisse, und es gelang ihm denn auch bald, nach glänzend bestandener Prüfung, in die höchste Bildungsanstalt des preußischen Heeres: die Allgemeine Kriegsschule, welche etwa der heutigen Kriegsakademie entsprach, aufgenommen

zu werden. Die Kameraden des Regiments sahen ihn ungern aus ihrem engeren Verband scheiden, so sehr sie ihm die Bevorzugung gönnten: sein liebenswürdiges Wesen, seine Herzensgüte und sein angeborener Takt hatten ihm die allgemeine Zuneigung erworben.

Nach dreijährigem, erfolgreichen Besuch der Allgemeinen Kriegsschule kehrte er 1834 zu seinem Regiment nach Stettin zurück und wurde bald darauf zum Regiments-Adjutanten ernannt, kam also damit in eine Stellung, die beweist, in wie hohem Grade er das Vertrauen seiner Vorgesetzten sich erworben hatte. Schon 1840 aber wurde er — eine seltene Auszeichnung für einen Sekondelieutenant — als Adjutant zu einem größeren Truppenverbande, der 3. Division, kommandiert. Aus jener Zeit ist ein Urteil seines unmittelbaren Vorgesetzten erhalten geblieben, das in Ravens Lebensbild sicher seinen berechtigten Platz findet: „Er ist," urteilte jener, „eine tief sittliche und ritterliche Natur; den vielfachen Gefahren äußerst beschränkter Vermögensverhältnisse ausgesetzt, hat er sich durch solche niemals herabdrücken lassen, sie hatten seinen Charakter vielmehr in dem Grade gestählt, daß er trotz Mangels jeder Privatzulage doch noch Ersparnisse aus dem Lieutenantsgehalt zu machen und durch diese den teueren Angehörigen in der Heimat Freude zu bereiten wußte. Begabt mit einem angenehmen Äußern, von gewandten Manieren, in stets heiterer Laune, war er ein Liebling der Gesellschaft; im Dienst streng und gewissenhaft, war er der Gegenstand der ungeteilten Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten. Eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften war Treue und Zuverlässigkeit; man konnte unter allen Umständen auf ihn rechnen. Mit dieser Eigenschaft hing die so seltene Unvergeßlichkeit gegen alle diejenigen Personen zusammen, welche Gelegenheit fanden und oft gern nahmen, ihm diesen oder jenen kleinen Freundschaftsdienst zu erweisen. Seine Dankbarkeit war keine nur augenblickliche, sie blieb für immer."

Leuchtet uns aus diesen schlichten Worten nicht eine prächtige Mannesgestalt entgegen?!

Das Avancement war damals langsam. Vierzehn Jahre war Raven Sekondelieutenant, als er 1841 zum Premierlieutenant befördert wurde, und die Aussicht auf den zweiten Stern für die Epauletten stand noch in weiter Ferne. Das war für ihn gerade damals doppelt schmerzlich: auf dem letzten Manöver hatte er sich nämlich ein geliebtes Mädchenherz erobert, die reizende Tochter Ida des Amtsrats Krause auf Colbatz hatte ihm ihr Jawort gegeben;

die Eltern aber wollten nicht zugestehen, daß die Verlobung öffentlich bekannt gemacht werde, ehe der Herr Bräutigam Hauptmann sei. Da hieß es denn — warten!

Sein guter Stern oder richtiger seine Tüchtigkeit, führte Raven indessen jetzt in eine Stellung, in welcher er auf ein bevorzugtes Avancement rechnen konnte. Er wurde nämlich als Adjutant von der 3. zur 5. Division versetzt, und diese kommandierte Prinz Albrecht von Preußen, der Bruder des Königs. Schnell erkannte der Prinz die Fähigkeiten des jungen Offiziers, er lernte ihn schätzen und zog ihn auch über das dienstliche Verhältnis hinaus in seine unmittelbare Umgebung. Gerade in den nächsten Jahren erfüllte sich denn auch ein Wunsch, den Raven seit seinen Kinderjahren in der Brust getragen hatte: der Wunsch, die Welt zu sehen. Wiederholt begleitete er seinen Kommandeur auf größeren Reisen; durch das schöne Bayernland ging es 1844 nach Tyrol, von dort über den Brennerpaß nach dem herrlichen Mailand, durch die Schweiz nach Lyon, dann wieder nach Oberitalien zurück, wo die Reise in der Lagunenstadt Venedig endete. Es war eine genußreiche Zeit, zumal Raven jede Gelegenheit benutzte, seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Bezeichnend erscheint es für ihn, daß er während dieser und aller späteren Reisen stets ein ausführliches Tagebuch führte, um alle Eindrücke auch für die Dauer festzuhalten. Wer je selbst solch ein Reisetagebuch geführt hat und in späterer Zeit die vergilbten Blätter wieder einmal überflog, weiß, wie sich dann in der Erinnerung das einst Gesehene und schon halb Vergessene wieder auffrischt, wie man Städte, die man durchwanderte, plötzlich wieder vor sich zu haben glaubt, wie Menschen, die man kennen lernte, wieder greifbare Gestalt annehmen.

Auf der Reise hatten sich die Beziehungen zwischen dem Prinzen und Raven noch enger geknüpft, so daß dieser auf den Wunsch des ersteren unmittelbar nach der Heimkehr zum „persönlichen Adjutanten" ernannt wurde.

Auch das nächste Jahr brachte wieder reizvolle Reisen. Über Wien und Florenz reiste der Prinz mit seinem Begleiter nach Neapel, nahm dann einen längeren Aufenthalt in Genua, ging von dort nach Sicilien, nach Rom und endlich über das altertümliche Nürnberg wieder nach der lieben Heimat. Und diesmal sollte die Heimkehr Raven eine noch größere Freude bereiten, denn im Jahr zuvor: sie brachte ihm den ersehnten Hauptmannsrang, und schon am

9. Juli 1846 fand in der Colbatzer Kirche die Vermählung des glücklichen jungen Paares statt.

Fast noch während der sonnigen Flitterwochen abèr traf Raven der Befehl zu einer neuen Reise mit seinem Prinzen, und diesmal war das Ziel ein weitgestecktes, galt es voraussichtlich eine Trennung von Monaten. Nach Griechenland und Ägypten ging es; Raven schaute bewundernd in Athen zur schimmernden Akropolis empor, er bestieg die Pyramiden, fuhr auf dem Nil bis Assuan hinab, feierte das Weihnachtsfest bei heftigem Orkan „auf festgebundenen Kajütstühlen“ an Bord eines Mittelmeerdampfers und das Neujahrsfest im schönen Corfu. Das Tagebuch dieses Jahres endet mit den Worten, die für Ravens ganzes Leben bezeichnend waren: „So war denn wieder ein Jahr dahin, ein Jahr so gewichtig für mich; denn es hat mir meine Ida — mein größtes Glück — zur Gattin gegeben.“

Auch die nächsten Jahre riß der Dienst — freilich in angenehmster Weise — Raven oft aus seiner stillen Häuslichkeit: meist führten jetzt die Reisen des Prinzen nach Osten, nach Rußland, zum Besuch der nahe verwandten Familie des Zaren. So lernte Raven auch Warschau und Petersburg und, was ihn besonders interessierte, russische Truppen genau kennen.

Im April 1852 löste sich endlich das engere Verhältnis zu dem Prinzen Albrecht, da Raven unter Entbindung von seiner Stellung als persönlicher Adjutant als Major in das 32. Infanterie-Regiment versetzt wurde. Volle acht Jahre war er in der unmittelbaren Umgebung des Prinzen gewesen — eine für sein ganzes Leben wichtige und folgenreiche Zeit. Vor 1844 pflegten ihn die Kameraden damit zu necken, daß er nie über die Provinzen Pommern und Brandenburg hinausgekommen sei; wie hatte sich nun sein Gesichtskreis erweitert, mit wie vielen hochgestellten, geistvollen Männern war er in Berührung gekommen, wie viele Freunde hatte er sich erwerben können! So schied er denn mit frohen Rückblicken aus seiner Stellung, ging aber zugleich auch mit Freude und Selbstbewußtsein an seine neuen Lebensaufgaben. Er fand in seiner Garnison Erfurt, der alten, garten- und waldumkränzten Stadt, sehr angenehme Verhältnisse vor; trotzdem begrüßte er es indessen mit Freude, als er im nächsten Jahre nach Stettin als Bataillonskommandeur versetzt wurde, kam er doch damit dem Wohnsitz der Mutter und seiner Schwiegereltern näher. Und sein Herz hing an den Seinen mit voller Kraft und Innigkeit; in seiner Familie

fühlte er sich am glücklichsten. Güte, Frohsinn und Scherz waren die Penaten seines Hauses. Sie wanderten mit, wenn im Sommer die Familie nach dem nahen Colbatz hinauszog, und der gastliche Herd der Besitzung sammelte dann stets Verwandte und Gäste von nah und fern um sich. Die sechs Jahre, welche Raven in Stettin verlebte, erfüllten sich für ihn so mit allen Reizen einer großen Familiengemeinschaft.

Eifrig im Dienst, dessen geringste Einzelheiten er als bedeutungsvoll, als Steine zum ganzen Bau ansah, ohne jemals in Kleinlichkeitskrämerei zu verfallen und ohne die großen Gesichtspunkte aus den Augen zu verlieren, fand er stets Zeit für seine eigene Häuslichkeit; mochten die Ansprüche, welche seine Thätigkeit an ihn stellte, noch so scharf und vielseitig sein, die Zeit wurde immer gefunden, die er der Erziehung seiner beiden Söhne und seines Töchterchens widmen, in welcher er deren Schularbeiten in sorgsamer Nachhilfe durchsehen konnte.

Endlich schlug aber doch die Trennungsstunde von Stettin. Raven wurde 1859 Kommandeur des 25. Infanterie-Regiments, und diese neue Stellung führte den Oberst und die Seinen an den schönen Rhein, erst nach Koblenz, dann nach Köln. „Der Faden, der sich durch meine Ehe hindurchzieht und der sich fest und stark auch durch die Jahre bewiesen hat, ist das Glück meiner Ehe, die durch Frau und Kinder mir hienieden das Paradies schafft, die mich überall da glücklich werden läßt, wohin das Leben mich führt."

Und diesen glücklichen Bund zwischen Gatten und Gattin, zwischen Eltern und Kindern sollte der unerbittliche Tod so bald zerreißen!

Im Sommer des Jahres 1863 wurde Raven mit der Führung der 10. Infanterie-Brigade beauftragt und im September desselben Jahres zum Generalmajor befördert. In dieser Stellung traf ihn im Februar 1864 der Befehl zur Mobilmachung, welche den Führer im Krieg, den Helden im Tode bewähren sollte.

Der Verlauf des Feldzugs des Jahres 1864 ist in dem Lebensbilde des Generalfeldmarschalls Grafen von Wrangel kurz geschildert. Ich kann mich daher hier auf die persönliche Anteilnahme Ravens an den Ereignissen beschränken und ich vermag nichts Besseres zu thun, als diese sich in Auszügen aus mir vorliegenden Briefen wiederspiegeln zu lassen, die er vom Kriegsschauplatz aus an die Seinen: an seine mit der Tochter in Colbatz weilende Gattin und an seine Söhne, die sich auf dem Kadetten-

corps befanden, richtete. Sie geben uns ein Bild des seltenen Mannes, wie keine noch so schwungvolle Schilderung es schöner entwerfen könnte.

„Hamburg, den 13. Februar 1864.

Mein lieber, guter Wilhelm!

Nachdem ich Dich tüchtig abgeküßt — leider nur in Gedanken, richte ich diese Zeilen an Dich in der Überzeugung, daß Mama morgen in Berlin ist und Ihr den morgenden Sonntag zusammen verlebt. Ist das der Fall, so küsse sie und Mariechen von mir, wo nicht, so schicke diese Zeilen nach Colbatz. — Ich bin noch immer in Hamburg, da die Beförderung per Eisenbahn ins Stocken geraten ist, weshalb ich heute und morgen die Bataillone per Fußmarsch nach Rendsburg, Kiel und Neumünster in Bewegung gesetzt habe und ich selbst auch in den nächsten Tagen, wenn nicht anderes befohlen wird, nach Rendsburg abgehe. — Soeben fahren hier 10 eroberte dänische Geschütze vorbei, die mit 600 Gefangenen nach Magdeburg gehen. Das Kriegshandwerk hat doch etwas Gewaltiges. Nun, seid Ihr Herzens-Lieben alle zusammen, so gedenkt meiner in Liebe. Lebt wohl! Wie steht es übrigens mit dem Examen? Welche Luftschlösser hatte ich gebaut für die Zeit, wo Du nach demselben auf Urlaub zu sein würdest, und jetzt ist nichts von allem diesem."

Die Brigade des Generals blieb zunächst in Holstein und Raven hatte zu seinem Schmerz an den unmittelbaren Kriegsereignissen keinen Anteil; er war zum Kommandierenden der Provinz ernannt worden und nahm in Kiel Quartier. Erst Mitte März änderte sich seine Bestimmung. Aus Schleswig schrieb er am 15. dieses Monats an seine Gattin:

„Nach einem gestern eingegangenen Telegramm bilden das Leib- und das 18. Infanterie-Regiment eine Brigade unter meinem Befehl und treffen den 19. in Flensburg ein, wo sie vom Prinzen Friedrich Karl weiteren Befehl erhalten sollen. Sei gefaßt darauf, daß dieser Befehl uns vor Düppel führen wird. Du bist Soldatenfrau und wirst auf Gott vertrauen. Wie er es fügt, ist es am besten. Ich werde mutig und unerschrocken in den Kampf ziehen — das weitere liegt in Gottes Hand . . ."

„Rübel (vor Düppel),
am Morgen des grünen Donnerstages 1864.

Empfange die Versicherung, daß ich frisch und gesund bin und es mir gut geht. Nachdem ich gestern an Euch geschrieben,

bestieg ich gegen elf Uhr den Hengst und ritt über Henderup nach Kirch-Düppel, um die Vorposten zu revidieren. Es war eine starke Kanonade zwischen den Schanzen und unseren Batterieen, und als wir hinter Oster-Düppel bei der 2. Compagnie ankamen, schlug eine Granate durch das Strohdach eines Hauses und fiel dicht bei mir nieder . . . Als ich zurück war, kam die Meldung, die Dänen wären mit 3 Bataillonen ausgerückt und schienen gegen uns vorzugehen. Ich setzte mich wieder zu Pferde und eilte hinaus; es war aber nichts . . . Die Geschosse beachtet man gar nicht und denkt nicht daran, daß die Kugeln treffen könnten. Düppel macht einen eigenen Eindruck; teils niedergebrannt und von seinen Bewohnern verlassen, ist jeder Bauernhof ein Soldatenlager. Ich hätte Euch gern alle einmal hier, um Euch, was vorgeht, zu zeigen. Es ist höchst interessant und würdet Ihr sehr bald an den Kanonendonner gewöhnt sein . . ."

„Rinkenis, den 30. März 1864.

Das war ein schönes Osterfest — so wie ich es noch nicht erlebt habe! Als ich am ersten Tage bei den Vorposten war, schlugen die Granaten ein und töteten mehrere Leute. Nachmittags hatte uns General von Manstein an den Krug von Wilhoj bestellt, um uns zu sagen, daß in der Nacht unsere Vorposten bis auf 400 Schritt an die Schanzen geworfen und die feindlichen somit überrannt werden sollten. Wir sahen uns vor den äußersten Vorposten das Terrain an, machten unsere Disposition und ritten nach Hause. Am 2. Osterfeiertag früh viertel drei Uhr ritt ich nach dem Kruge von Wilkoj, wo mich General von Manstein erwartete. Die Pferde wurden zurückgeschickt. Wir gingen wieder zu den äußersten Vorposten. Die Truppen rückten vor. Das Leibregiment bekam Feuer von den feindlichen Vorposten, ging aber mit Hurra darauf los, immer vorwärts, bis nahe an die Schanzen. Auf der Seite des 18. Regiments fiel kein Schuß; stillschweigend drang es vor und nahm die überraschten feindlichen Vorposten gefangen. Vor den Schanzen grub man sich ein, die Soutiens zogen sich zurück. Da begann aber ein Feuer von den Schanzen, daß Hören und Sehen vergehen konnte; doch unsere Leute lagen fest, teilweise gut gedeckt. Bei Anbruch des Tages erhielten wir Feuer in der rechten Flanke vom Wenning-Bunde (einem Meeresarm). Es kam vom Rolf Krake (einem bekannten dänischen Panzerschiff), der sich in der Dunkelheit hereinmanövriert hatte und von niemand gesehen worden war. Wir änderten unsere Stellung; dabei wurden aber

viele verwundet und getötet. Doch konnten die Pioniere die Parallelen gestern Nacht eröffnen.

Als Bomben, Granaten, Schrappnels und Kartätschen um mich sausten, da dachte ich an nichts, als daß ich meine Seele dem lieben Gott empfahl. Von Deckung war nicht die Rede. Sah man die Granaten mit ihrem Feuerzünder ankommen, so wußte man nicht, hätte man sich auch gegen sie decken wollen, ob man nicht beim Platzen getroffen würde, und die Kartätschen flogen umher, man wußte nicht, woher, wohin. Doch der Himmel hat mich beschützt. In solchen Lagen ist der Glaube an Gott der einzige Halt. Somit also, Herzenskinder, hat die Brigade die Feuertaufe erhalten, und eine recht tüchtige."

„Rinkenis, den 4. April 1864.

Ich danke Euch für Eure Bitten, daß der Himmel mich beschützen möge. Ja — er wird es, laß uns vertrauend auf seine Gnade hoffen!

Schon vor mehreren Tagen schrieb ich Dir, war es die Absicht, geschützt durch unsere Batterieen, an einem anderen Punkte nördlich nach Alsen überzugehen und gleichzeitig die Schanzen anzugreifen. Der Sturm hat diesen Übergang aber nicht gestattet. Mir geht es, unberufen, sehr gut; mir hat noch kein Finger weh gethan, ich schlafe gut und habe Appetit, denn die Aufregung läßt mit der Zeit nach. Heute sind es nun acht Tage, daß jener verhängnisvolle Vorgang, über den ich Dir neulich berichtete, war. Ich kann nur sagen, daß man in solchen Augenblicken keinen anderen Gedanken hat, als sich der Gnade Gottes zu empfehlen und, ist dies geschehen, ergeben seinem Geschicke entgegenzugehen. Wäre es Tag gewesen, so wäre der Eindruck gewiß minder groß gewesen; aber in der Nacht, da man die Zünder der Granaten schon von weit her leuchtend kommen sah, überall Kartätschen knatternd fallen hörte und Häuser brennen sah, hatte der ernste Vorgang etwas Schauriges. Aber ich stand kalt und ruhig da . . . Ja, in der Wirklichkeit schwinden die Bilder der Phantasie, die Gefahr fordert kalte Besonnenheit, Unerschrockenheit und ausdauernden Mut. Jetzt muß es aber bald zu einer Entscheidung kommen."

In den nächsten Tagen war der Geburtstag des einzigen Töchterchens des Generals; am Morgen ihres Wiegenfestes, am 6. April, schrieb ihr der liebevolle Vater:

„Mariechen von Raven soll leben, Vivat hoch! So ertönt es heute in den Räumen von Colbatz, und so hallt es wieder am

Sundewitt! Und da sehe ich das niedliche Herzchen mit ‚Augen zu‘ an den Geburtstagstisch geführt und mit ‚Augen auf‘ erstaunt und verlegen dastehen. Möchten Deine Wünsche erfüllt sein, mein liebes, gutes Kind! Doch zu sehr darf ich dieses Tages nicht leben, ich könnte weich werden. Darum, mein Herzchen, verlebe Du ihn glücklich und laß mich schweigen. Heute Nachmittag wird sich die Familie wohl in Colbatz um den Kaffeetisch zur Feier des Geburtstages versammeln; könnte ich doch ein Stündchen unter Euch sein! Nun, die Zeit wird auch wiederkehren. Bis dahin frischen Mut!“

Raven hatte richtig geurteilt, als er meinte: „Jetzt muß es zu einer Entscheidung kommen.“ Der Sturm stand bevor.

Am 16. April schrieb er noch einmal nach der Heimat. Es sollte der letzte seiner Liebesgrüße sein. „Drücket den Daumen und betet ein Vaterunser! Die Stunde des Sturmes schlägt bald. Sei Soldatenfrau, Herzens-Ida, und vertraue auf Gott! Ich küsse Dich und Mariechen. Meinen Gruß an alle. Lebewohl, herzliebe Frau!“

Lebewohl! Es war ein Lebewohl für immerdar!

Am Mittag des 17. April gab Prinz Friedrich Karl die Anweisung zum Sturm für den nächsten Tag aus. Die Brigade Ravens sollte als Reserve dienen. Am Morgen des 18. trat er vor seine Regimenter. Er ging die Fronten entlang und begrüßte die Leute, welche „ihren“ General mit Hingebung liebten, nach seiner leutseligen Art: „Na, Kerls, wir fürchten uns doch vor dem Deuvel nicht! Was?“ Dann ließ er die Mannschaften, welche sich schon ausgezeichnet hatten und dekoriert worden waren, vor die Front treten und hielt ihnen mit weitklingender Stimme eine kurze Ansprache.

„Das Ehrenzeichen auf der Brust sagt mir, daß ihr heute euern Kameraden ein Vorbild der Tapferkeit sein und so dankbar die Gnade eures Königs ehren werdet!“

Darauf stieg der General zu Pferde und die Brigade trat an. In demselben Augenblick schwiegen alle Batterieen der Angriffsfront und mit brausendem Hurra brachen die Sturmkolonnen vor. Zwanzig Minuten später donnerte ein noch gewaltigeres Hurra durch die Lüfte: die Wackeren hatten die Graben überstiegen, die Pallisadenreihen überwunden, schon flatterten die preußischen Fahnen fast überall auf der ersten Schanzenreihe.

Der erste Teil des Sturmes war glänzend geglückt. Jetzt trat die Brigade Raven in Thätigkeit. Das 18. Regiment ging

gegen Schanze VIII, das Leibregiment gegen Schanze IX vor. Die Compagnieen stürmten vorwärts — Raven selbst hielt ruhig, „als gilt es ein Friedensexerzieren," berichtet ein Augenzeuge, in der Linie der Unterstützungstrupps. Und wieder kündete ein Jubelton, daß der Sturm geglückt, und wieder entfalteten sich auf den Wällen statt des Danebrogs die schwarzweißen Fahnen.

So hatte die Brigade Raven denn ihren herrlichen Anteil an dem Siege des Tages, und mit froher Brust sandte der General seinen Adjutanten ab, um dem Prinzen Friedrich Karl die Meldung von dem errungenen Erfolge zu bringen. Aber die Antwort, welche der Brigade die ehrenvolle Anerkennung des Prinzen, ihrem tapferen Führer seinen Dank künden sollte, traf den General nicht mehr an der Spitze seiner siegesbeseelten Regimenter — — —

Raven hatte nach Erstürmung der Schanze VIII seinen bisherigen Standpunkt verlassen. Keine fünfzig Schritt war er gegangen, da stürzte er plötzlich mit dem Ausruf: „Herr Gott, Kinder, mein Fuß!" zusammen: das Sprengstück einer von Alsen herüber geschleuderten dänischen Granate hatte ihm den Unterschenkel des rechten Beines dicht unter dem Knie zerschmettert.

Es sollte eine Todeswunde sein. Seit mehr denn fünfzig Jahren war kein preußischer General vor dem Feinde geblieben... Eduard von Raven war der erste, der diese Ehre erneuerte.

Und er selbst fühlte es, daß er sterben müsse.

Hinter einer Hecke lag der todwunde General in den Armen seines Adjutanten. Ein Lazarettgehilfe schnitt ihm im heftigen Granatfeuer den Stiefel herunter, dann brachte man einen Tornister, um seinen Kopf darauf zu betten. Endlich war ein Krankenwagen zur Stelle; in diesem fand ihn Prinz Friedrich Karl, der Höchstkommandierende, und der Kronprinz, unser späterer, im Dulden so schwer geprüfter Kaiser Friedrich. Ob er große Schmerzen habe? fragten die Prinzen — und Raven konnte unter Thränen lächeln: „Mein Bein ist zerschmettert. Aber was thut das? Wir hatten ja die Schanzen schon, als ich getroffen wurde, und es ist doch schön, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König blutet."

In dem Johanniter-Lazarett zu Nübel fand der Schwerverwundete Aufnahme. Hier wurde noch an demselben Abend das zerschmetterte Bein amputiert, und fast schien es, als ob die kräftige Natur Ravens den gewaltigen Eingriff überwinden würde. Es ging ihm am nächsten Tage verhältnismäßig gut. Er rauchte

seine Cigarre, aß mit Appetit und als General von Manstein ihn aufsuchte, sagte er zu demselben mit Stolz: „Es ist wohl gut, daß mich die Kugel getroffen hat. So sehen unsere Leute doch, daß auch ihre Generale das feindliche Feuer nicht scheuen.“

In den nächsten Tagen aber verschlimmerte sich das Befinden zusehends, ratlos standen die Ärzte am Lager des Verwundeten. Er fieberte stark und gab auf Fragen nur nach öfterer Wiederholung derselben einigermaßen verständliche Antworten.

Ein Sterbelager war es, an das am 21. April König Wilhelm trat. Zuerst schien es, als erkenne der General den geliebten obersten Kriegsherrn nicht mehr. Dann aber, als der König sich über ihn neigte und ihm den schönen Orden pour le mérite mit den Worten überreichte: „Hier, mein lieber General, habe Ich Ihnen noch etwas mitgebracht. Es ist der Orden, den Ich selbst am höchsten halte. Ich hoffe, daß Sie dem Vaterlande und Mir noch lange Ihre unschätzbaren Dienste leisten werden!“ — da breitete sich eine tiefe Rührung über das Antlitz des tapferen Helden und seine Augen füllten sich mit Thränen. „Majestät, das ist zuviel Gnade, meiner so zu gedenken —“ stammelte er leise. Und als habe die Huld des Monarchen auch auf den siechen Körper günstig eingewirkt, schien sich sein Zustand in den nächsten vierundzwanzig Stunden ein wenig zu bessern. Er konnte mit seiner aus Colbatz herbeigeeilten, schmerzerfüllten Gatttin und seinem Sohn sprechen, einmal scherzte er sogar: „Eigentlich ist man ein höllischer Kerl geworden; am Ende liest man später noch einmal seinen Namen in der Geschichte!“ Aber es war nur ein kurzes Aufflackern der letzten Kräfte gewesen: am 27. um die Mittagsstunde hatte sein tapferes Herz für immer zu schlagen aufgehört.

Ein Kreuz mit der Inschrift: „Dem Andenken des Generals von Raven 1864“ zeigt noch heute die Stelle, wo der Held von der tödlichen Kugel getroffen wurde. Sein Gedächtnis aber lebt in unserem Heere fort — sein Wort: „Es ist wohl gut, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König blutet!“ bleibt unvergessen.

Dulce et decorum est pro patria mori — süß und ehrenvoll ist der Tod für das Vaterland.

Ernst Rietschel.

Ein deutscher Bildhauer.

Riesengroß erhebt sich aus der Zahl der deutschen Bildhauer, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wirkten und schafften, die Gestalt Christian Rauchs. Sein Denkmal der unglücklichen Königin Luise von Preußen, sein Standbild Marschall Blüchers zu Berlin, sein Max-Joseph-Denkmal in München, seine kranzwerfende Viktoria, sein gewaltiges Reiterbildnis Friedrichs des Großen haben seinen Ruhm für alle Zeiten begründet. Er vereinigte die Formenschönheit der antiken Werke mit einem frischen, feinempfindenden Gefühl für die Natur und lockte die nationale Bildhauerkunst in freiere, selbständigere Bahnen. Seine Schüler sind es, welche — zum Teil noch heute unter uns in seinem Sinne wirkend — die deutsche Plastik auf eine so hohe Stufe erhoben, daß sie von der keines anderen Volkes übertroffen wird.

Unter diesen Schülern gebührt dem Dresdener Meister Ernst Rietschel der erste Platz.

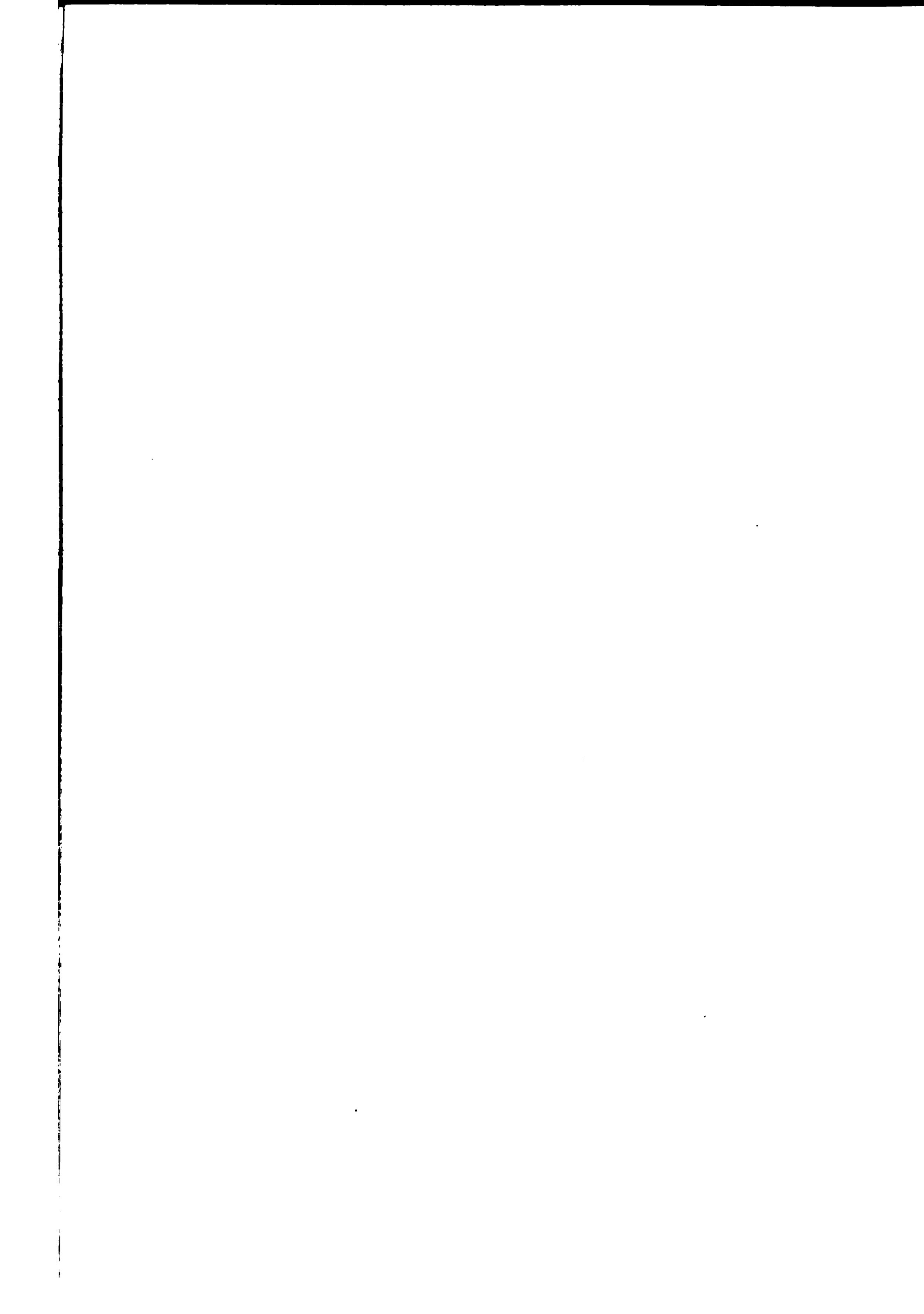
Das Lebensbild dieses großen Bildhauers gewinnt für uns ein doppeltes Interesse, weil von ihm selbst geschriebene Jugenderinnerungen vorliegen, die in höchst eigenartiger Weise sein mühevolles Emporringen aus den denkbar engsten und kleinsten Verhältnissen schildern. Auch er ist einer der seltenen Männer, deren Genius und deren ernste, frühreife, in Entbehrungen gestählte Tüchtigkeit allen Hindernissen zum Trotz sich Bahn brach — sein Lebenslauf ist ein ergreifender Beweis dafür, was ein fester, sein Ziel unverrückt im Auge behaltender Wille vermag, welche innere Kraft in Verbindung damit eine wahre Begeisterung für die Kunst in sich trägt.

Ernst Rietschel war am 15. Dezember 1804 zu Pulsnitz in Sachsen als das dritte Kind eines sehr armen Handschuhmachers geboren.

„Das erste," schreibt Rietschel selbst, „was aus der frühsten Kindheit im Bewußtsein meiner Erinnerungen geblieben ist, war ein Wohlgefallen an kleinen Bilderchen und Holzschnitten, wie sie



Ernst Rietschel.



damals in gewöhnlichen Bilderbogen für Kinder existierten. Was ich fand, das irgend einer Gestalt von Mensch und Tier ähnlich war, sammelte ich und klebte es in ein altes Buch. Ich versuchte selbst auf der Schiefertafel zu zeichnen, was mich interessierte, so z. B. in meinem dritten Lebensjahr einen Bärenführer mit seinem Bären. Weil beide, Mensch und Bär, wahrscheinlich als solche etwas erkennbar sein mochten, wurde ich — wie ich mich entsinne — von besuchenden Nachbaren, welche sich darüber wunderten, sehr gelobt.

Im sechsten Jahre malte ich eine liegende Kuh mit Wasserfarben, ob aus dem Kopfe — weiß ich nicht, welche ebenfalls viel Beifall hervorrief. So blieb nun bei mir das Interesse für Zeichnen und Bilder anhaltend rege; freilich fielen mir letztere sparsam zu, denn nur selten konnte ich vom Vater den Kauf eines Bilderbogens für sechs Pfennige erlangen. Jedes neue Blättchen, welches ich fand oder geschenkt erhielt, wurde kopiert, und später war ich anderen in der Schule das, was meine älteren Schwestern mir gewesen: ich zeichnete ihre Schiefertafeln voll Soldatenzüge und Schlachten.

Mein Schulunterricht bestand bis zum elften Jahre nur im Lesen der Psalmen und Evangelien, Schreiben und Rechnen; im letzteren kam ich bis zum Multiplizieren. Ich erinnere mich keiner Anregung aus dieser Schulzeit. Da mein väterliches Häuschen in der Nähe der zwei Predigerwohnungen sich befand, so war ich dort ein gesuchter Spielkamerad für die altersgleichen Knaben des Pastors und des Diakonus. Der letztere ließ mich, um seinem Sohn durch mein Mitlernen mehr Eifer und Lust zu machen, am Unterricht in Klavier und Lateinischen, den er selbst gab, teilnehmen, wofür ich dann einige Stunden zum Jäten im Garten und zu anderen Arbeiten benutzt wurde, um jene Gunsterweisung nicht so ganz unverdient hinzunehmen. Daß ich übrigens zu allen Gesellschaften, welche die Kinder in den Predigerhäusern feierten, eingeladen war, that mir wohl; es kamen dann manche Bilderbücher, Spiele, Unterhaltungen mit Ausmalen von Bilderbogen und andere mir sonst unzugängliche Vergnügungen vor, die mich ganz beglückten: und als der Pastor, ein lieber, würdiger Mann, seinen Kindern Campes ‚Robinson‘ vorlas — jeden Abend ein mäßiges Stück — und ich dazu ein für allemal in der Dämmerungsstunde während des Winters eingeladen war, da war mein Glücksgefühl unaussprechlich und die Sehnsucht nach solchen Unter-

haltungen trieb zu allerhand Versuchen, Bücher zum Lesen und Kupferstiche zum Kopieren zu borgen.

In Pulsnitz lebte ein Maler und Zeichenlehrer, ein alter Junggeselle, Namens Köhler, von wohlwollendem, gutmütigem Charakter, bei welchem viele Kinder Unterricht im Zeichnen von Blumen, Landschaften und Tieren hatten — freilich in einer Unzulänglichkeit, daß er den allerdürftigsten Ansprüchen, die jetzt gemacht werden können, weit nachstand. Mein Verlangen zu zeichnen war groß, und der gute alte Köhler nahm mich unentgeltlich als Schüler auf. Ich machte die schnellsten Fortschritte, durfte ihm bald helfen und wurde von ihm sein ‚Altgeselle' genannt. Er malte für einen Leipziger Kaufmann Tischdecken in Öl auf schwarzer Wachsleinwand, die mit einer Landschaft verziert wurden, Stück für Stück zu 8 bis 10 guten Groschen. Ich half ihm die Staffage malen, Tiere und Menschen, und bald auch Scheiben zu Prämienschießen, von welchen sich noch einige auf dem Pulsnitzer Schießhause befinden. Ich erhielt von ihm dann und wann einige Groschen, die mich aber weniger interessierten, als die Glückseligkeit, das zu treiben, wozu ich vor allem Lust hatte."

Die schweren Kriegsjahre 1812/13, die ihnen nachfolgende Zeit wirtschaftlichen Drucks verschlimmerten die an sich äußerst beschränkten Verhältnisse der Eltern des Knaben mehr und mehr; die Rietschelschen Jugenderinnerungen geben uns daher ein anschauliches Bild der traurigen Lage einer strebsamen, ehrlichen, aber armen Handwerkerfamilie jener Zeit — ein Bild, das uns die Ansprüche, welche die Angehörigen ähnlichen Standes heute zu erheben glauben müssen, in einem recht eigenartigen Lichte erscheinen läßt.

„Der Gaumen wurde nicht verwöhnt," berichtet er uns. „Kartoffeln und Wassersuppen in dieser und jener Form war der durchschnittliche Mittags- und Abendtisch und Sonntags reichte ein bis anderthalb Pfund Fleisch mit Gemüse für die ganze Familie. An den drei Hauptfesten wurde ein Braten ermöglicht, doch nicht immer. Das Häuschen meines Vaters war baufällig, vielleicht 500 Thaler wert, die aber auch als Schulden auf demselben lasteten. Das gänzlich heruntergekommene Handwerk, die Lasten nach dem Kriege hatten es nicht möglich gemacht, daß mein Vater die Zinsen seiner Schulden bezahlen konnte. Diese wuchsen somit wieder zu einem Kapital an und überstiegen den Wert des Hauses. Die Hauptgläubiger ließen es an harten Worten nicht fehlen. Eine wohl-

habende Witwe, welche einem Kaufmann gegenüber wohnte, bei dem ich für meinen Vater den Schnupftabak holte, erblickte mich bisweilen, wenn ich in den Laden ging, so geschwind ich auch zu laufen versuchte, und rief mir dann laut über die Straße die Worte zu: ‚du, sag's deinem Vater, daß er mich bald bezahlt, sonst würde ich ihn verklagen!‘ Mit Angst und Schmerz teilte ich es dem Vater mit, der dann mit kummervollem Gesicht von seiner Arbeit aufsprang. Bei solchen Gelegenheiten, wo Sorge und Entbehrung sich besonders fühlbar machten, saß die Mutter oft stundenlang stillschweigend bei ihrer Arbeit und konnte in ihrer Verstimmung und Sorge kein Wort sprechen. .... Meine Eltern hatten eine tiefe Religiösität, sie ertrugen ihr Unglück mit Ausdauer, mit immer erneuter Anstrengung und immer frischen Vertrauen und Aufblick auf Gottes Hilfe. Was Wunder aber, wenn die Guten bisweilen zagten, ihr Mut, ihre Widerstandsfähigkeit sank und Kleinmut an die Stelle stiller Ergebung trat.“

Rührend beschreibt Rietschel, wie seine Eltern wenigstens den äußeren Anstand zu wahren suchten, wie sie in Kleidung und Auftreten nicht allzusehr hinter den Nachbaren zurückzustehen sich mühten. Als in der Not eine kleine goldene Halskette der Mutter versetzt werden mußte, wagte diese kaum noch in die Kirche zu gehen, weil die anderen Frauen das Fehlen des sonntäglichen Schmuckes hätten bemerken können. Zur Weihnachtszeit konnte, seit der Knabe acht Jahre alt war, nicht mehr beschert werden, selbst der Christbaum wurde gespart. Die Schwestern hatten außer dem Hause Dienststellen annehmen müssen und schickten bisweilen, wenn die Not am größten, den darbenden Eltern noch etwas von ihrem kargen Lohn zur Unterstützung.

Frühzeitig trug auch der Knabe selbst sein bescheidenes Teil zu den Kosten des Haushaltes bei.

„Ich wurde in unserer Stadt das Faktotum für allerlei Dinge, bei denen Pinsel und Farbe nötig waren. Maler Köhler war alt und wies die Leute an mich. Da gab es unaufhörlich Modelltücher zum Sticken vorzuzeichnen, kleine Transparente zu Geburtstagsgeschenken, Kirchennummern mit Ölfarben zu schreiben, desgleichen malte ich ein Hutmacherschild, einige Grabkreuze, und alle Stammbücher, die im Ort cirkulierten — sie waren damals recht in der Mode — gingen durch meine Hände, um von mir mit Blumen und Symbolen geschmückt zu werden.

Da ich in der Schule am besten schrieb, so eignete ich mich

auch zum Abschreiben von Gerichtssachen. Es gab also immer einige Groschen zu verdienen, die sich gegen Neujahr zu Thalern mehrten, weil ich von meinem zwölften Jahre an Neujahrswünsche in Vorrat malen und nach des Vaters Willen schon im Sommer damit anfangen mußte. Oft hatte ich zu Neujahr einen Vorrat von dreißig bis vierzig Wünschen, Blumenkränze, Landschaften u. s. w. darstellend, deren niedrigster Preis sechs Pfennige, der höchste vier Groschen war. Selbst Zeichenunterricht gab ich einst vier Knaben und Mädchen, im gleichen Alter und älter als ich; die Stunde kostete à Person einen Groschen. Die Vorlageblätter — meist Blumen — hatte ich selbst gezeichnet. Bisweilen wurde ich wohl vom Spielplatz zur Ausübung meiner Pflicht und Würde geholt, ich präsentierte mich dann in einem Kostüm, welcher der Achtung bei den Schülern keinen Eintrag that — nämlich in einer grünkarrierten Jacke und einer Lederhose. Mütze und Stiefeln waren im Sommer nicht nötig, ich ging barfuß, Stiefeln wurden nur Sonntags angezogen .... Ich erhielt nie ein neues Kleid. Entweder machten mir mein Vater aus abgelegten alten Sachen selbst etwas zurecht, oder ich bekam von Fremden etwas geschenkt, oder mein Vater kaufte ein Stück auf dem Trödlermarkte für mich. Das letzte Jahr vor meiner Konfirmation hatte ich mir jedoch so viel verdient und mein Vater hatte es sorglich aufbewahrt, daß ich mich zu diesem Feier- und Ehrentage, dem Schlußtage meiner Kindheit, vom Kopf bis zu Fuß neu kleiden konnte. Es war ein Ereignis, noch nicht dagewesen, als der Vater mit mir bei dem Tuchfabrikanten selbst mit einer gewissen Andacht das Tuch prüfend aussuchte. Jahrelang hatte er Perlmutterknöpfe, die er auf seinem Bräutigamsrock getragen, aufgehoben, mir oft gezeigt und geäußert, daß ich diese auf meinen Konfirmationsrock erhalten sollte. Schließlich war ich fast beklommen in dem Gefühl, daß es den Leuten auffallen könnte, mich in neuen Kleidern zu sehen." —

So war denn die Zeit der Berufswahl herangekommen. Der Jüngling kam zu einem Krämer in der Vaterstadt in die Lehre, einem harten, strengen Mann, der ihm den Kaufmannsstand in kurzer Zeit völlig verleidete. Zum Unglück — oder zu seinem Glück erkrankte Rietschel schon nach einigen Monaten schwer und mußte in das Elternhaus zurückgebracht werden. Als er genesen war, erwachte mit verzehrender Sehnsucht der Wunsch in ihm, Maler zu werden. Er hatte von der Akademie in Dresden gehört, ohne daß ihm jedoch, wie er ausdrücklich hervorhebt, Wesen, Idee

und Bedeutung der Kunst klar geworden sei (hatte er doch noch niemals ein wirkliches Kunstwerk gesehen), und bat den Vater flehentlichst, um seine Aufnahme in jener Anstalt nachzusuchen. Dies geschah denn auch, und im Herbst 1820 erhielt er, nachdem einige seiner Zeichnungen geprüft worden waren, die Bestätigung seiner Aufnahme. Mit sechs Thalern in der Tasche begab er sich nach Dresden.

Hören wir, was er selbst über jene erste Studienzeit berichtet:

„Der Vater hatte mir in Dresden bereits eine Wohnung mieten lassen. Sie war in einem kleinen, einstöckigen Häuschen in der Oberseergasse. Die Wirtin, eine Waschfrau, bewohnte mit ihrer ältlichen Tochter eine Stube. Sie hatten von fremden Leuten ein halbjähriges Kindchen zur Aufziehung übernommen, und in dieser Stube mit Wirtin, Tochter und Kind mußte ich auch mitwohnen. Ich erhielt zu meiner Disposition ein Fenster mit Tisch und Stuhl. Auf dem Boden unter dem niedrigen Dach war ein kleiner Verschlag, der für mich als Schlafzimmer diente, und wo sich im Sommer, wenn die Sonne auf dem Dach lag, eine solche Hitze entwickelte, daß es mich an die Bleidächer Venedigs erinnert haben würde, hätte ich von diesen damals schon etwas gewußt. Im Winter war ich dem Erfrieren nahe, und oft entstand vom Atmen eine Eiskruste, während bei Schneegestöber der Wind den feinen Schnee durch die Ziegel wehte, daß das Bett davon bedeckt wurde .... Bei meiner Gewöhnung an Entbehrungen jeder Bequemlichkeit fiel mir die jetzige Beschränkung keineswegs als drückend auf. Meine Existenz war billig — Wohnung und Kaffee des Morgens kosteten einen Thaler zehn Groschen monatlich. Butter, Brot, vielleicht auch einige trockene Gemüse schickten mir meine Eltern durch allerhand Gelegenheiten, damit meine Wirtin dann und wann etwas für mich mitkochen konnte. Die meisten Tage aß ich nur Butterbrot und Obst, denn in ein Speisehaus zu gehen und dort Mittag zu essen, wäre für meine Verhältnisse ein unerschwinglicher Luxus gewesen. Als ich den Vater einst um etwas Geld bat, bemerkte er, es sei nicht nötig, daß ich früh und mittags Obst zu meinem Brote äße, wie bald seien sechs Pfennige ausgegeben, und täglich sechs Pfennige mache jährlich gegen acht Thaler."

Trotz aller Entbehrungen war Rietschels Leben kein freudeleeres. Er machte auf der Akademie schnelle Fortschritte und errang sich schon nach dem ersten Studienjahr eine Geldprämie von

fünfundzwanzig Thalern — ein kleines Vermögen in seinen Verhältnissen. „Damals," so erzählt er, „kam mir zum erstenmal der Gedanke, ob ich mir nicht auch einmal den Genuß verschaffen sollte, in einem Speisehause zu essen. Es erschien mir beneidenswert, sich die Speisen aussuchen zu können, die man vorzugsweise gern esse; ich betrachtete die, welche dies vermochten, als reiche und bevorzugte Menschen. Dabei kam mir aber nie in den Sinn, anzunehmen, daß mir dies so gut zukomme, wie ihnen, ich wußte, ich war arm, konnte das, was jene hatten, nicht auch haben, und da ich an keine Bedürfnisse gewöhnt war, so wurde mir's auch nicht schwer zu entsagen. Den Gelüsten des Appetits, die geweckt wurden, wenn ich sie andere sorglos befriedigen sah, genügte ich nie. Als ich während des Fastnachtstages meine Mitschüler duftende Pfannkuchen essen sah, nahm ich mir vor, des Abends, wenn ich nach Hause ging, mir auch einige zu kaufen. Ich kämpfte mit meiner Neigung als einem Unrecht, das ich an meinen Eltern verübte, indem ich das Geld, das sie sich abdarbten, so wenig es auch sein mochte, für eine Näscherei ausgäbe, doch die Entschuldigung, daß es ja nur diesmal geschähe, blieb nicht aus. Ich ging also nach Schluß der Stunde zum Bäcker — allein in dessen Nähe angekommen, machte ich dem kindischen Begehr dadurch ein Ende, daß ich anfing heftig zu laufen, so daß ich bald vorüber war. Wieder umzukehren war nicht möglich, ich hätte mich ja vor mir selbst schämen müssen. Der Appetit war weg und ich ging vergnügt nach Hause." —

Neben fleißiger Arbeit fand Rietschel in dem innigen Verkehr mit einigen Freunden — blutarmen jungen Akademieschülern gleich ihm — wahres Vergnügen. Besonders schloß er sich an den jungen Thaeter, den später auch berühmt gewordenen Kupferstecher, an. Sie lasen viel zusammen: „ein heißes Verlangen," sagt Rietschel, „viel zu lernen, und das Gefühl, so ganz ohne alle Vorbildung zu sein, trieb uns zu einer Hast, daß wir gern alles auf einmal vorgenommen hätten. Es wurde gemeinsam studiert, Geschichte getrieben und Dichterwerke gelesen. Unser empfänglicher Sinn verschlang mit Begeisterung Goethes und Shakespeares Werke, auch die Alten wurden mit Bewunderung gelesen, und unser Leben war durch die Freundschaft, durch das Bewußtsein treu angewandter Zeit und durch das Gefühl inneren Reifens und Fortschreitens ein ungetrübtes glückliches, gehoben durch die reineren, begeisternden Vorstellungen von der Größe und Bedeutung der

Kunst und durch die Ideale, welche wir zu erstreben träumten, und welche die Schöpfungen der großen Dichter in uns erweckten."

Im dritten Jahre der Studienzeit trat an Rietschel ein Vorschlag heran, der für sein ganzes weiteres Leben entscheidend werden sollte. Der Graf Einsiedel, Besitzer des großen, mit einer bekannten Bildgießerei verbundenen Eisenwerks Lauchhammer wandte sich an den Vorstand der Akademie mit der Bitte, ihm einen talentvollen jungen Mann namhaft zu machen, den er auf seine Kosten weiter ausbilden lassen könne; derselbe solle dann später auf seinem Werk für ihn thätig sein.

Rietschel wurde in Vorschlag gebracht. Die Entscheidung war indessen für ihn selbst nicht leicht. Bisher war all sein Streben darauf gerichtet gewesen, Maler zu werden — jetzt sollte er plötzlich zur Bildhauerei übergehen. Nach kurzem Zögern nahm er aber das Anerbieten an.

Drei ganze Thaler erhielt er fortan monatlich als Unterstützung seitens seines Mäcens — so gering diese Beihilfe heute erscheint, für ihn war sie damals hochbedeutend. Einige Freitische in guten Familien, deren Umgang, wie er besonders hervorhebt, seiner äußeren Bildung sehr nützlich war, dann und wann ein kleiner Nebenverdienst und jener Zuschuß machten seine Lage derjenigen der letzten Jahre gegenüber zu einer „brillanten". Freilich steigerten sich auch die Ansprüche; aber wenn es an Geld mangelte, so doch nie an Heiterkeit und Frohsinn.

In Dresden, dessen heute weitberühmte Bildhauerschule Rietschel selbst um Jahrzehnte später begründen sollte, fehlte es damals gänzlich an tüchtigen Lehrern der plastischen Kunst. Es war verlorene Zeit, welche unser Freund in den Dresdener Ateliers zubrachte, er hatte, um mit seinen eigenen Worten zu reden, sechs volle Jahre gezeichnet und modelliert und nichts geleistet, wozu heutzutage junge Leute schon im zweiten oder dritten Jahre ihrer Studien reifen. Eine neue Welt ging ihm auf, als er endlich nach Berlin, in das Atelier des Altmeisters Rauch kam.

Es war eine besondere Auszeichnung, von dem größten der damals lebenden Bildhauer als Schüler angenommen zu werden. Dem unbekannten jungen Manne bebte das Herz, als er vor den Gewaltigen und ob seiner Strenge Gefürchteten zum erstenmale hintrat, auch machte Rauch ihm zunächst wenige Hoffnungen — als er aber die Zeichnungen Rietschels gesehen hatte, öffnete er ihm sofort seine Werkstatt, und nach kurzer Zeit war der Dres-

dener, zum Neide der übrigen Genossen, des Meisters Lieblingsschüler. So unbeholfen Rietschels Technik noch sein mochte: Rauchs Genie erkannte sofort den verwandten Geist!

Rauch war ein strenger, ernster Lehrer, der schwer zufrieden gestellt wurde. Er erschien oft unfreundlich und konnte leicht heftig werden — aber sein goldenes Herz kam, wo er Verständnis und guten Willen fand, stets schnell zum Durchbruch. Bald zog er Rietschel in sein Haus, und er war es, der dem jugendlichen Künstler, seinem Schüler, den ersten Auftrag verschaffte: den Entwurf eines Denkmals für den verstorbenen König Friedrich August von Sachsen.

Es waren genußreiche Lehrjahre, welche Rietschel unter Rauchs Leitung verlebte, wenn ihm auch freilich die äußeren Sorgen nicht erspart blieben. „Bei größter Sparsamkeit und ohne mir die geringsten Extravaganzen zu erlauben, konnte ich mit den 200 Thalern, welche ich jetzt von dem Grafen Einsiedel erhielt, die Ausgaben für meine Studien einbegriffen, nicht auskommen,“ so schreibt er selbst. „Auf meine Bitte erhielt ich endlich 300 Thaler für das Jahr. Ich ließ mir nun einen Mantel, den ich bis dahin nicht gehabt hatte, machen: ein nie genossenes Behagen im kalten Winter. Ich kam mir so kurios darin vor, daß ich ihn das erste Mal abends anzog, um mich einzugewöhnen, denn ich hatte das Gefühl, als möchte ich jedem auffallen.“

Endlich kam ein Umschwung. Rietschel beteiligte sich an einem akademischen Wettstreit, obgleich seine älteren Mitschüler über seine Keckheit lächelten. Es handelte sich um ein Relief, Penelope und Ulysseus darstellend. Mit Feuereifer warf er sich auf die Aufgabe, er wollte sich mit ihr gleichsam die Gewißheit über seine Berufung für die Kunst erringen. „Meine Leidenschaftlichkeit ließ im Falle des Nichterfolges Schlimmes für meine Gesundheit befürchten,“ berichtet er, „denn ich fühlte mich, da ich täglich über zwölf Stunden arbeitete, außerordentlich angegriffen. Meine Freunde hielten mir das Unrecht solchen Strebens vor, ich fühlte auch die Wahrheit ihrer Warnungen sehr wohl und suchte mich auf ein ungünstiges Resultat vorzubereiten, doch wollte mir's nicht recht gelingen.“

Rietschel gewann wirklich den ersten Preis, der die Mittel zu einem dreijährigen Studium in Italien umfassen — sollte. Sollte! in Wirklichkeit erhielt er nämlich zunächst nichts, sintemalen er ja ein „Sachse“, ein „Ausländer“, und als solcher nicht zum Empfang

des preußischen Preises berechtigt war. Der akademische Senat that freilich etwas übriges: er erließ ein feierliches Schreiben an die sächsische Regierung und empfahl Rietschel so warm für ein sächsisches Reisestipendium, daß ihm von Dresden aus 1200 Thaler auf drei Jahre bewilligt wurden. Es gelang dem jungen Künstler auch, seine Verpflichtungen gegen das Eisenwerk Lauchhammer zu lösen, wobei Graf Einsiedel ihm in der großmütigsten, in wahrhaft edler Weise entgegenkam — als freier, hoffnungsfroher Mann konnte Rietschel nunmehr in die Zukunft schauen.

In diese frohe Zeit fiel freilich bald ein herber Wermutstropfen. Gegen Weihnachten des Jahres 1828 starb der heißgeliebte Vater. Der Verlust beugte Rietschel tief; als ein echter Künstler von Gottes Gnaden löste er sich aber von seinem Schmerz, indem er der Sehnsucht nach dem teuren Toten künstlerischen Ausdruck gab. Er schuf in kurzer Zeit einen wundervollen Fries: das Wiedersehen Josephs mit seinem Vater Jakob, der mit seinen Söhnen nach Ägypten zieht. Das Werk errang sich sofort allgemeinen Beifall; am stolzesten aber war der junge Bildhauer auf das ungeschmälterte Lob seines verehrten Meisters Rauch.

In den nächsten Jahren finden wir den mehr und mehr reifenden Künstler gemeinsam mit seinem Lehrer in München thätig, wo er auch dem großen dänischen Meister Thorwaldsen näher trat, wir finden ihn dann auf der Reise nach dem gelobten Lande der Kunst, nach Italien. Wie Cornelius, so wanderte auch er zu Fuß über die Alpen, besuchte Florenz, Rom, Neapel und warf sich mit dem ihm eigenen Eifer auf das Studium der Kunstschätze, welche vergangene Jahrhunderte, die Antike und die Renaissance, dort angesammelt haben. An Eindrücken und Erfahrungen bereichert, kehrte er endlich nach Deutschland zurück und gründete sich in Berlin einen eigenen Hausstand. Eine innige, reine Jugendliebe verband ihn seit Jahren mit Albertine Trautscholdt, der Tochter eines älteren Freundes — jetzt führte er das geliebte Mädchen als Gattin heim.

Der Ruf Rietschels als des begabtesten Schülers Rauchs festigte sich mehr und mehr. Während er noch mit der Vollendung des schon erwähnten Denkmals Königs Friedrich August von Sachsen beschäftigt war, erhielt er 1832 einen Ruf als Professor der Bildhauerei nach Dresden. Hier war es ihm vorbehalten, dieselbe Schule, an der er vergeblich gearbeitet und gestrebt hatte, von Grund auf zu reformieren. Bald sammelte sich um ihn eine

große Zahl vortrefflicher Schüler — vorgreifend seien hier nur die Namen Schilling, Donndorf, Kietz genannt, die dereinst seine Lehren und seine Kunstanschauungen mit Erfolg weiter ausbilden und fortpflanzen sollten.

Ein deutscher Kunstschriftsteller und ausübender Künstler zugleich, Friedrich Pecht, welcher dem Meister damals näher trat, giebt eine interessante Schilderung seiner Erscheinung aus jenen Jahren: „Die lange, hagere, durch eine etwas vorgebeugte Haltung charakterisierte, aber starkknochige und mächtige Figur, mit den eingefallenen Wangen, welche schon die Anlage zu Brustleiden infolge der in der Jugend durchgemachten großen Entbehrungen ahnen ließen, kontrastierte seltsam mit der mächtigen Stirn, die von reichem, dunkellockigem Haar überwallt war. Der Mann mit sanfter Stimme und ruhig tiefem, fast bittendem und dann wieder unter den buschigen, schwarzen Brauen in der Begeisterung feurig hervorblitzendem Blicke war in seiner äußeren Erscheinung eine merkwürdige Mischung von echt dämonischem Genie und halb verhungertem Schulmeistertum. Fast demütig bescheiden in der Unterhaltung hatte er etwas überaus Gewinnendes, Zutrauenerweckendes und schließlich doch eben ganz Überwältigendes. Seine Begeisterung für das Schöne riß mit fort.“

Rasch folgten jetzt größere Arbeiten: Rietschel schmückte das Leipziger Universitätsgebäude mit Skulpturen, er war an der künstlerischen Auszierung des von Semper erbauten Dresdener Theaters hervorragend beteiligt — das prächtige Standbild Thaers, des großen Reformators der deutschen Landwirtschaft, in Leipzig, seine berühmte Pieta in der Friedenskirche zu Potsdam: (eine wundervolle Darstellung der Jungfrau Maria, wie sie Christus beweint), sein großartiges Denkmal Lessing zu Braunschweig bezeichnen die hervorragendsten Merksteine in jener Epoche seines Schaffens.

Noch einmal wanderte er dann über die Alpen nach Italien, Heilung für seine bereits sehr geschwächte Brust zu suchen. Schwer fügte sich sein nimmermüder Schaffenstrieb in die ihm von Freunden und Ärzten fast gewaltsam aufgezwungene Ruhe. „Schonen und Schonen, das ist allein die Losung!“ schrieb er aus Italien. „Es will viel Geduld, und ich erkenne wohl in dieser Prüfung eine höhere Hand, die meinem unruhigen Wesen Ruhe zu gewinnen lehren will. Es schmeckt bitter, doch soll's nicht an mir verloren sein.“ Die Entfernung von der Stätte gewohnten Wirkens lag

schwer auf ihm, selten gelang es, ihn recht zu erheitern. Nur wenn er in der freien, herrlichen Natur sich befand oder später in Rom die Kunstschätze des Vatikan durchmusterte, dann hatte er wohl alles körperliche Leid vergessend frohe Stunden ungetrübten Genusses.

Im Frühling 1852 betrat Rietschel wieder die geliebte deutsche Vatererde. Und fast gleichzeitig traf ihn eine wahrhaft begeisternde Nachricht: die Kunde, daß er berufen worden sei, die für Weimar geplanten Ehrenstatuen der beiden größten deutschen Dichter, Goethes und Schillers, auszuführen.

Das war ein Auftrag nach seinem Herzen — schwer und groß zugleich. Und mit großartigem, kühnen Wurf löste er die Aufgabe. Dicht nebeneinander stellte er die beiden Dichter: in der mächtigen Gestalt Goethes dessen selbstbewußte Größe und weite Weltanschauung, in Schiller dessen kühn strebenden, idealen Geist meisterhaft charakterisierend. Ein herzliches Freundschaftsverhältnis spricht aus der Stellung beider Dichterfürsten zu einander. Leicht ruht Goethes Hand auf Schillers Schulter, und während der ältere Goethe in der Rechten den Lorbeerkranz hält, den ihm das deutsche Volk als Sinnzeichen der Unsterblichkeit überreichte, greift der jüngere Schiller nur leicht zu den Ruhmesblättern hinüber:

„Neidlos leuchten im Bild, wie im Leben, Schiller und Goethe,
Jedem gebühret der Kranz, keiner verlangt ihn für sich!“

Am 4. September 1857 wurde das herrliche Denkmal enthüllt. „Als die Bänder der Umhüllung gelöst waren und diese fiel,“ schrieb ein Zeitgenosse, „als die Sonne die Gestalten zum erstenmale beschien und mit dem Sonnenglanz der Jubelruf wetteiferte, der sich freudig aus der Brust aller löste und nicht enden wollte — wer kann sagen, was da das Herz des Meisters bewegte, der dieses edle Werk geschaffen hatte?! . . . Er stand dabei und hielt beide Hände auf die Brust: in seinem frommen Gemüt war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. In diesem Augenblick mußte der Meister die Weihe des Daseins als höchsten Lohn empfinden.“ —

Aus den Arbeiten der nächsten Jahre ragt vor allen die berühmte Büste Rauchs hervor — ein wahrhaft klassisches Werk, die vollendet künstlerische Darstellung einer imponierenden, anziehenden Persönlichkeit; voll dankbarer Hingabe an seinen großen Lehrer hatte Rietschel hier sein ganzes Können zu einem großen Wurf zusammengefaßt. Würdig schließt sich dieser Meisterschöpfung

die Quadriga für das herzogliche Schloß in Braunschweig und das Denkmal des großen Tondichters Karl Maria v. Weber, des unsterblichen Komponisten des Freischütz, an.

Reiche Ehren krönten jetzt den Künstler. An Rauchs Stelle (derselbe starb am 3. Dezember 1857) wurde er unter die Zahl der Ritter der Friedensklasse des preußischen Ordens pour le mérite aufgenommen. „Ich habe die unaussprechliche Freude, Ihnen mitzuteilen," schrieb damals kein Geringerer denn Alexander von Humboldt als der Kanzler des hohen Ordens an ihn, „daß Ihr großer Name in die Liste der dreißig Ordensritter eingeschrieben ist." Rietschel war unstreitig der erste Bildhauer Deutschlands, und so erschien es ganz folgerichtig, daß man ihm 1858 ohne alle Konkurrenz die Ausführung des Lutherdenkmals für Worms übertrug. Mit vollstem, fast jugendlichem Feuer und tiefster Herzensfreude erfaßte der schon bedenklich erkrankte Mann die hohe Aufgabe. Galt es doch in jenem Denkmal gleichsam der ganzen Reformation den Zoll der Dankbarkeit abzustatten, galt es doch den großen Reformator gerade in der Stadt zu verherrlichen, in welcher er vor Kaiser und Reich sein kühnes Bekenntnis ablegte.

Die letzten Jahre seines Lebens und dessen letzte Kraft widmete Rietschel ganz dem Lutherdenkmal. Es war ihm freilich nicht vergönnt, dasselbe völlig zu vollenden, aber die Gesamtanordnung, die wundervolle Gestalt Luthers selbst vor allem ist doch ganz sein Werk, und in seinem Geiste bauten seine Schüler das Begonnene aus.

Mehr und mehr machten sich die schmerzvollen Äußerungen seines schweren Leidens geltend. Noch einmal suchte er vergeblich in Italien Heilung — zu Anfang des Jahres 1861 wurde sein Zustand hoffnungslos. Am 21. Februar ließ er sich das große Gypsmodell seines Luther in den Garten tragen, um es vom Fenster aus sehen zu können — er ordnete noch einige Kleinigkeiten an dem Werk und verfiel dann in einen ruhigen und sanften Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte. Seine entseelte Hülle, um die Schläfe den wohlverdienten Lorbeer, wurde zu den Füßen seiner letzten und großartigsten Schöpfung ausgestellt. —

Ernst Rietschel war ein schlichter, deutscher Mann, dessen Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit in seinem einfachen Hause, im Kreise der geliebten Seinen ruhte — ein Mann, der durch eigene Tüchtigkeit sich wie wenige emporgearbeitet, emporgerungen hatte, dessen treues, frommes Herz aber nie vergaß, daß ihm seine

Erfolge nur durch die Güte und Gnade Gottes möglich geworden waren. Dankbar gegen Gott war er auch dankbar gegen alle seine Freunde: das ideale Verhältnis Rietschels zu seinem Lehrer Rauch ist gleich kennzeichnend für beide große Männer.

Als Künstler erscheint er uns besonders bedeutend durch das echt nationale Gepräge, welches er seinen Schöpfungen zu geben wußte: er war der deutscheste aller Bildhauer unseres Jahrhunderts — durch ihn, der in einer Reihe herrlicher Werke (ich nenne noch einmal die Denkmäler von Lessing, Schiller, Goethe, Luther) gerade den deutschprotestantischen Bestandteil unseres Volksgeistes zum energischen Ausdruck brachte, wurde die deutsche Bildhauerkunst auf die stolze Höhe erhoben, derer wir uns heute freuen.

Albrecht Graf von Roon.

Preußens Waffenmeister.

In der bisherigen Kadettenanstalt zu Kulm in Westpreußen befand sich eine am 3. Juli 1818 aufgestellte Ehrentafel, welche die Namen einiger Schüler nennt, die an jenem Tage mit besonderer Auszeichnung aus der Voranstalt in das Hauptcorps nach Berlin übertraten. Die Tafel trägt die Überschrift: „Eiserner Fleiß und strenge Sittlichkeit macht sie würdig, als Muster der Nachahmung aufgestellt zu werden!"

Unter den namentlich aufgeführten Schülern steht obenan der Unteroffizier von Roon verzeichnet — derselbe Roon, der als späterer Kriegsminister die Wehrkraft Preußens für Deutschlands Einigung schulte, derselbe Roon, der einst als Generalfeldmarschall mit fester Hand und zielbewußtem Blick die Armeen aller deutschen Staaten zum gemeinsamen deutschen Heere zusammenschmolz.

Die Familie von Roon, welche in ihrem alten Wappen den sinnigen Spruch „Toujours tout droit, Dieu s'aidera!" führte, ist niederländischen Ursprungs, wanderte aber frühzeitig von Holland nach Frankreich aus und siedelte von dort zuerst nach Frankfurt a. M., dann auf preußisches Gebiet über. Der Vater des Feldmarschalls, Heinrich von Roon, hatte in jüngeren Jahren in dem preußischen Regiment „Herzog von Braunschweig" gedient und sich später mit dem Titel eines Lieutenants a. D. und herzoglich braunschweigischen Kammerjunkers auf sein Rittergut Pleushagen unweit Kolberg zurückgezogen. Hier wurde ihm am 30. April 1803 ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Albrecht Theodor Emil erhielt.

Pleushagen war ein ziemlich unbedeutendes Dorf, fern von den großen Verkehrsstraßen gelegen, fast auf der ganzen Ausdehnung seiner Feldmarken von den Wellen der Ostsee bespült; es gab weder Kirche noch Schule dort, und der frühgeweckte Knabe entbehrte auch der Geschwister als Spielgefährten, denn alle waren vor seiner Geburt schon in ihrer frühsten Kindheit den Eltern wieder entrissen worden. Bis zu seinem neunten Jahre blieb



Albrecht Graf v. Roon.



Albrecht ohne eigentlichen Unterricht; die Zeiten waren nicht dazu angethan, die ohnehin schweren Kosten des Haushalts noch dadurch zu vermehren, daß ein Erzieher angenommen wurde, und andererseits vermochten die Eltern es nicht über sich zu gewinnen, sich von dem einzig überlebenden Sohn zu trennen. Die Folgen des unglücklichen Krieges von 1806 lasteten schwer auf dem Lande, die französische Occupation erschien oft schier unerträglich. Und gerade Pleushagen wurde unmittelbar in das Kriegsleben hineingezogen, als die Franzosen das nahe Kolberg im Jahre 1807 belagerten. Wenn auch das Kind die volle Bedeutung der Ereignisse nicht verstehen konnte, so hafteten doch einzelne Eindrücke fest in seinem empfänglichen Gemüt, und es liegt wahrlich eine merkwürdige Vorbedeutung darin, daß Albrecht von Roon in den Jahren der tiefen Erniedrigung unseres Vaterlandes gerade dort lebte, wo ein Gneisenau, ein Nettelbeck durch ihre ruhmvolle Verteidigung Kolbergs Preußens Ehre am unverfälschtesten bewahrten.

Als der Knabe acht Jahre alt geworden, wurde der geliebte Vater ihm durch den Tod entrissen, und Frau von Roon verließ das Gut, um zu ihrer in dem Städtchen Altdamm bei Stettin lebenden Mutter überzusiedeln. Diese hochbejahrte Dame, eine echt preußische Patriotin von altem Schrot und Korn, hat in den wenigen Jahren, in denen dem jungen Albrecht vergönnt war, an ihrer Seite zu leben, einen ganz entschiedenen Einfluß auf seinen späteren Entwickelungsgang gewonnen. Eine kleine Erinnerung, welche über sie in der Roonschen Familie erhalten geblieben ist, erscheint zu charakteristisch, als daß sie hier übergangen werden könnte. Es war am 3. August des großen Befreiungsjahres 1813, am Geburtstag König Friedrich Wilhelm III. Die Franzosen verteidigten Stettin und Altdamm hartnäckig gegen das Belagerungscorps Tauenziens; die Not der Bevölkerung war aufs höchste gestiegen. Da erstand die dreiundsiebzigjährige Greisin für ihre letzte Barschaft eine Flasche Wein, trat mit ihrem kleinen Enkel an ein geöffnetes Fenster des Erdgeschosses und brachte in Gegenwart der zahlreich auf der Straße versammelten Franzosen ihrem geliebten Landesherrn ein lautes Hoch aus, in welches Albrecht selbstverständlich voller Begeisterung einstimmte.

Aber der kecke Bursche brachte sich auch noch in anderer Weise mit den Leiden kriegerischen Lebens in Berührung. Der Herr Kriegsminister hat später oft genug lachend erzählt, wie er damals — ein altes Bajonett auf einem Besenstiel über der

Schulter — den Garten der Großmutter mit allerdings zweifelhaftem Erfolg vor den plündernden Franzosen zu schützen suchte. Bei einer solchen Gelegenheit nun traf ihn gar der Splitter einer schwedischen Bombe und verwundete ihn leicht an der Schulter.

Erst sechs Monate später, nachdem die teure Großmutter den Entbehrungen und Aufregungen der Belagerung erlegen war, kapitulierte die Stadt und mit stürmischem Jubel nahm die schwergeprüfte, durch Krankheit und Hunger stark gelichtete Bevölkerung die Kunde von dem großen Befreiungswerk auf, das inzwischen mit dem blutigen Ringen auf den Feldern von Leipzig seinen entscheidenden Abschluß gefunden hatte.

Die pekuniären Verhältnisse der Familie, sowie die Mangelhaftigkeit der in Altdamm vorhandenen Schulen veranlaßten die Anmeldung des Knaben für das Kadettencorps, und im November 1816 erfolgte seine Aufnahme in die Kulmer Anstalt. Der ehrenvollen Auszeichnung, welche er hier nach zweijährigem Aufenthalt erfuhr, ist bereits gedacht worden — der Direktor des Instituts, Major von Woyna, schrieb dem fünfzehnjährigen Knaben in sein Entlassungszeugnis: „Er verspricht unendlich viel." Auch in der Berliner Hauptanstalt bewährte sich die Richtigkeit dieses Urteils; Roon durcheilte den eigentlich dreijährigen Kursus in wenig mehr als zwei Jahren und wurde am 9. Januar 1821 im 3. pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 14 als Sekonde-Lieutenant angestellt. Eine auffallend stattliche und militärische Persönlichkeit, so schildern ihn Altersgenossen. Seine ebenmäßig gebaute Gestalt maß fast sechs Fuß; seine Züge waren ausdrucksvoll, die Stirn hoch, das Auge klar und durchdringend.

So waren denn die Epauletten, der frohe Traum der Jugendjahre, errungen — die erste Stufe der militärischen Laufbahn war glücklich erklommen. Die ersten Epauletten! Mit welchem stolzen Bewußtsein der junge Soldat sie anlegt, die weite, schöne Welt mit allen ihren Freuden, so meint er, steht seinen Adlerflug offen; wie im Nebel entschwindet die Erinnerung an die kleinen Mühen und Sorgen der Vergangenheit, rosig liegt die Gegenwart, golden die Zukunft vor ihm! Und doch: wie viele schwere und gerade im Offizierstand doppelt empfindliche Stunden bringen oft die neu gewachsenen Schwingen besonders dem nicht mit Glücksgütern Gesegneten. Auch Roon gehörte zu den letzteren, auch er war ausschließlich auf das damals mehr als karge Gehalt angewiesen. Das an sich geringe väterliche Vermögen war durch den notwendig

gewordenen Verkauf von Pleushagen fast gänzlich zusammengeschmolzen, die letzten Reste raffte eine lange und schwere Gemütskrankheit der Mutter, von welcher erst der Tod sie erlöste, hin. Es ist allzeit ein Zeichen seltener Charakterfestigkeit gewesen, wenn ein junger, lebenslustiger Mann mit seinem knapp bemessenen Einkommen hauszuhalten weiß und sich von dem unglücklichen Schuldenmachen frei hält: Roon hat diese schwere Probe glänzend bestanden. Die Kunst des Sparens, die er als Lieutenant unter den mißlichsten Verhältnissen erlernte, ist später dem Kriegsminister, dem preußischen Heere und dem Staate sehr zu statten gekommen.

Die Einförmigkeit des Garnisondienstes in dem kleinen Soldin, das notwendige starre Gleichmaß der Friedensübungen konnte dem strebsamen, jungen Offizier auf die Dauer nicht genügen. Nach eifrigen Vorstudien meldete er sich zur Allgemeinen Kriegsschule und wurde 1824 nach glänzend bestandener Prüfung zu derselben einberufen.

Die Allgemeine Kriegsschule, aus welcher die heutige Kriegsakademie sich entwickelt hat, war die höchste militärische Bildungsanstalt Preußens; ihr sollten nur diejenigen Offiziere angehören, welche ihren Fähigkeiten, ihrem Streben und ihren Charaktereigenschaften nach dereinst zu einer Verwendung in höheren Stellungen geeignet erschienen. Aber nicht nur rein militärische Fächer wurden auf ihr gelehrt, sie bot den Hörern auch umfassende Gelegenheit, sich in ihrer allgemeinen Bildung, besonders in der Geschichte, in der Erdkunde und den Sprachen zu vervollkommnen. Selten wohl hat ein junger Offizier die Anregungen, welche sich ihm damit darboten, ernster und emsiger benutzt, als Albrecht von Roon. Ja er begnügte sich nicht nur mit den Vorträgen in der Kriegsschule; eifrig besuchte er in den ihm freibleibenden Stunden auch die Vorlesungen in der Universität, zumal diejenigen des großen Geographen Ritter und des Historikers Raumer, und legte so den Grund zu den hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, welche seinen Namen schon einige Jahre später in den weitesten Kreisen bekannt machen sollten.

Nach dreijährigem erfolgreichen Besuch der militärischen Hochschule und einer kurzen Dienstleistung bei dem Infanterie-Regiment Nr. 15, zu welchem Roon inzwischen versetzt worden war, erfolgte 1828 sein Kommando als Erzieher zum Berliner Kadettencorps, und mit diesem Zeitpunkt beginnt zugleich jene Periode seines Lebens, in welcher er zum erstenmale aus dem engen Rahmen

strenger Pflichterfüllung an die Öffenlichkeit trat — beginnt seine Thätigkeit als Geograph und Schriftsteller. Unstreitig wurzelt dieselbe zum großen Teil in den anregenden Beziehungen, welche sich auf dem Kadettencorps aufs neue zwischen dem kaum fünfundzwanzigjährigen Offizier und seinem hochverehrten Lehrer, dem Professor Karl Ritter, anknüpften. Der Altmeister der Erdkunde war seit Jahren dem eigentlichen Kommandeur des Kadettencorps als Studiendirektor zur Seite gestellt und leitete unter anderem auch in den oberen Klassen den geographischen Unterricht persönlich. Nachdem er jedoch in Roon einen geeigneten Vertreter gefunden hatte, legte er die Fortsetzung des Unterrichts vertrauensvoll in dessen Hände und übertrug ihm zugleich die Abfassung des Leitfadens für denselben. Das in der kurzen Zeit von acht Monaten verfaßte Buch, welches zuerst im Sommer 1832 unter dem bald allbekannten Titel „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatskunde" erschien, leitete Ritter dann selbst mit einem empfehlenden Vorwort ein.

Die „Grundzüge" waren zunächst, der Roon gestellten Aufgabe entsprechend, als ein „Leitfaden für höhere Schulen und den Selbstunterricht" geschrieben, sie haben aber durch die Klarheit der ihnen zu Grunde gelegten Disposition und die Durchsichtigkeit ihrer Darstellung weit über die selbst gezogenen Grenzen hinaus befruchtend gewirkt. Ritter prophezeite dem Buch von vornherein eine große Zukunft, und der Erfolg bestätigte seine Erwartungen: die zwischen 1837 und 1840 neu bearbeiteten und auf drei stattliche Bände angewachsenen „Grundzüge" wurden bald das weitaus verbreitetste Handbuch des Lehrers bei dem geographischen Unterricht und erlebten Auflage um Auflage, ebenso wie die „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde", welche der inzwischen zum Premierlieutenant beförderte Roon 1834 als einen kurzgefaßten Leitfaden für den Schüler herausgab. Doppelt wohlthuend berührt solchen Erfolgen gegenüber die Bescheidenheit, mit der Roon fort und fort auf das Verhältnis zwischen Ritter und seinen eigenen Arbeiten das Wort Schillers anwandte: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!" Immer aufs neue hob er hervor, was er bereits in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Grundzüge" gesagt hatte: „Der Verfasser betrachtet indessen sein geringes Wissen, überhaupt seine Befähigung zu einem solchen Unternehmen nicht als sein Eigentum, sondern gleichsam nur als ein Darlehen, welches er der wohlwollenden Güte und Freundlichkeit seines berühmten Lehrers verdankt."

In den vierziger Jahren, nachdem Roon 1836 zum Hauptmann im Großen Generalstab und gleichzeitig zum Lehrer an derselben Allgemeinen Kriegsschule, welcher er vor zehn Jahren als Schüler angehört hatte, ernannt worden war, entstanden noch zwei weniger bekannte Arbeiten. Die eine, eine „militärische Länderbeschreibung von Europa", wurde freilich nicht vollendet, dagegen ist die fertig abgeschlossene „Militärgeographie der Iberischen Halbinsel" vielleicht das vollkommenste Werk, welches auf militärgeographischem Gebiet überhaupt je geschrieben wurde. Vorweg sei übrigens hier eingeschaltet, daß Roon noch als Kriegsminister im Jahre 1868 die zwölfte Umarbeitung seiner „Anfangsgründe zur Erdkunde" persönlich ausführte — eine Umarbeitung, die allerdings gerade damals, nach 1866, durch die stattgefundenen Änderungen des europäischen Staatensystems doppelt notwendig geworden war. Es muß ein eigenes Gefühl für den seltenen Mann gewesen sein, wenn er so in die Arbeit seiner Lieutenantsjahre die politischen Veränderungen einschaltete, welche anzubahnen er selbst mit berufen gewesen war.

Inzwischen hatte sich in Roons privatem Leben ein Ereignis von einschneidender Bedeutung vollzogen. Im Jahre 1835 war der für die damaligen Avancementsverhältnisse noch sehr jugendliche Premierlieutenant zu den unter den Augen des Königs in Schlesien stattfindenden großen Manövern kommandiert worden, und benutzte diese Gelegenheit, die einzige, ihm persönlich bisher unbekannte Schwester seines Vaters, die verwitwete Frau Regierungsrat Wolframm, im Hause ihres Schwiegersohnes, des Pastors Rogge, zu Groß-Tinz bei Liegnitz aufzusuchen. Er kam dort an einem Tage an, der das ganze Haus in freudigste Aufregung versetzt hatte: der König war an demselben Vormittag auf der Durchfahrt als Gast in der Pfarrei eingekehrt, und Roon fand die sieben Kinder des Hauses in lautem Jubel darüber, daß der Monarch mit jedem einzelnen von ihnen, ganz besonders aber mit der ältesten anmutigen Tochter huldreiche Worte gewechselt hatte. Schon am nächsten Tage rief der Dienst den fremden, schnell heimisch gewordenen Vetter von dannen, sein Herz aber war in dem kleinen Pfarrhause geblieben, er hatte dort wieder Eltern und noch ein anderes — liebendes Herz gefunden. Am nächsten Jahrestage des Königlichen Besuchs, am 2. September 1836, führte er Anna Rogge in der heimatlichen Dorfkirche zum Traualtar.

Leider erlitten gerade die ersten Jahre der überaus glücklichen

Ehe eine herbe Störung durch eine schwere Krankheit, die fast die Veranlassung gewesen wäre, Roon der militärischen Karriere zu entreißen, da er bei den hochgespannten Anforderungen, die er an sich selbst zu stellen pflegte, nicht glaubte, dem Dienst mit seiner erschütterten Gesundheit Genüge thun zu können. Er hatte bereits Verhandlungen behufs Übernahme der ihm angebotenen Leitung der schlesischen Ritterakademie zu Liegnitz eingeleitet, fühlte sich aber durch den Gebrauch eines Seebades und eine mehrmonatliche Reise durch die Schweiz und Italien so gekräftigt, daß er Gottlob! jene Absicht aufgab und seinem Beruf, und damit unserem Heere, erhalten blieb.

Die Jahre 1841 bis 1858 brachten vielfachen Wechsel und mannigfache neue Anregungen. Am 12. April 1842 zum Major befördert, wurde Roon nach einer kurzen Dienstzeit bei dem Generalstab des VII. Armeecorps aufs neue nach Berlin an den Großen Generalstab und zur Lehrthätigkeit an der Allgemeinen Kriegsschule berufen. Gleichzeitig erhielt er den ehrenvollen Auftrag, dem Prinzen Friedrich Karl — unserem späteren ruhmreichen Feldherrn — in der Taktik (Gefechtslehre) und in der Erdkunde Unterricht zu erteilen, und begleitete denselben auch in den Jahren 1846/47 an die Universität Bonn. Während des Aufenthalts in der schönen Rheinstadt war Roon bei allen Vorlesungen gegenwärtig, die der Prinz hörte; auch begleitete er diesen auf weiten Reisen durch Belgien, die Schweiz, Frankreich und Italien. Eine innige Freundschaft knüpfte sich hier in Bonn zwischen Roon und dem berühmten Professor Perthes, die bis zu dem 1867 erfolgenden Tod des trefflichen Mannes in einem regen brieflichen und persönlichen Verkehr zum Ausdruck kam.

Das unheilvolle Jahr 1848 fand den Major von Roon als Chef des Generalstabes des VIII. Armeecorps, und im nächsten Jahre sehen wir ihn in gleicher Stellung bei dem I. Armeecorps des zur Niederwerfung des badischen Aufstandes zusammengezogenen preußischen Heeres, welches bekanntlich unter der Führung des Prinzen Wilhelm von Preußen, unseres nachmaligen Heldenkaisers, stand. Während sich hier die persönliche Bekanntschaft der späteren obersten Kriegsherrn mit seinem zukünftigen Minister anbahnte, führte der Ernst der Schlachten auch Lehrer und Schüler auf dem Felde der Ehre neu zusammen: Prinz Friedrich Karl kämpfte in den Reihen des I. Armeecorps und gab bekanntlich im Gefecht von Wiesenthal das erste Beispiel seiner glänzenden Tapferkeit.

Nach dem kurzen Feldzug übernahm Roon aufs neue die Geschäfte als Chef des Generalstabes des rheinischen Armeecorps und kam in dieser Stellung wiederum mit dem Prinzen Wilhelm, der in Koblenz residierte, in vielfache Berührung. Schon im Dezember 1850 aber wurde er als Kommandeur des 33. Infanterie-Regiments nach Thorn versetzt: es ist dasselbe Regiment, welches heute noch mit Stolz den ihm durch kaiserliche Gnade verliehenen Namen „Regiment Graf Roon“ führt. Bis 1856 blieb er an der Spitze des Regiments, um dann als Kommandeur der 10. Infanterie-Brigade nach Posen zu gehen und endlich 1858 — als noch sehr junger Generalmajor — die Führung der 14. Division in Düsseldorf zu übernehmen.

Inzwischen hatte der Prinz von Preußen im Oktober 1857 die Leitung der Staatsgeschäfte und ein Jahr später die Regentschaft für seinen unheilbar erkrankten Bruder, den König Friedrich Wilhelm IV., übernommen. Einer der ersten Schritte des Prinzregenten war die Anbahnung einer umfassenden Neugestaltung des preußischen Heeres.

Dieselbe war in der That eine unbedingte Notwendigkeit. Die Armee befand sich im wesentlichen noch in dem Zustand, in welchem sie nach den Befreiungskriegen gewesen; sie entsprach nicht mehr der Machtstellung Preußens, war den Heeren der Nachbarstaaten nicht mehr gleichwertig. Wollte der preußische Staat nicht darauf verzichten, zu den Großmächten Europas gezählt zu werden; wollte er nicht darauf verzichten, früher oder später Österreich gegenüber den ihm zustehenden Einfluß auf die Führung in Deutschland kraftvoll zu verteidigen, so mußte er seine Wehrtüchtigkeit wesentlich verstärken, sie wieder auf eine achtunggebietende Höhe bringen. Nur die wohlwollende Sparsamkeit der beiden letzten Könige, welche die Kräfte des Landes in jeder Weise zu schonen suchten, ließ es überhaupt erklärlich erscheinen, daß auf diese Reorganisation bisher verzichtet worden war.

Die Reorganisation war aber nicht nur unbedingt notwendig, sie war auch sehr wohl möglich. Schon erschien das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, dessen Festhaltung eine Grundlage für Preußens Größe schon um seiner moralischen Bedeutung halber bleiben mußte, zu einer hohlen Schablone herabgesunken, es konnte in dem engen Rahmen der kleinen Armee längst nicht mehr jeder Wehrpflichtige seiner Ehrenpflicht genügen: hatte 1820 eine jährliche Rekrutierung von 40000 Mann der Bevölkerung von

11 Millionen Preußen entsprochen, so stand 1860 dieselbe Rekrutierungszahl zu der auf fast 19 Millionen gestiegenen Bevölkerung im grellen Widerspruch. Und hatten die Staatseinnahmen 1820 nur 216 Millionen Mark betragen, so waren sie jetzt auf nahezu 403 Millionen gestiegen und gestatteten somit sehr wohl eine Erhöhung des Heeresaufwandes.

War somit eine Verstärkung des stehenden Heeres notwendig und möglich, so mußte andererseits die Kriegsformation der preußischen Armee insofern ernste Bedenken hervorrufen, als in derselben die Wehrpflichtigen der verschiedenen Altersklassen bisher als fast gleichwertig für den Kampf angenommen waren.

Bekanntlich setzte sich — und setzt sich im wesentlichen noch — das Heer im Kriege aus drei verschiedenen Gattungen von Mannschaften zusammen: aus den bei der Fahne dienenden; aus den in die Heimat beurlaubten Reservisten, welche zu den Linienregimentern eingezogen diese auf Kriegsstärke bringen; aus den Wehrmännern der Landwehr endlich, den ältesten Jahrgängen aller Dienstpflichtigen, welche meist besondere Landwehrtruppenteile bilden. Die Landwehr nun war ursprünglich 1813/14, in der Zeit des Befreiungskrieges, nur gleichsam eine Reserve des stehenden Heeres gewesen; getragen von dem großen Gedanken der Befreiung des Vaterlandes aus unerträglicher Fremdherrschaft hatte sie sich jungen, unerfahrenen Truppen gegenüber (denn solche waren es, welche Napoleon I. nach dem Verlust seiner grande armée in Rußland 1813 ins Feld führte) vortrefflich bewährt — sie konnte aber jetzt den schlagfertigen Armeen der Nachbarstaaten keineswegs als ebenbürtig an Frische und Leistungsfähigkeit angesehen, sie konnte nicht mehr, als was sie bisher galt: für einen vollgültigen Teil der eigentlichen Feldarmee in Rechnung gestellt werden. Dazu war sie zu wenig geübt und der militärischen Disziplin zu sehr entwöhnt. Außerdem aber war der Landwehrdienst selbst zu einer schreienden Ungerechtigkeit geworden. Während alljährlich zwanzigtausend junge Wehrpflichtige nicht eingestellt werden konnten, weil die Armee zu klein war, und somit ihrer Wehrpflicht gar nicht genügten, rief jede Mobilmachung Tausende und Abertausende ergrauter Landwehrleute vor den Feind. Als es zum Beispiel im Jahre 1859 infolge der europäischen Wirren notwendig wurde, das preußische Heer auf den Kriegsfuß zu setzen, mußten nahezu 60000 Familien einberufener Landwehrmänner von den Behörden unterstützt werden, während mindestens ebenso viele junge, felddienstfähige Mannschaften

sich im Lande befanden, ohne die Last der Mobilmachung zu empfinden. Wahrlich diese Thatsache genügt wohl, um die dringende Notwendigkeit einer Umgestaltung zu beweisen.

Es ist das erhabene Verdienst des Königs Wilhelm I. schon als Prinzregent diese Notwendigkeit mit scharfem Blick erkannt und sie dann unter den schwersten Kämpfen durchgeführt zu haben! Zu diesem Werke aber bedurfte er eines gewissenhaften, mutigen, umsichtigen, energischen Gehilfen und diesen fand er in dem General von Roon. Auch hier wieder bewährte sich jene seltene Herrschergabe, welche den König in so bewundernswertem Maße auszeichnete: die Gabe, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen!

Auf Veranlassung einer mündlichen Aussprache, in welcher Roon dem Prinzregenten bei Gelegenheit einer Meldung in dessen Schloß Babelsberg seine Gedanken über eine Reorganisation des Heeres vortrug, erhielt der General den Auftrag zur Ausarbeitung einer bezüglichen Denkschrift, welche er am 21. Juli 1858 einreichte.

Infolge dieses umfangreichen Schriftstückes, das Roon während eines Badeaufenthaltes in Kolberg ohne jedes Hilfsmittel, allein gestützt auf sein Gedächtnis und seine genaue Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse ausarbeitete, wurde zur Beratung der grundlegenden Fragen eine Kommission aus höheren Offizieren berufen, zu welcher auch Roon kommandiert war. Der Prinzregent nahm den eifrigsten Anteil an den Beratungen, arbeitete den Entwurf der Kommission persönlich durch und schloß ihn am 8. November 1859 ab. Der 5. Dezember schon brachte die Ernennung Roons zum Staats- und Kriegsminister und legte damit die Ausführung der geplanten, umfassenden Reformen in seine Hand.

Wir brauchen hier die für erforderlich erachteten Maßregeln nicht im einzelnen zu verfolgen. Sie gingen im wesentlichen darauf hinaus, die Infanterieregimenter der Zahl nach zu verdoppeln, die Truppenteile der übrigen Waffen entsprechend zu vermehren; die Zahl der jährlich einzustellenden Rekruten zu erhöhen; die Landwehrregimenter aus dem unmittelbaren Verband der Feldarmee auszuscheiden; die Dienstpflicht in der Reserve um zwei Jahre zu erhöhen, in der Landwehr herabzusetzen.

Nicht nur vermehrt oder richtiger fast verdoppelt wurde also die Armee, wie man vielfach annimmt, sondern sie wurde auch in allen ihren Gliedern verjüngt; an die Stelle der Landwehrleute traten jugendlich-kräftige Rekruten, und das plötzlich beschleunigte

Avancement führte frische Elemente in die höheren Führerstellen. Erhielt das Heer dadurch schon einen Grad von Schlagfertigkeit, ohne welchen Preußen und Deutschland ihre gewaltigen Erfolge in den nächsten großen Kriegen sicher nicht errungen hätten, so stellte es die etwa zu gleicher Zeit vollendete Ausrüstung der Infanterie mit dem vortrefflichen Dreyseschen Zündnadelgewehr, die Anbahnung der Beschaffung Kruppscher Gußstahlhinterlader für die Artillerie in die erste Linie aller gut bewaffneten Heere Europas.

In jedem konstitutionellen Staate, also auch in Preußen, bedurfte die Regierung schon zur Erlangung des Geldbedürfnisses für diese Umgestaltungen der Zustimmung der Volksvertretung. Der preußische Landtag genehmigte denn auch zunächst im Juni 1861 die bezüglichen Gesetzesvorlagen mit erdrückender Mehrheit; nachdem aber die Reorganisation zur Thatsache geworden, die neuen Regimenter bereits errichtet waren, schlug die Stimmung plötzlich um, und die „Militärfrage" spitzte sich im nächsten Jahre zu einem Streit zwischen Regierung und Landtag zu, der schließlich zur Ablehnung aller Mehrkosten für das Heer führte.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Lebensbildes und nicht mein Wille, hier eine Geschichte jener unseligen „Konfliktszeit" zu schreiben, die nun folgte. Nur das eine sei hervorgehoben: hätte König Wilhelm damals dem ungestümen Drängen des Landtages nachgegeben und nicht mit zäher Energie sein Werk, die Reorganisation des Heeres, aufrecht erhalten, hätte er nicht in seinem Ministerpräsidenten von Bismarck und in seinem Kriegsminister von Roon zwei Männer zur Seite gehabt, welche unbeirrt durch allen Parteihader ihre Ziele verfolgten, dann wären die Erfolge von 1864 und 1866 undenkbar gewesen! Ohne 1866 aber gab es kein 1870, und wir hätten heute kein herrliches, unter den Fittichen des Hohenzollernaars geeintes deutsches Vaterland!

Eine schwere Zeit war für Albrecht von Roon hereingebrochen. Unmittelbar aus dem Frontdienst trat er zur Verteidigung der Reorganisation vor den Landtag, als einzelner Mann, als Vertreter einer neuen Schöpfung, die überwiegend sein eigenes Werk war, einer großen Anzahl Widersacher gegenüber. Und unter diesen Gegnern waren, wir dürfen es nicht verkennen, Männer von hoher geistiger Begabung, von großer Redegewandtheit und eingehender Kenntnis der parlamentarischen Formen, die dem Soldaten zunächst noch fremd sein mußten. Noch konnte er nicht einmal greifbare Erfolge für seine Neuschöpfung gegen sie ins Feld führen, noch

stand vielfach Ansicht gegen Ansicht. Da war denn seine feste männliche Überzeugung von der unumstößlichen, unanfechtbaren Richtigkeit des von ihm vertretenen Werkes seine stärkste und — abgesehen von dem Rückhalt, den er bei seinem König und obersten Kriegsherrn zu finden gewiß war — oft seine einzige Waffe. Das treue Festhalten an dieser seiner Überzeugung gab ihm Kraft und Ausdauer. Unentwegt und fest blieb er auf seinem Posten, das eine große Ziel vor Augen und im Herzen die Gewißheit vom endlichen Sieg der guten Sache! Zäh und unerschrocken wehrte er so mit der einen Hand die unaufhörlichen Angriffe auf die Reorganisation ab und arbeitete mit der anderen in rastloser Thätigkeit an dem weiteren Ausbau des Werkes, dem sein Leben gewidmet war, fort. Wie er im Innern in jener Kampfzeit litt, wie die Schmähungen, die ihn als Volksfeind bezeichneten, sein patriotisches Herz trafen, das wußte nur er allein. Zu klagen ist nicht der Helden Art.

Aber der Sieg blieb nicht aus, und unter dem glückbringenden Hauch der Erfolge des preußischen Heeres schmolz auch die Bitterkeit, die damals das preußische Volksleben zu vergiften drohte, wie Schnee in der Frühlingssonne.

Es kam das Jahr 1864 und zeigte in seinem kurzen Winterfeldzug bereits die Trefflichkeit der neuen Einrichtungen. Es kam das Jahr 1866 und bestätigte alle Hoffnungen, welche der König und mit ihm Roon auf die Reorganisation gesetzt hatte. In der kurzen Spanne Zeit von noch nicht vier Wochen vollzog sich die Mobilmachung mit wunderbarer Sicherheit, eine Feldarmee von 326000 Streitern wurde aufgestellt, ja am Tage des Friedensschlusses war das preußische Heer trotz aller Verluste fast doppelt so stark, denn bei der Eröffnung des Feldzuges. Damit war dem so mühsam durchgekämpften Werke ein für allemal der unauslöschliche Stempel des Gelingens aufgeprägt. Es muß für Roon ein wunderbares Gefühl des Glücks gewesen sein, als der dankbare König ihm, der inzwischen zum General der Infanterie befördert worden war, den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adlerorden, überreichte, als ihm dann endlich — endlich bei der Rückkehr in das Vaterland allerorten die langversagte Anerkennung aus allen Schichten der Bevölkerung zu teil wurde und sich in begeisterten Zurufen kund that!

Der Norddeutsche Bund war entstanden: es galt nun, die preußischen bewährten Formen auf das weitere Gebiet der Bundes-

genossen zu übertragen; galt, die Wehrkraft der neu gewonnenen Provinzen: Hannover, Hessen, Schleswig-Holstein zu gliedern, für das Kriegswesen des ganzen geeinten Norddeutschlands eine neue Grundlage zu schaffen. Eine gewaltige Arbeitskraft für den Mann, in dessen Arbeitszimmer schließlich doch alle die Fäden zusammenliefen, die den weiten Organismus umspannten und seine einzelnen, vorerst nur lose aneinander gereihten Glieder zur festen Kette verbinden sollten. Noch im Sommer 1866 aber lag der Entwurf für die Neueinteilung des norddeutschen Heeres in ein Garde- und elf Armeecorps vollendet zur Bestätigung bereit, und schon Ende September konnte die Heeresvermehrung für die neuerworbenen preußischen Landesteile verfügt werden. Roon hatte indessen längst zu dem Kriegs- auch das Marineministerium übernommen. Jetzt konnte er endlich, was er schon längst ersehnt, der Flotte größere Mittel zuwenden; unter seiner Leitung wurde, nachdem die preußischen Fahrzeuge am 1. Oktober 1866 die norddeutsche Flagge gehißt hatten, sofort ein Flottengründungsplan in einem Umfang aufgestellt, der genügend erschien, den eigenen Küsten hinreichenden Schutz, dem deutschen Handel jenseits des Weltmeeres die solange entbehrte energische Vertretung zu sichern.

Die Gesundheit Roons war durch die übermäßige Arbeitslast, der er sich mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit bis in die Einzelheiten unterzog, arg erschüttert; erst ein zweimonatlicher Urlaub gestattete ihm, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen, die im Herbst 1867 endlich zur Vollendung des Wehrgesetzes führte, das in seinen Grundzügen heute noch maßgebend ist. Am 30. Oktober lag der erste Abdruck des neuen Gesetzes dem in Baden-Baden weilenden Monarchen vor, und unter dem Datum des nächsten Tages bereits richtete König Wilhelm an seinen Kriegsminister das nachstehende Handschreiben:

„Soeben empfange Ich Ihr Schreiben mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach achtjährigen schweren Kämpfen das Werk vollendet ist. Wenn Ich Ihnen dafür Meinen Dank ausspreche, so weiß Ich aber auch, wem Ich diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

Wenn Ich den Weg nachgehe, den dies Werk gegangen ist seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg, bis es nun vollendet ist, so sieht man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen.

Empfangen Sie also nochmals Meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank für alles, was Sie in den acht Jahren mit Hintansetzung Ihrer Gesundheit geleistet haben, um dies so nötige Ziel endlich zu erreichen. Mit treuester Dankbarkeit Ihr ergebener
König Wilhelm."

Wer vermöchte diesen echt königlichen Worten etwas hinzuzufügen!

Leider blieb die Gesundheit Roons, durch ein schweres Hals- und Nervenleiden immer aufs neue gefährdet, auch in den nächsten Jahren schwankend; nur unter Aufbietung seiner großen Pflichttreue und Willenskraft vermochte er die Geschäfte weiterzuführen und wiederholt war er gezwungen, längeren Urlaub zu erbitten. Trotzdem schritt die Ausgestaltung der norddeutschen Heereseinrichtungen unter seiner Leitung rastlos vorwärts — er fand sogar die Kraft, noch monatelang die Vertretung des Bundeskanzlers Grafen Bismarck zu übernehmen.

Das Jahr 1870 brachte endlich die letzte gewaltige Entscheidung, den größten Triumph in Roons Leben: den ruhmreichen, folgenschweren Feldzug mit Frankreich, der zugleich die gründlichste Rechtfertigung und der glänzendste Ausdruck seines Werkes wurde. In der Nacht vom 15. zum 16. Juli unterzeichnete ein Federzug des Königs den in seiner Ausführung längst bis zu den geringsten Einzelheiten vorbereiteten Mobilmachungsbefehl: Anfang August betrug die Summe der von Deutschland aufgestellten Streitkräfte insgesamt 1183389 Mann, und nach siebenmonatlichem blutigem Ringen standen im Februar 1871 noch 200000 Mann mehr zum Angriff wie zur Abwehr bereit, als bei Beginn des Feldzuges.

General von Roon befand sich während der Kriegsdauer im Hauptquartier des Königs und während der Schlachten von Gravelotte, Beaumont und Sedan an dessen Seite. Auch ihm blieb das Schicksal der Väter nicht erspart, die daheim mit angstvollem Herzen die Verlustlisten durchspähten: bei Sedan verlor er seinen zweiten Sohn, der als Batteriechef bei der Garde-Feld-Artillerie stand — drei andere kehrten mit dem eisernen Kreuz auf der Brust vom Felde der Ehre wohlbehalten heim.

Auf feindlichem Boden, unter dem Donner der Forts von Paris, feierte der General am 9. Januar zu Versailles die fünfzigjährige Wiederkehr des Tages, an welchem er in die Armee eingetreten war. Am frühen Morgen schon sandte der König dem Jubilar sein Porträt mit einem eigenhändigen Glückwunsch, um

zehn Uhr erschien der greise Herrscher selbst in dem Quartier seines kranken Generals, die schriftlichen Wünsche zu wiederholen, und dem Monarchen folgten der Kronprinz und Graf Bismarck nebst Moltke, die treuen Gefährten bei dem Ausbau des Werkes, das Deutschlands Einheit ermöglichte und heute noch eins der wesentlichsten, vielleicht das festeste Merkmal dieser Einheit ist.

Es kam der stolze Tag der Kaiserproklamation, es kam der Tag des Friedensschlusses und es kam endlich die Rückkehr in die Heimat. Am 16. Mai, bei dem Einzug der Truppen in die Reichshauptstadt wurde Roon in den erblichen Grafenstand erhoben; am Weihnachtsfest richtete der Kaiser bei Gelegenheit der Übersendung seiner Büste ein Handschreiben an ihn, um ihm erneut seine Allerhöchste Anerkennung und seinen Dank auszusprechen.

„Ich muß," schrieb der Monarch, „am Schluß des Jahres, das uns nach zwei blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, der Hand gedenken, die mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer die Waffe schärfte, mit der Preußens Heer überall siegte und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen Meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Züge dessen, der nie aufhören wird, Sich Ihrer Mühen zu erinnern. Ihr dankbarer, treu ergebener König Wilhelm."

Die Gesundheit des Ministers besserte sich nur vorübergehend, und die riesige Arbeitslast, welche die Überführung der Armee auf den Friedensstand, sowie der Entwurf und die Durcharbeit der neuen Reichsgesetze erforderte, war nicht dazu angethan, seine völlige Wiederherstellung zu fördern. Wiederholt bat er um seinen Abschied, der Kaiser vermochte sich jedoch von seinem treuen Ratgeber nicht zu trennen; indem der Herrscher das Abschiedsgesuch in den huldreichsten Worten ablehnte, stellte er ihm am 1. Januar 1873 unter Verleihung der höchsten Würde der Armee, der Würde eines General-Feldmarschalls, behufs teilweiser Entlastung von seinen Geschäften in dem Generallieutenant von Kamecke einen Vertreter zur Seite.

Diese letzten Jahre von Roons Amtsführung brachten eine fast ununterbrochene Kette von glänzenden Auszeichnungen. Nachdem der Minister bereits 1872 zum Mitglied des Herrenhauses ernannt worden war und in demselben Jahr, wie schon 1866, eine Dotation von 300000 Thalern erhalten hatte, verlieh eine Kaiserliche Ordre ihm 1873 die Brillanten zum schwarzen Adler-

Orden, während gleichzeitig ein Fort der wiedergewonnenen Reichsfeste Straßburg auf seinen Namen getauft wurde. Aber nicht nur von seiten des obersten Kriegsherrn kamen Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit: das ganze preußische, ja das ganze deutsche Volk hatte erkannt, was es dem Manne schulde, der seine Wehrkraft zu so unvergleichlichen Erfolgen schulte und erzog. War Roons Name einst in den bitteren Tagen der Konfliktszeit mit Spott und Haß genannt worden, so gehörte er jetzt zu den populärsten in ganz Deutschland. Verschiedene Städte ernannten ihn zum Ehrenbürger, mehrfach wurde er in den Reichstag gewählt, eine Eisenbahngesellschaft bat, eine neue Lokomotive nach ihm benennen zu dürfen, was der Minister herzlich lachend mit der Randbemerkung erledigte: „Der Schalk stichelt auf meine notorische Dämpfigkeit.“ Als die Zeitungen seine Ernennung zum Feldmarschall enthielten, lief eine solche Flut von Glückwünschen bei ihm ein, daß er sich darauf beschränken mußte, öffentlich seinen Dank auszusprechen.

Aber das körperliche Befinden gestattete dem Feldmarschall kaum noch den rechten Genuß der so schwer errungenen Lorbeeren und, was er selbst noch schwerer empfand, es verbot ihm mehr und mehr jede energische Amtsthätigkeit. Am 9. November 1873 genehmigte der Kaiser endlich sein mehrfach wiederholtes Abschiedsgesuch.

„Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen,“ heißt es in der betreffenden Ordre, „für alles, was Sie in Ihrer langen Dienstzeit in allen Ihren Stellungen für Meine Armee gethan. Vor allem aber nehmen Sie hier nochmals Meinen Königlichen Dank entgegen für Ihre Leistungen für Mich und die Armee, seitdem Ich Sie zum Kriegsminister ernannte. Sie haben Mich bei Durchführung der Reorganisation mit seltener Umsicht, Konsequenz und Energie unterstützt, und die Früchte Ihrer schweren Arbeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegsinstitutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Lebens zu rufen. — Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegsminister in ehrender und dankbarer Erinnerung zu behalten.“

Der Feldmarschall lebte — nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien — während der letzten Jahre seines Lebens meist auf seinen Gütern Krobnitz bei Reichenbach oder Neuhof bei Koburg; jährlich einigemale, meist aus Anlaß der Sitzungen des Herrenhauses, kam er nach der Reichshauptstadt und stieg immer im Römischen Hofe unter den Linden ab, „weil er nur von diesem Hotel aus das Palais seines geliebten Kaisers sehen konnte.“ Hier brach, im Februar 1879, plötzlich das alte asthmatische Leiden mit ungeahnter Heftigkeit hervor; eine Lungenentzündung trat hinzu und ließ das Schlimmste befürchten, da die Kräfte des Sechsundsiebzigjährigen sehr schnell abnahmen. Am 21. Februar suchte der greise Kaiser Wilhelm das Sterbelager seines treuen Dieners auf. Unerwartet und unangemeldet trat der hohe Herr an das Bett des schwer Leidenden, der, den Herrscher sofort erkennend, des Kaisers Hand mit beiden Händen ergriff und mit dem leisen Ruf: „Majestät, welche Freude!“ ihm für sein Kommen dankte. Längere Zeit verweilte der Kaiser am Lager seines vielerprobten Ratgebers, um dann mit den Worten: „Ich habe Ihnen viel, sehr viel zu danken!“ Thränen im Auge Abschied von dem Todkranken zu nehmen. Zwei Tage darauf schloß Feldmarschall Graf Albrecht von Roon, umgeben von den zärtlich geliebten Seinen, die Augen für immer.

Drei Tage später läuteten die Glocken der Berliner Garnisonkirche die Trauerfeier des großen Mannes ein, dessen sterbliche Hülle in der Familiengruft zu Krobnitz die letzte Ruhestätte fand.

Einer kommenden Zeit erst kann es vorbehalten sein, dem Feldmarschall von Roon seine Stellung in der Geschichte unseres Vaterlandes anzuweisen, voll und klar die Ausdehnung und die Grenzen seiner Thätigkeit zu zeichnen und zu zeigen, wie er als Ratgeber und als Ausführer großer Schöpfungen dem erhabensten Herrscher unseres Zeitalters, seinem Könige und Kaiser, treu zur Seite stand. Es ist nicht die lorbeergekrönte, schimmernde Thätigkeit des Feldherrn gewesen, es war nicht das Glück der Schlachten, welches Albrecht von Roon groß gemacht hat. Aber die Zeit ist ja auch wohl für immer vorüber, in der sich Siege gleichsam aus dem Nichts gestalten ließen; heute bedarf es der mühevollsten, ausdauerndsten Friedensarbeit, um die Siege vorzubereiten, die in kurzem, heißen Ringen auf dem Schlachtfeld geerntet werden. Es bedarf stets des Organisators, der dem Heere die Siegesfähigkeit anerzieht. Sind darum Roons Erfolge auch weniger in die Augen fallend und nicht so allgemein verständlich, als die des Feldherrn

selbst — vollauf gleichwertig, ja vielleicht höher stehend müssen sie dem erscheinen, der dem Werden und Entstehen beider nachspürt.

Unser Held war ein Mann der ernsten Pflichterfüllung. „Schlecht und recht — das behüte mich!" — „Viel Feind, viel Ehre!" — „Fest und recht in Rat und That!" das waren seine Wahlsprüche. Nach ihnen handelte er, unbeirrt um den Erfolg des Augenblicks. Glücklicher aber, als sein unsterblicher Vorgänger Scharnhorst, der große Reorganisator des preußischen Heeres nach der Katastrophe von 1806, den ein tückisches Schicksal hinwegriß, ohne daß er sich des Gelingens seines Werkes freuen konnte, erlebte Roon noch die Reife der Früchte, welche er hoffnungsfreudig gesäet hatte. Er sah noch, wie die unübertroffene Organisation der gesamten Volkskraft für den Krieg, wie er sie geschaffen, Deutschland einte und Preußen an die Spitze des teueren, großen Vaterlandes stellte.

Sein Leben war Kampf und Arbeit! Aber dem Kampf folgte ein verklärender Sieg und die Arbeit trug reichen Lohn!

Gottfried Semper.

Ein deutscher Baumeister.

Die deutsche Baukunst zeichnet sich in unserem Jahrhundert durch ein unausgesetztes Ringen und Kämpfen der verschiedensten Stilarten gegeneinander aus.

Wir finden da zunächst — um nur die wichtigsten Erscheinungsformen zu erwähnen — als zwar fremdartig duftende, aber doch wahrhaft schöne Blüte die Wiederaufnahme der griechischen Formen durch den genialen Berliner Baumeister Karl Friedrich Schinkel, von dessen bedeutender persönlichen Wirksamkeit das Königliche Schauspielhaus, das alte Museum, die Bauakademie in der preußischen Hauptstadt hervorragendes Zeugnis ablegen. Ihm ist es zu danken, daß das Verständnis für die schlichte Größe hellenischer Schönheit wieder erwachte, sein hoher Verdienst bleibt es weiterhin, das natürliche Baumaterial des deutschen Nordens, den Ziegelstein, in dem unsere Altvorderen im Mittelalter so Herrliches schufen, wieder zu Ehren gebracht zu haben. Er war ein Künstler von Gottes Gnaden: außerordentliche Feinheit der Empfindung, hoher geistiger Schwung, ein sicherer Blick für das Maßvolle und Richtige, der höchste Fleiß in der Durchführung aller Einzelheiten einten sich in ihm. Trotzdem kann man sich nicht verhehlen, daß die von ihm vertretene Richtung den Aufgaben der modernen Baukunst nicht völlig zu genügen vermag; den Bedürfnissen unserer Zeit läßt sich die Antike nur ausnahmsweise anpassen, der christliche Kirchenbau, unsere wesentlich praktischen Zwecken gewidmeten Monumentalbauten, nicht zuletzt auch das heutige Wohnhaus verlangen andere Formen. Wenn es einem Schinkel gelang, die sich ergebenden Mißverhältnisse weniger fühlbar zu machen, so blieb dies seinen zahlreichen Schülern häufig versagt.

Eine andere Gruppe hervorragender Baumeister wandte sich der Gotik zu. Man meinte in ihr — es sei dahingestellt, ob mit unbedingtem Recht — den völlig deutschen, den echt und ursprünglich germanischen Baustil wieder aufzunehmen. Wir alle kennen gotische Kirchenbauten, und ich brauche wohl nur an den



Gottfried Semper.



Kölner Dom zu erinnern, um die ganze Schönheit ihrer himmelanstrebenden Formengebung, der schlanken, feingegliederten Pfeiler, der hohen Spitzbogen, des zierlichen Maßwerks meinen Lesern vor das Auge zu führen. Einen wie gewaltigen Einfluß indessen die Gotik auch auf den modernen Kirchenbau zu gewinnen vermochte, zu einem wirklich nationalem Baustil hat sie sich nicht entwickelt.

Neben der antikisierenden und der gotischen Richtung kam die Renaissance zur neuen Geltung. Wir verstehen unter Renaissance bekanntlich jene Kunstformen, welche im 15. Jahrhundert, zunächst in Italien, die antiken Schönheitsgesetze aufs neue zu Geltung brachten, sie aber doch wiederum den veränderten Bedürfnissen der Zeit anzupassen suchten. Sie jetzt von neuem in entsprechender Fortentwickelung aufzunehmen, blieb der dritten Hauptgruppe unserer zeitgenössischen Baukünstler beschieden, deren hervorragendster Vertreter Gottfried Semper wurde.

Indessen liegt darin nicht das Hauptverdienst des bedeutenden Mannes. Von vornherein muß vielmehr betont werden, daß er dem Gewirr der Ansichten und Meinungen, dem heftigen Kampf der Anhänger aller drei Stilarten mit bewundernswerter Klarheit und ruhiger Beurteilung, wie keiner vor ihm, gegenübertrat und zum erstenmale Meistern, wie Schülern zum Bewußtsein führte, daß die verschiedenen Stile nicht Wesen und Inhalt eines Baues, sondern nur ein Ausdrucksmittel seien; daß es in der Architektur vor allem also darauf ankomme, die Gestaltung jedes Bauwerks im ganzen, wie aller seiner Einzelheiten seiner Bedeutung, seinem Zwecke und dem verfügbaren Material anzupassen. Die geniale, schöpferische Kraft und die Feinsinnigkeit Schinkels vereinte sich in ihm mit einem künstlerischen Wissen, wie es erst die neuere, seit dem Tode jenes Großmeisters erschlossene Forschung bieten konnte; seine klärenden Schriften, die Unbestechlichkeit seines Urteils und das Beispiel seiner eigenen Bauten haben uns erst zum vollen geistigen Besitz der Bauformen aller Zeiten geführt.

Gottfried Semper ist ein Sohn der alten Hansestadt Hamburg. Dort wurde er als drittältester Sohn des einer Familientradition nach von Schlesien aus nach der Alsterstadt übergesiedelten Wollenfabrikanten Gottfried Emanuel Semper am 30. November 1803 geboren. In seinem dritten Lebensjahr schon zogen seine Eltern nach dem benachbarten Altona; häufig findet man daher den letzteren Ort fälschlicherweise als die Geburtsstadt Sempers angegeben.

Der Knabe, dessen Begabung bald hervortrat, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, zeichnete sich aber schon frühzeitig auch durch eine starke Unbändigkeit aus. Er war, wie man zu sagen pflegt: ein toller Junge. Als man ihn eines Tages, da er gar nicht gut thun wollte, auf einen Sessel festgebunden hatte, lief er mit diesem davon und trug sein eigenartiges Anhängsel durch die halbe Stadt mit sich.

Obwohl in einer Handelsstadt aufwachsend, flößte ihm der Kaufmannsstand doch keinerlei Sympathie ein. Er bestand darauf, zu studieren und setzte seinen Willen durch. Nachdem er das Johanneum seiner Vaterstadt glänzend absolviert und, von treuer Verehrung für das klassische Altertum erfüllt, sich eine umfassende Kenntnis der griechischen und römischen Litteratur erworben hatte, ging er 1823 zur Universität Heidelberg ab. Nach dem Wunsch des Vaters sollte er nun wenigstens ein „Brotstudium“ ergreifen, er sollte Jura studieren, aber der Drang des schaffensfreudigen Künstlers begann sich bereits in ihm zu regen: er ließ sich als Student der Mathematik einschreiben. Anscheinend schwebte ihm der Gedanke vor, demnächst zum Militärstand überzugehen, ein gewaltiger Kriegsbaumeister, ein erfindungsreicher Artillerieoffizier zu werden, das reizte ihn. Nach reiflicher Überlegung gab Semper diese Absicht jedoch auf und wandte sich — jetzt mit Einwilligung seiner Eltern — ganz dem Studium der Architektur zu, dem er zunächst in München, dann in Paris mit außerordentlicher Hingebung oblag. Erst im zweiundzwanzigsten Lebensjahr, nach mannigfachen Umwegen, gelangte Semper so auf diejenige Bahn, auf welcher er seinen eigentlichen Lebensberuf und seinen Ruhm finden, die seiner seltenen Begabung freien Raum zur vollsten Entfaltung gewähren sollte.

In München war es, wo der jugendliche Baukünstler sich besonders mit den Stilformen des Mittelalters vertraut machte: nach einiger Zeit begab er sich zum eingehenden Studium des dortigen Domes nach Regensburg, wurde hier in Händel verwickelt, die er, seinem hitzigen Temperament folgend, im Zweikampf auszugleichen suchte, und flüchtete, nachdem er seinen Gegner gefährlich verwundet hatte, nach Paris.

Ein gütiges Geschick ließ diese peinliche Folge seiner Unüberlegtheit zu seinem Glück ausschlagen. Ein geborener Deutscher, Franz Christian Gau, nahm damals unter den Pariser Architekten eine hervorragende Stellung ein. Nach einem abenteuerreichen

Leben — er hatte u. a. unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen Nubien durchforscht — war es Gau beschieden, als Baumeister der Stadt Paris für die architektonische Umgestaltung der französischen Hauptstadt in bahnbrechender Weise vorzugehen und am Abend seines Lebens zahlreiche Schüler aus allen Teilen Europas um sich zu versammeln. Zu diesen gesellte sich auch Semper, der zu dem bedeutendsten Schüler des großen Pariser Meisters werden sollte, und vor allem dessen grundlegenden Gedanken von der Zusammengehörigkeit aller Baustile zur allgemeinen Anerkennung verhalf. Gau und ein anderer, ebenfalls auf deutschem Boden, ja gleich jenem zu Köln geboren und damals in französischen Diensten stehender, hochbedeutender Baukünstler: J. J. Hittorf gewannen auf den weiteren künstlerischen Gestaltungsgang unseres Helden den größten Einfluß. Deutscher Geist war es somit, den er, freilich auf Frankreichs Boden, in sich aufnahm.

1830 beschloß Semper seine Studien in Paris und trat seine Wanderjahre auf klassischem Boden an, so an die bisherige mehr auf das Theoretische gerichtete Ausbildung die Gelegenheit zur praktischen Läuterung anschließend. Über Südfrankreich, dessen zahlreichen altrömischen Bauwerken er ein gründliches Studium widmete, ging er nach Italien: in Genua, in Pisa, dann in Florenz und Rom sammelte er Eindrücke und Erfahrungen, und hier, angesichts der herrlichen Bauten des Renaissance-Zeitalters, mag sich ihm wohl zuerst die Überzeugung eröffnet haben, daß unsere heutige Baukunst in erster Linie berufen sei, die künstlerischen Anschauungen jener Epoche weiter auszubauen, sie den modernen, vielgestaltigen Bedürfnissen entsprechend fortzubilden. Gleichzeitig aber vertiefte er sich hier auch mit seltenem Ernst in das Studium der altrömischen Bauten: hatte sich einst vor dreihundert Jahren die Renaissance auf den Überlieferungen der klassischen Kultur aufgebaut, so mußte ja auch jetzt noch deren Kenntnis die beste Grundlage zur Weiterentwickelung der Formen sein, welche jene geschaffen. „Denke ich an jene Zeit zurück," so schrieb Semper selbst zwanzig Jahre später, „an die Anstrengungen, Gefahren und Hindernisse, denen ich trotzte, um nichts ununtersucht zu lassen und mir von dem einstigen Zusammenhang der Ruinen, sowie von ihren kleinsten Einzelheiten möglichst genaue Rechenschaft abzulegen; durchmustere ich das, was mir noch von Zeichnungen und Skizzen aus jener Zeit übrig geblieben ist, so ist mir meine damalige Ausdauer jetzt ein unerklärliches Rätsel. Ich band alte zerbrechliche

Leitern mit Stricken zusammen oder ließ mich an Seilen hinab und blieb stundenlang in der Schwebe zwischen Himmel und Erde, um genau jegliche Stelle zu prüfen; ich grub eigenhändig den Boden auf und durchbrach Gewölbe, um zu den verschütteten und verbauten Gebäudeteilen zu gelangen, ich trotzte jedem Verbot und wußte mir überall verstohlenen Eingang zu verschaffen, wo er mir nicht offen gestattet war.“ Nachdem er sich noch längere Zeit auf Griechenlands klassischem Boden aufgehalten hatte, kehrte er endlich, die Mappen und Skizzenbücher mit reichster Ausbeute gefüllt, 1832 nach der Heimat zurück und begab sich zunächst nach Berlin.

In Berlin, wir wissen es, baute und lehrte damals Karl Friedrich Schinkel. Zu dem großen Meister zog es Semper allgewaltig hin. Jung wie war und unbekannt von Namen, wagte er es doch im Gefühl seiner Kraft zu dem genialen Architekten zu gehen, dessen Ruhm just im Zenith stand, und ihn zu bitten, in seine Entwürfe und Skizzen Einsicht zu nehmen. Und für Schinkel bedurfte es nur weniger Blicke in die Mappen, um die Bedeutung des jungen Genies zu erkennen: er ahnte in Semper seinen dereinstigen Nachfolger und hielt, neidlos und edel, wie er war, mit seiner vollen Anerkennung nicht zurück.

Aber Schinkel begnügte sich nicht mit Worten, er gesellte ihnen die That bei. Daß Hamburg und Altona, wo der jugendliche Architekt sich ein Wirkungsfeld zu erringen meinte, nicht der rechte Platz zur vollen Entfaltung von dessen hoher künstlerischer Begabung sei, sagte gerade der Meister sich zuerst. Seiner Empfehlung verdankte Semper die Berufung zum Direktor der Königlichen Bauakademie in Dresden und damit die Eröffnung einer Laufbahn, die ihm glänzende Erfolge als Lehrer wie als praktisch thätiger Künstler versprach.

Wir wollen hier zunächst nur des letzteren gedenken. Nachdem er zuerst mit dem Bau der neuen Synagoge in der sächsischen Hauptstadt einen vollzähligen Beweis seines Könnens abgelegt hatte, bethätigte er seine Meisterschaft in dem Entwurf und der Ausführung des Dresdener Hoftheaters. Die später durch eine Feuersbrunst zerstörte Schöpfung war von wunderbarer Wirkung: sie wurde vorbildlich, darf man wohl behaupten, für den modernen Theaterbau überhaupt. In den edelsten Renaissanceformen ausgeführt, an die Gestalt des antiken Amphitheaters erinnernd, bestach das Gebäude ebenso sehr durch die Schönheit und Grazie der äußeren Erscheinung, durch den feinsinnigen Geschmack der künstlerischen inneren

Ausschmückung, wie durch die Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen. Bald schlossen sich diesem Werk weitere an: Villenbauten, Entwürfe für Kirchen, der Bau eines großen Hospitals folgten schnell aufeinander, bis die Dresdener Thätigkeit des rastlos Thätigen in dem umfassenden Museumsentwurf einen Abschluß erhielt; „in der Durchdachtheit der Anlage," sagt ein hervorragender Kenner der modernen Architektur von der letztgenannten Schöpfung, „in der Harmonie der Verhältnisse, der Reichheit der Gliederung und der edlen Reinheit aller Formen stellt der Museumsbau ein Werk dar, wie es seit den besten Zeiten der italienischen Kunstblüte nicht mehr geschaffen worden war."

Von Sempers Persönlichkeit, wie sie sich in jener Zeit seines vollkräftigen Jugendschaffens zeigte, giebt uns Friedrich Pecht in seinem Werk über „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts" nach persönlichen Eindrücken eine fesselnde Schilderung. „Niemand, der Semper je näher kennen lernte," schreibt er etwa, „wird bezweifeln, daß er eine ungewöhnliche Natur war, die überall, wohin sie sich auch gewandt haben würde, einen bedeutenden Platz erringen mußte. Als ich ihn damals in Dresden zuerst sah, fand ich mich vor einem mittelgroßen Manne mit gedrungenem Körperbau, einem durchdringenden Blick, der fast mehr der inneren Eingebung zu lauschen, als die äußeren Erscheinungen zu beobachten schien. Der unaufhörliche Kampf mit der Verzagtheit und Verschrobenheit der Gegenwart hatte dem Wesen des genialen Reformators schon damals etwas Hypochondrisches und den regelmäßigen, kräftig edlen Zügen eine ungewöhnliche Reizbarkeit aufgedrückt. Aus deren Schärfe hätte man daher ebenso leicht einen haarspaltenden Juristen, als den phantasievollen Künstler herauslesen können. Das Schwerblütige, aber bis zur Verwegenheit Kühne war so wenig zu verkennen, als die Fähigkeit gewaltiger Leidenschaft in diesem ganz von Idealen erfüllten, rastlos strebenden Charakter. Zutrauen flößte das blasse Gesicht deshalb ein, weil alles Gemeine, Unehrenhafte ihm weltweit ferne lag. Eine gewisse Bonhomie schien die düsteren Gewitterwolken in manchen Augenblicken mit ihrem heiteren Licht wohl durchbrechen, aber nie ganz verscheuchen zu können."

Die Dresdener Thätigkeit des Meisters, auf dessen Schaffen sich bereits die Augen ganz Deutschlands richteten, erlitt im Jahre 1848 einen jähen Abschluß. Das erregbare Temperament Sempers riß ihn leider zur Teilnahme an den unseligen politischen Ereig-

nissen jener Zeit fort, er mußte seinen Wanderstab in das Ausland setzen.

Das bittere Brot der Fremde — er sollte es kennen lernen lange, schwere Jahre hindurch. Aus einem erfolgreichen, befriedigenden Schöpfungskreis freilich nicht ohne eigenes Verschulden herausgerissen, war es ihm schwer, festen Fuß im Ausland zu fassen. Zuerst versuchte er in Paris, die früheren Beziehungen zu seinem Lehrer Gau wieder aufnehmend, sich einen Thätigkeitskreis zu sichern. Als dies nicht recht glückte, wandte er sich nach London und widmete sich der Litteratur. Seine damals erscheinende Schrift: „Wissenschaft, Industrie und Kunst; Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühls" lenkte die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf ihn, und er erhielt eine Anstellung als Lehrer der Architektur und Dekoration an einer neu errichteten Schule. Mit dieser war ein kleines kunstgewerbliches Museum verbunden, aus welcher sich bald das heute weltberühmte, wesentlich unter seiner Einwirkung und dank seinen Anregungen entstandene South-Kensington-Museum entwickelte.

Das Kensington-Museum war das erste seiner Art. Zum erstenmale wurde hier den verschiedenen Zweigen des Kunstgewerbes, den Juwelieren und Kunstschmieden, den Schreinern und Schlossern, den Porzellan- und Glasfabrikanten, den Webern und Stickern eine systematisch geordnete Sammlung mustergültiger Erzeugnisse ihrer Gewerbe aus allen Zeiten und allen Ländern zum Studium dargeboten. Von der Gründung dieser Anstalt datiert nicht nur der Aufschwung der Kunstindustrie in England, sondern sie wirkte befruchtend weit über die Grenzen des Inselreiches hinaus. Alle großen Staaten beeilten sich dem gegebenen Beispiel zu folgen; u. a. sind das österreichische Museum für Kunst und Industrie, das große, reich ausgestattete Berliner Kunstgewerbemuseum, die sich an diese Anstalten anschließenden Schulen, mittelbar die Früchte der von South-Kensington ausgehenden Bewegung. Es lohnt wohl an dieser Stelle nochmals darauf hinzuweisen, daß diese Bewegung, wenn sie auch auf britischem Boden ihren Ausgangspunkt fand, doch dem durchdringenden Geist und dem hochentwickelten Schönheitssinn zweier *deutscher* Männer ihr Entstehen dankt: der eine dieser beiden war der hochsinnige Prinz Albert von Koburg-Gotha, der Gemahl der Königin Viktoria, der zweite unser Gottfried Semper! Wer nur zwei, drei Jahrzehnte zurückzublicken vermag, kann beurteilen, in welchem Grade die Hebung des Kunstgewerbes uns allen zu gute kam, wie, um nur eine Seite der Bewegung

zu erwähnen, an Stelle des früheren, steifen, in Form und Farbe geschmacklosen und dabei oft nicht einmal praktischen Hausrats wirklich schöne und zweckmäßige Geräte traten. Wir haben wieder gelernt, uns geschmackvoll einzurichten — wozu keineswegs Reichtum und Luxus erforderlich ist —, in unserem Volk ist das künstlerische Empfinden, die Freude am Schönen neu erweckt worden. Wenn man vor einigen Jahrzehnten sagen konnte: unseren Künstlern sei die Technik, unseren Handwerkern der Kunstsinn verloren gegangen! und damit nur allzu treffend ausdrückte, daß sich eine tiefe Kluft zwischen Künstlern und Handwerkern aufgethan habe, so ist diese heute überbrückt. Kunst und Gewerbe streben einem gemeinsamen Ziele zu und erziehen sich gegenseitig in treuer Unterstützung tüchtige Helfer. —

Im Jahre 1855 folgte Semper einem ehrenvollen Rufe nach der Schweiz. In Zürich war kurz vorher ein Polytechnikum neu gegründet worden, als Professor der Baukunde fand er an dieser Hochschule eine erfolgreiche Lehrthätigkeit. Indessen genügte es ihm doch nicht, lediglich vom Katheder herab einem kleinen Hörerkreis gegenüber Schule zu machen, er wollte seinen Anschauungen auch weitere Verbreitung geben. So veröffentlichte er denn in dem nächsten Jahrzehnt sein wahrhaft epochemachendes, leider nicht ganz vollendetes Werk, „der Stil in den technischen und tektonischen Künsten,“ ein Werk, dessen Nachwirkung noch jetzt fortdauert: Architekten und Altertumsforscher, alle Kunstlehrer und alle Vorstände künstlerischer Sammlungen schöpften daraus und finden heute noch in ihm die fruchtbarste Anregung. Ohne auf den reichen Inhalt der erschienenen zwei Bände näher eingehen zu wollen, sei wenigstens hervorgehoben, wie Semper „den Zusammenhang des baukünstlerischen Schaffens der Gegenwart mit dem der Vergangenheit“ als notwendig betonte, es aber zugleich als erforderlich hinstellte, daß der Architekt jede vorliegende Aufgabe zwar unter Berücksichtigung des Vorausgegangenen, aber doch auch wieder mit Freiheit, Phantasie und Selbständigkeit zu lösen bestrebt sei.“ So groß seine persönliche Vorliebe für die Grundformen der Renaissance war, so forderte er doch, daß man jeder Stilart ihre Berechtigung zugestehen solle: der Zweck des Bauwerks bedinge wesentlich die Anwendung des einen oder des anderen Stils, denn schon dessen äußere Erscheinung müsse seine Wesenheit und Bedeutung zum Ausdruck bringen. „Ein gotisches Theater,“ sagte

er einmal, „ist ein Unding, und eine Kirche im Renaissancestil hat für uns nichts Kirchliches!“

Während seines 16 Jahre währenden Züricher Aufenthalts fand Semper auch Gelegenheit, seine schöpferische Kraft selbst zu bethätigen. Damals entstand nach seinen Plänen, um nur einiges zu erwähnen, der herrliche Neubau des Züricher Polytechnikums, das Rathaus in Winterthur — es entstanden weiterhin Entwürfe für ein Rathaus in Glarus, ein Theater in Rio de Janeiro, die Börse in Wien. Wie weithin verbreitet des Meisters Ruhm damals bereits war, erhellt vielleicht am besten aus der Thatsache, daß fast keine wichtige baukünstlerische Konkurrenz in ganz Europa zur Erledigung kam, ohne daß man seinen Rat und seine Entscheidung herangezogen hätte.

Im Jahre 1869 brannte die Perle seiner Jugendwerke, das Dresdener Theater, nieder. Er wäre nicht der tiefempfindende Künstler gewesen, der er war, wenn ihn die Kunde nicht schwer getroffen hätte. Der Schlag wurde aber schnell überwunden, als ihm der Auftrag zuging, den Neubau zu übernehmen. Zwar war es ihm, den inzwischen andere Aufgaben gefesselt, wie wir sogleich sehen werden, nicht möglich, die Ausführung des Baus selbst zu leiten, nach seinen Entwürfen führte ihn aber sein trefflicher Sohn Manfred aus. Im Jahre 1878 war der Neubau vollendet: eine wunderbare Schöpfung, welche ihre Vorgängerin an Schönheit weit übertrifft. Mit Recht wird das Dresdener Hoftheater als einer der vollendetsten Theaterbauten der Neuzeit gerühmt: es stellt, wie viele meinen, den künstlerischen Gipfelpunkt von Sempers Schaffen dar.

Der Meister hatte sich in den letzten Jahren durch seine Thätigkeit in Zürich nicht mehr gleich befriedigt gefühlt, wie ehedem. Er fühlte, daß er die reifsten Früchte seines Wissens und Könnens noch in sich trug, während das nahende Alter ihn mit bitterem Ernst daran mahnte, daß die Natur ihm nur noch wenige Jahre zum Schaffen und Wirken schenken werde.

Es sollte ihm vergönnt sein, seine Wünsche zu verwirklichen.

In der schönen Kaiserstadt an der Donau bereitete sich ein großer baulicher Werdeprozeß vor. Die alten Stadtmauern waren längst gefallen, an ihrer Stelle wuchsen die prachtvollen neuen Stadtteile des „Rings“ wie mit Zauberschlag aus dem Boden. Großartige Monumentalbauten in der Nähe der Hofburg, so war

geplant: Kunstmuseen und ein Hofschauspielhaus, sollten gleichsam die Edelsteine in diesem Ringe bilden.

Eine Reihe der hervorragendsten Wiener Architekten — es seien hier nur die seither hochberühmt gewordenen Namen Hansen, Ferstel, Hasenauer genannt — hatten Entwürfe für diese Neubauten bearbeitet. Dieselben wurden Gottfried Semper in Zürich als dem maßgebendsten Richter vorgelegt; auf Grund seiner Gutachten aber berief der Kaiser Franz Joseph den großen Baukünstler persönlich nach Wien und übertrug ihm die Oberleitung der gesamten Bauwerke. So entstanden denn in dem nächsten Jahrzehnt im wesentlichen nach Sempers Angaben, die nur teilweise von den Einzelbearbeitungen Baron von Hasenauers beeinflußt waren, jene wunderbaren Monumentalbauten, welche den schönsten architektonischen Schmuck der herrlichen Donaustadt bilden: das Hofburgtheater und die Hofmuseen, Werke des großen, in der Vollkraft des Schaffens stehenden Meisters würdig.

Ja, noch stand Gottfried Semper in der Vollkraft seines Schaffens, aber Alter und Krankheit pochten bereits an seine Pforte. Seine Gesundheit, die er in früheren Jahrzehnten so oft mit scheinbarem Recht als „stählern“ bezeichnet hatte, verschlechterte sich zusehends. Im Jahr 1877 warf ihn ein schwerer asthmatischer Anfall nieder; in scheinbarem Wohlbefinden verbrachte er dann den nächsten Winter in Venedig, dessen milde, feuchte Luft ihm stets wohl that. Auch der Sommer 1878 verfloß leidlich. In dem schönen Bellaggio am Comersee, dann zu Botzen in Südtirol lebte er ganz seiner Gesundheit und der Erinnerung vergangener Tage; damals entstand das köstliche Porträt von ihm, welches unter unseres großen Landsmanns Lenbach beste Werke zählt. Die Wintermonate in Rom brachten bereits manche bedenkliche Erscheinungen, immer noch hofften seine Angehörigen aber auf Besserung. Da wiederholten sich im Frühling die asthmatischen Anfälle, die er selbst so sehr fürchtete, und am 15. Mai 1879 schlossen sich seine Augen für immer. Auf dem protestantischen Friedhof der Siebenhügelstadt, an der Pyramide des Cestius — dem denkwürdigen, einzig vollständig erhaltenen Grabmal aus der ersten römischen Kaiserzeit — wurde er zur ewigen Ruhe bestattet.

Mit Gottfried Semper starb, wenn man vielleicht von Schinkel absieht, der genialste Architekt unseres Jahrhunderts, ein wahrhafter Reformator nicht auf dem engeren Gebiet seiner Kunst allein, sondern auch für alle der Architektur verwandten Künste.

Seine bleibende Bedeutung und der Einfluß seiner baukünstlerischen Werke, wie seiner litterarischen Thätigkeit beruht vor allem darauf, daß er ein wirkliches Verständnis für alle unserer Zeit vorausgegangenen Kunstepochen herbeiführte, daß er die Gesetze des Überlieferten feststellte und zugleich die Notwendigkeit betonte, diese Gesetze den Zwecken der heutigen Baukunst entsprechend auszugestalten. Viele der bedeutendsten Architekten unserer Zeit nennen sich seine unmittelbaren Schüler — auf seinen Schultern stehen, darf man wohl sagen, alle deutschen hervorragenden Meister der Baukunst.

Nicht im engeren Deutschland schuf und arbeitete Gottfried Semper während des größten Teils seiner Lebenszeit: sein Arbeiten und Schaffen aber, sein Genius, kamen unserem Vaterlande darum nicht minder zu gute.





Heinrich Schliemann.

Heinrich Schliemann.

Der Schatzgräber von Troja.

Auch wenn man nicht im Urtext den göttlichen Sänger Homer gelesen hat, von seinen Helden Hektor und Achilles, von Agamemnon und Odysseus und von der mächtigen Stadt Troja oder Ilios, um welche ganz Griechenland fast zehn Jahre lang kriegte, von dem trojanischen Pferd, das in seinem hohlen Innern die tüchtigsten Recken der Belagerung trug und welches die Trojaner als Weihgeschenk arglos in ihre Mauern aufnahmen: von alledem brachte uns die Schule reiche Kunde.

Lange war es eine streitige Frage, ob der Inhalt der wunderbaren homerischen Gesänge, welche übrigens der deutsche Dichter Johann Heinrich Voß durch seine vortreffliche Übersetzung auch dem Verständnis derer, die nicht Griechisch lernen, näher gebracht hat, auf völlig sagenhafter Grundlage beruhten, ja es wurde sogar angezweifelt, ob die Stadt des Priamus, ob das hochragende Ilios je wirklich anders, als in der dichterischen Phantasie vorhanden gewesen sei. Da kam ein deutscher Landsmann, Heinrich Schliemann mit Namen, der von den Heldengestalten der Homerischen Dichtung von Jugend auf begeistert war, begann mit ebenso großem Verständnis wie mit einer beispiellosen Energie an den Stätten Kleinasiens, auf denen er Troja vermutete, Ausgrabungen anzustellen, und siehe da, was kein Gelehrter vermutete oder gehofft hätte, er fand wirklich das alte Ilios wieder. Daß er jedoch noch mehr that und fand, das wird sein Lebensbild zeigen: durch ihn wurden in der That der griechischen Altertumsforschung ganz neue Wege erschlossen.

Vor Jahresfrist starb der ausgezeichnete Mann. Kurz vor seinem Tode hatte ich mich an ihn gewandt, um ihm mitzuteilen, daß ich für meine Freunde einen Abriß seines vielbewegten Lebens schreiben wolle und, obwohl bereits schwer leidend, antwortete er umgehend, sprach mir seine Freude über diese Absicht aus und wies mich auf eine Biographie hin, welche er selbst einst über seinen Lebenslauf verfaßt hatte. Man bekommt sie nicht

leicht zu Gesicht, denn sie ist in seinem großen und sehr gelehrten Werk über Troja enthalten — drum will ich sie hier wenigstens auszugsweise wiedergeben. Sie ist wahrlich recht geeignet, zu zeigen, wie ein energischer Knabe trotz der größten Hemmnisse und unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen sich zu einem ganzen Mann emporringen und, unbeirrt ein Ziel im Auge, im reifen Alter in kaum gehoffter Weise das Ziel erreichen kann.

„Ich wurde," schreibt Schliemann, „am 6. Januar 1822 in dem Städtchen Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin geboren, wo mein Vater Prediger war und von wo er 1823 in derselben Eigenschaft an die Pfarre von Ankershagen, einem in demselben Großherzogtum belegenen Dorf, versetzt wurde. In diesem Dorf verbrachte ich die acht folgenden Jahre meines Lebens, und die in meiner Natur begründete Neigung für alles Geheimnisvolle und Wunderbare wurde durch die Wunder, welche dieser Ort enthielt, zu einer wahren Leidenschaft entflammt. In unserm Gartenhause sollte der Geist von meines Vaters Vorgänger ‚umgehen', und dicht hinter unserm Garten befand sich ein kleiner Teich, das sogenannte ‚Silberschälchen', dem um Mitternacht eine gespenstige Jungfrau, die eine silberne Schale trug, entsteigen sollte. Außerdem hatte das Dorf einen kleinen von einem Graben umzogenen Hügel aufzuweisen, in dem der Sage nach ein alter Raubritter sein Lieblingskind in einer goldenen Wiege begraben hatte. Ungeheure Schätze aber sollten neben den Ruinen eines alten runden Turmes verborgen liegen; mein Glauben an das Vorhandensein aller dieser Schätze war so fest, daß ich jedesmal, wenn ich meinen Vater über Geldverlegenheiten klagen hörte, ihn verwundert fragte, weshalb er denn die silberne Schale oder die goldene Wiege nicht ausgraben wolle? Auch ein altes mittelalterliches Schloß befand sich in Ankershagen, mit geheimen Gängen in seinen sechs Fuß starken Mauern und einem unterirdischen Wege, der eine halbe Meile lang sein sollte; es hieß, furchtbare Gespenster gingen da um, und alle Dorfleute sprachen nur mit Zittern von diesen Schrecknissen. Einen ungemein tiefen Eindruck auf mein empfängliches Gemüt machte auch ein Thonrelief an einer der Hintermauern des Schlosses, das einen Mann darstellte und nach dem Volksglauben das Bildnis des Raubritters Henning Bradenkirl war. Keine Farbe wollte auf demselben haften und es hieß, daß es mit dem Blute eines Kuhhirten (den Bradenkirl lebendig in einer großen Eisenpfanne hatte braten lassen) bedeckt sei, welches nicht weggetilgt werden könne. Ein vermauerter Kamin in dem

Schloß endlich wurde als die Stelle bezeichnet, wo der Kuhhirte geschmort worden war. Trotz aller Bemühungen, die Fugen dieses schrecklichen Kamins verschwinden zu machen, sollten dieselben stets sichtbar geblieben sein — und auch hierin wurde ein Zeichen des Himmels gesehen, daß die teuflische That niemals vergessen werden sollte. Noch einem andern Märchen schenkte ich damals unbedenklich Glauben, wonach der Besitzer eines benachbarten Gutes einen Hügel neben der Dorfkirche aufgegraben und darin große hölzerne Fässer, die sehr starkes ‚altrömisches' Bier enthielten, vorgefunden hatte.

Obgleich mein Vater weder Sprachforscher noch Altertumsforscher war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mir mit warmer Begeisterung von dem tragischen Untergang von Herkulanum und Pompeji, und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit genug hätte, die Ausgrabungen, die dort vorgenommen wurden, zu besuchen. Oft auch erzählte er mir bewundernd die Thaten der Homerischen Helden und die Ereignisse des Trojanischen Krieges und stets fand er dann in mir einen warmen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es ohne eine Spur zu hinterlassen vom Erdboden verschwunden sei. Als der Vater mir dann einmal ein Bild von Troja zeigte, mußte er mir erst erklären, daß dies nur ein ‚erfundenes' Gemälde sei. Aber auf meine Frage, ob denn Troja wirklich so dicke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er dies. ‚Vater,' sagte ich darauf, ‚wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind wohl unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten verborgen.' Nun behauptete er wohl das Gegenteil, aber ich blieb fest bei meiner Ansicht und endlich kamen wir überein, daß ich dereinst Troja ausgraben sollte .... Gott sei es gedankt, daß mich der feste Glaube an das Vorhandensein jenes Troja in allen Wechselfällen meiner ereignisreichen Laufbahn nie verlassen hat! — Aber erst im Herbst meines Lebens sollte ich diese Kinderträume von vor fünfzig Jahren ausführen können.

Als ich neun Jahre alt war, schickte mich mein Vater zu seinem Bruder, der die Pfarre des Dorfes Kalkhorst inne hatte. Hier wurde mir ein Jahr lang das Glück zuteil, einen vortrefflichen Lehrer zu haben, und schon zu Weihnachten 1832 konnte ich meinem Vater

einen, wenn auch nicht korrekten, lateinischen Aufsatz über die Hauptereignisse des Trojanischen Krieges und die Abenteuer des Odysseus und Agamemnon als Geschenk überreichen. Im Alter von elf Jahren kam ich auf das Gymnasium von Neu-Strelitz, wo ich nach Tertia gesetzt wurde. Aber gerade zu jener Zeit traf unsere Familie ein sehr schweres Unglück, und da ich fürchtete, daß meines Vaters Mittel nicht ausreichen würden, um mich noch eine Reihe von Jahren auf dem Gymnasium und dann auf der Universität zu unterhalten, verließ ich ersteres nach drei Monaten schon wieder, um in die Realschule der Stadt überzugehen, wo ich sogleich in die zweite Klasse aufgenommen wurde. Zu Ostern 1835 in die erste Klasse versetzt, verließ ich im Frühjahr 1836 die Anstalt, um in dem Städtchen Fürstenberg als Lehrling in dem kleinen Krämerladen von Ernst Ludwig Holtz einzutreten.

Fünf und ein halbes Jahr diente ich in diesem Krämergeschäft. Meine Thätigkeit bestand in dem Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Zucker, Öl und Talglichten, in dem Ausfegen des Ladens und ähnlichen Dingen. Natürlich kam ich hierbei nur mit den untersten Schichten der Bevölkerung in Berührung. Von fünf Uhr morgens bis elf Uhr abends war ich in dieser Weise beschäftigt und mir blieb kein freier Augenblick zum Studieren. Aber meine Liebe zu den Wissenschaften verlor ich trotzdem nicht und so wird mir auch, solang ich lebe, jener Abend unvergeßlich bleiben, an dem ein betrunkener Mann, der einst bessere Tage gesehen hatte, in unserm Laden uns einige hundert Verse Homer mit vollem Pathos vortrug. Obwohl ich kein Wort davon verstand, machte die melodische Sprache doch den tiefsten Eindruck auf mich und entlockte mir heiße Thränen über mein unglückliches Geschick. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihm dafür drei Gläser Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen.

Doch schien sich mir nirgends ein Ausweg aus der traurigen und niedrigen Stellung eröffnen zu wollen, bis ich plötzlich wie durch ein Wunder aus derselben befreit wurde. Durch Aufheben eines schweren Fasses zog ich mir eine Verletzung der Brust zu und war nicht mehr imstande, meine Arbeit zu verrichten. In meiner Verzweiflung wanderte ich zu Fuß nach Hamburg, wo es

mir auch gelang, eine Anstellung in einem Materialwarenlager mit 180 Mark jährlichem Gehalt zu erhalten. Da ich aber wegen meines Blutspeiens und der heftigen Brustschmerzen keine schwere Arbeit thun konnte, fanden mich meine Prinzipale bald nutzlos, und so verlor ich jede Stellung bald wieder. Von der Not gezwungen, mir durch irgendwelche, wenn auch die niedrigste Arbeit mein tägliches Brot zu verdienen, versuchte ich es, eine Stelle an Bord eines Schiffes zu bekommen und es glückte mir endlich, als Schiffsjunge an Bord der kleinen Brigg ‚Dorothea‘ angenommen zu werden, welche nach La Guayra in Venezuela bestimmt war.

Ich war schon immer arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos wie gerade zu jener Zeit: mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können! Wir verließen Hamburg mit gutem Winde; jedoch schon nach einigen Tagen suchte uns ein fürchterlicher Sturm heim, und schließlich erlitten wir auf der Höhe von Texel (eine holländische Insel) Schiffbruch. Nach zahllosen Gefahren und nachdem wir neun Stunden lang in einem offenen, sehr kleinen Boote von der Wut des Windes und der Wellen umhergetrieben waren, wurde unsere ganze, aus neun Personen bestehende Mannschaft doch schließlich gerettet. Mit größtem Danke gegen Gott werde ich stets des freudigen Augenblickes gedenken, da unser Boot von der Brandung auf eine Sandbank unweit der Küste Texel geschleudert wurde, und nun alle Gefahr endlich vorüber war. Welche Küste es war, an die wir geworfen wurden, wußte ich nicht — wohl aber, daß wir uns in einem ‚fremden Lande‘ befanden. Mir war, als flüstere mir eine Stimme dort auf der Sandbank zu, daß jetzt die Flut in meinen irdischen Angelegenheiten eingetreten sei, und daß ich den Strom benutzen müsse. Und noch derselbe Tag bestätigte mir diesen frohen Glauben; denn während der Kapitän und die Mannschaft ihren ganzen Besitz bei dem Schiffbruch eingebüßt hatten, wurde mein kleiner Koffer, der freilich nur einige Hemden und Strümpfe, sowie mein Taschenbuch enthielt, unversehrt auf dem Meere schwimmend vorgefunden.

Ich ging nun nach Amsterdam, aber auch hier wollte mir das Glück zuerst gar nicht lächeln. Der Winter hatte begonnen, ich hatte keinen Rock und litt furchtbar unter der Kälte. Meine erste Absicht, als Soldat einzutreten, ließ sich nicht ausführen, und die wenigen Gulden, die ich auf der Insel Texel als Almosen gesammelt, waren bald verzehrt. Ein wohlwollender Hamburger

Schiffsmakler verschaffte mir endlich in einem Comptoir eine Anstellung.

In meiner neuen Stellung war es meine Beschäftigung, Wechsel stempeln zu lassen und sie in der Stadt einzukassieren, Briefe nach der Post zu tragen und von dort abzuholen. Diese mechanische Thätigkeit war mir sehr angenehm, da sie mir ausreichende Zeit ließ, an meine vernachlässigte Bildung zu denken.

Zunächst bemühte ich mich, mir eine leserliche Handschrift anzueignen, und in 20 Stunden, die ich bei einem berühmten Schönschriftlehrer nahm, glückte mir dies auch vollständig; darauf ging ich, um meine Stellung zu verbessern, eifrig an das Studium der modernen Sprachen. Mein Jahresgehalt betrug nur 800 Franks (der Frank gilt 80 Pfennige nach deutschem Gelde), wovon ich die Hälfte für meine Studien ausgab — mit der andern Hälfte bestritt ich meinen Lebensunterhalt und zwar kümmerlich genug. Meine Wohnung war eine elende unheizbare Dachstube, in der ich im Winter vor Frost zitterte, im Sommer aber unter der glühendsten Hitze zu leiden hatte. Mein Frühstück bestand aus Roggenmehlbrei, das Mittagessen kostete mich nie mehr als 16 Pfennige. Aber nichts spornt zum Studieren mehr an, als das Elend und die gewisse Aussicht, sich durch angestrengte Arbeit daraus befreien zu können. So warf ich mich denn mit besonderem Fleiß auf das Studium des Englischen, und hierbei ließ mich die Not eine Methode ausfindig machen, welche die Erlernung jeder Sprache sehr erleichtert. Diese einfache Methode besteht zunächst darin, daß man sehr viel laut liest, täglich eine Stunde nimmt, immer Ausarbeitungen über uns interessierende Gegenstände niederschreibt, diese unter Aufsicht des Lehrers verbessert, auswendig lernt und in der nächsten Stunde aufsagt, was man am Tage vorher korrigiert hat. Mein Gedächtnis war, da ich es seit der Kindheit gar nicht geübt hatte, schwach, doch benutzte ich jeden Augenblick und stahl sogar Zeit zum Lernen. Um mir sobald als möglich eine gute Aussprache anzueignen, besuchte ich Sonntags regelmäßig zweimal den Gottesdienst in der englischen Kirche und sprach bei dem Anhören der Predigt jedes Wort derselben leise für mich nach. Bei allen meinen Botengängen trug ich ein Buch in der Hand, aus dem ich auswendig lernte; auf dem Postamt wartete ich nie, ohne zu lesen. Allmählich stärkte sich mein Gedächtnis und ich konnte schon nach drei Monaten meinen Lehrern in jeder Unterrichtsstunde zwanzig gedruckte Seiten englischer Prosa wörtlich hersagen, wenn ich die-

selbe vorher dreimal aufmerksam durchgelesen hatte. Vor übergroßer Aufregung schlief ich dabei nur wenig und brachte alle meine wachen Nachtstunden damit zu, das am Tage Gelesene noch einmal zu wiederholen. So gelang es mir, in Zeit von einem halben Jahre mir eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache anzueignen.

Dieselbe Methode wandte ich demnächst beim Studium der französischen Sprache an, die ich in den folgenden sechs Monaten bemeisterte. Durch diese anhaltenden, übermäßigen Studien stärkte sich mein Gedächtnis im Lauf eines Jahres dermaßen, daß mir die Erlernung des Holländischen, Spanischen, Italienischen und Portugiesischen außerordentlich leicht wurde, und ich nicht mehr als sechs Wochen gebrauchte, um jede dieser Sprachen fließend schreiben und lesen zu lernen.

Aber meine Leidenschaft für das Studium ließ mich meine mechanische Thätigkeit als Bureaudiener vernachläßigen, besonders als ich anfing, sie als meiner unwürdig anzusehen. Meine Vorgesetzten wollten mich indessen nicht befördern; dachten sie doch wahrscheinlich, daß jemand, der sich im Amte eines Comptoirdieners untauglich erwies, für irgend einen höheren Posten ganz unbrauchbar sein müsse. Endlich glückte es mir, eine Stellung als Korrespondent und Buchhalter bei B. H. Schröder & Co. zu erhalten; hier wurde ich zuerst mit einem Gehalt von 1200 Franks engagiert, als aber die Prinzipale meinen Eifer sahen, gewährten sie mir noch eine weitere Zulage von 800 Franks als weitere Aufmunterung. Diese Freigebigkeit, für welche ich ihnen stets dankbar bleiben werde, sollte denn auch in der That mein Glück begründen; denn da ich glaubte, durch die Kenntnis des Russischen mich noch nützlicher machen zu können, fing ich an, auch diese Sprache zu studieren. Die einzigen russischen Bücher, die ich mir verschaffen konnte, waren eine alte Grammatik, ein Lexikon und die schlechte Übersetzung eines französischen Romans. Trotz aller Bemühungen aber wollte es mir nicht gelingen, einen Lehrer des Russischen aufzufinden; es befand sich damals niemand in Amsterdam, der ein Wort dieser Sprache verstanden hätte. So fing ich denn mein neues Studium ohne Lehrer an und hatte auch in wenig Tagen, mit Hilfe der Grammatik, mir schon die russischen Buchstaben und ihre Aussprache eingeprägt. Dann nahm ich meine alte Methode wieder auf, verfaßte kurze Aufsätze und lernte dieselben auswendig. Da ich niemand hatte, der meine Fehler verbesserte, waren sie ohne

Zweifel herzlich schlecht. Es kam mir vor, als ob ich schnellere Fortschritte machen würde, wenn ich jemand hätte, dem ich laut russisch vorlesen könnte, daher engagierte ich einen armen Juden, der allabendlich zwei Stunden zu mir kommen und meine russischen Deklamationen anhören mußte, von denen er — keine Silbe verstand. Kurz und gut: nach sechs Wochen schon konnte ich meinen ersten russischen Brief schreiben, und als einige russische Kaufleute nach Amsterdam kamen, vermochte ich mich mit ihnen fließend in ihrer Muttersprache zu unterhalten.

Im Januar 1846 schickten mich meine vortrefflichen Prinzipale als ihren Agenten nach St. Petersburg, und hier sowohl wie in Moskau wurden meine Bemühungen schon in den ersten Monaten von einem Erfolg gekrönt, der meiner Chefs und meine eigenen größten Hoffnungen noch weit übertraf. Ich konnte mir bald eine ganz unabhängige Lage schaffen, war in meinen Geschäften im ersten Jahre so vom Glück begünstigt, daß ich mich bereits Anfang 1847 in die Gilde als Großhändler einschreiben ließ. Da ich aber in Petersburg immer mit geschäftlicher Arbeit überhäuft war, konnte ich meine Sprachstudien nicht weiter betreiben, und so fand ich erst im Jahre 1854 Zeit, mir die schwedische und polnische Sprache anzueignen.

Die göttliche Vorsehung beschützte mich oft in der wunderbarsten Weise und mehr als einmal wurde ich nur durch einen Zufall vom gewissen Untergang gerettet. Mein ganzes Leben lang wird mir der Morgen des 4. Oktober 1854 in der Erinnerung bleiben. Es war in der Zeit des Krimkrieges (Krieg zwischen Rußland einerseits, Frankreich, England und der Türkei anderseits). Da die russischen Häfen durch englische Flotten gesperrt waren, mußten alle für Petersburg bestimmten Waren nach den preußischen Häfen von Königsberg und Memel verschifft und von dort zu Lande weiter befördert werden. So waren denn mehrere hundert Kisten Indigo und eine große Partie andrer Waren auf zwei Dampfern von Amsterdam aus für meine Rechnung nach Memel gesandt worden, um von dort aus zu Lande nach Petersburg transportiert zu werden. Ich selbst war in Holland gewesen und befand mich auf der Rückreise nach Memel, um dort selbst nach der Expedition meiner Waren zu sehen.. Wenige Stationen — man fuhr damals noch mit der Post — vor Memel aber erfuhr ich zu meinem Entsetzen, daß die Stadt am vorhergehenden Tage von einer furchtbaren Feuersbrunst eingeäschert worden sei, und bei meiner Ankunft

sah ich die Nachricht auf die entsetzlichste Weise bestätigt. Wie ein ungeheuerer Kirchhof, auf dem die rauchgeschwärzten Mauern und Schornsteine wie große Grabsteine, wie finstere Wahrzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen sich erhoben, lag die Stadt vor unseren Blicken. Halbverzweifelt suchte ich in dem rauchenden Trümmerhaufen nach meinem Spediteur. Endlich gelang es mir, ihn aufzufinden — aber auf meine Frage, ob meine Güter gerettet wären, wies er statt aller Antwort auf seine noch glimmenden Speicher und sagte: „dort liegen sie begraben". Der Schlag war sehr hart; durch die angestrengteste Arbeit von acht und einem halben Jahre hatte ich mir ein Vermögen von 150000 Thalern erworben — und nun sollte dies ganz verloren sein. Es währte indessen nicht lange, so hatte ich mich auch mit diesem Gedanken vertraut gemacht, und gerade die Gewißheit meines Ruins gab mir meine Geistesgegenwart wieder. Das Bewußtsein, niemand etwas schuldig zu sein, war meine beste Beruhigung und gab mir die Zuversicht, daß es mir mit der Zeit gelingen werde, das Verlorene wieder zu ersetzen.

Es war noch am Abend desselben Tages, ich stand im Begriff meine Weiterreise mit der Post anzutreten und erzählte eben den übrigen Passagieren von meinem Mißgeschick, da fragte plötzlich einer der Umstehenden nach meinem Namen und rief, als er denselben vernommen, aus: „Schliemann ist ja der einzige, der nichts verloren hat. Ich bin der erste Kommis Ihres Spediteurs. Unser Speicher war schon übervoll, als Ihre Dampfer ankamen, und so mußten wir dicht daneben einen hölzernen Schuppen bauen, in dem Ihr ganzes Eigentum unversehrt liegen geblieben ist." Und dem war wirklich so; und das Wunderbarste dabei, daß das Feuer in dem massiven Speicher meines Spediteurs ausgekommen war, von wo es sich bei einem heftigen, orkanartigen Nordwind schnell über die ganze Stadt verbreitet hatte; dieser Sturm aber wurde zur Rettung für den hölzernen Schuppen, der nur wenige Schritte nördlich vom Speicher belegen, ganz unversehrt geblieben war.

Ich hatte immer sehnlichst gewünscht, Griechisch lernen zu können; es war mir aber bisher nicht ratsam erschienen, mich auf dies Studium einzulassen, denn ich mußte fürchten, daß der mächtige Zauber der herrlichen Sprache mich zu sehr in Anspruch nehmen und meinen kaufmännischen Interessen entfremden würde. Als aber im Januar 1856 die Beendigung des Krimkrieges, während dessen ich mit Geschäften geradezu überbürdet gewesen, sicher war, ver-

mochte ich meinen Wunsch nicht länger zu unterdrücken und begab mich unverzüglich mit größtem Eifer an das neue Studium. Wieder befolgte ich getreulich meine alte Methode und es gelang mir in der kurzen Zeit von sechs Wochen das Neugriechische zu bemeistern; danach aber nahm ich das Studium der alten Sprache vor, von der ich in drei Monaten eine genügende Kenntnis erlangte, um einige der alten Schriftsteller und besonders den Homer verstehen zu können, den ich mit größter Bewunderung immer und immer wieder las." —

Schliemann erzählt nun in seiner Selbstbiographie weiter, wie sein Wohlstand sich auch in den nächsten Jahren fortgesetzt hob und er sich schon gegen Ende des Jahres 1863 im Besitz eines Vermögens befand, das an Größe alles übertraf, was er in seinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hatte. „Inmitten allen Gewühls des geschäftlichen Lebens," fährt er dann fort, „hatte ich aber nie aufgehört an Troja zu denken und an die einst als Knabe mit meinem Vater getroffene Übereinkunft, es dereinst auszugraben. Wohl hing mein Herz nun am Gelde, aber nur weil ich dasselbe als Mittel zur Erreichung meines großen Lebenszweckes betrachtete. Ich fing daher jetzt an, mein Geschäft zu liquidieren; bevor ich mich dann aber gänzlich der Archäologie widmete und an die Verwirklichung meines Lebenstraumes ging, wollte ich noch etwas mehr von der Welt sehen." —

Nach einer fast zweijährigen Reise um die Erde ließ Schliemann sich zum Zweck seiner Studien zunächst in Paris nieder und begann endlich im Jahre 1868 nach ernsten Vorarbeiten mit seinen ewig denkwürdigen Forschungen. Mit der Meinung der hervorragendsten Gelehrten im Widerspruch, war er schon vorher durch mancherlei Erwägungen zu der Ansicht gelangt, daß die Stadt, wo einst Priamos geherrscht und Hektor und Achilles gerungen, dort zu suchen sei, wo sich in späterer Zeit die griechische Stadt Neu-Ilion erhoben hatte, an einer Stelle, welche die Türken Hissarlik nennen. Als er jetzt das Feld seiner späteren Triumphe selbst auskundschaftete, festigte sich diese Überzeugung noch mehr und schon 1869 legte er der wissenschaftlichen Welt das Ergebnis seiner scharfsinnigen Prüfung in einer Reisebeschreibung: „Ithaka, der Peloponnes und Troja" dar.

Er stieß zunächst auf allgemeinen Widerspruch und auch seine Ausgrabungen waren in der ersten Zeit von keinem nennenswerten Erfolg gekrönt. Aber Schliemann hatte in seinem thatenreichen,

wechselvollen Leben Enttäuschungen kennen, Hindernisse überwinden gelernt. Er ließ sich weder durch scheinbare Mißerfolge, noch durch die Schwierigkeiten abschrecken, welche ihm die türkischen Behörden anfangs entgegenstellten. Immer wieder, wenn das Frühjahr die Wiederaufnahme der Arbeiten gestattete, zog er mit seiner zweiten Frau, einer geborenen Griechin, die ihm zur bewundernswerten Gefährtin und Helferin geworden war, hinaus auf den Berghang von Hissarlik, um von dem kleinen Holzhause aus, das er sich hier errichtet, seine Arbeiterscharen anzustellen und ihre Thätigkeit zu leiten. Immer tiefer drang er in den Schutt der Jahrhunderte ein, allmählich sieben in verschiedenen Zeitperioden erbaute Ansiedlungen, deren Reste jetzt übereinander lagerten, erkennend. Unter diesen Schichten aber nahm die eine Schliemanns Aufmerksamkeit besonders gefangen: in ihr fand er die Spuren eines gewaltigen Zerstörungsbrandes, unter dessen verheerender Wirkung die Lehmwände der Gebäude zusammengeschmolzen waren gleich Wachs, so daß noch jetzt erstarrte Glastropfen Zeugnis von der ungeheueren Glut ablegen. Nur ein ganz kleiner Teil dieser Stadt schien von dem vernichtenden Brande einigermaßen verschont worden zu sein, aber welch ein Reichtum wurde trotzdem aus der Asche zu Tage gefördert?

Es war im dritten Jahre der Arbeiten, als Schliemann seine denkwürdigsten Funde machte. „Während wir mit der Aufdeckung einer alten Umfassungsmauer beschäftigt waren," so berichtet er selbst, „trafen wir auf einen großen kupfernen Gegenstand von sehr merkwürdiger Form, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit um so mehr auf sich zog, als ich glaubte Gold hindurchschimmern zu sehen. Auf dem Kupfergerät aber lag eine fünf Fuß starke Schicht brauner Trümmer, und über dieser zog sich wieder eine mächtige Mauer hinweg. Wollte ich nun den wertvollen Fund für die Altertumswissenschaft retten, so war es zunächst geboten, ihn mit größter Eile und Vorsicht vor der Habgier meiner Arbeiter (die wie die Raben stahlen) in Sicherheit zu bringen; deßhalb ließ ich, obwohl es noch nicht Zeit zur Frühstückspause war, unverzüglich das Zeichen zur Ruhe geben. Während nun meine Leute frühstückten, löste ich selbst den Schatz aus seiner steinharten Umhüllung, ein Unternehmen, das die größte Anstrengung erforderte und zugleich im höchsten Maße gefährlich war, denn die große Mauer, unter welcher ich arbeitete, drohte jeden Augenblick auf mich herabzustürzen. Aber der Anblick so zahlreicher Gegenstände, deren jeder einzelne von unschätzbarem Wert sein mußte, machte mich tollkühn

und ließ mich an die Gefahr gar nicht denken. Doch würde trotzdem die Fortschaffung nicht geglückt sein, wenn nicht meine Gattin mir dabei behilflich gewesen wäre; sie stand, während ich arbeitete, neben mir, immer bereit, die von mir ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen."

Den Schatz des Priamos taufte Schliemann seinen Fund. Da waren silberne Vasen und goldene Becher, Flaschen aus Gold, ein kupfernes Schild, Lanzenspitzen und Streitäxte; da waren ferner zwei kostbare goldene Diademe, Stirnbänder, Ohrringe und Armgeschmeide aus Edelmetall. An 8700 einzelne kleine Goldringe, goldene Knöpfe u. s. w. fanden sich gleichzeitig in einer großen Silbervase, und außer diesem einen gewaltigen Goldfunde wurden in den nächsten Jahren noch mehrere kleinere „Schätze", jeder einzelne von dem höchsten archäologischen Interesse, entdeckt.

Bisher hatte man die Anstrengungen des großen Forschers vielfach verspottet, mindestens ihre wissenschaftliche Bedeutung angezweifelt: daß er wirklich Troja wieder aufgefunden, die mythische Stadt, von der Homer gesungen, wollten ihm nur wenige glauben. Jetzt änderte sich das allgemeine Urteil. In jener fernen Zeit war ohne Zweifel ein so reicher Besitz an Edelmetall und noch dazu in der denkbar feinsten und kunstvollsten Bearbeitung (bestand das größte der gefundenen Diademe doch aus über 13000 einzelnen Goldplättchen) weitberühmt gewesen; der Glanz der Stadt, die solche Schätze barg, mußte so groß gewesen sein, daß er Neid und Habgier weckte, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß diese Stadt nur nach einem schreckensvollen Kampf durch Feuer und Brand zerstört wurde. Und wiederum, diese Stadt, deren Schätze hier nach Jahrtausenden dem Schutt und der Asche entrissen wurden, mußte Troja sein. Uns bleibt es versagt, auf die Einzelheiten einzugehen, welche überzeugend für diese Annahme sprechen. Wer aber auf dem Bergvorsprung von Hissarlik gestanden hat, der bestätigt, daß die ganze Umgebung, die ganze Natur ringsumher völlig mit dem Bilde übereinstimmt, das Homer mit ehernen Zügen gezeichnet hat.

Und so errang sich denn Heinrich Schliemann endlich auch die bewundernde Anerkennung der Wissenschaft. Ihn, der hinausgezogen war nach Hissarlik und Berge von Schutt und Trümmern beseitigt hatte, um den Traum der Jugend zu erfüllen, krönte jetzt reicher Lorbeer, und staunend blickte die Welt auf den einfachen Mann, welcher Troja, die Stadt Homers, neu entdeckt hatte.

Indessen fand sein ruheloser Forschungstrieb daran kein Genüge. In den, übrigens bis zu seinem Tode fortgesetzten Arbeiten auf Hissarlik traten einzelne Unterbrechungen ein, welche meist durch die Ungunst und den Neid der türkischen Behörden verschuldet wurden. Diese Unterbrechungen benutzte er zu anderweitigen Ausgrabungen. Ganz besonders zog Mykenä, eine Stadt im Innern der Landschaft Argolis, seine Aufmerksamkeit auf sich und fesselte seine Thätigkeit. Auch hier bewährte sich wiederum sein glückliches Auge und fand seine Unermüdlichkeit reichen Lohn. Es gelang ihm schon 1876, eine Anzahl uralter Königsgräber aufzufinden und auszugraben, in denen er staunenswerte Ausbeute an Waffen und Gerätschaften, von Reliefs und kostbarem Goldschmuck fand; Dinge, welche für die Altertumskunde von geradezu unermeßlichem Wert waren. Es war fast, als ob er Mutter Erde nur mit der Wünschelrute zu berühren brauchte, um sie zu bewegen, ihre verborgenen Geheimnisse aufzuthun. 1881 durchforschte er mit glänzendem Erfolg das Königsgrab zu Archomenos und in den Jahren 1884 und 1885 deckte er bei der sagenreichen Stadt Tiryns einen großartigen, durch Technik und Baukunst gleich merkwürdigen Palast mit prächtigen Säulenportalen, mit Wandmalereien und zahlreichen, anscheinend uralten thönernen Gefäßen auf. Er hatte es wahrlich verstanden, das Glück an seinen Spaten zu fesseln.

Aber Glück, hat einmal der Feldmarschall Graf Moltke, der doch auch wohl was von des Lebens Schwierigkeiten versteht, gesagt: Glück hat auf die Dauer nur der Treffliche. Und so war es in der That: Wohl mochte Schliemann anfangs durch seine kühne Phantasie auf das Gebiet geleitet worden sein, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, es galt ihm zunächst wirklich die Erfüllung seiner Kinderträume. Daß er auf diesem Gebiet aber so Großes, so unvergleichlich Gewaltiges geleistet hat, daß ist das Verdienst seines scharfen Blickes und vor allem seiner unbezähmbaren Energie.

Schliemann war, wir wissen es aus seiner Selbstbiographie, als junger Mann von zarter Gesundheit. Er überwand aber die Schwäche seines Körpers, wie er alles überwand. In geradezu wunderbarer Weise hatte er sich abgehärtet. Sommer und Winter badete er täglich in der See, und bis in die letzten Jahre hinein war es sein größtes Vergnügen und nach anstrengender geistiger Arbeit seine stete Erholung, eine steile Höhe zu erklimmen, in das Meer weit hinaus zu schwimmen oder auf einem anstrengenden Ritt Berg und Thal zu kreuzen. An ihm konnte man erkennen,

was der Mensch durch gute, regelmäßige Leibesübungen aus einem ursprünglich schwachen Körper machen kann.

Es gab für ihn keinen geistigen Stillstand. Wie er schon in der Jugend fast alle europäischen Sprachen beherrschen gelernt hatte und sich wohl gern einmal mit fünf oder sechs Personen, die verschiedenen Nationalitäten angehörten, zu gleicher Zeit in ihren Muttersprachen unterhielt, so lernte er noch als älterer Mann Türkisch, Arabisch und Hebräisch. Einer seiner Freunde, der bekannte Professor Virchow, welcher ihn einst auf einer Reise durch Ägypten begleitete, erzählt, wie er oft in den Fellahdörfern den Eingeborenen aus dem Gedächtnis lange Abschnitte des Korans recitierte; und so reich war sein Gedächtnis, daß er wochenlang fast jeden Abend neue Abschnitte vorzutragen wußte. „In feierlicher Stimmung schieden dann unsere braunen Freunde und niemals wurde der Ernst des Vorganges durch eine unziemliche Bemerkung unterbrochen. Wie er den Koran recitierte, so trug er den Homer vor. Und wie gern that er es! Wie hob sich seine Stimme, gleich der eines begeisterten Sängers, um dem Hörer in ausdrucksvoller Weise nicht nur die Bedeutung, sondern auch die Schönheit der Verse nahe zu bringen.“ So weit ging seine Begeisterung für den Homer, daß er sogar alle Personen seiner Umgebung mit altgriechischen Namen belegte, ja selbst die Dienerschaft mußte sich umtaufen: Hippodamia nannte er die Köchin auf Hissarlik und den Diener Telamon.

Ehe er an eine Arbeit heranging, war es ihm Gewissenspflicht, sich sorgsam auf sie vorzubereiten. Seine Erfolge waren ja nur möglich, weil er sich tief in die alten Schriftsteller versenkt und aus ihnen eine eigene selbständige Ansicht gewonnen hatte! Und wie sein ganzes Leben gewissermaßen eine Vorbereitung auf die Erfüllung eines Jugendwunsches gewesen war, wie er nur gearbeitet hatte, „um einst Troja ausgraben zu können“, so zog er sich auch nach jedem seiner Erfolge in die Einsamkeit zurück, begrub sich in der Stille seines mit den herrlichsten Kunstschätzen ausgestatteten Hauses zu Athen oder segelte auf langsamem Boot den stummen Nil aufwärts, um das im letzten Jahre Errungene zu prüfen und wissenschaftlich in seinen großen Werken zu verwerten.

Schliemann durchfurchte die Erde zwar um Schätze zu heben, aber nimmer um des Goldes willen, welches er fand. Sein großes Vermögen selbst verwandte er lediglich im Dienst der Wissenschaft, und waren die Funde, welche er erbeutete, auch millionenwert, so

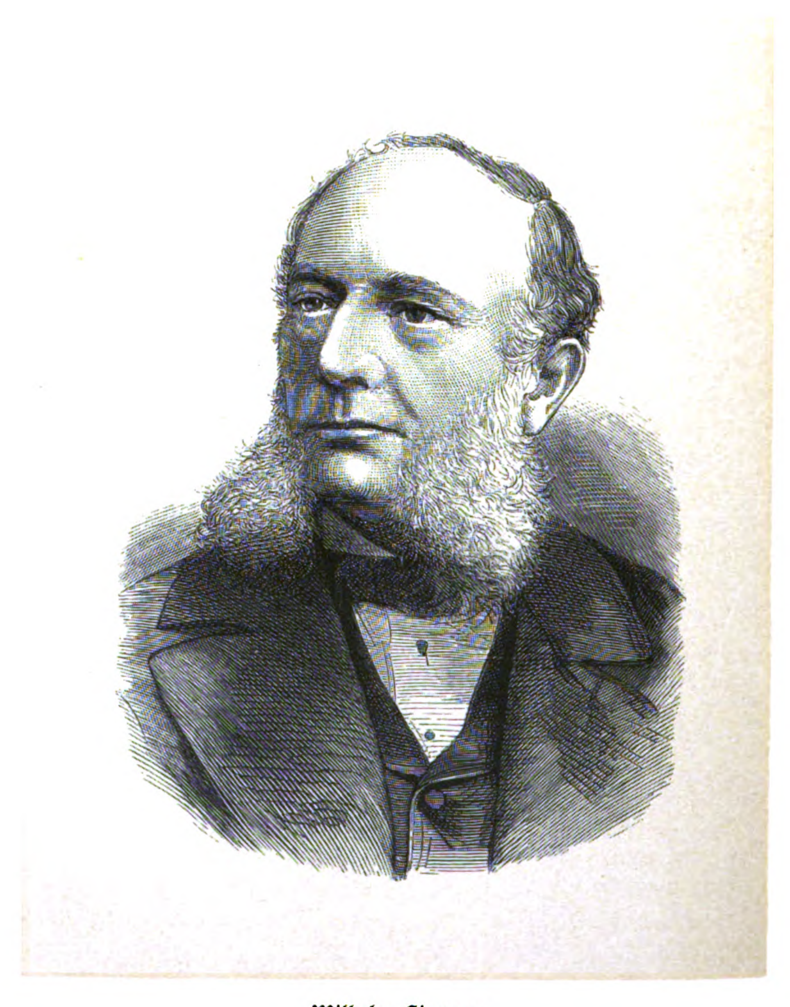
betrachtete er sie doch nicht als sein Eigentum, sondern als eine Opfergabe, die auch er wieder der Allgemeinheit darzubringen habe.

Ist das nicht wahrhaft groß?

Durch die jahrzehntelange Abwesenheit von Deutschland hatte sich das Verhältnis zwischen Schliemann und seinem Vaterlande anscheinend ziemlich gelockert, ja man sagt, ihm, dem großen Sprachkundigen, sei vorübergehend das Verständnis zahlreicher deutscher Worte fast abhanden gekommen und er habe sich ihre Kenntnis erst in späteren Jahren zum zweitenmale angeeignet. Mit den Jahren wuchs aber die Liebe zur Muttersprache und zum Vaterlande wieder, die gewaltigen Ereignisse, welche aus dem zerrissenen Reiche den einigen und mächtigen deutschen Kaiserstaat schufen, fanden auch in seiner Seele starken Wiederhall. Er ward wieder ganz unser. In seinem großen Werk über Troja sagte er: „Meine großen Sammlungen trojanischer Altertümer haben einen unschätzbaren Wert, doch sollen sie nie verkauft werden. Wenn ich sie nicht schon bei Lebzeiten verschenke, so sollen sie kraft letztwilliger Verfügung nach meinem Tode dem Museum derjenigen Nation zufallen, die ich am meisten liebe und verehre!" So hat der seltene Mann es gehalten: dem deutschen Reiche schenkte er schon im Jahre 1881 die Hauptmasse aller der Funde, welche er in Troja ausgegraben, und diese Schätze sind durch die Anordnungen seines Testaments noch wesentlich vermehrt worden. Alle diese Kostbarkeiten birgt das Berliner Museum für Völkerkunde, und die Säle, in denen sie aufgestellt wurden, sind auf Befehl des dankbaren Königs nach dem Namen des uneigennützigen, wahrhaft großmütigen Gebers benannt worden.

Große Pläne noch hegte der Unermüdliche, als der Tod ihn abberief. Schliemann hatte sich im Winter 1890 in Halle einer schweren Ohrenoperation unterwerfen müssen, die anscheinend vollkommen glückte. Er ging von Halle nach London, um dort die Wucht seines weithin berühmten Namens zu Gunsten des Gedankens in die Wagschale zu werfen, dem griechischen Volke eine Anzahl atheniensischer Altertümer, welche zur Zeit dem britischen National-Museum gehören, zurückzuverschaffen: die Liebe zu seinem zweiten Vaterlande, zu dem schönen Hellas, fand damit noch kurz vor seinem Scheiden einen herrlichen Ausdruck. Auf der Heimreise nach Athen durchquerte er Italien und hier, in Neapel, fern seinen Lieben, verschlimmerte sich sein Zustand in unerwarteter Weise; ein plötzlicher Tod raffte ihn am 26. Dezember hinweg im

69. Jahre seines Lebens. In Athen, am Hügel von Kolonos, ruht seine Asche — sein Geist aber lebt in seinen Thaten fort. Solange Homers Gesänge, die nun schon zwei Jahrtausende hindurch die Seelen begeistert, nicht verklungen sind, solange wird man auch Heinrich Schliemanns gedenken, „des Schatzgräbers von Troja“.



Wilhelm Siemens.

Wilhelm Siemens

und seine Brüder. Eine Familie von Erfindern.

Wir leben im Zeitalter des Dampfes. Die nie ermüdende Dampfmaschine, die Zeit und Raum verkürzende Lokomotive haben dem Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt. Die Erfindungen James Watts und Robert Stephensons gaben dem Leben der Jetztzeit eine bestimmende Richtung.

An der Grenze unseres Jahrhunderts aber dämmert bereits eine neue Kraft empor, die bereit zu stehen scheint, den Riesen Dampf abzulösen: die Elektricität. Schon greift sie geheimnisvoll in alle Gebiete unseres Seins ein, und wir sehen sie Jahr um Jahr sich mehr zur allbereiten Dienerin des Menschengeschlechtes ausgestalten. Was sie uns aber heute ist, dessen darf man gewiß sein, wird dereinst verschwindend erscheinen, wenn wir sie uns völlig nutzbar gemacht haben. Wir vermögen den ganzen Umfang der Leistungsfähigkeit der Elektricität nur zu ahnen — die Zukunft erst wird ihn uns ganz enthüllen.

Zu den Männern, welche der Fortentwickelung der Kenntnisse vom Wesen der Elektricität und zugleich der praktischen Verwertung dieser Kenntnisse Bahn brachen, gehören vor allen die Gebrüder Siemens.

Zu Lerthe im Hannöverschen stand die Wiege der vier ältesten Brüder: Werner, Hans, Ferdinand und Wilhelm. Der Vater war ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Gutspächter, der 1823 seinen bisherigen Wohnsitz aufgab und sich in Menzendorf im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin ankaufte. Hier wurden ihm vier Söhne: Friedrich, Heinrich, Walter und Otto geboren.

Der älteste der Söhne, Ernst Werner, gewöhnlich der „Berliner Siemens" genannt, erblickte 1816 das Licht der Welt. Er erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium zu Lübeck, trat 1834 als Freiwilliger in Magdeburg bei der Artillerie ein und widmete sich zunächst ganz dem Militärstand.

Der vierte der Söhne, Karl Wilhelm — mit dessen Lebens-

lauf wir uns vorzugsweise beschäftigen werden — wurde am 6. April 1823 zu Menzendorf geboren. Auf die übrigen Geschwister und deren, mit den Unternehmungen der genannten beiden Brüder meist eng verknüpfte Thätigkeit komme ich später zurück.

Wilhelm Siemens war ein ziemlich kräftiger Knabe, bei welchem frühzeitig eine aufmerksame Beachtung der Menschen und Dinge um ihn her hervortrat. Im übrigen war er durchaus nicht das, was man unter einem „Wunderkinde" versteht. Vor allem ist gar nichts davon bekannt, daß er, der dereinst einer der hervorragendsten Ingenieure seines Zeitalters werden sollte, etwa schon im Knabenalter eine besondere Liebhaberei für technische Dinge gezeigt hätte. Er ließ weder Modellboote auf dem Teich schwimmen, noch baute er Zwergwindmühlen; er verdarb die Möbel nicht durch kindliche Schreinerkünste und nahm keine Uhren auseinander: er war ein Kind, wie andere Kinder auch.

Den ersten Unterricht erhielt er durch einen Hauslehrer im Elternhause. Auch als dann die Berufswahl für den Jüngling in Frage kam, zeigte er noch keinerlei Neigung für seinen dereinstigen wirklichen Beruf — er entschied sich vielmehr für den Kaufmannsstand, und der Vater brachte ihn daher auf eine Handelsschule nach Lübeck. Im Jahre 1838 war er soweit vorgebildet, daß er als Lehrling in das Bankgeschäft eines Verwandten in Köln eintreten sollte.

Da stattete der älteste Bruder Werner den Eltern einen Besuch ab, und dieser wurde für die Zukunft Wilhelms von entscheidender Bedeutung. Bei Werner hatten sich bereits während der ersten Jahre seiner aktiven Dienstzeit nicht allein ein reges wissenschaftliches Streben, sondern auch hervorragende technische Talente gezeigt. 1838 zum Offizier ernannt, wurde er schon zwei Jahre später zu den technischen Instituten der Artillerie nach Spandau und später nach Berlin kommandiert, und wandte sich hier bald der Verwertung einiger Erfindungen zu, die er auf dem damals gänzlich neuen Felde der Elektricität gemacht hatte. Noch als aktiver Offizier richtete er dann in Berlin eine kleine Fabrik für galvanische Versilberung, die erste ihrer Art in Deutschland, ein, und einige Jahre später galt er schon als einer der bedeutendsten Fachmänner auf dem Gebiet der elektrischen Telegraphie.

Werner liebte seinen Bruder Wilhelm ganz besonders und hegte ernste Zweifel, ob die kaufmännische Thätigkeit auf die

Dauer jenem genügen werde. Sein durchdringender Verstand hatte erkannt, was bisher den Eltern und Freunden des Jünglings entgangen war, ja wovon derselbe wahrscheinlich selbst keine Ahnung hatte, daß Wilhelm nämlich mit besonderen geistigen Fähigkeiten begabt sei, welche bei richtiger Ausbildung und Anregung für ihn bedeutende Erfolge auf dem Gebiet der Technik erwarten ließen.

Nach einigem Widerstreben der Eltern gelang es dem jungen Offizier, jene mit seinen Ansichten vertraut zu machen. Sie überließen es dem jüngeren Sohne nunmehr vollständig, ob er die in Aussicht genommene kaufmännische Laufbahn fallen lassen, ob er Ingenieur werden wolle. Wilhelm entschloß sich zum letzteren, weniger vielleicht aus klar bewußter eigener Neigung, als weil ihm das Urteil des verehrten älteren Bruder bereits so viel galt, daß er dessen Urteil als entscheidend ansehen zu müssen glaubte. So kam der Fünfzehnjährige denn 1838 auf die Gewerbeschule zu Magdeburg, wo Werner damals wieder garnisonierte und die Ausbildung des Bruders nicht nur überwachte, sondern auch durch selbst erteilten Privatunterricht wesentlich förderte. Er drang vor allem darauf, daß Wilhelm die französische und englische Sprache vollkommen beherrschen lernen müsse und daß er in der Mathematik gründliche Kenntnisse sammele: sein Privatunterricht in dem letzteren Lehrfach war so erfolgreich, daß der Bruder seine Prüfung später mit „ausgezeichnet“ bestand.

In den beiden folgenden Jahren starben beide Eltern, den zehn Geschwistern ein nur sehr geringes Vermögen hinterlassend. In dieser schweren Lage fiel den älteren Söhnen die Pflicht zu, für die jüngeren zu sorgen, und der damals erst dreiundzwanzigjährige Werner ernannte sich sofort selbst zum Hauptvormund der Familie. Seinem Einfluß auf die Verwandten gelang es, für Wilhelm die Möglichkeit zu schaffen, Ostern 1841 die Universität Göttingen zu beziehen; in Göttingen war auch seine älteste Schwester mit dem berühmten Professor der Chemie Himly verheiratet. Der junge Studiosus hörte hier während eines Jahres besonders Vorlesungen über Technologie, Chemie und Physik, dann brachte ihn Werner als Volontär in der gräflich Stollbergschen Maschinenfabrik zu Magdeburg unter.

Der beste Biograph Wilhelm Siemens', der Engländer Pole, hat das Glück gehabt, die noch zahlreich vorhandenen Briefe der Brüder aus jener Zeit benutzen zu dürfen, und diese Briefe charakterisieren in der That das Verhältnis der beiden in der treffendsten

Weise. Es lebte der starke Trieb gegenseitiger Mitteilung in ihnen, und sie kamen damals darüber überein, einen systematischen Briefwechsel nicht allein über alle persönlichen Angelegenheiten, sondern auch über jede sie berührende wissenschaftliche oder technische Frage zu führen. Diesem Übereinkommen sind sie — und das ist das Merkwürdigste — zeit ihres ganzen arbeitsreichen Lebens treu geblieben.

Aus den übrigens oft auch von warmem, herzerfrischenden Humor überströmenden Briefen geht nun hervor, daß sich der junge Eleve bereits unmittelbar nach seinem Eintritt in die Stollbergsche Fabrik mit nichts Geringerem zu beschäftigen anfing, als mit der lobesamen „Kunst des Erfindens“. Schon im Jahre 1842 interessierte er sich im hohen Grade für den Gedanken einer neuen Konstruktion zur Regulierung des Ganges von Dampfmaschinen — eine Konstruktion, der er auch später noch Jahrzehnte hindurch ein gut Teil seiner Kraft widmete —, dann aber nahm er den thätigsten Anteil an seines Bruders galvanoplastischen Arbeiten.

Im Jahre 1838 hatte H. Jacobi in Petersburg und fast gleichzeitig mit ihm Spencer in Liverpool die Grundzüge der Galvanoplastik gefunden, d. h. sie waren auf den glücklichen Gedanken gekommen, einen Überzug von Kupfer, der sich unter der Einwirkung des elektrischen Stroms auf irgend einer Form niederschlägt, anwachsen zu lassen und so gewissermaßen einen genauen Abdruck der ursprünglichen Form zu erzeugen. Es ist bekannt, wie sich dieses Verfahren seither ausbildete, wie man, um nur ein Beispiel zu erwähnen, Münzen und Medaillen oder die Originalplatten für Kupferstiche auf diese Art gleichsam vervielfältigen lernte.

Damals stak das Verfahren aber noch in den Kinderschuhen, man hatte vor allem kaum begonnen, es unmittelbar zum Überziehen von Gebrauchsgegenständen aus minderwertigen Metallen mit edleren zu verwenden: zum galvanischen Versilbern oder Vergolden, wie wir heute sagen würden.

Werner Siemens war einer der ersten, welche die Bedeutung der neuen Entdeckung richtig würdigte. Er hatte einen Apparat für die galvanische Versilberung und Vergoldung erfunden und Patente auf denselben erworben. In seinem Auftrag trat Wilhelm Anfang 1843 eine längere Reise über Hamburg nach England an, um die Erfindung geschäftlich zu verwerten.

Diese Reise des zwanzigjährigen, kaum ins Leben getretenen Ingenieurs ist eine kleine Erfinderodyssee.

„Seit zwei Tagen," schrieb Wilhelm schon aus Hamburg an den Bruder, „laufe ich hier herum in der Hoffnung, einen Handel machen zu können; aber das Volk ist hier viel schlimmer als in Berlin. Heute früh ging einer so halb und halb darauf ein ... Heute nachmittag aber kommt mir der Kerl schon mit flauem Gesicht an und ging noch flauer wieder fort, da die galvanische Batterie, welche vor seiner Ankunft wunderschön ging, plötzlich rein wie verhext war." Nach unendlichen Mühen findet er dann doch seinen „Mann", der ihm zehn Louisdor bezahlt — mit wenigen Pfund Sterling (1 Pfund St. = 20 Mark) in der Tasche, aber mit frischem Mut im Herzen trifft er am 12. März 1843 wirklich in London ein: ein wildfremder junger Mann in der vorsichtig rechnenden englischen Geschäftswelt.

Aber seine Energie kannte kein Verzagen, und nach mancherlei vergeblichen Bemühungen glückte es ihm in England nach Wunsch, ja sogar über Erwarten: die große weltberühmte Fabrik von Elkington zahlte nach eingehender Prüfung nicht weniger als 1000 Pfund für das Verfahren Werners, und als ein „kleiner Krösus", wie Frau Himly schrieb, kehrte Wilhelm zunächst wieder nach Deutschland zurück. Es war allerdings ein schöner Erfolg — ein Erfolg, der für die beiden Brüder gerade in jenen Jahren um so bedeutsamer war, als er ihnen eine ausgedehntere Fürsorge für die jüngeren Geschwister ermöglichte.

Wilhelm Siemens trat zunächst zwar wieder in die Stollbergsche Fabrik ein; die glänzenden Resultate seiner ersten Reise ließen ihm aber keine Ruhe, und so finden wir ihn denn bereits Anfang 1844 zum zweitenmale in London, um seine weiteren Erfindungen, den oben erwähnten Dampfmaschinen-Regulator vor allem und dann ein eigenartiges Druckverfahren zu verwerten. Aber nur allzuschnell mußte er erfahren, daß ihm das Glück, welches ihn auf seiner ersten Reise begleitet, nicht dauernd treu blieb — er lernte in den nächsten Jahren alle Mühseligkeiten der dornenvollen Erfinderlaufbahn aus dem Grunde kennen. Drei lange Jahre durchkämpfte er unter den drückendsten Geldsorgen, ohne daß ihm eine Verwertung seiner Patente gelang. Vergebens versuchte sich sein nie ermüdender Geist auch in anderen Projekten: wir finden ihn mit Verbesserungen der Papierfabrikation, mit neuen Betriebsmotoren für Schiffe, mit geflügelten Raketen beschäftigt, und einmal warnt ihn Werner ernstlich: „Es ist eine schöne Sache um die Vaterfreude. Schade nur, daß sie auch den Einsichtvollsten

blind für die Fehler und Schattenseiten seiner Kinder macht.“ Es war eine trübe, harte Zeit der Prüfung, aber die Erfahrungen, die er gerade im Laufe dieser Jahre sammelte, wurden zu Errungenschaften für sein ganzes Leben.

1846 begann er, sein Interesse einem neuen Gebiet zuzuwenden: er fing an, sich mit der Dampfkraft und daran anschließend mit der Verwertung der Wärme eingehend zu beschäftigen, und diese Beschäftigung führte ihn endlich, nach vielen mißlungenen Anläufen, zu jener Erfindung, welche seinen Namen für alle Zeit unsterblich gemacht hat: nämlich auf die Anwendung der sogenannten Regeneration bei Feuerungsanlagen für Hüttenzwecke, die einen vollständigen Umschwung in der gesamten Heizungslehre hervorrief. Wenn der praktische Ausbau dieser Erfindung, an welchem übrigens Werner und vor allem Friedrich Siemens einen hervorragenden Anteil hatten, auch erst in eine spätere Periode fällt, so sei doch hier vorgreifend erwähnt, daß die Einrichtung der Regenerativöfen im wesentlichen darauf beruht, die abziehenden Verbrennungsprodukte nicht nutzlos aus dem Schornstein entweichen zu lassen, sondern sie vorher durch einen „Regenerator“ zu leiten, in welchem sie die ihnen innewohnende Wärme an gitterartig aufgestellte, feuerfeste Steine abgeben müssen; nachdem dann ein Wechsel der Zugrichtung herbeigeführt ist, erwärmen jene Steine wiederum die Luft, welche dem Brennmaterial zur Unterhaltung der Verbrennung zugeführt wird. Während Friedrich Siemens das Verfahren später vorwiegend und mit bedeutenden Verbesserungen in der Glasindustrie einführte, erzielte Wilhelm Siemens auf dem Gebiet der Stahl- und Eisengewinnung mit ihm seine größten Erfolge — auf dem Prinzip der Regenerativfeuerung beruht im wesentlichen seine ganze Methode der Stahlfabrikation, für die er 1867 ein eigenes, kleines Probestahlwerk in Birmingham und zwei Jahre später die großartigen, weltberühmten Landore-Siemens Steal Works gründete.

Vorerst freilich standen diese Resultate noch in weiter Ferne, und seine ersten Bemühungen waren auch auf dem neuen Gebiet durchaus nicht von den gehofften Erfolgen begleitet: die Sache steckte noch in den Kinderschuhen, und niemand ahnte, daß sie dereinst zu einer Erfindung ausreifen würde, welche der Industrie Jahr um Jahr Werte von Millionen an Brennmaterial ersparen sollte.

Inzwischen hatte aber der ältere Bruder in Berlin bereits den Grund zu seinen großartigen Unternehmungen gelegt.

Der elektro-magnetische Telegraph reifte damals seiner Einbürgerung entgegen. Schon im Jahre 1809 hatte der Münchener Forscher Sömmering vorgeschlagen, den elektrischen Strom zur telegraphischen Verbindung zu benutzen, die Professoren Gauß und Weber in Göttingen stellten 1833 einen elektro-magnetischen Telegraphen mit etwa 1000 Meter langer Leitung für ihren Privatgebrauch her, Steinheil fand 1838, daß man die Erde zur Rückleitung des elektrischen Stroms benutzen und daher mit einem Draht telegraphieren könne, und Morse erfand fast gleichzeitig den ersten im Gebrauch bequemen Apparat zur Zeichengebung.

Auch Werner Siemens war auf dem Gebiet der elektrischen Telegraphie unermüdlich thätig gewesen, er hatte 1846 schon eine große Anzahl Patente genommen und that sich, immer noch als aktiver Offizier, im nächsten Jahre mit einem jungen Mechaniker Halske zusammen, um eine Fabrik für telegraphische Apparate zu errichten. Mit wenigen Arbeitern, mit einem ganz geringen Anlagekapital gründeten beide im Herbst 1847 ihr Schönbergerstraße Nr. 19 gelegenes Etablissement, das bald einen fast riesenhaften Aufschwung nehmen sollte und heute zu einer der größten und leistungsfähigsten Telegraphenbauanstalten der ganzen Erde angewachsen ist.

Es klingt rührend, wenn wir in einem damaligen Briefe Werners an seinem Bruder lesen: „Das nötige Kapital ist eigentlich nur gering. Einige tausend Thaler genügen für die Anlage, und wir können, wenn wir Glück haben, hundertmal soviel im Jahre umsetzen. Es fehlt eine solche Anstalt bisher gänzlich, wir sind daher ohne Konkurrenz ... Nach langem Suchen ist endlich ein passendes Quartier für unsere neue Werkstatt gefunden und gemietet. Ich wohne Parterre, die Werkstatt ist eine Treppe, Halske wohnt zwei Treppen hoch, in Summa für 300 Thaler.“ ... Wenige Tage später: „Ich sitze jetzt schon seit acht Tagen in der neuen Wohnung, und über mir feilt und quiekt es schon bedeutend. Halske ist ein durchaus braver und talentvoller Mann, mit dem ich sehr gut fertig werde. Die Sache geht ganz gut an.... Der Elektro-Magnetismus,“ fügt er dann hinzu, „ist ein wissenschaftlich und technisch unbebautes Feld und einer ungemeinen Ausdehnung fähig. Mit dem verständigen und durchaus praktischen Halske im Bunde,

fühle gerade ich mich berufen, ihn zu Ehren zu bringen." Wie wunderbar ist dies Wort eingetroffen.

Während Werner Siemens im Jahre 1848 von seinen militärischen Pflichten fast vollständig in Anspruch genommen wurde (er legte damals im Verein mit seinem Schwager Himly und mit seinem Bruder Friedrich die ersten elektrischen Minen im Kieler Hafen, die Vorläufer unserer modernen Torpedos, und erbaute dann die später so berühmt gewordenen Strandbatterieen von Eckernförde), übernahm die Firma Siemens & Halske bereits einen Auftrag für die Telegraphenleitungen von Berlin nach Frankfurt, die auf Werners Vorschlag mit Guttapercha isoliert und großenteils unterirdisch verlegt wurden. Das Geschäft wuchs so schnell, daß der junge Artillerieoffizier seinen Abschied nachsuchen mußte, um sich ihm ganz widmen zu können, und daß er schon 1849 dem Bruder erfreut schrieb: „... Dazu müssen einige hunderttausend Thaler gespart sein, was aber in einigen Jahren wohl eintreten kann, wenn's in bisheriger Progression fortgeht."

Das Aufblühen des Berliner Etablissements wirkte natürlich auch auf die Verhältnisse Wilhelm Siemens' zurück; er wurde erst der Vertreter desselben für England und richtete bald in London selbst eine Telegraphenbauanstalt ein, die später in der großartigen Fabrik der „Siemens Brothers" zu Charlston aufging — einem Etablissement, das, beiläufig bemerkt, jetzt gegen 3000 Arbeiter beschäftigt, und in dessen Kabelabteilung täglich 60 Meilen unterseeischen Kabels hergestellt werden können.

Noch auf einem andern Felde hatte aber inzwischen der unermüdliche Geist Wilhelm Siemens' eine erfolgreiche Erfindung gemacht, die ihn endgültig aller materiellen Sorgen überhob. Um die Mitte unseres Jahrhunderts begann man bekanntlich der Wasserversorgung der Städte größere Aufmerksamkeit zuzuwenden; mit der allgemeineren Verbreitung der öffentlichen Wasserleitungen stellte sich indessen die Schwierigkeit heraus, einer übermäßigen Wasserverschwendung seitens der Konsumenten zu steuern; es ergab sich die Notwendigkeit, die Menge des von ihnen bezogenen Wassers zu messen. Jahrelang bemühte man sich, einen Apparat zu finden, zu dem Verkäufer und Käufer des Wassers genügendes Vertrauen hätten, aber erst 1851/52 gelang es Siemens, diese anscheinend so einfache, in Wirklichkeit äußerst schwierige Aufgabe zu lösen; sein Wassermesser bürgerte sich bald derart ein, daß eine einzige englische Fabrik schon im Laufe der nächsten fünf Jahre gegen

130000 Apparate anfertigen und ihm eine jährliche Lizenzabgabe von über 20000 Mark zahlen konnte.

So stand Wilhelm Siemens denn endlich vor einer gesicherten, sorgenlosen Zukunft, und sein bisher ziemlich unstätes Leben gewann festere Form. Er mietete ein eigenes Haus, nahm seine Brüder Friedrich und Otto als Hausgenossen auf und begann häufiger Freunde bei sich zu sehen: Gastfreundschaft ist überhaupt während seines ganzen Lebens ein Grundzug seines Wesens geblieben. Richard Wagner, der berühmte Architekt Semper, Kinkel und Lothar Bucher gehörten damals zu seinen engeren Bekannten; aber auch unter seinen engeren Standesgenossen wurde er vertrauter — aus ihrem Kreise erkor er sich eine Lebensgefährtin. Am 19. März 1859 legte er, wie er selbst gern scherzend erzählte, zwei Damen den Lehnseid ab: der Königin Viktoria, indem er sich in England naturalisieren ließ, und Miß Anne Gordon, der anmutigen jüngsten Schwester eines Professors der Ingenieurwissenschaften, indem er um ihre Hand warb. Vier Monate später führte er die Geliebte heim — die treue Mitgehilfin seiner Arbeiten, die Begleiterin auf fast allen seinen zahlreichen, oft überaus anstrengenden Reisen, die vertraute Genossin aller seiner Forschungen und Entwürfe, seiner Enttäuschungen und seiner Erfolge.

Fast scheint es, als sei die Heirat ein neuer mächtiger Sporn zum Schaffen für Wilhelm Siemens geworden, denn gerade in den nächsten Jahren finden wir ihn, der inzwischen auch zum Mitglied der „Royal Society“ gewählt worden war, auf praktischem Gebiet in hervorragender Weise thätig, gerade in jenen Jahren erlangte vor allem das Regenerativsystem seine eigentliche Bedeutung. Wilhelm und Friedrich Siemens fanden nämlich, daß der Gebrauch von *festem* Heizmaterial der vorteilhaften Anwendung des Prinzips ungünstig sei, sie kamen auf die Idee, jenes in einer eigens dazu konstruierten Kammer *vor* dem eigentlichen Ofen zu verbrennen, es somit in brennbare Gase umzusetzen und *diese* zu der eigentlichen Heizung zu verwenden. Es gelang dadurch gleichzeitig, minderwertige Brennmaterialien, Sägespäne, Torf, Kohlengrus, besser auszunutzen und eine genaue Kontrolle auf die *Qualität* des Heizmittels auszuüben. In Verbindung mit dem französischen Metallurgen Martin schuf Wilhelm Siemens dann, auf den vorzüglichen Eigenschaften eben jenes Ofens fußend, das sogenannte Martin-Siemens-Verfahren zur Stahlerzeugung, ein Verfahren, welches heute noch vielfache Anwendung findet und sich

besonders durch die gleichmäßige Güte des gewonnenen Stahls auszeichnet. Sein Bruder Hans aber legte in Dresden bedeutende Glaswerke an, um den Ofen auch für diesen Gewerbebetrieb, der bisher unter einer enormen Verschwendung von Brennmaterialien gearbeitet hatte, nutzbar zu machen. Hans Siemens starb in der Mitte der 60er Jahre; seine Werke übernahm Friedrich und erhob dieselben schnell zu einer der bedeutendsten industriellen Anlagen Deutschlands. Seine Fabriken in Sachsen und Böhmen gaben bald Tausenden von Arbeitern lohnenden Erwerb. Als Erfinder des sogenannten „permanent arbeitenden Glasofens“, der an der einen Seite die Rohmaterialien in Empfang nimmt, um sie am anderen Ende als geschmolzenes, zur Bearbeitung fertiges Glas wieder abzugeben, als Erfinder eines eigenartigen „Hartglases“, endlich als Konstrukteur vorzüglicher Gasbrenner reihte er sich seinen Brüdern würdig an.

Inzwischen nahm deren Telegraphengeschäft einen immer weiteren Aufschwung. Außer mehreren großen unterseeischen Kabelleitungen war es besonders das gewaltige Projekt des Indo-Europäischen Telegraphen, welches die Brüder beschäftigte; es handelte sich für die Firma um nicht mehr und nicht weniger, denn um die Herstellung einer Telegraphenlinie von der östlichen Grenze Preußens bis nach Teheran, mit anderen Worten um eine Strecke von ungefähr 2750 engl. Meilen Länge. Die ungeheure Linie, deren Ausführung die Gebrüder Siemens 1868 endgültig übernahmen und in kaum achtzehn Monaten vollendeten, beginnt in Thorn, geht über Warschau nach Odessa, dann an der Nordküste des Schwarzen Meeres entlang, wendet sich durch Cirkassien nach Tiflis und erreicht endlich über Djulfa und Tauris die persische Hauptstadt, um hier Anschluß an die Linien des indischen Staatstelegraphen zu erhalten. Bei der Verlegung eines großen Teiles der unterseeischen Teilstrecken war Wilhelm Siemens persönlich zugegen; nach dem Schwarzen Meer begleitete ihn sogar seine jugendliche Gemahlin. Wenige Jahre später übernahm die Firma dann die Konstruktion eines neuen Kabels zwischen England und Nordamerika und ließ für dessen Verlegung ein eigenes Kabelschiff, den Faraday, erbauen, welches Anfang 1874 vom Stapel lief; dieses Kabel, welches noch heute in unübertroffener Weise funktioniert, wurde zum Vorläufer zahlreicher und hoch bedeutsamer ähnlicher Unternehmungen seitens des Londoner Geschäfts.

Das Interesse der Gebrüder Siemens hatte sich aber noch

nach einer anderen Seite hin konzentriert — die Zeit brach herein, in welche ihre epochemachenden Erfindungen auf dem Gebiete der elektrischen Kraftentwickelung und, eng damit verbunden, der elektrischen Beleuchtung fiel. Schon im Jahr 1866 hatte Herr Werner Siemens die Grundzüge seiner dynamo-elektrischen Maschine aufgefunden, die, einige Jahre später von Hefner-Alteneck wesentlich vervollkommnet, für die Erzeugung elektrischen Lichtes bald als die weitaus geeignetste unter zahlreichen Konkurrenten anerkannt wurde. Gleichzeitig beschäftigte sich besonders Wilhelm Siemens aber auch mit der elektrischen Kraftübertragung; während Werner die ersten elektrischen Bahnen auf dem Kontinent — u. a. die Bahn in Lichterfelde bei Berlin — konstruierte, erbaute Wilhelm die erste, einigermaßen bedeutende elektrische Eisenbahn in England, die noch heute im Betrieb befindliche, zehn Kilometer lange Strecke Portrush-Bush Mills.

Gegen diese Zeit machte sich in Wilhelm Siemens' Methode, wissenschaftliche Gegenstände zu behandeln, eine wesentliche Änderung bemerkbar. Längst nicht mehr darauf angewiesen, für materiellen Gewinn zu arbeiten, zog er es jetzt vor, tiefer gehenden Bestrebungen zu folgen, den rein wissenschaftlichen Fragen und Forschungen mehr Zeit zu widmen. Er überließ jetzt seine riesenhaften Schmelzofen und seine metallurgischen Verfahren mehr ihrer eigenen Entwickelung und suchte sich um das Gemeinwohl verdient zu machen, indem er zeigte, wie der Rauch in den Städten zu vermeiden sei, oder wie sich die gewöhnlichen Heizverfahren durch eine bessere Verwertung des Brennmaterials vervollkommnen lassen; er war nicht mehr, wie früher, täglich in seinen Werkstätten zu finden, sondern er ersann in der Stille seines Studierzimmers oder in den schattigen Laubgängen des Parkes seines herrlichen Landsitzes Sherwood neue Methoden, die elektrische Energie der Menschheit dienstbar zu machen — er grübelte über das Problem der Sonnenwärme und ihrer Erhaltung, oder er untersuchte, wieviel Sonnenlicht bis zu den auf dem Grunde des Oceans lebenden Mollusken dringe. Manche der Arbeiten seiner letzten Lebensjahre sind noch von Erfolg gekrönt gewesen, bei vielen hat der Tod eine anscheinend glückliche Versuchsreihe plötzlich und unerwartet durchschnitten.

Wilhelm Siemens, unser deutscher Landsmann, denn deutsch blieb er allzeit seinem Fühlen und Denken nach, gehörte zu den gefeiertsten Männern Englands. Verehrt von allen, die ihm nahe

standen, geliebt von den Tausenden seiner Untergebenen, Ehrenmitglied fast aller, Vorsitzender vieler der hervorragendsten technischen und wissenschaftlichen Vereine, Ehrendoktor der Universität Dublin, erhielt er im April 1889 die Ritterwürde; im Herbst desselben Jahres weilte er noch, anscheinend im Vollbesitz seiner Kräfte, als englischer offizieller Vertreter auf der Wiener elektrischen Ausstellung — im November pochte plötzlich und unerwartet der Tod an seine Thür. Ein an sich unwesentlicher Unfall hatte das Platzen eines kleinen Blutgefäßes herbeigeführt und damit eine ältere Herzkrankheit zum schnellen Abschluß gebracht: am 19. November hauchte Wilhelm Siemens, ruhig und friedlich, als wolle er einschlummern, seinen Geist aus. —

Eine Familie von Erfindern hat man einmal die Gebrüder Siemens genannt, und in der That steht in der so reichen Geschichte der Erfindungen der Fall wohl einzig da, daß zu gleicher Zeit drei — oder, wenn man will — vier Söhne desselben Vaters epochemachend auf die Technik eines ganzen Zeitalters einwirkten: jeder seine besondere Begabung in hervorragender Weise verwertend und doch alle im engsten Zusammenhange gemeinsamen Endzielen entgegenarbeitend! Werner v. Siemens darf heute wohl ohne Übertreibung als der bedeutendste Elektrotechniker nicht Deutschlands allein, sondern ganz Europas bezeichnet werden; Wilhelm Siemens stand ihm ebenbürtig zur Seite, errang sich aber auch auf anderen Gebieten industrieller Thätigkeit und rein wissenschaftlichen Strebens die volle Bewunderung seiner Zeitgenossen; Friedrich Siemens wurde der größte Glasindustrielle Deutschlands; Karl Siemens ergänzte durch seine hervorragende Energie und geschäftliche Befähigung die Arbeiten der seltenen Männer auf das glücklichste; — zwei andere Brüder endlich, Hans und Walter, wurden anscheinend nur durch einen zu frühen Tod an der vollen Entfaltung außerordentlicher Begabung gehindert. Aus den denkbar kleinsten Anfängen herauswachsend, begründeten die Geschwister im Laufe weniger Jahrzehnte ein Weltgeschäft, dessen Bedeutung einzig in seiner Art ist — zugleich aber entwickelten sie jene schöpferische Fülle neuer Ideen, die weit über die Grenzen ihrer eigenen Thätigkeit hinaus anregend und befruchtend wirkte.

Noch stehen Werner und Friedrich Siemens im Zenith ihres Ruhmes und ihrer Schaffenskraft — in dem zu früh verstorbenen Wilhelm Siemens, Sir William, wie der frühzeitig nach England

Übergesiedelte meist genannt wurde, verlor Deutschland einer seiner besten Söhne.

Wenn wir das Wirken des seltenen Mannes noch einmal zusammenfassen sollen, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die beiden Ausgestaltungen der natürlichen Energie: auf Wärme und Elektricität richten, deren Erkenntnis und Nutzbarmachen eigentlich sein ganzes Leben gewidmet war. Was die letztere anbetrifft, so hat Wilhelm Siemens infolge seiner engen Verbindung mit seinem Bruder Werner unlöslichen Anteil an der Mehrzahl aller jener großen Erfindungen, welche den Namen Siemens hochberühmt gemacht haben — wie groß dieser Anteil ist, wird sich im einzelnen wohl niemals feststellen lassen. Was die Wärme anbelangt, so bezogen sich seine oft mit der Thätigkeit seines Bruders Friedrich gleichlaufenden Arbeiten auf neue Anwendungsmethoden, durch welche nicht nur große Ersparnisse, sondern auch ein bedeutender Kraftzuwachs erzielt wurde — sie bezogen sich aber dann, auf eben jenen Anwendungsmethoden, dem Regenerativsystem und der Gasheizung, weiterbauend, auch auf neue metallurgische Prozesse, durch welche einem der wichtigsten aller Konstruktionsmaterialien, dem Stahl, ein weit ausgedehnteres Gebrauchsfeld eröffnet worden ist. Er war recht eigentlich ein Erfinder: wohin er sich auch immer wenden mochte, überall schienen seine Gedanken neue Methoden zu erfassen, um alte Probleme durchzuführen, oder neue Probleme aufzufinden, deren Lösung er sich sofort zur Aufgabe machte — er war dabei der fähigste Vertreter jener modernen wissenschaftlichen Schule, welche die theoretischen und praktischen Zweige des Wissens zu einem Ganzen zu vereinigen bemüht ist.

Wir Deutschen können stolz auf diesen Landsmann sein, dessen Andenken in der Westminsterabtei, der Ruhmeshalle großer Männer Englands, ein herrliches Glasfenster geweiht ist, das seine Stätte just neben einem anderen Ehrenfenster fand, welches auch einem Ingenieur zur ewigen Erinnerung errichtet wurde: keinem Geringeren, denn Stephenson!

Theodor Storm.

Der holsteinsche Dichter.

Ein prächtiger Menschenschlag sind die Nordfriesen: die Anwohner der Westküste Holsteins und der davorgelagerten Inselkette, der Marschen und der Hallige. Treu am alten haltend, voll zäher Energie, gottesfürchtig und mannhaft. Der Nordfriese hat seine Unabhängigkeit allzeit gewahrt. „Lieber tot als Sklave!" war sein Wahlspruch und in blutigem Ringen verteidigte er oft genug die Freiheit seiner teuren Heimat. Aber nicht gegen Menschen allein lag er in der Fehde; auch dem tosenden, tobenden Meer, das er liebte und bekämpfte zu gleicher Zeit, mußte er Trotz bieten und im endlosen Kampf sich seiner mit Dämmen und Dünen zu erwehren suchen. Der Kampf von Jahrhunderten hat ihn abgeschlossen und zurückhaltend gemacht, er scheint still und ruhig und ist doch oft voll gewaltiger Leidenschaft in innerster Brust: gut und knorrig, seltsam wunderlich und ehrlich und offen zu gleicher Zeit.

Hans Theodor Woldsen Storm stammt aus dem Lande der Ostfriesen. In Husum, der bedeutendsten der unmittelbar an der Nordsee gelegenen holsteinschen Städte, war sein Vater Advokat, dort wurde er am 14. September 1817 geboren — dort wurzelte allzeit seine Kraft. Immer wieder kehrte er in seinen Dichtungen nach der geliebten Heimat zurück getreu dem Spruch seiner Landsleute: „Nord un Süd: de Welt is wit! Ost un West: to Hus is best!" In den alten, düsteren Häusern seiner Vaterstadt, in der üppigen grünen Marsch, die sich weithin nach Süden erstreckt, in sandigen, heidekrautbestandenen Geest im Norden mit dem wilden Moor, in den Donnern und Tönen des Wellenschlags der Nordsee suchte und fand er seine Stoffe: es sind die Erinnerungen der Kindheit, die wieder und immer wieder in seinen Novellen, seinen Liedern erklingen. Er ist der Dichter seiner Heimat.

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig durch die Stadt.



Theodor Storm.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Mir fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer!
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer."

In glücklicher Jugend wuchs er auf. Als ein kleiner, schmächtiger Mann von heftigem, leidenschaftlichen Temperament und doch von tiefer Gemütsinnigkeit, die er aber immer unterdrückte, um sich von ihr nicht übermannen zu lassen, so wird uns der Vater geschildert: seine unantastbare Ehrenhaftigkeit machte ihn weit und breit zu einer hochangesehenen Persönlichkeit. Heiter und sonnig, mit offenem Sinn für alles Schöne in Natur und Kunst, war das Wesen der Mutter, so recht die Ergänzung des ernsten Vaters. Über den frischen Knaben wachte auch noch das sorgende Auge der Großmutter, in deren Haus die Eltern später übersiedelten: „in allen Winkeln und allen Dielen," so schreibt Storm von ihm in seiner bezeichnenden Eigenart, „lagen die Schatten vergangener Dinge; von allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft; denn auch die Toten gehörten mit dazu. Ja, einige von uns wollten wissen, daß das Leben jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu geben ringe."

In dem Stormschen Hause herrschte ein geselliges Leben, es fehlte bei des Vaters vielen Verbindungen nimmer an Gästen und an Geselligkeit; für den Knaben war aber das liebe, alte Weihnachtsfest des ganzen Jahres herrlichste Feier, und der reife Mann kehrte immer wieder zu der Erinnerung an den duftenden Tannenbaum zurück. „Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs sind erleuchtet; rechts ist die Weihnachtsstube. Während ich vor der Thür stehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauscht, kommt von der Hoftreppe herauf der Kutscher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — ‚Schon anzünden, Thoms?' Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verschwindet in der Weihnachtsstube. — Aber wo bleibt denn

Onkel Erich? — — Da kommt es draußen die Treppe hinauf und die Hausthüre wird aufgerissen. Nein, es ist nur sein Lehrling, der die lange Pfeife des Onkels bringt; ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen stimmen auf einmal an: ‚Vom Himmel hoch, da komm ich her!‘ Und schon ist meine Großmutter mitten unter ihnen, die alte geschäftige Frau, den Speisekammerschlüssel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäck in der Hand! Wie blitzschnell das verschwindet! Auch ich erwische mein Teil davon, und eben kommt auch meine Schwester mit dem Kindermädchen, festlich gekleidet, die langen Zöpfe frisch eingeflochten. Ich aber halte mich nicht auf; ich springe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hofe hinab. — Unten in dem Seitengebäude ist das Arbeitszimmer meines Vaters. Ich öffne leise die Thür; wie deutlich sehe ich ihn vor mir, ihn selbst und das große, verräucherte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr pickt. Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren dicht bedeckten Tisch herum. Er öffnet die Schublade seines alten Schrankes und nimmt die große goldene Tabatiere aus der Fischhautkapsel, einst ein Geschenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam. Aber er ist noch nicht fertig; aus dem Geldkörbchen werden blanke Silbermünzen für die Dienstboten hervorgesucht, eine Goldmünze für den Schreiber. ‚Ist Onkel Erich schon da?‘ fragt er, ohne sich nach mir umzusehen. ‚Noch nicht, Vater, darf ich ihn holen?‘ ‚Das könntest du ja thun!‘ Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Giebelhaus erreicht. — Bald darauf steige ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unserem Hause hinauf. Ein paar Augenblicke verschwindet er mit seinen Päckchen in der Weihnachtsstube; es ist noch nicht angezündet, aber durch die halbgeöffnete und dann rasch wieder geschlossene Thür glitzert es mir entgegen aus der noch drinnen herrschenden ahnungsreichen Dämmerung. Ich schließe die Augen, denn ich will nichts sehen, und trete in das gegenüberliegende, festlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen erfüllt ist. Die Hände auf dem Rücken mit langsamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. Und schon ist auch Onkel Erich wieder bei uns. ‚Was meinst du,‘ sagt er, indem er seine Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben sucht, ‚es wird wohl heute nicht viel für uns abfallen.‘

Aber er lacht dabei so tröstlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen .... Da steckt plötzlich meine Mutter, die seit Mittag unsichtbar gewesen ist, den Kopf ins Zimmer. Der Onkel macht ein Kompliment; die Thüren werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurückgestrahlt von dem großen Wandspiegel, steht der brennende Baum mit seinen Flittergoldfähnchen, seinen weißen Netzen und goldenen Eiern, die wie Kinderträume in den dunklen Zweigen hängen ....."

Auf der „Gelehrtenschule" seiner Vaterstadt empfing Storm den ersten Unterricht. „Schmucklos waren die alten Räume, höchstens daß hier und da eine aus Strafgeldern zusammengesparte Landkarte an der Wand hing. Aber jenseits der schmalen Straße in dem Hofe der damaligen Probstei stand derzeit ein mächtiger Kastanienbaum, dessen Zweige zu den Fenstern der Tertia hinüberreichten. Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos oder später über den Ovid hinweg und schwärmten drüben mit den Bienen an die weißen, rotgesprenkelten Blütenkerzen, die aus den jungen, lichtgrünen Blättern emporgestiegen waren." Es waren schöne Tage auf der alten Gelehrtenschule — am schönsten der feierliche Tag der großen „Redefeierlichkeit" im Rathaussaal, bei welcher die Primaner deklamierten und die Liebhaberkapelle der Stadt in den Pausen Walzer und Ecossaisen aufspielte. Am schönsten war dieser Tag für die Schüler der obersten Klasse nicht zuletzt auch darum, weil ihnen die Aufgabe zufiel, die Einladungen an die Bürger in der Stadt herumzutragen; dabei fiel nämlich stets für sie reichlich Wein und Kuchen ab, und der Primus verteilte die einzelnen „Stellen" vorher gewissenhaft nach „mageren" und „fetten". Bei solch einer Redefeierlichkeit nahm 1835 Storm mit einem verloren gegangenen Festgedicht von der Schule Abschied. Er besuchte dann noch kurze Zeit das Gymnasium in Lübeck, wo er zuerst mit der neueren deutschen Dichtkunst in Berührung trat, Goethes „Faust", Heines „Buch der Lieder" und Eichendorffs „Gedichte" kennen lernte.

Im Frühjahr 1837 bezog Theodor Storm die Universität Kiel und studierte fleißig sein Jus; nachdem er dann ein Semester in Berlin gewesen war, kehrte er wieder nach der heimatlichen Hochschule zurück. Damals lernte er die Werke des schwäbischen Dichters Eduard Mörike kennen, mit dem er bald innig befreundet wurde: das einfache und sanfte, die Freude am Fremdartigen und Vergangenen, eine milde Seelenruhe, das sind verwandte Züge in

beider Naturen, die sich auch in ihren Dichtungen wiederspiegeln. Damals war es auch, daß Storm selbst mit seinen ersten bescheidenen dichterischen Versuchen vor die Öffentlichkeit trat: er beteiligte sich an einem „Liederbuch dreier Freunde", das 1843 erschien, mit etwa vierzig Gedichten, aus denen zum Teil bereits die eigenartige Schönheit seiner späteren Meisterschöpfungenn hervorleuchtet:

„Halbschläfrig sitz' ich im Lehnstuhl;
Vor der Thür auf dem Treppenstein
Schwatzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein.

Die Braunen, das sind meine Schwestern,
Die Blonde ist die Liebste mein,
Sie nähen und stricken und sticken,
Als sollte schon Hochzeit sein."

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Liederbuches schloß Storm seine Studienzeit mit einem glänzenden Examen und ließ sich gleich dem Vater in Husum als Advokat nieder — Poesie und Jurisprudenz mochten hinfüro zusehen, wie sie in Gemeinsamkeit fertig wurden.

Der Poesie aber erwuchs, glaube ich, bald eine gewaltige Helfershelferin. Der junge Advokat führte nämlich 1847 ein reizendes junges Mädchen, auch ein Holstenkind mit heute berühmten Namen: Konstanze Esmarch aus Segeberg, als geliebtes Weib heim. Eine der seltenen und erlesenen weiblichen Naturen, so schildert ein Freund des Hauses Storms Gattin, die, an Leib und Seele in idealem Stil geformt, das Gepräge desselben sich mühelos in der Berührung mit der Pflege und Sorge des gemeinen Tages, mit der Last der häuslichen Arbeit und Pflicht rein und ungestört durchs Leben zu retten wissen. Noch in ihren späteren Tagen, als Mutter von sechs Kindern war in ihrer Erscheinung, der reinen Stirn, den großen Augen, dem feinen Munde, der hohen Gestalt und dem herrlichen Klang ihrer Stimme jener Zauber der anscheinend unverlierbaren Jugend, der freien und wahrhaft adeligen Schönheit geblieben, über welche die körperlichen Spuren der Jahre keine störende Macht üben konnten.

Wenn der Advokat den langen Tag über seinen Berufsgeschäften obgelegen hatte:

„Da hab ich den ganzen Tag dekretiert,
Und es hätte mich fast wie so manchen verführt,
Ich spürte das kleine, dumme Vergnügen,
Was abzumachen, was fertig zu kriegen" —

dann fand er am Abend in seiner reizvollen, von Glück und Liebe durchströmten Häuslichkeit frohe Erholungsstunden oder wanderte mit der jungen Gattin hinaus in die schöne, frische Gottesnatur:

„O süßes Nichtsthun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Bergs besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite.
O süßes Nichtsthun, lieblich so gebannt
Zu atmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinabzuziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimatliche Sterne.“

Und wenn ihn die leidigen Berufssorgen einmal gar zu sehr plagten:

„Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack' und Schurzfell und roch nach Bier,
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Kapital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!“ —

dann klangen ihm am Abend in seinem gastlichen Hause bald frohe, bald ernste Lieder, er stimmte mit seiner schönen vollen Stimme ein und empfand die wohlthätige Wunderwirkung der Tonkunst, von der er selbst einmal sagte: sie löse alles Erdenleid in Wohllaut.

In jener ersten Zeit seiner Husumer Thätigkeit beschäftigte Storm sich viel mit der Sammlung schleswig-holsteinischer Märchen, Sagen, Sprüchwörter und volkstümlicher Reime. Im Verein mit seinem Landsmanne und Freunde Mommsen, dem später so berühmt gewordenen Forscher auf dem Gebiet der römischen Geschichte, und Karl Müllenhof beteiligte er sich an verschiedenen bezüglichen Zusammenstellungen, welche den Sinn für die Wiederbelebung der Heimatsliebe erfolgreich förderten. Aber auch einzelne eigene Dichtungen erschienen damals bereits in dem „Volksbuch für die Herzogtümer Schleswig und Holstein“ — so vor allem 1850 das entzückende „Immensee“. Im nächsten Jahre schenkte er dem deutschen Volke das erste selbständige, Frau Konstanze gewidmete Bändchen seiner Gedichte und Novellen: Sommergeschichten und Lieder.“ Auch Immensee hatte in diesem Bändchen Aufnahme gefunden und zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: schon 1852 erschien die wunderbare Novelle in einer gesonderten Ausgabe und erlebte seitdem Auflage um Auflage: man darf wohl sagen, sie begründete des Dichters Ruf.

Es ist eine Reihe loser Bilder, keine fortlaufende Erzählung, die uns Storm im Immensee bietet — Bilder aus der Vergangenheit, die ein alter Mann in seinem einsamen Stübchen vor seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt: Ein Kinderidyll zunächst, in dem Elisabeth und Reinhardt sich Märchen erzählen und davon plaudern, wie es dereinst werden soll, wenn sie Mann und Frau sind; Skizzen aus dem Studentenleben; die Heimkehr — ein großer Sprung über Jahre hinweg: Elisabeth hat zum Mädchen gereift einem anderen, Erich, das Jawort gegeben; auf dem Gut Immensee wohnen beide, hier sucht sie Reinhardt auf. In seinem Herzen erwacht die alte Liebe — aber er reißt sich los und scheidet: „Du kommst nie wieder," sagte Elisabeth. — „Nie," sagte er. Sie ließ die Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thür zu; dann wandte er sich noch einmal um. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit toten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam um und ging zur Thüre hinaus. Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte, die Tauperlen, die in den Spinneweben hingen, blitzten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große weite Welt."

Immensee, seine Erstlingsnovelle, ist gewiß von vielen späteren Dichtungen Storms an Lebenskraft und Tiefe übertroffen worden, an Innigkeit vielleicht durch keine — ihr eigenartiger Zauber wirkt auch heute noch auf jeden Leser mit gleicher Wärme. So ist es begreiflich, daß sie die wohlbekannteste von allen Erzählungen des holsteinischen Dichters wurde.

Die für die meerumschlungenen Herzogtümer so verhängnisvollen Jahre 1849/50 — die Lebensbilder General v. d. Tanns und Feldmarschall Wrangels bringen über sie manches Nähere — schnitten tief in das ruhige Schaffen, in den bürgerlichen Wirkungskreis Storms ein. Auch er hatte, froher Hoffnung voll, daß das Dänenjoch endlich gebrochen würde, seinen Weckruf vom Nordseestrand bis zur Ostsee, über Marsch und Geest erschallen lassen. „O wehe fort, bis jede Knospe bricht," rief er dem Frühlingswinde zu, „Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde; Entfalte dich, du gottgebornes Licht — Und wanke nicht, du feste Heimaterde!"

Als aber dann das Schicksal der Herzogtümer entschieden

schien, als alle Opfer sich als umsonst erwiesen, da legte er auf die Gräber der Gefallenen einen schwermutsvollen Sang:

„Und sollte dieser heiße Lebensstreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande;

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet!"

Die siegreich einziehenden Dänen kannten die Gesinnungen des Dichters sehr wohl und sie unterschätzten auch die Wirkung seiner flammenden Lieder nicht. Da sie den Poeten nicht erreichen konnten, so straften sie den Advokaten: die Fortsetzung seines Berufs wurde ihm untersagt, er war gezwungen, seine geliebte Heimat zu verlassen. In Preußen fand er eine dem deutschen Patrioten gern gewährte Unterkunft; zuerst arbeitete er an dem Kreisgericht zu Potsdam, dann wurde er als Kreisrichter nach Heiligenstadt im Eichsfelde versetzt. So gastlich man ihn aber aufnahm, er konnte — mindestens in den ersten Jahren — es nicht verwinden, daß er der Heimat fern war. Immer wieder mahnte ihn ein tiefes, schmerzliches Heimweh an das Brausen des Meeres, an sein altes Husum mit den lieben, befreundeten und verwandten Menschen, die er hatte verlassen müssen. Auch die Gedichte und Novellen, welche Storm in jenen Jahren schuf, atmen die schmerzliche Sehnsucht nach dem Verlorenen: am schönsten und ergreifendsten wohl in „Unter dem Tannenbaum", derselben Erzählung, aus welcher ich die weihnachtlichen Jugenderinnerungen des Dichters entnahm. „Er war aufgestanden," so schildert er in dichterischer Freiheit die eigenen Empfindungen, „und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich die Schneefläche; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!" sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; wir wollen ihn still in unserem Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten." Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß." —

Wir können uns kaum noch ganz in jene Stimmung hinein-

versetzen — ist doch längst ein gemeinsames Vaterland unser eigen geworden und leben wir doch auf deutschem Boden, gleichviel ob wir unser Heim in Bayerns schönen Bergen, an dem Weichselstrand, an den rebenbekränzten Ufern des Rhein oder an den Gestaden der Nordsee aufbauten. Wohl uns, daß dem so ist! Aber es liegt doch auch wieder ein schöner, ein herrlicher Zug in der Anhänglichkeit an unsere engere Heimat: der Ort, wo unsere Wiege stand, soll uns heilig sein und ernste Pflicht, an der Eltern Gräber zu beten! —

Während seines Aufenthalts in der „Fremde" entstand noch eine andere, wundersame liebliche Gabe: ein Märchenband. Wer kennt sie nicht, die anmutige Geschichte von der „Regentrude", die nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann, von dem gespenstigen „Bullmanns Haus", in dessen öden Räumen der Geizhals, nur von seinen zu furchtbaren Ungeheuern angewachsenen Katzen bewacht, allmählich eindörrt und schwindet, bis von ihm nur noch ein kleines, winziges Männlein übrig bleibt, das auf seinem Polsterstuhl am Fenster sitzt „und die Barmherzigkeit Gottes erwartet!" Wer kennt die poetische Sage „der Spiegel des Cyprianus" nicht — jenes Wunderspiegels, der seine geheimnisvollen Segenskräfte in das Gegenteil verkehrt, sobald das Bild einer bösen That auf seine Spiegelfläche fällt! Es sind — nächst Leanders Plaudereien — vielleicht Storms Märchen die schönsten, welche die moderne deutsche Dichtkunst geschaffen hat.

Nach langen, bangen Jahren fand Storms Sehnen endlich Erfüllung. Als im Jahr 1863 der Tod König Friedrich VII. die letzten dänischen Erbrechte auf Schleswig-Holstein erlöschen machte, da rief sein Lied sofort zu den Waffen:

„Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!"

Für Schleswig-Holstein griff diesmal Deutschland thatkräftig zu den Waffen. Schulter an Schulter zogen Österreicher und Preußen gen Norden; vor den Schanzen von Düppel, am Alsensund wurde die Freiheit der meerumschlungenen Lande für alle Zeiten gesichert.

Der Sieg der deutschen Waffen führte auch Storm in die Heimat zurück. Die Vaterstadt beeilte sich, den gefeierten Dichter, den treuen Märtyrer seiner Überzeugungen, als Landvogt heim-

zuholen; als die preußische Regierung später die Organisation der Verwaltung und Justiz änderte, beließ sie Storm gern als Amtsrichter in den ihm vertraut und lieb gewordenen Verhältnissen.

Er war so froh, so glücklich, als er in sein altes Husum wieder einziehen konnte — und doch sollte ihn gerade jetzt der schwerste Schlag seines Lebens treffen. Kaum ein Jahr nach der Heimkehr entriß ihm ein jäher Tod sein geliebtes Weib, die Mutter seiner sieben Kinder. Ihrem Gedächtnis weihte er seine schönsten Lieder und im Liede löste sich sein Leid:

„Mitunter weicht von meiner Brust,
Was sie bedrückt seit deinem Sterben;
Es drängt mich, wie in Jugendlust
Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag ich dann: ‚Was ist das Glück?‘
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämst zurück,
Um so wie einst mit dir zu leben.

Dann seh ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.“

❦

„Über die Heide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandelt er mit.

Herbst ist gekommen — Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher,
Schwarz ist das Kraut und der Himmel o leer.

Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!“

Das Unglück ist eine große Lehrmeisterin. Auch auf Storms dichterisches Schaffen wirkte sie mächtig ein, aber nicht niederdrückend, sondern befruchtend. Seine Schöpfungen nahmen einen ernsten Charakter an, die Menschenschicksale, die er uns in seinen Novellen vorführt, erhielten eine größere Geschlossenheit. Es ist hier nicht der Ort, auf die große Zahl der Erzählungen des näheren einzugehen, mit denen er in den nächsten Jahrzehnten uns beschenkte; ich kann nur weniges hervorheben.

Eine der reizvollsten Novellen Storms ist „Poll Poppenspäler“ — einfach und doch originell in der Handlung, rührend und ergreifend in der Darstellung. Es ist die Liebesgeschichte des

Kunstdrechslers Paul Paulsen, den die Leute seiner Vaterstadt den Spottnamen Poll Poppenspäler anhängen, zur Tochter des fahrenden Puppenspielers Tendler — der Puppenspieler-Lisei. Wieder hebt die Erzählung mit einem entzückenden Kindheitsidyll voll duftiger Frische an. Wie vom Märchenglanz umflossen erscheint dem Knaben die kleine Puppenspielertochter. Und ein herzerquickender Mensch ist der alte fahrende Marionettenkünstler selbst, der immer lustige kleine Mann, dem unter der grünen Schirmmütze die kurzen schwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abstehen. Verwundert und entzückt steht der Knabe vor all den alten Puppenspielgestalten: der heiligen Genoveva, dem Doktor Fust, dem Mephistopheles und dem Allerweltskerl, dem Kasperl, der überall dabei sein muß. Dem Kinderglück macht dann der Abschied ein Ende — die Puppenspieler ziehen wieder in die Welt hinaus, der Knabe bleibt zurück, und leer, wie ausgestorben erscheint ihm die ganze Vaterstadt. Erst nach langen Jahren, in einer anderen Stadt, in der er als Mechaniker arbeitet, findet er seine nie vergessene, kleine Lisei wieder und führt die Geliebte als Frau Meisterin heim. Der alte Tendler mit seinen jetzt in den Ruhestand versetzten Puppen folgt den beiden — als er aber stirbt und zur letzten Ruhe begleitet wird, da schleudert ihm eine ruchlose Hand den Kasperl spottend in die offene Grube nach. Was jedoch böse und hinterlistige Absicht war, das wendet der Geistliche in herzlicher Nachrede zum guten, indem er darauf hinweist, wie der greise Puppenspieler just mit der kleinen Kasperlefigur viele Herzen erheitert und daß er dem Narren so manche Gott und Menschen wohlgefällige Weisheit und Wahrheit in den Mund gelegt hat.

Andere Töne schlägt Storm in seiner ernsten Erzählung: „Renate“ an. Ein Predigersohn liebt eine schöne Bauerstochter, aber die vermeintliche Pflicht stellt sich zwischen beide. Die Novelle spielt im Anfang des 18. Jahrhunderts, zur Zeit finsteren Hexenglaubens, und das Vaterhaus des Mädchens steht im Ruf, daß drinnen nicht alles mit rechten Dingen und im rechten Glauben zugeht. Auf dem Sterbebett hat des jungen Pfarrers Vater ihm noch zugerufen: „Vergiß nicht deines heiligen Berufs. Des Hofbauern Haus ist keines, daraus ein Diener Gottes sich ein Weib zur Ehe holen soll!“ So entsagt er — aber die Jugendgeliebte ist es schließlich, die den alternden Mann von seinem Aberglauben und Hexenwahn befreit und dem Sterbenden die Versöhnung bringt.

Längst hatte ganz Deutschland den sinnigen Dichter lieben

und schätzen gelernt, und jede seiner neuen, immer eigenartigen Dichtungen fand begeisterte Aufnahme. Er selbst blieb jugendlich frisch und schaute immer noch mit offenen Augen in die Welt und in das Leben. Zum zweiten male hatte ein geliebtes Weib sein häusliches Glück neu begründet — „Frau Do", wie er sie in zärtlicher Abkürzung ihres Namens Dorothea nennt, ist ihm eine treffliche Mutter seiner Kinder geworden. „Wie köstlich ist es, zu leben!" schrieb er einem Freunde. „Wie schmerzlich freilich auch, daß die Kräfte rückwärts gehen. Und trotzalledem, schön erscheint mir heute noch, im dreiundsechzigsten Jahre, Welt und Leben!"

Im Frühling 1880 nahm Storm seinen Abschied aus dem Justizdienst und schied bald darauf auch aus seiner alten grauen Vaterstadt. Aber er blieb ihr nahe. In dem stattlichen Kirchdorf Hademarschen hatte er sich eine Villa erbauen lassen, in welcher er den Rest seiner Tage verbrachte: ein trauliches, behagliches Dichterheim.

Eine rechte Poetenstube war sein Arbeitszimmer, so schreibt sein Biograph Paul Schütze. Von dem gegen Morgen gelegenen Fenster schweift der Blick über den Garten und weiter über das Land hinweg. Die Wände schmücken sinnig gewählte Kupferstiche. Über dem bequemen, lederbezogenen Lehnstuhl hängt die schwarzwälder Kuckucksuhr. Der wertvollste Schmuck aber sind die mit einer erlesenen Bibliothek gefüllten Bücherschränke und Regale. Man merkt, wenn man den Blick über die Titel der Bücher gleiten läßt, daß man sich in einer mit Bedacht ausgewählten Gesellschaft befindet. Vorgelesen wurde viel im Dichterhause zu Hademarschen. Im Winter veranstalteten Storm und der Pastor Leseabende. Daneben wurde die Musik gepflegt, der namentlich die jüngste Tochter eifrig oblag. Warme Freundschaft verband Storm mit manchem der lebenden Poeten. Paul Heyse war selbst in Hademarschen; im Stammbuch der jüngsten Tochter des Hauses — Friederike getauft, wurde sie in der Familie nur Dodo genannt — stehen von ihm die neckischen Verse:

„Wann werd' ich wieder bei dir sitzen
Und sehen deine lustigen Augen blitzen
Und mit dir rote Grütze essen?
Bis dahin hast du mich wohl vergessen,
Und komm' ich unverseh'ns daher,
Fragst du: ‚Mit wem hab' ich die Ehr?'
Doch kennst du mich noch, machst du mich froh —
Lebwohl! B'hüt' Gott meine kleine Dodo."

Die ruhige, beschauliche Stille des Lebens in Hademarschen gab dem greisen Dichter die Kraft zu noch manchen neuen Schöpfungen. Hier entstanden die stimmungsvollen altertümlichen Geschichten: „Zur Chronik von Grieshuus“ und „Ein Fest auf Haderslevhäus“, die tragische Novelle „Hans und Heinz Kirch“, in welcher der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn ergreifend geschildert wird; hier schrieb er: „Bötjer Basch“ mit seinen reizvollen Bildern aus dem Kinderleben, und „Der Doppelgänger“, in dem uns Storm das vergebliche Ringen eines Zuchthäuslers, wieder zu einer ehrlichen Existenz zu gelangen, vorführt.

Storm war nicht nur schaffensfreudig und schaffenskräftig geblieben, er hatte sich auch ein jugendliches Herz bewahrt, mitempfindend an allem, was die Welt bewegte, voll treuer Dankbarkeit für jeden Liebesbeweis, der ihm entgegengebracht wurde. Noch wenige Jahre vor seinem Tode schrieb er einem jungen Mädchen, das ihm einen Strauß duftender Rosen gesandt, am Abend, als er den Blumengruß in seinem Zimmer fand:

„Die Tage sind gezählt, vorüber bald
Ist alles, was das Leben einst versüßt;
Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn
Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt.“

Im Jahre 1887 feierte er — und mit ihm zahllose Freunde und Verehrer — das schöne Fest seines siebzigsten Geburtstages. Wir begrüßten noch mit inniger Freude seine Novelle „der Schimmelreiter“ — eine ergreifende Erzählung, die den tragischen Untergang eines trefflichen Mannes, des Deichgrafen Hanke, mit Weib und Kind durch die große Sturmflut des Jahres 1756 schildert und die den besten Schöpfungen seiner Mannesjahre voll ebenbürtig ist.

Es sollte die letzte Dichtergabe Storms sein. Am 4. Juli 1888 schlossen sich seine Augen für immer. Sein Sang ist verstummt, aber seine Novellen und seine Lieder werden im deutschen Volke fortleben und fortklingen.

Theodor Storm war ein Dichter von ausgesprochener Eigenart. Wie wenige verstand er — oft mit wenigen, nur angedeuteten Tönen — den Leser in die richtige Stimmung zu versetzen. Seine Naturschilderungen sind von hinreißender Schönheit trotz oder vielleicht gerade durch ihre Einfachheit; die Einsamkeit der Heide, die wildöde Verlassenheit des düsteren Moors, das Toben und Tosen der Flut — wer hätte es gleich schön, gleich poetisch ver-

klärt dargestellt. Die Menschen, die er uns vorführt, sind trotz aller Absonderlichkeiten, in denen er sich bisweilen gefällt, wirkliche Gestalten von Leben und Blut, wir vermögen mit ihnen zu fühlen, zu lachen und zu weinen: rührend und ergreifend, aber doch auch oft wieder von einem urwüchsigen Humor durchwoben, sind zumal seine Gestalten aus dem Kinder- und dem Greisenalter. Er ist immer originell; so schlicht und einfach meist die Fabel seiner Novellen ist, sie fesselt doch von der ersten bis zur letzten Zeile. Niemals sucht er künstlich nach blendenden Effekten, aber die überraschenden Wendungen fehlen ihm nie, sie ergeben sich ihm von selbst.

Theodor Storm hat niemals die große Reklametrommel gerührt, um seinen Schöpfungen Freunde zu werben. Er bedurfte dessen nicht: was er schuf, gewann ihm die Herzen, und die Herzen werden ihm treu bleiben weit über das Grab hinaus.

Julius Thäter.

Ein deutscher Kupferstecher.

Als einer jener außerordentlichen Männer, welche sich durch unermüdliches Streben und eiserne Energie aus den denkbar engsten Verhältnissen zu allgemeiner Anerkennung emporarbeiteten, erscheint Julius Thäter, der berühmte deutsche Kupferstecher. Wohl hatte ein gütiger Genius ihm eine ungewöhnliche, künstlerische Begabung als herrliches Geschenk in die ärmliche Wiege gelegt, aber diese hohe Begabung wäre nimmer zur Entfaltung gelangt, wenn ihr nicht ein fester Wille, eine bewundernswerte Entsagungskraft, ein nimmer müder Fleiß zur Seite gestanden hätte. Das Talent ist eine Gottesgabe — seine Entwickelung ist Pflicht des also Beschenkten, und erst wenn er diese Pflicht recht erfüllt, macht er sich jener Gabe würdig.

Zu Dresden wurde Thäter am 7. Januar 1804 in einer überaus ärmlichen Wohnung geboren. Schweres Unglück lastete auf seinen Eltern. Der Vater war halb erblindet und arbeitsunfähig, die Mutter ernährte die Familie durch Stricken — oft genug fehlte, wenn die arme Frau durch Kummer und übergroße Anstrengung aufs Krankenlager geworfen wurde, im Hause der kleinste Bissen Brot.

Die Geburt des Knaben, des vierten Kindes, mehrte noch die Not der Familie. Er kam zudem elend und krank zur Welt. Auf seinem schwächlichen Körper saß ein ungeheurer Kopf, fast wie ein sogenannter Wasserkopf anzuschauen. Der Vater glaubte, das Kind könne nicht lange leben, und in seiner vergrämten Stimmung gab er ihm in der Nottaufe, wie in bitterer Ironie, den stolzen Namen Julius Cäsar.

Aber das Kind gedieh trotz aller Entbehrungen und aller Not und wurde ein frischer, lebendiger Knabe. Zum Schulbesuch fehlte das Geld im Elternhause. Das A-B-C brachte der Vater dem Kleinen selbst bei, schließlich — er hatte bereits das neunte Jahr erreicht — nahm ihn dann ein Freund der Eltern unent-



Julius Caes. Thäter.



geltlich in seine kleine, armselige Winkelschule auf. „Das war für mich eine große Wohlthat," schreibt Thäter selbst in seinen Jugenderinnerungen, „ich lernte zum Erstaunen des Schullehrers und meiner Eltern in sehr kurzer Zeit nicht unleserlich schreiben, ziemlich flink und verständlich lesen; ich dividierte schon und es versteht sich von selbst, daß ich mit den Hauptstücken des Katechismus zuerst bekannt geworden war. Da brach der Krieg mit seinem ganzen Unheil über Dresden herein. Die Belagerung im August 1813 (die verbündeten Österreicher, Preußen und Russen kämpften gegen Napoleon, auf dessen Seite bekanntlich Sachsen stand) zwang auch meine Eltern, aus der Vorstadt in den Mittelpunkt der Stadt zu flüchten. Alles, was sie noch hatten, Kleider, Betten, Mobilien, mußten sie als Mietzins dem unbarmherzigen Wirte überlassen. Die Not nahm von Tag zu Tag unbeschreiblich zu, der beständigen Todesangst wegen des Beschießens der Stadt nicht zu gedenken. Brot und andere der notdürftigsten Lebensmittel stiegen unerhört im Preise. Das Nervenfieber wütete pestartig unter den Menschen und packte auch meinen Vater plötzlich, dann mich, dann meinen ältesten Bruder; meine übrigen sechs Geschwister waren schon früher gestorben. An einen Arzt oder Arzneimittel war nicht zu denken. Eines Tages, als meine Mutter gerade abwesend war, sprang ich in der Fieberhitze von meinem Strohsack auf und setzte mich ans Fenster. Da hörte ich meinen Vater ächzen und sah, wie er mit den Händen krampfhaft in der Luft herumgriff — dann kam die Mutter wieder, sie eilte zunächst zum Vater, doch er war — tot! Meine Mutter führte noch den Leichnam des Vaters zum Grabe und legte sich dann, statt seiner aufs Krankenlager.

So lagen wir drei, die Mutter mit ihren beiden Kindern, bewußtlos und verlassen da, der Kälte, dem Verschmachten und der fürchterlichen Krankheit ganz hingegeben. Nur selten brachte eine mitleidige Nachbarin eine Suppe oder einen Krug Wasser. Niemand mochte uns abwarten und pflegen, denn jeder fürchtete die ansteckende Krankheit. Frühmorgens schenkte uns das gräßliche Fieber einige Stunden lang das Bewußtsein; dann fragten wir uns, ob wir denn noch lebten? O unser Elend war fürchterlich! Nur der allmächtige Gott konnte uns vom elendesten Tode erretten. Und er sah unsere Not, erbarmte sich unserer gnädig und schenkte uns das Leben."

Sie genasen allmählich, die Krankheit wich — aber die Not blieb.

„Zuerst verließ mein Bruder das Strohlager. Der Hunger, welcher dem Nervenfieber folgt, trieb ihn aus dem Hause um Brot zu erbetteln. Bald konnte ich seinem Beispiel folgen und mit ihm gemeinschaftlich betteln gehn. Für das wenige Geld, das wir bekamen, brachten wir unserer noch kranken Mutter Himbeersaft und mischten diesen in ihr Trinkwasser. Dieser Trank erquickte sie sehr, und ihre starke Natur besiegte endlich die hartnäckige Krankheit, sodaß auch sie das Lager verließ und einen heftigen Hunger verspürte. Nun brachten wir statt Himbeersaft Brot und Kartoffeln nach Hause.“ Es fanden sich auch einige gute Menschen, welche den Ärmsten dann und wann einige Lebensmittel und abgelegte Kleidungsstücke zukommen ließen, aber es reichte nicht hin, nicht her, und als die Mutter wieder zum Strickstrumpf griff, zeigte es sich, daß sie nicht mehr anhaltend arbeiten konnte.

So versuchte der Knabe denn selbst etwas zu verdienen. Er bemühte sich, ein paar Pfennige mit Stiefelputzen zu erwerben, ging am Abend mit Seifenkugeln hausieren oder suchte billige Kupferstiche, welche ihm einer der Herren, denen er die Kleider reinigte, zum Verkauf übergeben, in den Gasthäusern an den Mann zu bringen. Dabei wollte es ein gütiger Zufall, daß er einem höheren Offizier angenehm auffiel, und dessen Fürsprache verschaffte ihm wenigstens einen Platz in der Garnisonschule. Er erhielt den untersten Platz in der letzten Klasse, aber er arbeitete mit dem angestrengtesten Fleiß und erlangte bald die besten Zeugnisse. Nach kurzer Frist schon wurde er in die obere Klasse versetzt — da heiratete der Oberst, dessen Unterstützung ihm den regelmäßigen Besuch der Schule ermöglicht hatte, und die sehr sparsame Gattin des Offiziers machte dessen Freigebigkeit sofort ein Ende. Er mußte wieder zu seinem alten „Betteltanz“, wie er selbst schreibt, greifen.

Die Mutter hatte dem Knaben das Stricken beigebracht, mit selbstgestrickten Strumpfbändern ging er hausieren. Allmählich regte sich der Ekel gegen das unstete Umhertreiben. Er suchte als Lehrjunge bei einem Schneider unterzukommen — der Mann trank und mißhandelte ihn derart, daß er das Haus verlassen mußte. Ein Goldschmied, der ihn dann aufnahm, machte wenige Tage später bankrott — immer wieder stand der kleine Unglückliche hilflos, brotlos auf der Straße. Als die Zeit kam, wo er konfirmiert werden sollte, hatte er nicht einmal das Geld, um den Religionsunterricht zu bezahlen. Da half der gute Oberst noch

einmal aus und ermöglichte ihm durch eine kleine Zubuße, daß er ordentlich vorbereitet und anständig bekleidet zum heiligen Abendmahl gehen konnte.

Thäter schrieb damals schon eine außerordentlich hübsche Handschrift. Diese kam ihm zu statten. Er fand eine Stellung bei einem Juden, der ein Lotteriegeschäft hatte, aber selbst weder lesen noch schreiben konnte. „Da hatte ich viel zu thun!“ berichtet er in seinen rührenden Aufzeichnungen. „Ich mußte alle Briefe schreiben, die Lotterielisten und Rechnungen führen, die Lose austragen, Zeitungen und andere Dinge vorlesen, Kleider und Stiefel reinigen, ja sogar oft am Schabbes-Abend mit in die Synagoge gehen und dort die Lichter putzen. Wenn mein Herr ausging, mußte ich ihn stets begleiten, damit, wenn er gelegentlich ein Los verkaufte, ich alles gehörig notieren konnte. Dafür hatte ich Kost und Kleider und nicht einen Pfennig mehr. Zu Michaelis 1817 mußte ich auch mit ihm nach Leipzig zur Messe gehen. Da hatte ich's recht schlimm; ich mußte alles besorgen und kam kaum zum Sitzen; selbst abends mußte ich meinem Herrn mit der Laterne in vielen Häusern vorankletteru und zuletzt ins Kaffeehaus folgen, und dabei immer mit den Listen beschäftigt sein. Vor elf bis zwölf Uhr kamen wir selten nach Hause, und dann gab es noch manchmal einen langen Brief über die Geschäfte des Tages an die Frau meines Herrn nach Dresden zu schreiben. Früh um sechs Uhr mußte ich schon wieder Stiefel putzen, Kaffee kochen, einheizen u. s. w. Hatte ich nur das Geringste vergessen, so bekam ich Ohrfeigen oder nicht selten Fußtritte, denn mein Gebieter war ein hitziger Patron und behandelte mich als einen Christenhund. In Dresden hatte ich etwas mehr Ruhe, aber ich mußte trotz meines Diensteifers oft unverschuldet Schmähungen und Mißhandlungen erdulden. Endlich wurde es mir zu arg, ich kündigte dem Juden meinen Dienst auf und ging fort.“

Nachdem er sich durch den Verkauf von Lichterbäumen auf dem Weihnachtsmarkt notdürftig über die nächsten Wochen fortgeholfen hatte, fand er endlich ein Unterkommen bei dem Hofkupferstecher Professor Schulze.

„Dort war ich sozusagen der Hauspudel; was niemand thun wollte, that ich, gleichviel, ob dem Herrn, ob seiner Schwester oder seinen Söhnen. Der Herr Professor hatte das Podagra und zum Überfluß auch öfter die Wassersucht; kein Wunder also, wenn er der ärgste Hypochonder auf der

ganzen, weiten Erde war. Der alte, kranke Herr hatte keinen Schlaf, darum durfte ich auch keinen haben, denn ich mußte immer um ihn herum sein. Das Langweiligste war mir, wenn ich meinem Herrn einen ganzen langen Winterabend hindurch, oft bis zwölf Uhr, französisch vorlesen mußte (was ich früher in der Schule gelernt hatte und hier wider Willen wieder einübte), denn ich verstand nicht, was ich vorlas. Wenn ich glaubte, er schlafe, und mit Lesen aufhörte, erwachte er gleich und wunderte sich, daß ich nicht lese. Aber das peinlichste Geschäft war mir, wenn er sich einfallen ließ auszugehen, und ich ihn anziehen mußte. Wenn alles gut ging, hatte ich doch meine liebe Not mit den Gamaschen. Die waren so eng, die Knöpfe so dick und rund; seine Beine waren geschwollen, ich durfte nicht Gewalt brauchen, sonst schrie er jämmerlich vor Schmerz, und ging es nicht geschwind, so schimpfte er ganz greulich vor Ungeduld..... Immer verdrießlicher wurde mein Dienst. Bei dem besten Willen, der größten Aufmerksamkeit und der pünktlichsten Vollziehung dessen, was mir befohlen war, konnte ich weder meinen Herrn, noch seine Schwester, noch seine Söhne zufrieden stellen. War der erste hypochondrisch, so war die zweite eine arge, alte Frau, und die letzten behandelten mich wie ihren Hund, den sie nach Belieben herumstoßen konnten."

Nach einer schweren, schweren Zeit verließ Thäter endlich den Dienst. So trübe und hart die Monate im Hause des Professors aber gewesen waren, für den jungen Menschen hatten sie doch ihr Gutes gehabt — sie wurden bestimmend für sein Schicksal. Dann und wann, wenn der alte Herr weniger von dem bösen Podagra geplagt und guter Laune war, hatte er Thäter, dessen Talent er durch irgend einen Zufall erkannte, nach Vorlagen zeichnen lassen; der Jüngling hatte auch nicht umsonst dabei gestanden, wenn der Greis den Grabstichel handhabte oder seine Mappen durchblätterte; am meisten Eindruck aber hatte ihm die gelegentliche Bemerkung des Professors gemacht, daß einst ein armer Dresdener Gürtlergeselle durch eigene Kraft ein tüchtiger Kupferstecher geworden sei. Kurz, er setzte es sich in den Kopf, es diesem gleich zu thun, und nach langem Hangen und Bangen gelang es ihm wirklich, eine Freistelle in der Akademie zu erhalten. Damit war seine Zukunft entschieden.

Freilich, die Nahrungssorgen blieben. Wie sein Freund Rietschel, der berühmte Bildhauer, mit dem er zusammen studierte, mußte er sich aufs kümmerlichste durchhelfen. In den frühen

Morgenstunden putzte der junge Akademiker bei einzelnen Herrschaften die Stiefeln, in den freien Mittag- und Abendstunden schrieb er bogenweise ab — endlich fand er durch Kolorieren von Bilderbogen einigen Verdienst. Um die Weihnachtszeit saß er regelmäßig die ganzen Nächte hindurch am Arbeitstisch, um einige Groschen zusammenzusparen. „Sein treffliches Herz, sein klarer Verstand, seine rechtschaffene Gesinnung, sein eiserner Fleiß und Eifer fesselten mich an ihn," schrieb Rietschel später über seinen Freund. „Ich konnte nicht mehr ohne ihn leben, wir wurden innige Freunde und sind es fürs Leben geblieben. Er hat schwere Lebenskämpfe durchzumachen gehabt, ist aber stets als reines Gold befunden worden. Seine echte Religiosität hat sich in Leid und Freud bei ihm bewährt in unerschütterlichem Gottvertrauen, in energischem Mute bei jeder Not, in Ergebung und Verzichtleistung, wenn sie von ihm gefordert ward."

Die rastlose Energie, die Bescheidenheit und schließlich die immer bedeutsamer hervortretende künstlerische Begabung Thäters lenkten schließlich die Aufmerksamkeit einiger wohlthätiger Gönner auf ihn. Die Güte eines Dresdener Kunstmäcen, des Herrn von Quandt, dann auch die Gnade des Prinzen Friedrich, des späteren Königs von Sachsen, gewährten ihm eine allerdings sehr, sehr kleine monatliche Unterstützung, und diese ermöglichte es ihm, sich fast ohne Lehrer in der Kupferstechkunst auszubilden. Seine ersten Arbeiten, so unvollkommen dieselben sein mochten, verrieten so viel Talent, daß sich schließlich eine Anzahl Kunstfreunde zusammenthaten und durch eine Sammlung die Summe von einhundert und sechzig Thaler aufbrachten, um den jungen, strebsamen Künstler zu Reindel, dem damals berühmtesten deutschen Kupferstecher, nach Nürnberg zu senden. Zu Fuß wanderte er im September 1826 dorthin.

„Ich jauchzte hoch auf vor Freuden, als ich in der Ferne die Silhouette der ehrwürdigen Stadt erblickte. Indem ich meine Schritte verdoppelte, dachte ich an alles, was ich dort thun, wie ich fleißig sein und horchen wollte auf den Rat des lieben Meisters, von dem ich alles zu erfahren hoffte, was mir im Bereich der Kupferstecherei wissenswert erschien."

Thäter fühlte sich bald sehr wohl im alten Nürnberg. Er arbeitete fleißig, kam in seiner Kunst sichtbar vorwärts und errang sich schnell auch die besondere Zufriedenheit seines Lehrers Reindel. Mit Freund Rietschel, der inzwischen das Glück gehabt hatte, in

das Atelier des allverehrten Meisters Rauch in Berlin aufgenommen zu werden, stand er im lebhaftesten Briefwechsel, d. h. beide schrieben sich täglich, sandten die Briefe zur Ersparung des damals sehr teuren Portos aber stets erst ab, wenn sich viele derselben zu tagebuchartigem Umfang zusammengefunden hatten. Aus Thäters Briefen, die uns erhalten sind, spricht ein tiefes Gottvertrauen, eine begeisterte Liebe zur Kunst, treue Dankbarkeit und Verehrung nicht zuletzt für die in Dresden lebende, auch Ernst Rietschel bekannte Mutter. „Welche Freude hatte ich über Eure Briefe!" sagt er einmal. „Und meine gute Mutter schreibt so herzlich ihre einfachen, frommen Gedanken hin. Es hat mich tief gerührt, ich sah sie vor mir und weinte. Ich schäme mich dieser Thränen nicht; Gott sieht sie und wird mich in dem Entschluß stärken, meiner Mutter ein heiteres, ruhiges Alter zu verschaffen, ihr den Vorgeschmack jener Seligkeit, nämlich schon hier ein ungestörtes, ungetrübtes und sorgenfreies Leben, zu erringen, es koste, was es wolle! Wenn ich das im Herzen trage, wird mir die Zeit erst teuer und kostbar." Und ein andermal schreibt er: „Heute ist der Geburtstag meiner guten Mutter. Schon oft, lieber Ernst, schon oft sagte ich Dir, wie ich von Grund des Herzens wünsche, Gott möge meine Mutter noch lange am Leben erhalten und mich in den Stand setzen, ihre Stütze, ihre Freude zu werden, ihr Alter so angenehm wie möglich zu machen. Es waren die frommen Wünsche eines kindlichen Herzens und sie sind es noch. Doch wie ganz anders kann es werden? Aber werde es, wie es wolle, es wird immer unser Glück sein, oder wer sollte glauben, Gott wolle unser Unglück? Nein, Gott der Allgütige, der die Güte und Liebe selbst ist, will nur unser Bestes. Darum, o Gott, sei alles Deinem heiligen Willen anheimgestellt. Aber gieb Du uns auch Kraft, das, was Du uns schickst, Glück oder Unglück, mit Weisheit zu tragen. In stiller Ehrfurcht lalle ich meine kindlichen Wünsche Dir, himmlischer Vater; aber auch in stiller Ergebenheit werde ich mich Deinem Willen fügen. Wache Du über das Wohl meiner Mutter und gieb um ihretwillen Gedeihen meinem Werke, daß ich tüchtig werde, ihr Friede und Freude zu schaffen."

Und „sein Werk" gedieh. Allmählich wuchs er sich zu einem vortrefflichen Künstler seines Faches aus, allmählich stellten sich auch die ersten Bestellungen ein. Da ließ der russische Gesandte in Dresden sein Porträt von Thäter in Kupfer stechen: „Juchhe, das wird ein Stück," jubelte er in der ersten Freude brieflich

seinem Rietschel zu. „Das sage ich Dir, etwas Gescheutes soll's werden.“ Dann kam gar Meister Rauch, der große Berliner Bildhauer, nach Nürnberg, für das er Dürers Standbild formen sollte, und suchte den Freund seines Schülers Rietschel in dessen einsamer, bescheidener Junggesellenwohnung auf. „Rauch war äußerst wohlwollend, zutraulich und freundlich gegen mich; er bezeugte mir seine Zufriedenheit mit meinen Arbeiten. Wie froh bin ich, Ernst, daß gerade dieser Mann nicht kalt und unzufrieden von mir ging.“

Thäter war schon ein bekannter Künstler, als für ihn 1828 eine Reihe von Wanderjahren begann. Er ging über Dresden nach Berlin, arbeitete hier — unter erneuten schweren pekuniären Sorgen — für Rauch und einige Buchhändler, zog dann nach München, weilte, je nachdem seine Aufträge es erforderten, wieder in Berlin und in Dresden; hier verlobte er sich mit Margarete Seiffert, der Tochter eines von ihm hochverehrten Lehrers, und heiratete im August 1832. „Manche meiner Bekannten tadelten diesen Schritt und meinten, ich würde nun wohl mehr des Erwerbs wegen arbeiten müssen und mithin nicht nach weiterer Ausbildung streben können. Das betrübte mich zuerst sehr und verbitterte mir fast mein häusliches Glück.“ Aber die Freunde hatten unrecht. Die in der Jugend gestählte Arbeitskraft Thäters war zu groß, die Liebe zu seiner Kunst zu gewaltig, und sein geliebtes Weib zu verständig, als daß er wegen der freilich oft schweren Sorge des Haushalts zum Handwerker hätte herabsinken können: die Zeit seiner Meisterwerke lag noch vor ihm.

Ein größerer Auftrag des kunstsinnigen Grafen von Racynski, der eine Geschichte der neueren deutschen Kunst schrieb und für diese verschiedene Werke der vorzüglichsten Münchener Künstler stechen lassen wollte, zog Thäter aufs neue nach der bayerischen Hauptstadt. Hier begann er seine vortrefflichen Stiche nach Gemälden Schnorrs, Kaulbachs, Mückes, Wachs u. a. und trat in anregenden Verkehr mit den hervorragendsten Münchener Meistern. Er war selbst längst ein auf seinem Gebiet ihnen Ebenbürtiger geworden, wurde als solcher geschätzt und hochgehalten und durfte wohl mit inniger Zufriedenheit auf eine Laufbahn zurückblicken, die ihn vom Laufburschen und Hausierer dank seiner eigenen Tüchtigkeit und Energie zu einem hochangesehenen Mann emporgeführt hatte. Indessen stand sein Einkommen mit seinen anerkannten Leistungen doch immer noch nicht recht im Einklang. Die

Arbeit eines Kupferstechers ist eine überaus langsame und wurde wenigstens damals recht mäßig gelohnt: so begrüßte Thäter es denn als eine glückliche Fügung, als ihm im Frühjahr 1841 die scheinbar angenehme Stellung eines Zeichenlehrers an der Kunstschule zu Weimar und damit ein feste Einnahme angeboten wurde. Schon im Sommer siedelte er mit Weib und Kindern nach der kleinen thüringischen Residenz über.

Das Leben in Weimar sagte ihm jedoch nicht zu und bereits 1843 finden wir ihn wieder in seiner geliebten Heimat Dresden. Seit langer Zeit hatte er sich, trotzdem die Not noch einmal empfindlich an seine Thür pochte, nicht so wohl gefühlt als hier. „Wir wohnen so schön, wie man in Dresden nicht schöner wohnen kann. Alle die Meinen sind, Gott sei Dank, sehr wohl. Meine Frau ist glücklich, daß sie wieder hier ist und die ihrigen zur Hand hat. Ich hoffe zu Gott, meine jetzige Not werde der letzte harte Sturz sein, den ich zu bestehen habe. Nichts ohne Kampf und Mühe!"

Sein festes Gottvertrauen täuschte ihn nicht.

Meister Cornelius betraute Thäter mit dem Stich seiner großartigsten Schöpfungen, der gewaltigen Kartons zur Ausschmückung des für Berlin geplanten Kamposantos — in dem Lebensbild Cornelius' ist Näheres darüber nachzulesen. Das war ein Auftrag nach des Künstlers Sinn. „Das Herz lacht mir im Leibe," schrieb er. „Das könnte eine großartige Kupferstecherschule geben, wie noch keine war, ein glänzender Lohn für meine Ausdauer und Beharrlichkeit. Nun, Gott wird thun, was recht und billig ist."

Mit Feuereifer ging Thäter an die Arbeit, die ihn bis in das Jahr 1848 hinein vollauf beschäftigte. Das herrliche, wohlgelungene Werk verbreitete seinen Ruf weithin und trug ihm schließlich eine Professur in München ein. Rührend schildert der ernstgesinnte, sich immer gleiche Mann seinen Abschied von Dresden: „Als ich meine vier Wände in Dresden verließ, stellte ich mich noch einmal an das Fenster gegen Osten, an welchem ich so oft dem Herrn meine Not geklagt, aber auch oft für seine Wohlthaten gedankt hatte, und schlug das Wort Gottes auf, um danach zu beten, zum letztenmal an dieser Stelle. Da hieß es denn: ‚Verlaß mich nicht, Herr, mein Gott,' und weiter: ‚Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!' und anderswo die erquickliche Antwort:

‚Siehe, ich bin mit Dir, und will Dich behüten, wo Du hinzeuchst!‘ und weiter: ‚Ich kenne Dich mit Namen und Du hast Gnade vor meinen Augen gefunden!‘ Mit diesem herrlichen Trost habe ich frohen Mutes meinem Weg angetreten und hoffe zuversichtlich, der Herr werde mir alles thun, was er zu mir geredet.“

Wir können an dieser Stelle leider die weitere künstlerische Thätigkeit Thäters, welche seinen Namen mit denjenigen der ersten damals lebenden Meister innig verwoben hat, nicht weiter im einzelnen verfolgen, wir müssen ebenso darauf verzichten, auf seine hervorragenden Leistungen als Lehrer einzugehen. Er bewährte sich nach jeder Richtung vollauf. In München erreichte er den Gipfel seines Ruhms.

Aber die allgemeine Anerkennung, welche ihm zu teil wurde, änderte nichts an seinem innersten Wesen. Seine rührende Dankbarkeit gegen Gott, seine Bescheidenheit blieb sich allzeit selbst gleich. Ergreifend klingen uns beide aus den Worten hervor, mit denen er eine kleinere Episode aus einem gelegentlichen Dresdener Besuch schildert: „Eines Abends führte mich ein Freund in eine der besuchtesten Wirtschaften an der Elbe. Ich geriet dabei in ein Gastzimmer, das mir gleich sehr bekannt vorkam. Aber erst als ich in die Küche sah und die kleine, enge Treppe, welche zum Hause hinausführt, wurde mir klar, wo ich war. Als Knabe von kaum zehn Jahren trug ich selbstgestrickte Strumpfbänder, an die meine selige Mutter Bänder genäht, und wohlriechende Seifenkugeln, die meine arme Mutter selbstgemacht hatte, in diesen Zimmern zum Verkauf herum. In dieser Küche bekam ich manchmal ein Überbleibsel von Speise, einen Knochen abzunagen, mit dem ich mich ganz still auf diese Treppe hinsetzte. Das alles stand lebendig vor mir. Ach, wie hat Gott der Herr mich so gnädig geführt. Jetzt habe ich Frau und Kinder, liebe, edle Freunde, einen schönen Wirkungskreis, Essen, Trinken, Kleidung. Wer bin ich, daß der Herr so gütig mich behütete und so viel Gutes mir gab!“

Tief schmerzlich berührte das anhängliche, treue Herz des seltenen Mannes der Tod seines ältesten und liebsten Freundes, des Bildhauers Rietschel, mit dem er in trüber Jugend so viele Entbehrungen geteilt, mit dem zugleich er sich emporgerungen, dessen stetig wachsenden Ruhm er mit endloser Freude verfolgt

hatte. „Am 21. Februar," schrieb er 1861 in sein Tagebuch, „ist mein geliebter Rietschel zur ewigen Ruhe eingegangen, mein innigster, treuester Freund. Gott wolle ihn nach seiner erbarmenden Liebe in Frieden ruhen lassen von aller seiner Arbeit. — Es ist ein hartes, bitteres Leid, das die Seinen betroffen hat; ich rechne mich dazu, denn sein Herz war auch mir vermählt in unverbrüchlich treuer Liebe. Schon als vierzehnjährige Knaben hat uns Gott zusammengeführt und unsere beiden Herzen in eines verschmolzen fürs ganze Leben und über dasselbe hinaus. Ja, der Herr hat uns verbunden, nur zum besonderen Segen, für den ich Ihm nicht genug danken kann!"

Die Arbeit begleitete den Unermüdlichen bis ins Greisenalter, sie erfreute und beglückte ihn. Auch nachdem er 1868 seine Professur niedergelegt hatte, war er in seinem Atelier wie als Vorstand des Münchener Kupferstichkabinetts rastlos thätig. Diese treffliche Sammlung zu sichten und zu ordnen, ihre Schätze zu erschließen, galt ihm als die letzte Aufgabe seines Lebens — eine Aufgabe, die er mit feinem Kunstgefühl und strengster Gewissenhaftigkeit löste.

Im Jahre 1870 stellten sich schwere asthmatische Beschwerden bei ihm ein, welche sich infolge heftiger Gemütserregungen, hervorgerufen durch den Tod seiner geliebten Gattin, oft bis zur Unerträglichkeit steigerten. Aber er trug sein Leiden mit Geduld und bewahrte sich die volle Frische seines Geistes. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er den Nachrichten vom Schauplatz des gewaltigen Völkerringens auf französischem Boden. „In welch wunderbarer Zeit leben wir!" lautet eine der letzten Aufzeichnungen in seinem Tagebuch. „Seit Beginn des großen Krieges gehen Tag für Tag unsere Herzen in immer höheren Sprüngen. Als Knabe von neun Jahren habe ich den ersten Befreiungskrieg erlebt, und nun ist es mir noch vergönnt, einen weit mächtigeren zu sehen. Gott führe ihn zu einem guten Abschluß! Man möchte fort und fort jubeln, daß solch verrottetes französisches Lügenwesen endlich gerichtet und gründlich gedemütigt wird!"

Im August suchte der Kranke Erholung in einem Landaufenthalt am Bodensee. Es schien auch, als ob die Luftveränderung, der Aufenthalt im Freien, verschönt durch ein Zusammensein mit seinen Kindern und Enkeln, dem Greis neue Kräfte zuführe, wenigstens kehrte er scheinbar gestärkt nach München zurück. Aber

es war doch nur ein letztes Aufflackern gewesen. Das Leiden brach bald mit erneuter Gewalt hervor — am 14. November 1870 schlummerte er sanft und ohne Todeskampf zu einem besseren Leben. Er starb voll Vertrauen auf Gottes Güte, auf welche er zeit seines Lebens so fest gebaut, und die sich an ihm, dem schlichten Manne, so wunderbar bewährt hatte.

Ludwig Frhr. von der Tann-Rathsamhausen.

Der tapferen Bayern tapferer Führer.

Während am 18. Mai 1815 auf dem blutigen Schlachtfeld von La Belle-Alliance sich der Schluß eines weltgeschichtlichen Dramas abspielte, und Wellington und Blücher endgültig mit dem nimmer müden Übermut Napoleons abrechneten, wurde in einem stillen Hause zu Darmstadt **Ludwig von der Tann** geboren: derselbe Ludwig von der Tann, der dereinst an der Spitze eines trefflichen bayerischen Heerhaufens, Schulter an Schulter mit allen übrigen deutschen Stämmen, wiederum Abrechnung mit dem Enkel jenes Korsen halten sollte, dessen Blutschuld auf dem Felde von Waterloo gesühnt worden war.

Ludwig von der Tann war ein frischer, fröhlicher Knabe, blonden Haares und blauäugig, fleißig in der Schulstube, aber auch mit seinen Gespielen wild und unternehmungslustig im Hof und in dem Garten — im Hühnerhof zumal, den er gern als sein ausschließliches Eigentum ansah, wie er denn überhaupt immer eine ganz besondere Vorliebe für die bunte Vogelwelt zeigte und behielt. Wollte sein Lehrer ihn belohnen, dann mußte er mit ihm durch die großen Wälder um das väterliche Schloß Tann schweifen und Vögel schießen, die dann ausgestopft wurden; noch heute ist daher auf dem alten Schloß im Rhöngebirge eine Sammlung aller dort vorkommenden Vögel zu sehen. Unter seinen Geschwistern galt Ludwig ein wenig für einen Träumer und Dichter. Stundenlang konnte er ihnen die merkwürdigsten, selbsterdachten Geschichten erzählen, und sie saßen dann atemlos neben ihn um den großen Kamin und lauschten seinen abenteuerlichen Mären.

Der Aufenthalt auf dem väterlichen Schlosse sollte indessen früher abgekürzt werden, als Ludwig es wohl selbst erwartet hatte. Schon im Jahre 1827 sandte der Vater nämlich den Knaben nach München, wo er als Edelknabe in die damalige „Pagerie“, einer adeligen Erziehungsanstalt, Aufnahme fand.

War der Abschied von der lieben Heimat schwer gewesen, — wer scheidet denn leicht von dem Elternhause —, so lebte der



Ludwig Frhr. v. d. Tann-Rathsamhausen.



muntere, innerlich gesunde Knabe sich doch schnell genug in der Pagerie ein. Die Liebe zur Kameradschaft, welche ihn später während seines ganzen, reichen Lebens auszeichnete, trat schon damals in seinen Jugendjahren hervor. Bald gewann er seine Mitpagen lieb, und auch sie lernten ihn schätzen: nicht lange und er war bei allen Spielen der Führer. „Im Pagengarten zu München habe ich meine ersten Schlachten gewonnen," erzählte er wohl noch als Greis lächelnd. Dabei entwickelte sich sein gesunder Körper in wenig Jahren zur hohen, kräftigen Mannesgestalt, nicht zuletzt dank der unermüdlich betriebenen körperlichen Übungen, von denen er große Stücke hielt. Die Brust weit und den Kopf frei halten, die Glieder regen und frische Luft atmen, das war sein Element, und Hinauswandern in den Ferien über Berg und Thal sein höchstes Vergnügen.

Mens sana in corpore sano — ein gesunder Geist in einem gesunden Körper! Was giebt es denn auch Höheres? Und nicht nur den Körper, auch den Geist stärkte und übte der Jüngling: er zeigte Interesse für alle auf der Pagerie gelehrten Fächer, ganz besonders freilich, wie man das so häufig bei bedeutenden Männern findet, für das Studium der Geschichte, in dem er, von einem trefflichen Gedächtnis unterstützt, bald alle Mitschüler überflügelte. Es zeichnete ihn überhaupt ein reger Ehrgeiz und daneben eine gewisse Kampfeslust, eine Freude an jedem Wettstreit aus. Jedes Hindernis reizte ihn, und noch in spätern Jahren konnte der Fernerstehende seinen frohen Wagemut oft nur schwer mit seiner ernsten Ruhe in der Gefahr in Einklang bringen.

Froher Wagemut und ernste Ruhe in der Gefahr aber sind köstliche Manneseigenschaften, sie sind zumal so recht eigentlich wahre Soldatentugenden.

Ludwig von der Tann war denn auch keinen Augenblick in der Wahl seines Berufes zweifelhaft: er trat nach Ablauf seiner Studienzeit auf der Pagerie in die Armee ein, wurde zum „Junker" im 1. Artillerie-Regiment und überraschend schnell, schon nach kaum Jahresfrist, zum „Unterlieutenant" ernannt.

„Das ist einmal ein geborener Soldat," meinten seine Vorgesetzten bald und sie hatten recht. Ihm war Freude und Liebe zu seinem Beruf angeboren. Rasch entwickelten sich alle die schönen soldatischen Eigenschaften, mit denen eine gütige Natur ihn beglückt hatte. Ein reges Ehrgefühl, ein liebenswürdiges Benehmen gewann ihm die Herzen der Kameraden, sein strenges Gerechtigkeitsgefühl

und sein tief innerliches Wohlwollen erwarb ihm die Liebe aller Untergebenen.

Glücklich wer das Gleiche von sich sagen kann!

Nicht lange und er galt, noch als blutjunger Offizier, seinen Regimentsgenossen als Vorbild -- selbst dann einmal, wenn es sich um irgend einen tollkühnen Streich handelte. So kam sein Regiment einst, es war im Herbst 1837, bei der Rückkehr von einer Übung nach Dachau ins Nachtquartier. Die Offiziere unternahmen nach einem fröhlichen Mittagessen einen Spaziergang auf der längs des Amperflusses gelegenen Straße, verfehlten aber auf dem Heimwege infolge der plötzlich hereinbrechenden Dunkelheit die Amperbrücke selbst. Ein beträchtlicher Umweg stand unseren Freunden bevor und beeinträchtigte ein wenig die heitere Stimmung. Da lachte Tann plötzlich fröhlich auf: „Wozu der Umweg! Wißt ihr — wir wollen einfach durch die Amper gehen!" Die Kameraden betrachteten, da der Fluß bereits halb gefroren war, seinen Vorschlag nur als Scherz und riefen: „Nur vorwärts! Geh voran, wir folgen nach." Das ließ sich Tann nicht zweimal sagen. Im nächsten Augenblick war er bis zu den Hüften im Wasser und nach einigen Minuten am jenseitigen Ufer. Dort stand er und schlotterte vor Kälte, aber seine Stimme klang nun erst recht lustig, als er über den Fluß hinüber rief: „Nun, wo bleibt ihr denn? Ist das euer Versprechen?" Wohl oder übel mußten alle Offiziere denselben Weg nehmen, und dann ging's unter Lachen und Scherzen im Dauerlauf nach den Quartieren, um möglichst schnell die Kleider zu wechseln.

Nach einigen Jahren wurde der treffliche junge Mann zum Generalstab kommandiert und bald darauf zum persönlichen Adjutanten des bayerischen Kronprinzen ernannt. Beide Stellungen gaben ihm nicht nur Gelegenheit, wiederholt den größern Waffenübungen der Armeen aller deutschen Staaten beizuwohnen und so seine militärische Erfahrung zu schulen, sondern sie führten ihn auch wiederholt in fremde Länder: Frankreich, Italien, Griechenland lernte er damals kennen.

Wer je Gelegenheit findet, ein fremdes Land zu durchwandern, der soll es mit offenen Augen thun! Reisen bildet nur, wenn man zu reisen versteht. Wer gedankenlos in seinem Eisenbahnwagen sitzt, gedankenlos von Hotel zu Hotel fährt und günstigsten Falls die bekanntesten Kunstwerke der besuchten Städte „abklappert", um nachher sagen zu können, ich war auch dort, der wäre besser

daheim geblieben. Sich voll dem Genuß wechselnder Landschaftsbilder hingeben; versuchen in Sprache, Sitte, Denkweise fremder Nationen einzudringen; ihrem Bildungsgange mit Verständnis nachgehen und sich an dem, was vergangene Zeiten hier oder dort geschaffen, erfreuen: das nannte Tann reisen und unter diesen Gesichtspunkten wurde ihm jede Reise zu einer Quelle sich immer erneuenden Genusses.

So kam das Jahr 1848 heran. Viel Schmerz, viel Enttäuschung hat dies Jahr mit seinen unklaren Freiheitsideen, mit seinen von hetzerischen Volksaufwieglern angefachten Umsturzversuchen unserem geliebten Vaterlande gebracht. Wenn wir aber zurückblickend heute jene Zeit der Irrungen und Wirrungen mit ungetrübtem Auge betrachten, so leuchtet aus ihr Eins doch mit verklärendem und verschönendem Glanze hervor: die Sehnsucht unseres ganzen deutschen Volkes nach Einheit, nach einer frischen, gemeinsamen Befähigung seines Könnens, seiner Kraft. Erst zweiundzwanzig Jahre später sollte in Erfüllung gehen, was unsere Väter und Großväter damals ersehnten und auf oft falschen Wegen, aber redlichen Willens voll erstrebten — einen schönen Ausdruck fand dies nationale Gefühl der Zusammengehörigkeit aber doch schon zu jener Zeit in der Bereitwilligkeit, mit welcher deutsche Söhne sich einten, um einem schwer unterdrückten Bruderstamm zu Hilfe zu kommen.

Die meerumschlungenen Herzogtümer, die alten deutschen Lande Schleswig und Holstein, standen damals unter dänischer Oberhoheit und wurden von Kopenhagen aus allen verbrieften Rechten zum Trotz in oft brutaler Weise vergewaltigt. Nach langem geduldigen Ausharren riß der Bevölkerung endlich die Geduld, wie ein Mann erhob sie sich gegen die dänische Zwingherrschaft.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Verzweiflungskämpfe der Herzogtümer oder die wechselvolle Beteiligung deutscher Staaten und deren Truppen zu ihren Gunsten eingehender zu verfolgen. Wir brauchen nur zu wissen, daß unser „Major Ludwig Freiherr von der Tann, Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs von Bayern“ von seinem Monarchen die Erlaubnis erhielt, an jenem Kampf teilnehmen zu dürfen und daß er bald in den Herzogtümern an die Spitze der sich schnell bildenden Freischaren trat.

Diese Freischaren waren sicher von dem besten Geiste erfüllt, aber sie waren aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt, und es ging ihnen zunächst jede, aber auch jede militärische

Ausbildung und Disziplin ab. Um mit ihnen etwas leisten zu können, so sagt Oberstlieutenant v. Helvig, der beste Biograph von der Tanns, sehr richtig, gab es für den Führer nur zwei Mittel: die Macht der Persönlichkeit und das Beispiel! Über diese beiden mächtigen Mittel aber verfügte von der Tann im seltensten Maße. In seiner äußeren Erscheinung ein Bild ritterlicher Kraft wußte er durch ruhiges, sicheres, wahrhaft vornehmes Auftreten, durch den Adel seiner Gesinnung die buntgemischte Masse, welche er führte, moralisch zu heben — er wußte aber auch durch seine eiserne Kaltblütigkeit in der Gefahr und anderseits durch sein rücksichtsloses Drauflosgehen die Seinen mit sich fortzureißen. Es ist bezeichnend, was ein Mitkämpfer über ihn nach dem ersten Gefecht schrieb: „Unser tapferer Führer von der Tann stand immer in den ersten Reihen. Trotz aller Bitten konnte er es nicht unterlassen, im stärksten Kugelregen von einer Schützenkette zur andern zu gehen, um sich selbst zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei. Seine Kaltblütigkeit und Ruhe mußte uns notwendig Sicherheit geben und ein Vertrauen einflößen, ohne welches wir unsern schwierigen Posten kaum hätten behaupten können. Hatte er durch sein gerades, biederes Wesen sich aller Herzen schon gewonnen, so errang ihm die Entschlossenheit, mit der er sich der größten Gefahr aussetzte, die allgemeine Bewunderung. Vom ersten wirklichen Gefechtstage an konnte man nicht mehr von einer bloßen Liebe zu ihm sprechen, die größte Begeisterung herrschte von nun an bei uns allen für unseren tapferen Führer!“

Wohl dem Offizier, über den seine Untergebenen also urteilen.

Die einzelnen Kämpfe jener Tage, die den braven Schleswig-Holsteinern so manche schwere und herbe Enttäuschung brachten, haben für die Jetztzeit nur noch ein beschränktes Interesse. Ihr Ziel, die endgültige Loslösung der meerumschlungenen Herzogtümer von der dänischen Herrschaft, wurde damals nicht erreicht, sondern erst anderthalb Jahrzehnte später — in dem glücklicheren Jahre 1864. Wir können daher auch die Teilnahme unseres Helden an ihnen übergehen. Erwähnt sei nur, daß er zuletzt, nachdem die Truppen der deutschen Kontingente leider aus politischen Rücksichten zurückgezogen worden waren, als Chef des Generalstabes der selbständigen schleswig-holsteinschen Armee thätig war und in den schwierigsten Lagen sein Bestes einsetzte. Es war für ihn eine Zeit des Werdens, reich an Enttäuschungen, aber verschönt durch das Bewußtsein, immer als ein ganzer Mann gehandelt zu haben. Als ihn im Herbst des

Jahres 1850 sein König nach Bayern zurückberief, schied er mit innigem Schmerz von dem Lande, das er wahrhaft lieb gewonnen hatte, wie er selbst dessen populärster Held geworden war. Er hatte sich ritterlich, thätig und tapfer bewährt, er hatte seinen militärischen Ruf begründet.

Oberst von der Tann genoß nun in einer Reihe schöner Friedensjahre den Vorzug, als Generaladjutant an der Seite seines Königs dessen Vertrauen genießen zu können.

Es kam vielerlei zusammen, was Tann dem Monarchen lieb und wert machte, viele Eigenschaften, durch welche die männliche Persönlichkeit des Obersten dem Könige geradezu unentbehrlich wurde. Sein klarer Kopf, sein rascher Blick, seine Ruhe in ernsten Augenblicken, sein von Wahrheit durchdrungener Charakter und der moralische Mut, mit welchem er seine Überzeugung allzeit rückhaltslos vertrat — das alles schätzte der König hoch. Es kam aber noch anderes hinzu: Tann besaß, innig verbunden mit echt weltmännischen Formen, die schöne Gabe innerlichen, ungesuchten Frohsinns; selbst heiter und lebensfrisch, übertrug er seine Herzensfreudigkeit und sein Wohlwollen gegen alle Welt auch auf seine Umgebung.

Nicht nur in der Residenz, auch auf allen Reisen, ganz besonders aber auf allen Jagden war Tann des Königs steter Begleiter. Die Jagd zumal galt als sein recht eigenstes Element; er war allzeit ein leidenschaftlicher Weidmann, durch Feld und Flur, durch Berg und Thal dem flüchtigen Wild nachzuspüren, schien ihm ein Abbild des Krieges.

Von der Tann war ein glücklicher Mann, glücklich im edelsten Sinne des Wortes. Voll befriedigt von seinem Streben, geehrt und geschätzt von seinem Herrscher, hatte er auch im eignen Hause sich ein frohes, zufriedenes Familienglück gegründet: mit heißer Liebe hing er an seiner Gattin, die er 1853 heimführte, an seinen prächtig heranwachsenden Kindern. Er war der zärtlichste, der sorglichste Vater — sein Haus galt als eine wahre Stätte schönen Friedens.

Da warf das Jahr 1866 plötzlich einen düsteren Schatten auf sein Glück — es wurde das schwerste, an Prüfungen härteste, an bitteren Enttäuschungen reichste Jahr seines wechselvollen Lebens.

Mit den übrigen süddeutschen Staaten trat auch Bayern in dem Entscheidungskampf auf die Seite Österreichs.

Tann aber war aus vollster Überzeugung gegen einen Krieg mit Preußen gewesen. Er hatte es vor dem Feldzug offen und

unumwunden ausgesprochen, daß er die preußische Armee ihrer ganzen Organisation und Bewaffnung nach für überlegen halte; er sah, wie wenig andere Süddeutsche, die einzige Möglichkeit, zu einem einigen, starken Deutschland zu gelangen, schon damals in dem festen Anschluß an Preußen und hielt mit dieser seiner Ausicht nimmer hinter dem Berge. Als dann der Wille seines Königs gegen ihn und seine Meinung entschied, trat diese selbstverständlich hinter dem militärischen Pflichtgefühl völlig zurück. Mit ganzer Hingebung suchte er der Stellung, zu welcher der Wille seines Königs ihn ausersehen, der Stellung als Chef des Generalstabes der bayerischen Armee, gerecht zu werden — er that, ein ganzer Mann, seine Schuldigkeit auch ohne Hoffnung auf Lorbeer und Sieg.

Und nun traf in einer Reihe von Niederlagen ein, was er mit scharfem Blick vorausgesehen, was er vorausgesagt hatte, und nicht wenige seiner engeren Landsleute häuften auf sein Haupt Vorwürfe auf Vorwürfe, maßen ihm die Schuld an den Mißerfolgen der bayerischen Waffen zu und schmähten in ihm den Anhänger der preußischen Politik, die doch nur Deutschlands Wohl und Größe im Auge gehabt hatte.

Aber wie die Zeitungen lärmen und schreien mochten, er trug das Bewußtsein, das Rechte gewollt zu haben, in seiner Brust. Und sein König hielt treu zu ihm, wie der Glaube der Armee an ihn und seine Tüchtigkeit unverändert geblieben war. Wohl war ihm das Haar in jenen Unglückstagen ergraut, das Herz aber schlug jugendlich und frisch wie ehedem.

Und der Tag war ja nicht fern, der ihm eine glänzende Genugthuung bringen sollte.

Mit dreistem Übermut brach Frankreich den Krieg vom Zaune und nicht zuletzt vertraute Napoleon darauf, die süddeutschen Staaten, wenn nicht auf seiner Seite, so doch neutral zu finden. Gerne werden Bayern und Württemberg sich an Preußen für die herben Schläge von 1866 rächen, so meinte er — wie wenig kannte der schlaue Menschenkenner an der Seine doch uns Deutsche! In dem Augenblick, wo der Krieg mit Frankreich gewiß war, schwanden alle kleinlichen Rücksichten, alle Bedenken und jede trübe Erinnerung an vergangene Tage! Von den weißragenden Felsen von Arkona bis zu der blauen Flut des Bodensees, von der Memel bis zum Rhein war Deutschland mit einem Schlage geeint und stand bereit unter des greisen Königs Wilhelm Führung mit dem Erbfeind endgültig abzurechnen!

Mit ganzer Seele, mit laut aufjauchzendem Herzen ging von der Tann in den heiligen Krieg. Sein König hatte ihm die Führung des I. bayerischen Armeecorps anvertraut — an der Spitze desselben sollte er sich selbst und allen seinen Untergebenen zugleich unsterbliche Lorbeeren und des Vaterlandes unvergänglichen Dank erringen.

Die bayerischen Armeecorps waren der dritten Armee: der Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, unseres spätern in Leiden schwer geprüften Kaisers Friedrich, zugeteilt. Bei Wörth, am 6. August, erhielten unsere Bayern, an der Zertrümmerung der Armee Marschall Mac Mahons wacker mitthuend, im blutigen Sturm auf Fröschweiler die Feuertaufe.

Es war ein wunderlicher Zufall, daß ganz in der Nähe des Schlachtfeldes eine jüngere Schwester von der Tanns, mit einem Gutsbesitzer, Herrn von Dietrich, verheiratet lebte. Im Jahre 1856 schon war die Schwester in die Fremde gezogen, und damals hatte Tann halb im Scherz und halb im Ernst ihr gesagt: „Zu dir, Schwesterchen, komme ich erst, wenn ich dich wiedererobere.“ Er war wirklich auch niemals in Niederbronn, so hieß des Schwagers Gut, gewesen; jetzt aber, nach der Schlacht, ritt er dorthin und trat der Schwester unter ihrer Thür freudestrahlend mit den Worten entgegen: „Jetzt haben wir euch und nun lassen wir euch Elsässer nicht wieder los!“

Wir wissen, er sprach die Wahrheit.

Von Wörth aus ging es, der geschlagenen Armee Mac Mahons nach, westwärts auf Chalons zu. Während weiter nördlich Prinz Friedrich Karl und der General v. Steinmetz unter den Mauern von Metz mit Bazaine abrechneten, sollte die Armee des Kronprinzen dem bei Wörth geschlagenen, sich aber inzwischen schnell wieder verstärkenden Feinde scharf auf den Hacken bleiben. Bald schloß sich, nachdem bei Metz die entscheidenden Schläge von Mars-la-Tour, Gravelotte und St. Privat gefallen waren, auch der wackere Kronprinz von Sachsen mit einem starken Heerteil dem Marsch auf Chalons an, und während sich drüben der Kaiser Napoleon aus dem bedrohten Metz zu den Fahnen Mac Mahons geflüchtet hatte, so stellte sich hüben auch der greise König Wilhelm selbst an die Spitze der Seinen.

Nicht ohne weiteres aber bot der Gegner sich zur Schlacht. Er ging auch nicht, wie unsere Heerführer wohl vermuteten, zum Schutz der bedrohten Hauptstadt unmittelbar auf Paris zurück,

sondern er wandte sich plötzlich nordwärts: Mac Mahon wollte, von der belgischen Grenze aus gegen Metz vorgehend, seinem in der Moselfeste eingeschlossenen Waffenbruder Bazaine Hilfe bringen. Der Plan war kühn, aber er war wieder einmal ohne den Wirt gemacht, ohne die Deutschen nämlich. Sofort erkannte unser großer Stratege Moltke die feindliche Absicht und lenkte, von allen Truppen die höchsten Marschleistungen heischend, schleunigst in die neue Richtung ein. Es galt, dem Gegner hart auf den Fersen zu bleiben und ihn zu fassen, ehe sein Herannahen bei der vor Metz zurückgebliebenen Einschließungsarmee fühlbar wurde. Das war der berühmte „Rechtsabmarsch“ der deutschen Corps, der zur Schlacht von Sedan führen sollte.

Und wie trefflich er gelang! Das Armeecorps unseres Tann hatte an den folgenden Ruhmestagen nun zumal einen herrlichen Anteil. Am 30. August überraschte es bei Beaumont eine feindliche Heeresabteilung und zertrümmerte sie in Verbindung mit preußischen Truppen fast vollständig, und am 1. September half es wacker bei dem gewaltigen Kesseltreiben von Sedan mit. Was von der Tann mit den Seinen an diesem Tage in dem beispiellos blutigen Ringen um das Dorf Bazeilles gethan hat, gehört der Geschichte an.

Wir können hier den sechsstündigen, fast beispiellos verlustreichen Kampf um Bazeilles nicht eingehender verfolgen, dagegen ist es wohl unsere Pflicht gegenüber den von französischer Seite verbreiteten häßlichen und gehässigen Mythen, daß die Bayern, um die Einwohner für ihre (thatsächliche) Teilnahme am Kampf zu strafen, das Dorf angezündet und mit ihm fast die ganze Einwohnerschaft verbrannt oder getötet hätten, darauf hinzuweisen, wie spätere eingehende Ermittelungen die völlige Lügenhaftigkeit dieser Gerüchte bewiesen haben. Während des ganzen Kampfes wurden von der über 2000 Seelen zählenden Bevölkerung überhaupt nur 39 Personen getötet und verwundet.

Wie sich aber gerade General von der Tann der Einwohnerschaft gegenüberstellte, wie milde er urteilte und fühlte, darüber berichtet ein Augenzeuge:

„Noch am Tage nach der Schlacht war ich, als ich durch den rauchenden Trümmerhaufen von Bazeilles ritt, Augenzeuge, wie aus einem Kellerfenster auf einen Verwundetenträger geschossen und daß dieser blessiert wurde. Der Attentäter wurde aus dem Keller herausgeholt, aber weder sofort erschossen noch mißhandelt,

sondern einem Trupp andrer gefangener Einwohner beigesellt, die desselben unsinnigen Verfahrens — noch am Tage nach der Schlacht auf einzelne Soldaten geschossen zu haben — bezichtigt waren. Am Nachmittag wurde ein Kriegsgericht festgesetzt, welches sie zum Tode verurteilte. Als am Abend von der Tann aber das Schlachtfeld abritt, kam er auch an das halbniedergebrannte Haus, wo das Kriegsgericht stattgefunden hatte, und begnadigte die Franzosen alle — ohne Ausnahme!"

Welcher französische General hätte in gleicher Lage wohl ebenso milde und barmherzig geurteilt?!

Während die siegreichen deutschen Armeen nach Paris rückten, um die stolze Hauptstadt mit eisernem Ring zu umschließen, fiel Tanns Corps zunächst die Aufgabe zu, die große materielle Beute des Sieges unter Dach und Fach zu bringen. Er mußte nämlich vorläufig in Sedan zurückbleiben, um die hunderttausend Gefangenen zu bewachen, das eroberte Kriegsmaterial zu sichten u. s. w. Dann zog er den Kameraden auf Paris zu nach, aber die unmittelbare Anteilnahme seines Corps an der Belagerung der größten aller modernen Riesenfestungen währte nur kurze Zeit: eine andere ernste, hochwichtige, selbständige Aufgabe hatte sich inzwischen für ihn gefunden.

Ganz Frankreich rüstete sich, die eingeschlossene, schwer bedrängte Hauptstadt zu befreien, und die republikanische Regierung, welche seit dem Sturz Napoleons die Geschicke des Landes leitete, war besonders im Süden, an dem Loirestrom, energisch und erfolgreich mit der Bildung eines starken Entsatzheeres beschäftigt. Die um Paris festgehaltene Belagerungsarmee gegen diese Versuche zu decken, mußte als eins der wichtigsten Ziele der deutschen Heeresleitung gelten, und König Wilhelm, wie Moltke glaubten gerade in unserm von der Tann den rechten Mann für diesen schwierigen Auftrag zu sehen. So wurde er denn Anfang Oktober mit seinem Armeecorps gen Orleans vorgeschoben, um den französischen Neuformationen gründlich entgegenzutreten. Von der Stärke dieser inzwischen in ihrer Bildung schnell fortgeschrittenen „Loire-Armee" hatte man selbst in Versailles, im obersten Hauptquartier, keine genaue Vorstellung.

Das war einmal eine Aufgabe für von der Tann und seine tapferen Bayern! Am 6. Oktober brach er mit seinem Corps und der ihm unterstellten norddeutschen 22. Division südwärts auf, traf schon am 10. bei Artenay auf den Feind, schlug ihn empfindlich

und trieb ihn durch die Stadt hindurch, die zurückgelassenen französischen Mundvorräte als just sehr willkommene Beute betrachtend. Am folgenden Tag machte der General sich zur schnellen Ausnützung des gestrigen Erfolges zeitig gen Orleans auf, brach bei Chevilly und Ormes den nochmaligen zähen Widerstand der Herren Franzosen und zog am Abend als Sieger in die „Stadt der Jungfrau" ein. Mit schmetternder Musik rückten die Bataillone durch die Straßen, während der Feind in voller Flucht über die Loire zurückströmte. „Auf dem Platz vor der Mairie," so schreibt ein Augenzeuge, „wurden die bayerischen Beiwachtfeuer angezündet, die alsbald die Umrisse der kolossalen Reiterstatue der Jungfrau von Orleans erkennen ließen. Mit gesenktem Schwert stand sie da und blickte auf das siegesfrohe Getriebe der fremden Sieger!"

Das Armeecorps genoß in der schönen Stadt Orleans eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe. Der General selbst hatte ein gutes Quartier in einem Hotel gefunden und suchte mit allen Kräften ein möglichst befriedigendes Verhältnis zu der Bewohnerschaft der Stadt festzuhalten. Seine Milde und seine Herzensgüte kamen dabei in schönster Weise zum Ausdruck. Es muß geradezu vorbildlich für jeden Kriegsmann sein, wie er sich den Besiegten gegenüberzustellen wußte, wie er die Schrecken und die Last des Krieges in jeder Weise zu mildern bestrebt war. Von der Tann war persönlich von der denkbar größten Anspruchslosigkeit. Wenn er den ganzen Tag im Sattel gewesen, setzte er sich mit den Offizieren seines Stabes wohl vergnügt an einen gedeckten Tisch, wenn der Zufall einen solchen bescherte, er trat aber anderenfalls ebenso heiter unter seine Offiziere mit der Frage: „Nun, Kinder, giebt's überhaupt etwas zu essen?" und begnügte sich dann mit der gewöhnlichsten Soldatenkost. „Picknick" nannten es scherzweise die Offiziere, wenn ihrem kommandierenden General bei solchen Gelegenheiten von dem einen ein Stück Brot, von dem nächsten eine Scheibe Wurst und von dem dritten etwas Schokolade angeboten wurde. Jene köstlichen Küchenwagen, wie sie seine Wackeren bei Wörth als das Eigentum französischer Generale, gefüllt mit den feinsten Pariser Delikatessen und auserlesenen Weinen, erbeutet hatten, waren ihm ganz unbekannt. Der General muß sich, wie der gemeine Soldat, mit dem wenigsten begnügen können, das war sein richtiger Grundsatz.

Fast drei Wochen stand von der Tann in und um Orleans, als ernste Nachrichten über das Fortschreiten der französischen Neuformationen einliefen. Man konnte bald als sicher an-

nehmen, daß sich westlich Orleans, nördlich der Loire, sehr überlegene feindliche Streitkräfte gesammelt hätten: ihnen entgegenzutreten, sie von einem Vorgehen gegen Paris abzuhalten, war des Generals nächste Aufgabe.

So kam es denn am 9. November zu jenem berühmten Kampf bei Coulmiers, in welchem etwa 20000 Bayern mit nur 110 Geschützen der in der Stärke von 75000 Mann mit 160 Geschützen vorgehenden französischen Loirearmee Widerstand zu leisten versuchten. Es war eine fast vierfache Übermacht, mit der der Feind den General von der Tann, der an jenem Tage nicht mehr über die Unterstützung der 22. Division verfügte, angriff.

Das blutige Ringen endete nicht zu Gunsten des deutschen Heeres, Coulmiers ist strenggenommen das einzige Gefecht des ganzen Feldzugs, von welchem die Franzosen nicht ganz mit Unrecht als von einem Siege sprechen können.

Am späten Nachmittag, als die Dämmerung niedersank, mußte der General den Rückzug befehlen. Er selbst ritt langsam mit den letzten Truppen zurück, und als die feindlichen Geschosse mit besonderer Heftigkeit rings um ihn einschlugen, hielt er manchmal sein Pferd an, wandte sich lächelnd zu seiner Umgebung und meinte: „In solchen Stunden muß man des Guten manchmal etwas mehr thun, als gewöhnlich!"

Nie vielleicht zeigte sich seine Ruhe, seine Seelengröße imponierender als an jenem Abend. Er war geschlagen — aber der Feind hatte keine Ursache stolz auf seinen Sieg zu sein. Trotz seiner gewaltigen Überzahl wagte er, dank der trefflichen Anordnungen Tanns, keine Verfolgung, und wenn somit auch Orleans vorübergehend verloren ging, so war doch der Hauptzweck, welchen die Entsendung von der Tanns verfolgte: die Sicherung der Belagerung von Paris! im vollsten Maße erreicht. Kaum über das Gefechtsfeld selbst ging der übermächtige Sieger vor, als ahne er, daß ihm die Früchte seines Ringes nicht zufallen sollten.

Und so kam es!

Schon hatte nämlich die deutsche oberste Heeresleitung die Kräfte bereitgestellt, welche die bisherige Aufgabe des bayerischen Corps übernahmen: der Großherzog von Mecklenburg und der Prinz Friedrich Karl, dessen Armee durch die Übergabe von Metz just zur rechten Stunde verfügbar geworden war, schickten sich bereits an, mit starken Heeresteilen gegen die französische Loirearmee entscheidend vorzugehen: bei Beaune la Rolande, bei Loigny-Ponpry

und dann im heißen Ringen gegen die sich vor Orleans selbst noch einmal setzende feindliche Armee wurden die Franzosen gründlich geschlagen, und am 5. Dezember schon zogen die deutschen Truppen, und von der Tann mit ihnen, zum zweitenmale in Orleans ein.

Auch an dem weiteren Verlauf des Feldzugs hatte der General und sein tapferes Corps den entschiedendsten Anteil. Wir können des letzteren Ruhmestage hier nicht im einzelnen verfolgen, es genügt für uns auch zu wissen, daß es in nicht weniger als 18 Schlachten und Gefechten gekämpft, daß es mit stürmender Hand dem Feinde 12 Geschütze, 1 Adler, 6 Fahnen entriß und ihm 5000 Gefangene abnahm — daß es diese staunenswerten Erfolge freilich auch mit einem Verlust von über 500 Offizieren und 9000 Mann bezahlte.

Ehre den tapferen Soldaten! Ehre ihrem tapferen Führer!

Mit äußeren Auszeichnungen überhäuft, das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung im Herzen kehrte von der Tann in die Heimat zurück, um in treuem Friedenswirken die Lehren des Krieges zum Wohl des Vaterlandes weiter zu verwerten. Mit dem Dank seines Kriegsherrn einte sich der Dank des ganzen Volkes; man hat nicht mit Unrecht gesagt, die Tausende von Lorbeer- und Blumenkränzen, mit denen er bei der Heimkehr, bei dem Einzug der Truppen in Berlin, an dem er auf des Kaisers besonderen Wunsch teilnahm, wie vor allem bei dem festlichen Einzug in die bayerische Hauptstadt, überschüttet wurde, seien „mit den Herzen" gebunden gewesen. Die höchste militärische Auszeichnung Bayerns, das Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens schmückte neben den beiden eisernen Kreuzen seine Brust, die Residenz München ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger, und Kaiser Wilhelm taufte auf den Namen des tapferen Bayern ein Fort des wiedererrungenen Straßburg.

Noch zehn reiche Lebensjahre waren dem Trefflichen beschieden. Trotz öfterer Kränklichkeit that er seinen Dienst als Corpskommandeur nach wie vor mit der ihm eigenen Schneidigkeit, die sich so trefflich mit warmen Wohlwollen paarte: als der berühmteste Soldat des bayerischen Heeres verehrt und gefeiert weit und breit. Schließlich meldeten sich, zu früh für die Liebe, die ihm entgegengebracht wurde, des Alters Lasten. Vergebens suchte er im sonnigen Süden Heilung — am 26. April 1881 hauchte er zu Meran seine tapfere Seele aus.

Bayern, ja ganz Deutschland stand trauernd an seinem Sarge. Ja ganz Deutschland, wie er aus innerster Herzensüberzeugung allzeit ein wahrhaft deutscher Mann gewesen war: echt deutsch

in seinem Denken und Empfinden, echt deutsch in seinem Streben und Vollbringen.

Als Soldat hatte Ludwig von der Tann in 29 Schlachten und Gefechten seine Pflicht glänzend erfüllt und sich als treuer Diener seines Kriegsherrn, des ganzen Vaterlandes bewährt. Als Mann handelte er allzeit nach dem herrlichen Wahlspruch, welchen einst sein Vater dem vierjährigen Knaben in das Stammbuch geschrieben hatte:

„Was ist der Wert des Mannes, wenn nicht Geschicklichkeit zu möglichst vielem, Genügsamkeit mit möglichst wenigem, Entschlossenheit zu allem!"

So ist er zu einem schönen Mannesvorbild für uns alle geworden.

Richard von Volkmann.

Richard Leander.

Aus der Lüneburger Heide stammt die Familie Volkmann. Dort, wo der Mann nur in harter, entsagungsreicher Arbeit dem dürftigen Boden seine Ernten abgewinnen kann, waren die Volkmanns seit langer Zeit angesessen. Gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aber zog ein Sproß des Geschlechts nach Hamburg, und fast anderthalb Jahrhunderte blieb die Hansestadt nunmehr der Sitz der hochangesehenen, reichen Patrizierfamilie. Erst 1764 wanderte der Dr. jur. Johann Jakob Volkmann nach dem damaligen Kurfürstentum Sachsen aus und erwarb dort einige Rittergüter. Er war unseres Helden, des berühmten Arztes und hochbegabten Dichters, Urgroßvater: ein vielseitig gebildeter, vielgereister, auch litterarisch hervorragend thätiger Mann, dessen Reiseschilderungen sich seiner Zeit der allgemeinsten Anerkennung erfreuten. Namentlich war gegen Ende des vorigen und anfangs unseres Jahrhunderts eine Reise nach Italien ohne „Volkmanns historisch-kritische Nachrichten von Italien" fast ebenso undenkbar, wie sie es etwa heute ohne den roten Bädecker oder die braunleuchtenden Bände des Gsell-Fels ist. Selbst Goethe benutzte auf seinen italienischen Reisen den „ehrlichen und guten", aber „trockenen" Volkmann eifrig und erwähnt besonders seiner einsichtigen Kunstanschauungen oft mit dankbarer Anerkennung.

Der Sohn dieses Mannes verkaufte nach den Freiheitskriegen seine Güter und siedelte nach Leipzig über; sein Sohn wiederum, unseres Richards Vater, war der berühmte Professor der Anatomie und Physiologie Alfred Wilhelm Volkmann.

Richard Volkmann wurde am 17. August 1830 in Leipzig geboren; schon ehe der Knabe das achte Lebensjahr erreichte, folgte der Vater aber einem ehrenvollen Ruf an die Universität Dorpat in den russischen Ostseeprovinzen. Hier verlebte der frühgeweckte Knabe sieben Jahre seiner Jugend in dem an mannigfachen Anregungen überaus reichem Elternhaus; der Vater ein geistvoller, hochgebildeter Mann, die Mutter als Tochter einer der ältesten



Richard v. Volkmann. (Richard Leander.)



und berühmtesten Verlagsbuchhandlungen Leipzigs überaus regsamen Geistes und begeistert für alles Schöne; die Gäste des Hauses allzeit hervorragende Männer — in solcher Umgebung wuchs der Knabe auf. Dann vertauschte der Vater seine Stellung in Dorpat mit einem Lehrstuhl in Halle. Richard Volkmann besuchte dort zuerst die sogenannte lateinische Hauptschule der Frankeschen Stiftungen, trat aber bald in die alte, weithin berühmte Fürstenschule zu Grimma über. Hier entwickelte sich seine ungewöhnliche Kenntnis der alten Klassiker, seine große Vorliebe für Litteratur und die Feinheit seiner Sprache.

Der Jüngling wünschte sich eigentlich der Altertumswissenschaft zu widmen, auf den dringenden Wunsch des Vaters, der den Sohn gern in den eigenen Beruf einführen wollte, entschloß er sich jedoch zum medizinischen Studium. Er besuchte die Universitäten zu Gießen und Halle mit bestem Erfolg, war aber bei allem Fleiß doch stets ein heiterer Teilnehmer des akademischen Lebens. Bis zum Tode bewahrte er auch als „alter Herr“ den studentischen Corps, denen er angehörte: den „Starkenburgern“ zu Gießen, den „Märkern“ in Halle, die treueste Erinnerung. In Berlin legte er 1855 das Staatsexamen ab; hier wurde er mit dem berühmten Chirurgen Bernhard von Langenbeck bekannt und befreundet, und dessen Einwirkung hat zweifellos dazu beigetragen, Volkmann zum Ergreifen seines späteren Specialfachs zu veranlassen.

Der junge Doktor ließ sich als praktischer Arzt in Halle nieder und fand bald eine überaus reiche Praxis: nicht lange und er zählte zu den gesuchtesten Ärzten der Stadt. Nach kurzer Zeit eröffnete er auch Vorlesungen an der Universität und suchte sich wissenschaftlich nach allen Richtungen hin fortzubilden. Es war eine überaus schwere, aufreibende Zeit: abends, wenn er ermüdet von seiner umfangreichen praktischen Thätigkeit nach Hause kam, begann er zu mikroskopieren und litterarisch zu arbeiten, und es war kein seltenes Ereignis, daß ihn seine jugendliche Gattin — er hatte sich 1858 mit Anna von Schlechtendal vermählt — erst am grauenden Morgen halb mit Gewalt vom Studiertisch abrief.

Im Jahre 1863 zum außerordentlichen Professor ernannt, feierte er seine ersten großen Triumphe im Feldzug 1866. Ohne jemals Militärarzt gewesen zu sein und ohne jede dienstliche Verpflichtung eilte er nach dem Kriegsschauplatz, sein Herz drängte ihn an den Stätten des Leidens nicht zu fehlen. Man übertrug dem bereits bekannten Arzt die Oberleitung der großen, in Trau

tenau angelegten Lazarette, in denen Volkmann unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Oktober des Kriegsjahres wirkte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er unter besonderer Anerkennung seiner Verdienste zum ordentlichen Professor ernannt; gleichzeitig aber übergab ihm der Staat, und das war unendlich viel wichtiger und folgenreicher, die Leitung der großen chirurgischen Klinik an der Universität Halle. Mit diesem Augenblick begann die glänzende Thätigkeit, welche er als Chirurg entfalten sollte.

Um seine Bedeutung in dieser Beziehung ganz zu verstehen, müssen wir uns die Strömungen und Wandelungen vergegenwärtigen, welche sich gerade in jener Zeit auf dem Gebiet der Heilkunde im allgemeinen und der Chirurgie im besonderen vollzogen.

Seit kurzem erst hatte sich vor den erstaunten Augen der Forscher die „Welt der Kleinen“ eröffnet, die Kenntnis jener kleinsten Lebewesen, welche als Bakterien heute jedem Gebildeten bekannt sind. Allmählich erkannte man, in welch unheimlichem Grade diese nur unter dem Mikroskop sichtbaren, winzigen Ungeheuer jeden Krankheitsprozeß beeinflussen; man wurde sich klar darüber, daß in der Luft unzählige organische Keime enthalten seien, welche in jeder offenen Wunde Fäulnis und Eiterungen erregen mußten, sobald sie mit ihr, sei es durch den Luftzutritt an sich, sei es durch die Hand des Arztes in Berührung gebracht wurden. Des großen schottischen Arztes Lister unsterbliches Verdienst war es dann, die Mittel anzugeben, durch welche der Chirurg in die Lage kam, jene Fäulniserreger von den Wunden fern zu halten. Er lehrte, wie man in den Krankenhäusern die Luft desinfizieren müsse, wie durch besondere Zerstäubungsapparate während der Operation über der Wunde gleichsam ein Karbolnebel erzeugt werden könne, der die gefährlichen organischen Keime rechtzeitig tötete, und wie die Wunde selbst durch einen mit Karbolsäure (oder Salicylsäure, Jodoform oder andere fäulniswidrige Stoffe) getränkten Verband zu schließen und sich selbst zu überlassen sei, um den Zutritt der Bakterien gänzlich zu verhindern.

Volkmann nun war einer der ersten Ärzte, in Deutschland jedenfalls der erste Chirurg von Ruf, der die „antiseptische Wundbehandlung“ richtig würdigte und ihrer ganzen, geradezu unschätzbaren Bedeutung nach erkannte. In seiner Klinik wurden die ersten umfassenden Versuche auf deutschem Boden unternommen, und er ist es, der die neue heilbringende Wahrheit durch schwere Kämpfe und ernste Anfechtungen hindurch zum Siege führte.

Inzwischen war der Treffliche aufs neue der Pflicht gegen das Vaterland gefolgt. Der glorreiche Feldzug 1870 rief ihn an die französische Grenze, wo er als Generalarzt die großen Lazarette in Mannheim leitete. Einem von hier aus an seine Gemahlin gerichteten Briefe entnehmen wir folgendes: „Über einen Besuch der Großherzogin von Baden habe ich Dir wohl schon berichtet. Ich sah die Schwester unseres liebenswürdigen Kronprinzen hier zum erstenmal. Sie ist ihm körperlich sehr unähnlich, da sie viel mehr der Mutter, er dem Könige gleicht, doch hat sie ganz dasselbe einfache und fast treuherzige Benehmen wie er. Sie telegraphierte ihre Ankunft erst von der letzten Station vor Mannheim, so daß für mich nicht Zeit vorhanden war, Toilette zu machen. Ich mußte mich schon entschließen, sie in Wasserstiefeln und einfachem Rocke zu empfangen. Ich war bis Mittag bei strömendem Regen in allen Lazaretten herumgelaufen, mit einem großen Hute von schwarzem Gummi mit breiter Krämpe bewaffnet, den ich mir in Mannheim gekauft, so daß ich einem bei der Löscharbeit stark beschäftigt gewesenen Spritzenmann frappant ähnlich gesehen haben muß. Doch zu Kriegszeiten hören ja alle Etiquetten-Rücksichten auf, und als die Großherzogin in fast bürgerlicher Kleidung, von einem einzigen Kammerherrn und ihrer ebenso einfach gekleideten Schwägerin, der Prinzessin Wilhelm, einer wie man sagt ungeheuer reichen russischen Prinzessin begleitet, eintraf, schwanden alle Bedenken. Wir gingen nun von Lazarett zu Lazarett und von Bett zu Bett, von ein Uhr Mittags bis Abends halb acht Uhr, und ich hatte zum erstenmale Gelegenheit, die Routine zu bewundern, die solche hohe Herrschaften in der Konversation und in dem Geschick, jedem etwas Angenehmes zu sagen, sich zu erwerben imstande sind. Denn die Großherzogin hielt es für ihre Pflicht, jeden Verwundeten anzureden und sich einige Minuten mit ihm zu unterhalten. Dabei kamen einige sehr hübsche Späße mit unseren braven Musketieren vor, die allgemeine Heiterkeit erregten. So trug die Großherzogin eine Brosche mit der Photographie des Königs. Ein dicker, pausbäckiger Soldat, zu dem sie sich niederbückte, betrachtete sich die Brosche sehr aufmerksam. ‚Erkennen Sie die Photographie?‘ fragte die Großherzogin. ‚Das ist ja wohl gar unser oller Willem!‘ lautete die unverfrorene Antwort. ‚Ja wohl,‘ entgegnete die Großherzogin und gab dem trefflichen Antworter unter lautem Lachen die Hand, die dieser so wacker schüttelte, als wenn er eine alte Dorfbekannte getroffen hätte. Im Gegensatze

hierzu waren die Antworten einzelner Verwundeter so rührend, daß ich oft energisch mit mir kämpfen mußte, um nicht die Thränen in die Augen schießen zu lassen. Als ich Abends gegen acht Uhr sehr gnädig und mit freundlichem Händedruck von den beiden hohen Damen verabschiedet wurde, war ich todmüde, so hatte mich das fortwährende auf dem qui vive-sein angegriffen und ich griff zu meinem Universalmittel, das ich von meinem guten Vater geerbt, ich legte mich sofort zu Bett und schlief zwölf Stunden hintereinander." Später wurde Volkmann nach der Umgebung von Sedan berufen und blieb hier noch vier Wochen nach der Entscheidungsschlacht in voller Thätigkeit. „Lange hast Du auf Nachricht von mir warten müssen," schrieb er Ende September nach der Heimat, „aber wie ich Dir schon schrieb, wir leben hier ganz außerhalb aller Postverbindung, und ich selbst führe ein vollständiges Nomadenleben. Viel Mühe und Arbeit habe ich gehabt, aber mich doch auch recht nützlich machen können, und dies ist ja die Hauptsache. Ich hatte in der letzten Zeit mehr und mehr alle Verwundeten, die in der hiesigen Umgebung zerstreut waren und einen weiteren Transport in die Heimat noch nicht vertragen konnten, hier in Mouzon zu vereinigen gesucht. Dies ist mir auch sehr gut gelungen, so daß z. B. in Beaumont, wo die Verhältnisse sehr viel ungünstiger waren, wie hier in Mouzon, seit mehr wie acht Tagen kein einziger Verwundeter mehr ist. Dadurch hat, nach ungeheueren Evakuationen nach Belgien, Mouzon einen Bestand von 150 Verwundeten bekommen, die intransportabel, zu 50% Todeskandidaten, hauptsächlich Pflege, minder eigentlich chirurgische (operative) Hilfe bedürfen. Sie liegen in den großen Sälen einer Spinnerei gut verpflegt und gewartet, und Dr. F. und vier englische Ärzte behandeln sie. Eine ähnliche Konzentration hat in und um Balan, einem hart bei Sedan gelegenen Flecken, stattgefunden. Die dortigen Kranken hat ein überaus liebenswürdiger englischer Dr. F., der fließend deutsch spricht, übernommen. Ich betrachte daher meine hiesige Aufgabe für gelöst und werde nun meinem Armeecorps (dem IV.) nachgehen, resp. es in der Umgebung von Paris aufsuchen. Wahrscheinlich werde ich meine Reise dahin mit Professor .... zusammen machen können, der hier mein nächster Nachbar war. Er befindet sich jetzt in derselben Lage wie ich, und als er mich gestern hier besuchte — was ich ihm sehr hoch anrechne — haben wir bis auf weiteres ausgemacht, gemeinsam vorzugehen. Morgen fahre ich

zunächst wieder einmal nach Sedan, um zum letztenmale meine Verwundeten in dortiger Gegend zu sehen, und kehre dann wahrscheinlich gar nicht mehr nach Mouzon zurück, sondern gehe gleich die große Etappenstraßen: Rethel, Rheims ꝛc. nach Paris. Ich habe bereits heute gepackt und alles in Ordnung gebracht. Das Fuhrwerk, welches ich mir annektiert, besteht in einem ganz kleinen zweisitzigen, verdeckten Marketenderwagen ohne Kutscherbock, der auf dem Schlachtfelde von Beaumont stehen geblieben war. Hinten ist ein großer Eisenkasten angebracht, in dem die Besitzerin ihre Cigarren und feinen Schnäpse ꝛc. für die französischen Offiziere verwahrte und in dem jetzt meine Koffer nebst Heu und Hafer sehr gut Platz finden. Es hat ein solcher eiserner, verschließbarer Kasten den großen Vorteil, daß einem nicht die Koffer ohne weiteres vom Wagen gestohlen werden können. Übrigens hieß die Besitzerin des Wagens ‚Madame Privat, Cantinière‘, wie solches mit großer Schrift in weißer Ölfarbe auf dem Kasten stand. Ich habe hier den Kasten schwarz anstreichen lassen, um nicht unter einer so bedenklichen Firma reisen zu müssen, und hat mein Maler noch ein großes, rotes Genfer Kreuz auf ihm angebracht. Was meine Pferde anbelangt, so habe ich zwei von den in den ersten acht Tagen nach der Schlacht bei Sedan zu Tausenden auf den Festungswällen, den umgebenden Wiesen und selbst den Straßen der Stadt frei umherlaufenden resp. verhungernden Pferde an mich genommen. Da jedoch mein Wägelchen bis jetzt nur für ein Pferd eingerichtet ist, läuft das andere nebenher. Bedenklicher ist mein Geschirr. Es ist aus allem möglichen alten Zeug zusammengestoppelt, und wahrscheinlich werde ich morgen in den sauren Apfel beißen, mir in Sedan zwei neue Geschirre zu kaufen. Nichts fataler, als wenn auf einer solchen Reise nach Paris etwas am Zeug risse. Übrigens bin ich diesmal trefflich verproviantiert, dank Deinem Koffer, den ich noch nicht anzureißen gebraucht habe und der ebenfalls sehr gut in dem großen eisernen Kasten der Madame Privat Platz findet. Die arme Frau! Sie mag schleunigst ausgerissen sein, als so ganz unvermutet das französische Lager bei Beaumont von uns plötzlich mit Kartätschen beworfen wurde, während die Soldaten gerade beim Mittagessenkochen waren.“ — Glücklich führte er seine Absicht, quer durch Feindesland, im Vertrauen auf seinen neutralen Beruf und seine ausgezeichnete Kenntnis der französischen Sprache zur Belagerungsarmee von Paris zu eilen, aus und war dort monatelang wirksam. Schließlich, Anfang

Februar 1871, erhielt er den Befehl, sich als Generalarzt zur Süd-armee des Generals von Manteuffel zu begeben und wurde dessen Stabe attachiert. Erst Mitte März traf er wieder in der Heimat ein. Seit dem Feldzug gehörte er dem Heere dauernd als General-arzt an und die Uniform war ihm das liebste Ehrenkleid; bei fast allen festlichen Gelegenheiten legte er sie an.

Bei der Rückkehr in die Heimat fand er in seiner Klinik sehr trübe Zustände vor. Während seiner Abwesenheit war dieselbe mit Verwundeten überfüllt gewesen, und dieselben hatten in den Räumen ein böses Andenken zurückgelassen: Blutvergiftung und Wundrose, die beiden gefährlichsten Feinde des Chirurgen, hatten sich in ihnen eingenistet. Volkmann war nahe daran, die vorüber-gehende Schließung der Anstalt zu beantragen, da trotz aller Sorg-falt nur allzuviele Operationen unglücklich verliefen. Damals ge-rade aber ging er an die Prüfung der Listerschen Wundbehandlungs-methode, und die Erfolge waren überraschend. Wenn er selbst anfangs meinte: „es würde sich wohl nur um ein kurzes, vergebliches Experiment handeln, eine lästige, aber unabweisliche Pflichterfüllung“, so überzeugte er sich schon nach wenigen Wochen, daß durch das anti-septische Verfahren der Chirurgie ganz neue Wege eröffnet seien, und er blieb dessen treuster, thatkräftigster und umsichtigster Verfechter und Verbesserer. Es waren ja in der That wunderbare Erfolge, welche sich jetzt erzielen ließen. Wenn ehedem fast jede, auch die kleinste Wunde in Eiterung überging, welche die Kräfte des Operierten vorzeitig verzehrte, so lag nunmehr die Möglichkeit einer völlig eiterfreien Wundbehandlung vor; es ergab sich damit die weitere Möglichkeit, weit tiefere Eingriffe in den menschlichen Körper, Operationen zu wagen, vor deren auch der gewiegteste Chirurg ehe-dem zurückgeschreckt war. Es bot sich andererseits Gelegenheit, den bewährtesten Grundsatz der neueren Wissenschaft immer weiter aus-zubilden: von dem verletzten Körperteil möglichst viel zu erhalten. Wenn der Operateur früher z. B. bei einem schweren Kniege-lenkleiden das ganze Bein amputierte, so konnte man sich jetzt da-mit begnügen, das Kniegelenk herauszunehmen und der Heilkraft der Natur unter den günstigsten Vorbedingungen die Heilung, ja den teilweisen Wiederersatz des Entfernten zu überlassen. In dieser Richtung ist Volkmanns Vorgehen geradezu bahnbrechend gewesen, er wurde zu einem wahrhaften Wohlthäter der leidenden Menschheit.

Unter seiner Leitung entwickelte sich die chirurgische Klinik der Universität zu einer wahrhaften Musteranstalt, zu einem Mekka

der Chirurgen, die von weit her nach Halle pilgerten, um Volkmann operieren zu sehen, seinem geistvollen Vortrag zu lauschen, die zweckmäßigen, stets wohldurchdachten Anordnungen kennen zu lernen, die er getroffen, ihn auf seiner Visite, bei dem Umgang von Krankenbett zu Krankenbett, zu beobachten. Als Lehrer, wie als Arzt übte er einen Zauber aus, dem sich niemand entziehen konnte. Gleich bewundert wurde die Sicherheit seines Urteils, die Gewandtheit und Entschiedenheit seiner Operationen, seine fast graziös zu nennende Kunst, die Instrumente zu handhaben, und die liebenswürdige und gemütvolle Art, wie er mit den Patienten verkehrte, ihre Leiden erleichterte, auf ihre Wünsche einging. Rührend und und ergreifend war zumal das Verhältnis zu seinen „Kleinsten", den zahlreichen Patienten der klinischen Abteilung für Kinderkrankheiten. Sie liebten ihn alle, die armen Leidensgenossen: wenn er in einen Saal trat, streckten sich alle Hände „dem lieben Herrn Geheimrat" entgegen, der für jedes Kind stets ein freundliches Wort, einen Trost, einen kleinen Beweis seiner Herzensgüte hatte. So wurde die ehedem stark vernachlässigte Hallenser Klinik zum bewundertsten medizinischen Institut Deutschlands und zugleich zu einer Pflanzschule für zahlreiche junge Chirurgen, die Volkmanns Namen und Ruf in alle Lande verbreiteten.

Mit seinem berühmten Collegen Langenbeck gemeinsam der Begründer der deutschen Gesellschaft für Chirurgie, war Volkmann auch einer der erfolgreichsten und geschätztesten chirurgischen Schriftsteller. Vielleicht zeichnete er sich weniger durch geniale neue Entdeckungen aus, aber seine Bedeutung verkleinert dies nicht: wie kein anderer wußte er alle neuen Errungenschaften der Wissenschaft praktisch zu verwerten, ja diese gestalteten sich oft erst in seiner Hand zur wirklichen Brauchbarkeit aus. Er sprach und schrieb gleich anziehend und klar — so werden denn seine chirurgischen Abhandlungen, auf welche hier näher einzugehen die Aufgabe dieser Lebensbilder verbietet, noch auf lange Zeit hinaus dem strebsamen Arzte eine Fundgrube des Wissens bleiben.

Aber Richard Volkmann war nicht nur einer unserer bedeutendsten Chirurgen, er war von Gott noch mit einer anderen Himmelsgabe begnadigt worden: er war einer der liebenswürdigsten Dichter unserer Zeit.

Vierzig Sommer waren über ihn dahingerauscht, ehe er mit seinen dichterischen Schöpfungen hervortrat. Aber gleich die erste Gabe, mit der er uns beschenkte, war ein Meisterwerk, war eins der sinnigsten

Bücher, die im Lauf der letzten Jahrzehnte überhaupt auf dem deutschen Büchermarkt erschienen, und ist zudem doppelt interessant durch die äußeren Umstände, unter denen sie entstanden.

Es war während der Belagerung von Paris, im Jahre 1870, daß er in den Mußestunden, welche der bitterernste Beruf ihm ließ, jene entzückenden „Träumereien an französischen Kaminen“ dichtete, die mit ihrer kindlich anmutigen, echten Märchenpoesie seinen Ruf als Dichter begründeten.

„Da saßen wir,“ so erzählt er selbst, „wenn des Tages Arbeit gethan war, und der Abend von den anmutigen, die Seinestadt umkränzenden Höhen herabstieg, einsam an den Kaminen der verlassenen französischen Villen und Schlösser. Und wenn das Feuer knisterte und die Funken flogen, überkamen gar manchen alte, sonderbare Gedanken. In Leib und Gestalt traten sie hervor hinter den großen dunklen Gardinen und aus den bunten Kattuntapeten und drängten sich dicht heran an den Träumer. Und wenn er ihnen verwundert ins Gesicht sah, so waren es alte Bekannte und darunter viele langvergessene — wohl aus der Kinderzeit. Denn man glaubt nicht, was alles ein deutscher Soldat an französischen Kaminfeuern zu träumen vermag.

Auch dem Erzähler ging es nicht anders. Und dann und wann, wenn draußen die Flocken stoben, nahm er die Feder und suchte mit flüchtigen Strichen die Traumgestalten auf das Papier zu werfen. Und die Feldpost trug die leichten Zeichnungen treulich nach Haus, zu der, welcher dies Büchlein zugeeignet ist — zu seiner Hausfrau, Frau Anne. Als er dann endlich zurückkehrte in das deutsche Vaterland, an den eigenen, kinderumstandenen Herd, sah er verwundert, wie aus den einzeln versandten Blättern ein förmliches Bändchen geworden war.“

Danken wir's den Freunden des Verfassers, daß sie nicht ruhten, bis er dies Bändchen in die Welt hinaussandte: unter dem Namen Richard Leander — Leander ist die griechische Übersetzung des Namens Volkmann — erschienen die Träumereien im Oktober 1871, um sich die Herzen im Sturm zu erobern. Irre ich nicht, so ist bis heute schon ihre zwanzigste Auflage erforderlich geworden.

Die „Träumereien“ sind liebenswürdige Märchen, aus denen der feine Beobachtungssinn, die poetische Veranlagung und die herrliche, humorvolle Gemütstiefe Volkmanns zu uns spricht. Von der „künstlichen Orgel“ erzählt er uns, „die war so künstlich, daß

sie von selbst zu spielen anfing, wenn ein Brautpaar in die Kirche trat, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte"; in das „unsichtbare Königreich" werden wir geführt, das der Traumjörge als Hochzeitsgabe von seinem Schwiegerpapa, dem König der Träume, erhielt; der „Königin, die keine Pfeffernüsse backen, und dem König, der nicht das Brummeisen spielen konnte" werden wir vorgestellt; Mohren und die Goldprinzessin lernen wir kennen.

„Wovon die Beine der Teckel so kurz sind und daß sie sich dieselben abgelaufen haben, weiß jeder," berichtet Richard Leander, um ein Beispiel seiner reizvollen Dichtungen zu geben. „Wie aber der Storch zu seinen langen Beinen gekommen ist, das ist eine ganz andere Geschichte."

Drei Tage nämlich, ehe der Storch ein kleines Kind bringt, klopft er mit seinem roten Schnabel an das Fenster der Leute, die es bekommen sollen, und ruft:

„Schafft eine Wiegen,
Ein Schleier für die Fliegen,
Ein buntes Röcklein,
Ein weißes Jäcklein,
Mützchen und Windel:
Bring' ein klein Kindel!"

Dann wissen die Leute, woran sie sind. Doch zuweilen, wenn er sehr viel zu thun hat, vergißt er es, und dann giebt's große Not, weil nichts fertig ist.

Bei zwei armen Leuten, die im Dorf in einer kleinen Hütte wohnten, hatte es der Storch auch vergessen. Als er mit dem Kinde kam, war niemand zu Hause. Mann und Frau waren auf Feldarbeit gegangen, und Thüren und Fenster waren verschlossen; auch war nicht einmal eine Treppe vor dem Hause, auf die er es hätte legen können. Da flog er aufs Dach und klapperte so lange, bis das ganze Dorf zusammenlief und eine alte Frau eilend aufs Feld hinaussprang, um die Leute zu holen.

„Herr Nachbar, Frau Nachbarin! Herr Nachbar, Frau Nachbarin!" rief sie schon von weitem, ganz außer Atem, „um Gottes willen! Der Storch sitzt auf eurem Dache und will euch ein kleines Kind bringen. Niemand ist da, der ihm's Fenster aufmachen kann. Wenn ihr nicht bald kommt, läßt er's fallen, und's giebt ein Unglück. Oben beim Müller hat er es vor drei Jahren auch fallen lassen, und der arme Wurm ist noch heute bucklich."

Da liefen die beiden über Hals und Kopf nach Haus und

nahmen dem Storche das Kind ab. Wie sie es besahen, war es ein wunderhübscher kleiner Junge, und Mann und Frau waren vor Freude außer sich. Doch der Storch hatte sich über das lange Warten so geärgert, daß er sich vornahm, ganz bestimmt den beiden Leuten nie wieder ein Kind zu bringen. Als sie endlich kamen, sah er sie schon ganz schief und ärgerlich an, und während er fortflog, sagte er noch: „Heute wird's auch wieder spät werden, ehe ich zu meiner Frau Storchen in den Sumpf komme. Ich habe noch zwölf Kinder auszutragen, und es ist schon spät. Das Leben wird einem doch recht sauer!"

Doch die beiden Leute hatten in ihrer Herzensfreude es gar nicht bemerkt, daß sich der Storch so schwer geärgert. Eigentlich war er ja auch ganz allein daran schuld, daß er so lange hatte warten müssen, weil er es doch vergessen hatte, es ihnen vorher zu sagen. Wie nun das Kind wuchs und täglich hübscher wurde, sagte eines Tages die Frau: „Wenn wir dem guten Storch nur irgend etwas schenken könnten, was ihm Spaß machte! Weißt du nichts?"

„Das wird schwer halten," erwiderte der Mann; „er hat schon alles."

Am nächsten Morgen jedoch kam er zu seiner Frau und sagte zu ihr: „Was meinst du, wenn ich dem Storch beim Tischler ein Paar recht schöne Stelzen machen ließe? Er muß doch immer in den Sumpf, um Frösche zu fangen, und dann wieder in den großen Teich hinterm Dorf, aus dem er die kleinen Kinder herausholt. Da muß er doch sehr oft nasse Füße bekommen. Ich dächte auch, er hätte damals, als er zu uns kam, ganz heiser geklappert."

„Das ist ein herrlicher Einfall!" entgegnete die Frau. „Aber der Tischler muß die Stelzen recht schön rot lackieren, damit sie zu seinem Schnabel passen."

„So?" sagte der Mann; „meinst du wirklich rot? Ich hatte an grüne gedacht."

„Aber bester Schatz!" fiel die Frau ein. „Wo denkst du hin? Ihr Männer wißt doch niemals, was zusammen paßt und gut steht. Sie müssen unbedingt rot sein!"

Da nun der Mann sehr verständig war und stets auf seine Frau hörte, so bestellte er denn wirklich rote Stelzen, und als sie fertig waren, ging er an den Sumpf und brachte sie dem Storch.

Und der Storch war sehr erfreut, probierte sie gleich und sagte: „Eigentlich war ich auf euch recht böse, weil ihr mich da-

mals so lange habt warten lassen. Weil ihr aber so gute Leute seid und mir die schönen roten Stelzen schenkt, so will ich euch auch noch ein kleines Mädchen bringen. Heute über vier Wochen werde ich kommen. Daß ihr mir dann aber auch hübsch zu Hause seid, und expreß es erst noch einmal ansagen werde ich nun nicht. Den Weg kann ich mir sparen! Hörst du?"

„Nein, nein!" erwiderte der Mann. „Wir werden sicher zu Hause sein. Du sollst diesmal keinen Ärger davon haben."

Als die vier Wochen um waren, kam richtig der Storch geflogen und brachte ein kleines Mädchen; das war noch hübscher, als der kleine Junge, und war nun gerade das Pärchen voll. Auch blieben beide Kinder hübsch und gesund, und die Eltern auch, so daß es eine rechte Freude war.

Nun wohnte aber im Dorf noch ein reicher Bauer, der besaß ebenfalls nur einen Knaben, und der war noch dazu ziemlich garstig, und der Bauer wünschte sich auch noch ein Mädchen dazu. Als er vernahm, wie es die armen Leute angefangen, dachte er bei sich, es könne ihm gar nicht fehlen. Er ging sofort zum Tischler und bestellte ebenfalls ein Paar Stelzen, viel schöner wie die, welche die armen Leute hatten anfertigen lassen. Oben und unten mit goldenen Knöpfen und in der Mitte grün und blau geringelt. Als sie fertig waren, sahen sie in der That ungewöhnlich schön aus.

Darauf zog er sich seinen besten Rock an, nahm die Stelzen unter den Arm und ging hinaus an den Sumpf, wo er auch gleich den Storch fand.

„Ganz gehorsamer Diener, Euer Gnaden!" sagte er zu ihm und machte ein tiefes Kompliment.

„Meinst du mich?" fragte der Storch, der auf seinen schönen roten Stelzen behaglich im Wasser stand.

„Ich bin so frei!" erwiderte der Bauer.

„Nun, was willst du?"

„Ich möchte gern ein kleines Mädchen haben, und da hat sich meine Frau erlaubt, Euer Gnaden ein kleines Geschenk zu schicken: ein Paar ganz bescheidene Stelzen."

„Da mach nur, daß du wieder nach Hause kommst!" entgegnete der Storch, indem er sich auf einem Bein umdrehte und den Bauer gar nicht mehr ansah. „Ein kleines Mädchen kannst du nicht bekommen; und deine Stelzen brauche ich auch nicht! Ich habe schon zwei sehr schöne, und da ich meist nur eine auf einmal

benutze, so werden sie wohl sehr lange vorhalten. Außerdem sind ja deine Stelzen ganz abscheulich häßlich. Pfui! blau, grün und gelb geringelt wie ein Hanswurst! Mit denen dürfte ich ja der Frau Storchin gar nicht unter die Augen kommen."

Da mußte also der reiche Bauer mit seinen schönen Stelzen abziehen, und ein kleines Mädchen hat er sein Leben lang nicht bekommen. — —

Den „Träumereien an französischen Kaminen" folgte später noch ein Bändchen „Kleine Geschichten": drei Novelletten von hervorragender Schönheit enthaltend. Es folgten weiter die „Gedichte", in denen Volkmann von Lenz und Liebe und alter Burschenherrlichkeit singt, und in denen sich die Eindrücke seiner wiederholten italienischen Reisen wiederspiegeln. Die ganze sinnige Eigenart seiner Dichternatur tritt uns aus diesen Gedichten entgegen, die in der Form wahrhaft vollendet, ihrem inneren Gehalt nach von seltener Tiefe und Reinheit der Empfindung sind.

Wie reizend und feinsinnig ist nicht das kleine Gedicht:

„Ich fragte, wie haben die Lieder all
In deiner Brust nur, o Lerche, Raum?
Wie trägst du auf deinem braunen Gezweig
Nur all die Blüten, o Apfelbaum!

Wie birgst du in deinem bescheidenen Kelch,
O Veilchen, nur all die Düfte lind?
Sie sprechen: wie fasset die Liebe all
Dein kleines Herz nur, du Menschenkind?!"

Und mit wie köstlichem Humor ergründet der Dichter dann wieder das seriöse Geheimnis, wie so Galilei fand, daß die Erde sich drehe:

„Er hatte dreißig Jahre
Gegrübelt Tag und Nacht,
Zerwühlt sich Bart und Haare
Und nichts herausgebracht.

Da sprach er eines Tages:
Nun hab ich's gründlich satt;
Ich gehe in ein Wirtshaus,
Wo's gute Weine hat!

Die dummen Teleskope,
Die widern längst mich an!
Was helfen auch die Gläser,
Draus man nicht trinken kann?

Und an den Kneiptisch setzte
Der Galilei sich,
Und an dem Weine letzte
Der alte Bursche sich.

Noch eine volle Flasche,
Herr Wirt, so's Euch genehm;
Mit eins kann man nicht rechnen,
Der Mensch klebt am System!

Und nach der zweiten Flasche,
Da kam ihm so was bei,
Als wenn es mit der Erde
Nicht ganz geheuer sei.

Hinaus zur Thüre schwankt er
Und auf dem Markt er stund, —
Da drehte sich die Erde
Mit ihm im Kreise rund.

Als Turm und Häuser flogen —
Da rief er jubelnd aus:
‚Hurra! die Erde dreht sich!
Nun hab ich's endlich 'raus!'"

Um Richard von Volkmann — im Jahre 1885 war er in den Adelstand erhoben worden — nicht bloß als großen Chirurgen und als gefeierten Dichter, sondern auch als Mensch vollkommen würdigen zu können, schreibt einer seiner Jugendfreunde, der Hofprediger Rogge, muß man ihn in seinem Hause gesehen und kennen gelernt haben, das ihm an der Seite seiner „Frau Anne" zu einer Stätte des reichsten Glücks geworden war. Zehn fröhlich und gesund gedeihende Kinder, die ihm erblüht waren, erinnerten unwillkürlich an die biblischen „Ölzweige um den Tisch her". Der Gattin aber weihte er nicht lange vor seinem Scheiden das meiner Meinung nach herrlichste seiner Lieder:

„Stiehlt Fältchen gleich um Falte
Sich dir ins Angesicht,
Mir lacht noch deine alte
Schönheit im vollsten Licht.

Gleich wie des Mondes Fülle
Aus dichter Wolken Flor,
Bricht aus des Alters Hülle
Ihr heller Strahl hervor.

Und tief ins Herz mir dringt er,
Warm wie in junger Zeit,
Zurück mir wieder bringt er
Die alte Freudigkeit.

Frei, wie von hoher Firne,
Von klarer Luft umblaut,
Mit sonnbeglänzter Stirne
Ins Thal der Wandrer schaut,

So schau' ich ohne Klage
Zurück und ohne Neid
Auf unsrer Jugendtage
Lenzfrohe Seligkeit.

So reich ich dir die Hände
Wie einst im Blütenhag;
Was auch das Leben spende
Und was da kommen mag,

Bis beide wir erblassen,
Wir halten's treulich fest:
Den kann das Glück nicht lassen,
Der selbst vom Glück nicht läßt!"

In seinem gastlichen Heim erschloß sich seine ganze gemütstiefe Eigenart, seine bezaubernde Liebenswürdigkeit, seine Herzensgüte. Ja, seine Bereitwilligkeit, anderen zu helfen, seine rückhaltslose Uneigennützigkeit streifte manchmal an das Verschwenderische. Wenn es nun gar galt, einem seiner Patienten beizustehen, die Kurkosten in der Klinik für einen Unbemittelten zu bestreiten oder etwa einen Operierten mit künstlichen Gliedmaßen zu versehen, dann kannte sein Wohlthätigkeitssinn keine Grenze. Er gab allzeit von Herzen, ohne zu zögern und ohne zu überlegen, Geld und Geist.

Leider stand in den letzten Jahrzehnten die Schaffensfreudigkeit des herrlichen Mannes nicht ganz im Einklang mit dem Zustand seiner eigenen Gesundheit. Er, der so unzählige von schwerem Leid genesen gemacht, litt selbst unter einer langsam schleichenden Krankheit, deren Anfänge er auf die übermäßigen Anstrengungen der Kriegsjahre 1870 und 1871 zurückführte — mit völliger Berechtigung, wie nach seinem Tode bewiesen werden konnte. Schmerzen ohne Zahl und von großer Heftigkeit muß der gequälte Dulder ausgehalten haben. Wurden die Krankheitserscheinungen heftiger, dann konnte er seine anstrengenden Berufspflichten bisweilen nicht mehr erfüllen, der sonst so Unermüdliche wurde zur Erholung gezwungen. Dann zog ihn sein Herz meist nach dem sonnigen Italien: an die Riviera, nach Florenz, Rom und Neapel. Hier fand er alles, was er sich wünschte: Lieblichkeit und Farbenpracht in der Natur, ein mildes Klima, das seinem siechen Körper wohlthat, und im Anschauen der herrlichen Kunstwerke, welche Italien birgt, die seinem Geiste unentbehrliche Anregung. Siebzehnmal ist er in Italien gewesen; er pflegte selbst zu sagen, daß er nächst Halle und Berlin keine Stadt so genau als das heilige Rom kenne, und er mochte noch so hinfällig und schwach sein, sobald er in die Uffizien zu Florenz oder in den Vatikan zu Rom kam, vergaß er alle körperliche Erschöpfung. Ja er liebte Italien:

„Prachtvoll jetzt
Hebt aus der Flut sich
Der Mond herauf.
Eine Straße von Licht
Wirft er herüber;

Da leuchtet das Meer
Und das palmenbekränzte
Vorgebirge!
Die Erde leuchtet!
Es leuchtet der Himmel
Vom Mondenglanz
Und von deiner Liebe!“

In Italien lebte er ganz nur seiner Gesundheit, der Natur huldigend und den künstlerischen Genüssen, welche das Wunderland bietet. Die Chirurgie und die Medizin blieben daheim — und so kehrte er wirklich lange Jahre hindurch stets neu gestärkt zu seinem aufreibenden Beruf zurück. Schließlich versagte indessen auch die gewohnte und so oft erprobte Erholung, und immer mehr fühlte er selbst, daß ihm die Scheidestunde bald schlagen werde.

Sein Schwanengesang waren die „Alten und neuen Troubadourlieder“ — heitere Liebeslieder zumeist, die doch so ernst in einem Gedichte an seine Gattin ausklangen:

„Das ist des Todes herb Geschick,
Ich hör der Flügel Klänge;
Mir ist, als schwirrten ums Genick
Die scharfbewehrten Fänge!

Weiß Gott, wie gern zum letzten Schluß
Ich ging nach all den Plagen:
Daß ich von dir mich scheiden muß,
Ich kann es nicht ertragen.“

Noch einmal suchte er in einer Heilanstalt zu Jena Genesung, auf der Rückreise nach Halle aber zog er sich eine schwere Lungenentzündung zu, der er am 28. November 1889 nach kurzem Krankenlager erlag.

Am Sarge des seltenen Mannes gab sich noch einmal all die Liebe und Verehrung kund, die er sich erworben hatte. Unter den nach vielen Hunderten zählenden Kränzen und Palmen aber, welche die sterblichen Reste Richard von Volkmanns schmückten, waren die rührendsten Gaben zweiunddreißig duftende Veilchensträußchen, die, von den kleinen Patienten der Kinderstation seiner Klinik unter bitteren Thränen gewunden, dem geliebten Arzt mit in den Sarg gegeben wurden.

Richard von Volkmann war ein echt deutscher Mann voll ernster Tüchtigkeit und starkem Streben, aber auch voller Ideale. Er war einer unserer bedeutendsten Chirurgen, einer unserer liebenswürdigsten Dichter; er war ein Mann von hoher Vaterlandsliebe, unerschütterlicher Königstreue und jener tiefen, warmen Frömmigkeit, die man gerade bei wirklich großen Ärzten häufig findet. Er war eine im schönsten Sinne lichtumflossene, eine ganze Persönlichkeit, ergeben in Gott, stark durch sich selbst.

Richard Wagner.

Der Meister der Töne.

Die Musik erhebt die Herzen und kräftigt die Sinne; sie tröstet den Leidenden, sie jubelt mit dem Frohen, sie weint mit dem Traurigen, sie betet mit dem Frommen: sie ist eine wahrhafte Heilbringerin! Dem Meister, welchem Gott die Gabe in die Brust gelegt, mit dieser Heilbringerin die Welt zu beglücken; dem Meister, der allen Lebensschwierigkeiten kühn die Stirne bietend, der deutschen Musik und der deutschen Dichtung zugleich neue Pfade erschloß: dem großen Komponisten Richard Wagner gebührt sicher auch ein Platz unter unseren Lebensbeschreibungen bedeutender deutscher Männer aus neuerer Zeit.

In der alten Musikstadt Leipzig stand Richard Wagners Wiege. Dort wurde er im ersten Jahre des Befreiungskrieges, fünf Monate vor der Völkerschlacht bei Leipzig, am 22. Mai 1813, geboren. Sein Vater, wohlbestallter Polizeimeister der Stadt, wird uns als ein kluger, verständiger Mann geschildert, der eine große Vorliebe für die Dichtkunst und das Theater hegte; er starb aber bereits ein halbes Jahr nach der Geburt des Sohnes, so daß er keinen Einfluß auf dessen Entwickelung gewinnen konnte. Ein Freund des Verstorbenen, der Schauspieler, Maler und Dichter Geyer, nahm sich der starken, zurückgelassenen Familie voll werkthätiger Liebe an, und ihm reichte Frau Wagner nach einiger Zeit die Hand zu einer zweiten Ehe. Es war ein braver, wohlwollender Stiefvater, den der junge Richard in dem trefflichen Manne erhielt, aber auch Geyer schied bereits im Jahre 1821 aus diesem Leben.

Richard Wagner galt auf den Gymnasien, die er besuchte, als ein fleißiger, aufgeweckter Schüler. Schon als 13jähriger Knabe übersetzte er freiwillig die ersten drei Bücher der Odyssee und beschäftigte sich, um den großen Dichter Shakespeare in dessen Muttersprache lesen zu können, in seinen Freistunden eifrig mit dem Studium der englischen Sprache. Mit 14 Jahren begann er sogar ein großes Trauerspiel zu schreiben, von dem er selbst später humoristisch berichtete: „Der Plan war äußerst großartig; nicht weniger als



Richard Wagner.

Nach dem im Verlage von E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Stich von R. Reyher.



zweiundvierzig Personen starben im Verlauf des Stückes, und ich sah mich bei der weiteren Ausarbeitung genötigt, die meisten als Geister wiederkommen zu lassen, weil mir sonst in den letzten Akten die Personen ausgegangen wären."

Ein musikalisches Wunderkind aber, wie etwa der unsterbliche Mozart, der schon als kleiner Knabe vor Kaiser und Königen durch sein Klavierspiel Aufsehen erregte, war Wagner keineswegs. Das Klavier war ihm sogar fast verhaßt, und er hat es auch später zu keiner sonderlichen Fertigkeit auf diesem Instrument gebracht. Dagegen erwachte die Liebe zur Musik frühzeitig in seiner, für alles Schöne empfänglichen Brust. Als Knabe schon schwärmte er für Karl Maria v. Weber und dessen herrliche Oper: Der Freischütz, die gerade damals ihren Siegeslauf durch alle europäischen Lande antrat. Man sagt vielleicht nicht mit Unrecht, daß sein lebhaftes, wenn auch vorläufig noch kindlich regelloses Interesse an der Musik seinen Ausgangspunkte von Webers Freischütz nahm. Einige Jahre später lernte er dann die ernste Musik Beethovens kennen, des gewaltigsten deutschen Tondichters, und der Eindruck der Schöpfungen dieses Meisters auf ihn war geradezu überwältigend. In einer nach langen Jahren geschriebenen Erzählung sagt er selbst darüber: „Ich weiß nicht recht, zu welchem Beruf man mich eigentlich bestimmt hatte; nur entsinne ich mich, daß ich eines Abends eine Beethovensche Symphonie aufführen hörte, daß ich darauf Fieber bekam, krank wurde, und als ich wieder genesen, Musiker geworden war. Aus diesem Umstande mag es wohl kommen, daß, wenn ich mit der Zeit andere schöne Musik kennen lernte, ich doch Beethoven vor allem liebte, verehrte und anbetete." Ja diese Musik begeisterte den Knaben derart, daß er plötzlich den Entschluß faßte, zu seinem inzwischen fertig gewordenen, blutigen Trauerspiel schleunigst auch selbst die Musik zu schreiben. Die Fähigkeit dazu traute er nach echter Knabenart sich selbstverständlich zu, sah aber doch ein, daß er zuvor gut thun würde, sich über einige Regeln des Generalbasses, der Kunst zu komponieren, aufzuklären. Auch das dünkte ihm indessen nicht schwer. Von einem Bekannten lieh er sich schnell ein betreffendes Werk, studierte mit Eifer darin und machte sich wirklich an die Arbeit. Wie oft hat der große Mann später noch fröhlich über diese Jugendstreiche gescherzt.

Mit dem Selbststudium allein ging es freilich doch nicht. Ein Lehrer wurde gesucht und gefunden, schüttelte aber bald den

Kopf über den Schüler, der sich so gar nicht in sein Schema hineinpassen wollte. Indessen glückte es Wagner doch schon als Gymnasiast, eine Ouverture bei dem Leipziger Stadttheater zur Aufführung anzubringen. Es muß ein ganz wunderliches Musikstück gewesen sein, und Wagner selbst hat es später „als den Gipfelpunkt seiner damaligen Unsinnigkeiten“ bezeichnet. Nach vier Takten kam immer ein starker Paukenschlag und dieser wirkte bei der öffentlichen Aufführung so verblüffend, daß das Publikum aus seiner anfänglichen Verwunderung in unverhohlenen Unwillen und schließlich in maßlose Heiterkeit überging. Ausgelacht zu werden, das war freilich hart.

Endlich waren die Schuljahre abgelaufen, und der junge Wagner ging zur Universität. Er wollte sich zwar, der Vorsatz hatte sich immer mehr in ihm befestigt, ganz der Musik widmen, hatte aber doch den Wunsch, auf der Hochschule Vorlesungen über einige allgemein bildende Fächer zu hören. Ein ganz richtiges Gefühl leitete ihn dabei: auch der Künstler bedarf einer umfassenden allgemeinen Bildung, in welcher sein künstlerisches Streben und Schaffen erst den rechten Grund und einen sicheren Halt findet. Wissen ist Macht.

In der Musik selbst erhielt Wagner jetzt einen ausgezeichneten Lehrer in dem Kantor Weinlig, der es verstand, die üppig emporlodernde Phantasie des reichbegabten jungen Mannes in die rechten Bahnen zu leiten. Diesem verehrten Lehrer hat er nach seinem eigenen Ausspruch viel zu danken und ihm auch weit über die Lehrzeit, ja bis über den Tod des schlichten Mannes hinaus eine treue und dankbare Anhänglichkeit bewahrt. Bald versuchte er sich auch wieder mit eigenen Kompositionen und diesmal mit mehr Glück: einzelne Sachen von ihm wurden nicht nur gedruckt, sondern auch aufgeführt und ernteten reichen Beifall. Man begann allmählich, in ihm einen wirklich hoffnungsvollen Komponisten zu sehen. Eine dieser Jugendarbeiten war es, welche Richard Wagner auf den Gipfel seines Ruhmes, zu Venedig im Jahre 1882, wieder zur Aufführung brachte und persönlich dirigierte: es war zum letztenmale, daß er selbst den Taktstock führte, und Todesahnungen überfielen ihn dabei; „Ich werde nicht mehr dirigieren und nichts mehr schreiben — das fühle ich heute!“ sagte er voll Wehmut. —

Aber die Aufträge blieben aus, für die Musikverleger und das Publikum besaß der jugendliche Konponist doch noch nicht genug Anziehungskraft. So ging er denn nach Würzburg, dem

kleinen fränkischen Universitätsstädtchen, und wurde dort am Stadt theater Chordirigent für eine monatliche Gage von — 10 Gulden! Hier komponierte er seine erste Oper: „Die Feen“, die er indessen nirgend zur Aufführung unterbringen konnte. Die Zeit der Enttäuschungen hatte begonnen.

Es war ein rastloses Wanderleben, zu welchem Wagner durch die Verhältnisse gezwungen wurde. Im Jahre 1834 erhielt er eine Anstellung als Kapellmeister am Magdeburger Stadttheater — nach kaum zwei Jahren brach das Unternehmen zusammen. Er hatte sich inzwischen verheiratet, und bittere Sorgen lasteten schwer auf ihm. Vergeblich suchte er in Leipzig und Berlin eine Anstellung; endlich errang er sich zwar eine solche in Königsberg, aber hier machte wiederum die Direktion des Theaters bald bankerott. Auch in Riga fand er keine bleibende Stätte: es schien als ob das Unglück sich an seine Fersen heften wolle. Richard Wagner mußte, wie so viele große Männer, durch eine schwere und harte Lebensschule gehen.

In Riga hatte er den Entschluß gefaßt, in Paris sein Heil zu versuchen. Die französische Hauptstadt galt ja damals und galt noch auf Jahrzehnte als der Hochsitz der Künste, und „wollte ein Deutscher in Deutschland berühmt werden, so mußte er von Paris kommen!“

Wagner begab sich zunächst zu Schiff nach London. Die Seefahrt war reich an Unfällen und blieb für ihn immer unvergeßlich. Dreimal wurde das Segelschiff, dem er sich anvertraut, von einem wilden Orkan gepackt, und einmal mußte der Kapitän sogar in einem norwegischen Hafen Schutz suchen. Einen wunderbaren Eindruck machte auf Wagners empfängliches Gemüt die Durchfahrt durch die, der norwegischen Küste vorgelagerten, unzähligen, kleinen Felseninseln: durch die sogenannten Scheren. Hier tauchte die Gestalt des mythischen „Fliegenden Holländers“, welcher er später in einer seiner Opern ein unvergängliches Denkmal setzte, zuerst in seiner Seele auf. Die alte Meeressage von dem ruhe- und rastlos die See durchkreuzenden Gespensterschiff, die er aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhielt, gewann inmitten der brausenden, sturmgepeitschten Flut, der nordischen Felsgestade und des Lebens an Bord für ihn ein farbenreiches Leben.

Nach kurzem Aufenthalt in der englischen Hauptstadt ging er nach Paris — um hier den Becher des Leidens bis auf den Grund zu leeren. Für seine großen Entwürfe fand er nirgends

Entgegenkommen, und die stete Sorge für den nächsten Tag zwang ihn zu kleinlichen Lohnarbeiten, um nur das Leben zu fristen. Er schrieb kleine Musikstücke und Artikel für musikalische Zeitschriften: rührend klingt es, wie er in einem noch erhaltenen Brief an einen Buchhändler diesen bittet, ihm in Anbetracht seiner Not doch einen Gulden für einen Artikel mehr bezahlen zu wollen, als ursprünglich vereinbart. Heute würde jeder Sammler von Autographen (Handschriften berühmter Männer) gegen das Zwanzigfache für diesen denkwürdigen Brief geben.

Bewundernswert bleibt, daß er trotz der bedrängten Lebensverhältnisse sich nicht völlig niederdrücken ließ, daß seine Schaffenskraft nicht erlahmte. Gerade in jener Zeit des Pariser Aufenthalts vollendete er die beiden Opern: „Rienzi“ und „der fliegende Holländer“ und dichtete zu ihnen — im Gegensatz zu allen anderen Komponisten, welche die Herstellung des sogenannten Librettos anderen zu überlassen pflegen — auch den Text. Dies ist denn auch in der Folge seine Gewohnheit geblieben und hat zu seiner eigenartigen Bedeutung wesentlich beigetragen.

In der Fremde empfand Wagner erst recht, was ihm das liebe, teuere Vaterland war. „O mein herrliches, deutsches Vaterland,“ schrieb er damals, „wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es auch nur, weil auf deinem Boden der Freischütz entstanden ist. Wie muß ich das Volk lieben, das den Freischütz verehrt, das noch heute an die Wunder der Sage glaubt, das noch heute im Mannesalter die süßen, geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebten. Ach du liebenswürdige, deutsche Schwärmerei! Du Schwärmerei vom Walde, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturmglocke! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!“

Und von Deutschland kam ihm nach langer Zeit denn auch die erste gute Kunde. Das Hoftheater in Dresden wollte seinen Rienzi zur Aufführung bringen. Sofort entschloß er sich, selbst nach Dresden zu gehen, und kehrte Paris nach fast dreijährigem, leidenvollen Aufenthalt den Rücken.

„Zum erstenmal sah ich den Rhein: mit hellen Thränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterland ewige Treue!“ so schrieb er über die Stunde, in welcher er den deutschesten aller deutschen Ströme überschreitend den heimatlichen

Boden wieder betrat. Und weiter ging es und das Herz schwoll ihm in warmer Freude. Seine Reise führte ihn ja durch das Thüringer Thal: Dort oben auf belaubter Höhe begrüßte er die stolz ragende Wartburg, und vor seinem geistigen Auge stieg die Gestalt des Tannhäuser in lichter Schöne empor — ihr sollte seine nächste, gewaltige, echt deutsche Dichtung gelten!

In Dresden war es bereits bekannt geworden, daß demnächst eine neue große Oper das Licht der weltbedeutenden Bretter erblicken sollte; der Name des Komponisten aber wurde kaum genannt, nur daß er ein „Landeskind“ wäre, verlautbarte. Immerhin war das Erscheinen des Werkes einigermaßen vorbereitet, das bald vor die bewundernde und freudig überraschte Menge trat, und dessen erste Aufführung für Wagner von der weittragendsten Bedeutung werden sollte.

Mit ungeheuerem Erfolge wurde der Rienzi am 20. Oktober 1842 zum erstenmale gegeben. Vom ersten langgedehnten Trompetenton der Ouverture an herrschte in allen Räumen des dichtgefüllten Hauses die gespannteste Aufmerksamkeit und hielt bis zum Schluß der Oper an; als aber der Vorhang zum letztenmale gefallen, brach ein gewaltiger, einmütiger Jubelsturm aus und forderte den Dichterkomponisten vor die Rampe. Und mit jeder der nächsten Aufführungen steigerte sich der Beifall. „Ich ganz Einsamer, Verlassener, Heimatloser fand mich plötzlich geliebt und bewundert,“ schrieb Wagner selbst. „Und dieser Erfolg sollte für meine ganze Lebensstellung eine dauernde Grundlage gewinnen durch meine alles überraschende Ernennung zum Kapellmeister der Königlich sächsischen Hofkapelle.“

Als Leiter der Dresdener Oper blieb Richard Wagner sieben Jahre in Dresden. Es war eine Zeit, die voller Hoffnungsfreudigkeit aushob, die aber in der Folge doch auch wieder von herbem Leid und zahllosen Enttäuschungen erfüllt war. „Der fliegende Holländer“ gefiel zwar ebenfalls, aber die Erfolge blieben auf Dresden beschränkt, und Neid und Mißgunst gewannen neben überzeugter, wirklicher Gegnerschaft bald Boden. Es waren neue Bahnen, welche der junge Komponist wandelte, und wenige verstanden sie, viele wollten ihn nicht verstehen.

In der Zwischenzeit hatte Wagner mit der Tannhäuserdichtung begonnen. Es war diesmal ein echt deutscher Stoff, den er gewählt: „Da ist mein Tannhäuser, wie er leibt und lebt; ein Deutscher von Kopf bis zur Zehe,“ berichtete er nach der

Vollendung einem Freunde. „Möge er im stande sein, mir die Herzen meiner deutschen Landsleute in größerer Ausdehnung zu gewinnen, als dies meine früheren Arbeiten bis jetzt vermochten." Aus dem deutschen Sagenkreis, aus der Geschichte des Ritters Tannhäuser, der auf dem Hörselberg in den Bann der Frau Venus gerät, hatte der Dichter sich den Stoff zu seinem Werke geholt, das die alte Mythe freilich mit dichterischer Freiheit umgestaltete. Deutsch aber war vor allem die Musik, war die Verschmelzung von Wort und Klang zu einem einheitlichen Ganzen. Bei ihm war keine Künstelei mehr, kein Gewirr von Arien und Duetten; bei ihm war kein Gegensatz zwischen einer hochgehenden Musik und einen elenden Text: er schuf von nun an nur wirkliche dramatische Kunstwerke, in denen Musik und Wort sich an innerer Vollendung gleichkamen. Wagner war eben Komponist und Dichter zugleich, er war eine selbständige, nach bestimmten künstlerischen Zielen strebende Persönlichkeit.

Dem Tannhäuser ging eine allgemeine gespannte Erwartung voraus — und er enttäuschte das Publikum vollständig. Es fehlte immer noch an dem rechten Verständnis für die hohen Ziele Wagners. „Ob der Komponist musikalisch etwas Tüchtiges gelernt hat, wollen die Kenner bezweifeln," schrieb damals ein bekannter Recensent. „Tannhäuser, diese gemeinste Musik, die mir je vorgekommen, wertlos und langweilig, dürfte seinen Ruhm in alle Winde verwehen. Wagner ist kein Künstler, weder an Geschmack, noch an Schöpferkraft. Die Zeit wird ihn richten!"

Nun, die Zeit hat gerichtet! Jahrzehnte vergingen, aber der Genius des großen Mannes rang sich durch alle Feindseligkeiten hindurch, bis Hunderttausende an seinen Schöpfungen innige Freude, in ihnen wahrhafte Erhebung fanden.

Aber zunächst lastete der Mißerfolg doch schwer auf dem jungen Meister; er empfand bitter, daß er mit seinem Werk, von dem er so viel gehofft, nur zu wenigen vertrauten Freundesherzen gesprochen hatte, nicht aber zu dem großen Publikum, dessen Zustimmung der schaffende Künstler doch nur schwer entbehren kann. Mehr und mehr vereinsamte er. Mit hohem Eifer, von den edelsten Absichten beseelt hatte er seine Thätigkeit in Dresden begonnen, jetzt, wo sich die behäbige Mittelmäßigkeit, die am liebsten auf dem altbetretenen, bequemen Pfade bleibt, ihm überall hemmend entgegenstellte, sehnte er sich nach einer Veränderung seiner Lebensstellung. Und da er auch im übrigen Vaterlande fast nirgendwo

Anerkennung fand, so begrüßte er es fast als eine Befreiung, als ihn im Jahre 1849 politische Verhältnisse zwangen, sich nach der Schweiz zu wenden.

Zum zweitenmale setzte er seinen Wanderstab in die Fremde, und zum zweitenmale brachte ihm das Ausland nur bittere, schmerzliche Enttäuschungen. Und er ging ärmer hinaus, denn zum erstenmale: er hatte inzwischen seine geliebte Mutter begraben. Es war immer ein inniges Verhältnis zwischen der seltenen Frau und dem hochbegabenen Sohne gewesen — eine Liebe und Seelenübereinstimmung, die so recht von einem der letzten Briefe gekennzeichnet wird, den er 1846 an sie richtete:

„Nur in dem Bewußtsein, daß Du noch unter uns weilst," schrieb er ihr, „können Deine Kinder sich noch recht deutlich als eine Familie fühlen, obwohl das Leben sie hierhin und dorthin zerstreute — denken sie an Dich, die alte Mutter, die keine anderen Bande auf der Welt hat, als die sie an ihre Kinder knüpfen, so sind sie alle auch wieder eins, sind Deine Kinder! Nun gebe Gott, daß uns dieses Glück noch recht lange beschieden sein möge; daß Gott Dich noch recht lange bei klarem Bewußtsein erhalte, um Dir die einzige Freude, die Du auf der Welt haben kannst — die Freude, dem Gedeihen Deiner Kinder mitfühlend zuzusehen — bis an Dein Ende zu teil werden zu lassen. . . . Mein gutes Mutterchen, mag viel Wunderliches uns begegnet sein, wie schnell verwischt sich alles das. Wie wenn ich aus dem Qualm der Stadt hinaustrete in ein schönes belaubtes Thal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine Thräne entrinnt, so ist es mir, wenn ich meine Hand nach Dir ausstrecke, um Dir zuzurufen: Gott erhalte Dich, Du gute, alte Mutter."

Es gelang Wagner weder in Zürich, noch später in Paris festen Fuß zu fassen; in der französischen Hauptstadt zog er mit einer Tannhäuseraufführung sich sogar einen schweren Mißerfolg zu. Inzwischen bereitete sich aber im Vaterlande langsam zwar, sehr langsam, aber doch sichtbar vorwärts schreitend ein mächtiger Umschwung zu seinen Gunsten vor. Durch den heißen Widerstreit seiner Freunde und Gegner erwachte allmählig das Interesse des Publikums. Sein „Lohengrin" fand zuerst in Weimar begeisterte Aufnahme und begann bald einen Siegeszug über die größeren deutschen Bühnen. Auch den Stoff für Lohengrin hatte Wagner wiederum dem deutschen Sagenkreise entnommen; der Ritter Lohen-

grin wird durch Gott vom heiligen Gral der bedrängten Königstochter Elsa von Brabant zur Hilfe gesandt und, auf einem Nachen, den ein Schwan zieht, wunderbar zu ihr geleitet. Er besiegt Friedrich von Telramund, der Elsa wider ihren Willen freien will, und führt sie selbst als sein Weib heim. Wider sein Gebot aber forscht Elsa nach seiner Herkunft und als sie zum drittenmal in ihn dringt, erklärt er sich zwar, zugleich aber erscheint der Schwan wieder und entführt ihn zum heiligen Gral zurück.

Eine wirkliche Wagnergemeinde bildete sich allmählich in Deutschland, die fest und unverbrüchlich zu ihrem Meister hielt und allen Angriffen, allem Spott und Hohn seiner Gegner Trotz bot. An dem letzteren fehlte es freilich nicht. Erst zehn Jahre, nachdem der Lohengrin dem Tannhäuser gefolgt war, durfte er in Berlin zur Aufführung kommen, und damals noch äußerte sich die überwiegende Mehrzahl der Berliner Kritiker höchst abfällig über das Werk: „Neunzehnteile bestehen in den armseligsten, völlig inhaltslosen Phrasen," meinte der eine; „die ganze Instrumentierung atmet eine unreine Luft," schrieb der andere; „uns will das Ganze als ein Abgrund der Langeweile erscheinen; in endloser Breite dehnt sich redselige Trivialität," berichtet der dritte, und der vierte nennt die herrliche Musik: „ein frostiges, Sinn und Gemüt gleichmäßig erkältendes Tongewinsel!" Wahrlich:

Wer ihn nicht liebte, wird ihn nicht verstehen,
Wer ihn nicht fühlt, der wird ihn nie begreifen!

Im Auslande hatte Wagner fast drei Jahre ganz der schriftstellerischen Thätigkeit gelebt und seine Ansichten über Kunst und Theater für Freund und Feind in schneidigster Schärfe klargelegt. Erst um das Jahr 1852, er weilte noch in Zürich, erwachte wieder eigener Schaffenstrieb in ihm; damals keimte der große Gedanke in ihm auf, das herrliche deutsche Nationalepos, unsere Nibelungensage, zur Grundlage eines gewaltigen Musikdramas zu wählen. So entstand dann im Laufe des nächsten Jahrzehnts sein „Ring der Nibelungen", eine großartige Schöpfung aus vier einzelnen, je einen Abend füllenden Werken bestehend: das Rheingold, die Walküre, Siegfried und die Götterdämmerung. Es ist hier nicht die Stelle, auf die wunderbaren Schönheiten dieser wahrhaften Dichtungen, in denen Wagner die Götter und die Helden germanischer Vorzeit vor unseren Augen wieder lebendig werden läßt, einzugehen! Man muß sie selbst kennen lernen und den heiligen Schauer empfinden, den sie auf jedes fühlende Herz

ausüben. Nur eins möchte ich hier noch einmal betonen: bisher suchten die deutschen Tondichter fast stets ihre Stoffe aus fremder Länder Sage und Geschichte, Richard Wagner aber ist der erste, der aus deutschem Bronnen schöpfte. Aus seinen Werken hörte der Deutsche zum erstenmale das Empfinden, das Denken und Dichten seiner eigenen Vorfahren in mächtigen Tönen sich entgegenwogen, in Hagen und Jungsiegfried, in Brunhilde und Sieglinge, in Freia und Erda, in Wotan, in Alberich und Fafner sah das deutsche Volk die Götter und Helden, die Holdinnen, die Riesen und Zwerge wieder, welche unserer Urahnen nimmer müde, überreiche Phantasie sich einst geschaffen.

Während Richard Wagner aber die ersten dieser herrlichen Musikdramen fern der Heimat dichtete und komponierte: Dramen, denen die gesamte frühere Musikgeschichte wenig Gleichwertiges, denen die Mitlebenden nichts Ähnliches an die Seite stellen konnten, wurde er sich zugleich darüber klar, wie wenig diese so durchaus eigenartigen Schöpfungen in den Rahmen unserer modernen Theater hineinpaßten.

Ein großes Ideal schwebte ihm vor.

Die Aufführung seiner Musikdramen sollte in einer kleineren, günstig gelegenen deutschen Stadt vor sich gehen. Ein provisorischer Bau, äußerlich einfach, im Innern lediglich mit künstlerischen Rücksichten rechnend, genügte — schon hatte Semper, der geistvollste aller damals lebenden Baumeister, ihm den Entwurf eines solchen Baues mit amphitheatralischer Einrichtung für das Publikum (ähnlich den griechischen und römischen Theatern) und unsichtbarem Orchesterraum fertiggestellt. Hier nun, so meinte Wagner, sollten in den Frühlingsmonaten die besten deutschen Sänger und Sängerinnen zusammenkommen, um unter seiner Leitung und in Verbindung mit einem ausgezeichneten Orchester seine Werke einzustudieren und dann in Mustervorstellungen vor einem Kreise wahrer Musikfreunde aus allen deutschen Gauen zur Aufführung zu bringen. Werden die Darstellungen in dem geplanten Hause wirklich Mustervorstellungen im edelsten Sinne wahrer Kunst, so schloß Wagner weiter, dann müssen sie auch auf alle Theater nachwirken und diese zu besseren Leistungen, denn bisher Gebrauch, anspornen.

Schon damals vor dreißig Jahren schwebten dem Meister zwei Wege zur Verwirklichung dieser seiner kühnen Idee vor. Einmal dachte er an eine Vereinigung aus der Mitte aller deutschen Musik-

freunde zur Beschaffung der großen erforderlichen Geldmittel, zum anderen und zwar mit etwas größerer Zuversicht, an den Kunstverstand und die Freigebigkeit eines deutschen Fürsten. „Wird dieser Fürst sich finden?“ so schloß er seine Erörterung, der er voll schmerzlicher Ergebung hinzufügte: „Ich hoffe nicht mehr, die Aufführung zu erleben: darf ich doch kaum hoffen, noch Muße zur Vollendung meiner Dramen zu finden.“

Dem fast vollendeten Ring der Nibelungen hatten sich zwei weitere Werke angeschlossen: „Tristan und Isolde“ und die fröhlichen „Meistersinger von Nürnberg“, die uns mitten in das Treiben in der alten, freien Reichsstadt zu jener Zeit hineinversetzen, in welcher Hans Sachs (der Schuh — — macher und Poet dazu) lustig darauf los reimte; Wagner selbst aber hatte im rastlosen Wandertrieb halb Europa durchstreift, hier eine seiner älteren Opern einstudierend, dort Konzerte veranstaltend, als sich sein Wunsch verwirklichte: der deutsche Fürst fand sich, der ihn, sein Streben und sein Können verstand.

Der jugendliche, kunstliebende König Ludwig von Bayern war es, der im Jahre 1864 Richard Wagner an seinen Hof beschied. Wir wissen es alle, wie unglücklich derselbe Fürst endete, wie sein Gemüt sich umdüsterte und er endlich in den Wellen des Starnberger Sees ein frühes Ende fand. Damals aber stand König Ludwig klaren Geistes fest auf seinem Thron; er, der sich dereinst den unsterblichen Ruhm errang, unserem König Wilhelm in dem weihevollen Jahr 1871 zur Annahme der deutschen Kaiserkrone zu bewegen, war auch unter allen deutschen Fürsten der feurigste Förderer aller Künste. Freigebigen Sinnes bot er Richard Wagner die Mittel, sorgenlos zu schaffen und zu vollenden; der Komponist und Dichter fand in dem König einen Freund. „Mein Schicksal hat eine ungeahnte, schöne Wendung genommen,“ so schrieb der Meister damals. „Ich war am Vergehen; ein fast dämonisches Mißgeschick verfolgte jeden meiner Schritte und ich war fest entschlossen, für immer jeder künstlerischen Unternehmung zu entsagen. Jetzt aber bin ich frei, nichts habe ich mehr zu thun, als meine Werke zu vollenden und vollkommen auszuführen.“ Und dem königlichen Wohlthäter widmete er ein herzergreifendes Dankgedicht:

„Du bist der holde Lenz, der neu mich schmückte,
Der mir verjüngt der Zweig und Äste Saft;
Es war dein Ruf, der mich der Nacht entrückte,
Die winterlich erstarrt hielt meine Kraft.

O König! Holder Schirmherr meines Lebens!
Du höchster Güte wonnereicher Hort!
Wie ring ich nun, am Ziele meines Strebens,
Nach jenem deiner Huld gerechten Wort;
In Sprach und Schrift, wie such' ich es vergebens,
Und doch zu forschen treibt mich's fort und fort,
Das Wort zu finden, das den Sinn dir sage
Des Dankes, den ich dir im Herzen trage."

Und wiederum mußte der Ruhelose nach kurzer Frist dem galligen Haß seiner Neider, den Verleumdungen seiner Feinde weichen. Kaum ein Jahr hatte er in München geweilt, so schnürte er bereits sein Wanderbündel wieder, um nicht als „Günstling des Monarchen" dem Gift schmutziger Nachrede ausgesetzt zu sein; nur auf kurze Zeit kehrte er in den nächsten Jahren nach der bayerischen Hauptstadt zurück, wenn es galt, einer der meisterlichen Aufführungen seiner Musikdramen beizuwohnen, die er noch vorbereitet hatte.

König Ludwig selbst aber blieb dem von thörichten Verleumdungen verfolgten Freunde treu. Seiner werkthätigen Huld und dem Zusammenwirken vieler tausend deutscher kunstsinniger Männer und Frauen gelang es endlich doch auszuführen, was der Meister ersehnt und erstrebt hatte. Von den mächtigen Impulsen angeregt, welche die nationale Erhebung des Jahres 1870 hervorgerufen hatte, rang sich seine echt deutsche Musik zu immer allgemeinerer Anerkennung durch, allerorten, in allen deutschen Gauen gründeten sich „Wagnervereine" und ihre Sammlungen ermöglichten den Bau und die Ausstattung des „Festspielhauses" zu Bayreuth. Wohl spotteten und witzelten die Spaßmacher und Gegner immer noch bitter über seine Pläne — am 22. Mai 1872 aber, am Geburtstag des Meisters, konnte bereits der Grundstein des merkwürdigen „Wagner-Theaters" gelegt werden, und rüstig wuchsen bald Mauern an Mauern hinauf, fügte sich Stein zum Stein: das deutsche Volk, das ihn endlich erkennen und schätzen gelernt hatte, baute Richard Wagner sein Festspielhaus!

In Gegenwart des deutschen Kaisers, Wilhelm des Siegreichen, und zahlreicher anderer deutscher Fürstlichkeiten, unter gewaltigem Zudrang der Gäste von fern und nah, wurde im Sommer 1876 der Ring der Nibelungen zum erstenmale aufgeführt. Die große Idee, welche der Meister seit Jahrzehnten, von vielen belacht, von wenigen verstanden, gehegt hatte, sie war zur That geworden: die ungeheuere Wirkung des Werkes, gestützt auf eine ausgezeichnete

Darstellung und auf eine Inscenierung, zu der alle Künste beigetragen hatten, riß die Hörenden an jedem Abend mit unwiderstehlicher Gewalt fort; rauschender Beifall durchtobte das mächtige Haus: der Sieg war errungen!

Seitdem ist das Bayreuther Festspielhaus alljährlich zu dem Sammelplatz kunstbegeisterter Freunde der Wagnerschen Musik aus allen Teilen der civilisierten Welt geworden — ja aus allen Teilen der Welt, denn Richard Wagner erlebte noch das Glück und die Freude, seine Musikdramen jenseits der Oceane so gut, wie überall im deutschen Vaterlande erklingen zu hören. Wie er es vorausgesehen: die Bayreuther Aufführungen machten Schule, sie bildeten Sänger und Orchester aus und ermöglichten dadurch auch in anderen größeren Städten die kunstgerechte Wiedergabe der herrlichen Schöpfungen.

In der Villa, die er sich in Bayreuth erbaut, verlebte Wagner die nächsten Jahre seines Lebens. Hier fand er endlich, was er so lange vergebens gesucht, Zufriedenheit und ein volles Glück. Hier auch begann er die Dichtung und Komposition seines Schwanengesanges: des Parzival. Noch einmal schöpfte er zu diesem „Bühnenweihfestspiel" aus der vollen Tiefe seines dichterischen und musikalischen Könnens, es wurde sein Vermächtnis für das deutsche Volk.

Während der Jahre 1881 und 1882 kränkelte der Meister bereits und mußte im sonnigen Italien Schutz gegen die nordischen Winterstürme suchen, wenn er auch im Sommer nach wie vor die Bayreuther Festspiele mit voller Kraft leitete. Den Winter 1883 brachte er in der alten Lagunenstadt Venedig zu: als ich jüngst selbst durch den Canale Grande fuhr und der Gondoliere mir dem Gebrauch nach die einzelnen Paläste und die Namen der Fürsten und Feldherrn, der berühmten Dichter und der großen Staatsmänner nannte, die jene bewohnt hatten, da wies er auch auf den Palazzo Vendramin und sagte: Dort wohnte il maëstro Rudolfo Wagner!

Das milde Klima Venedigs brachte ihm keine Heilung. Am 13. Februar 1883 trug der Telegraph aus Venedig die Kunde in alle Welt: „Richard Wagner ist plötzlich gestorben!" Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein jähes Ende bereitet.

„Die Harfe, die so lang im Streit der Sänger
Vor andern kühn und laut und stolz erklang,
Die Harfe mit dem Schall von Gold und Erz,

Die Harfe mit dem Silberschwan am Buge:
Sie ist verstummt! Die Saiten, die zugleich
So stark und süß getönt, zerriß der Tod:
Und eine große, trauervolle Stille,
Ein bang Gefühl, von nie ersetzlichem
Verlust durchdringt das Volk, dem er gehört!"

So sang Felix Dahn — so fühlten wir es alle. Ja es war ein nie ersetzlicher Verlust. Nicht nur ein großer Komponist war in Richard Wagner gestorben, es schied mit ihm ein echt deutscher Mann, der wie kaum ein zweiter Künstler die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich zog und sie, unbeirrt durch Feinde aller Art, zur Anerkennung seiner Ideale zwang. Er war ein Revolutionär in seiner Kunst: aber er riß nicht nur ein, er baute auf — auf unabsehbare Zeit noch werden wir von dem durch ihn Errungenen zehren. Lehrreich und vorbildlich sind seine Schöpfungen, lehrreich und vorbildlich besonders für die Jugend muß auch die Treue sein, mit welcher er an den von ihm als richtig erkannten Idealen festhielt, die zähe Energie, mit welcher er um diese kämpfte.

Durch sein letztes großes Werk, den weihevollen Parzival, geht der erhabene Grundgedanke: „der Glaube lebt ewig" — nun, auch in dem deutschen Volke wird der Glaube an ihn fortleben, der Glaube, daß das Große und Schöne, was er geschaffen, nimmer verloren gehen kann!

August Graf von Werder.

Der Held von der Lisaine.

Auf dem Vorwerk Schloßberg bei Norkitten in Ostpreußen wurde am 12. September 1808 dem dort im Kantonnement liegenden Stabsmajor Hans von Werder des nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit neu errichteten 1. Kürassier-Regiments ein Knabe geboren, der vier Tage später auf den Namen Karl August die heilige Taufe empfing: der dereinstige ruhmreiche preußische Heerführer, der Sieger in der Schlacht an der Lisaine.

Dem kleinen jungen Erdenbürger mutete man bald nach der Geburt eine in jener Zeit doppelt anstrengende Reise zu. Der Herr Papa erhielt nämlich schon Anfang Dezember den Versetzungsbefehl nach Breslau, und die Familie machte die lange Winterreise mit. Vielleicht waren es deren Strapazen, die es verschuldeten, daß der zarte, blonde Krauskopf zunächst recht schwächlicher Gesundheit und in der körperlichen Entwickelung gegen seine drei älteren Brüder zurückblieb. Die nächsten Jahre schon glichen dies aber aus; Karl August wuchs zu einem lebhaften Knaben heran, der sich gern im Freien tummelte und durch seinen Übermut den Eltern manche kleine Sorge bereitete. Einmal geriet er sogar am Oderufer in eine sumpfige Stelle, versank und wäre unrettbar verloren gewesen, wenn ihn Mutter Natur nicht mit langen, prächtigen Locken bedacht hätte, an denen der herbeieilende Vater den kleinen Leichtsinn aus dem Sumpf herauszog.

Die ersten Erinnerungen des Mannes knüpften sich an die stolze Zeit der Befreiungskriege. Der Vater zog wieder hinaus ins Feld, holte sich — schon früher mit dem Orden pour le mérite dekoriert — bei Groß-Görschen das eiserne Kreuz und kehrte als Regimentskommandeur heim. Glogau wurde demselben als Garnison zugewiesen. Hier erhielt der Knabe den ersten wissenschaftlichen Unterricht durch Privatlehrer im Elternhause und zeichnete sich derart aus, daß er schon im 16. Lebensjahr zum Besuch der damaligen Divisionsschule, die ungefähr unseren heutigen Kriegsschulen entsprach, zugelassen wurde, um sich auf die militärischen



August Graf v. Werder.



Prüfungen vorzubereiten. Daß er Soldat, wie der Vater, werden solle, stand ja bei ihm schon von klein auf fest; als achtjähriger Junge hatte er schon firm im Sattel gesessen und den Vater oft genug zu dem Exerzieren begleitet — ein tüchtiger Reiteroffizier zu sein, schwebte ihm immer als das Ideal aller Träume vor.

Im Jahre 1825, nach gut bestandener Prüfung zum Portepee-Fähnrich, trat er in das stolze Regiment Garde du Corps ein; es zeigte sich aber bald, daß er mit seiner kleinen, immer noch sehr schmächtigen Gestalt den schweren Anforderungen des Reiterdienstes nicht völlig gewachsen war, mindestens zum Kürassier war er nicht geeignet. Es kam hinzu, daß der Vater plötzlich in den Ruhestand versetzt wurde und nicht mehr in der Lage war, dem Jüngling die hohe Zulage, welche im vornehmsten Kavallerie-Regiment der Armee erforderlich war, zu geben. So war es für ihn wie für die Eltern sehr willkommen, als der König ihn 1826 als Sekondelieutenant in das erste Garde-Regiment zu Fuß versetzte.

Von den Freuden des Lebens bot sich dem in seinen Einnahmen sehr beschränkten jungen Lieutenant nur wenig. Das Gehalt war sehr gering, die Zulage klein, und wie Werder auch rechnete und immer wieder rechnete, er kam stets nur zu dem gleichen Resultat, daß er nie mit seinem Gelde recht langte, daß immer neue Einschränkungen nötig seien. Er neigte an sich zum Grübeln und Nachdenken, die kleinen Sorgen des Lebens machten ihn immer noch ernster. Nach der Sitte der Zeit führte er ein Tagebuch, das er übrigens bis zum Lebensende fast ununterbrochen fortsetzte. Es sei mir gestattet, einige Stellen aus seinen Aufzeichnungen wörtlich anzuführen:

„Ein Jahr wäre also wiederum verflossen," schreibt der Jüngling als ‚Neujahrbetrachtung' am 4. Januar 1828. „Liegt das alte nicht fast einem Traum gleich hinter uns. Kann man das Leben überhaupt einen Traum nennen, so ist er wenigstens ein sehr ernster. Ein Rückblick auf die Vergangenheit namentlich ist zu jeder Zeit heilbringend, wäre es auch nur, um den Schluß ziehen zu können: daß jedem noch viel gefehlt hat, um das zu werden, was er sein kann und soll. Ein solcher Rückblick zeigt uns mehr, als jedes andere unsere große Geringfügigkeit, er bewahrt uns vor Hochmut und Dünkel. Freilich muß er auch schmerzliche Erinnerungen in uns erwecken bei der Erinnerung an die mangelhafte Benutzung unserer Zeit, sei es in Gedanken, Worten

oder Thaten; aber er stärkt uns auch; wir sehen klar das gütige Walten der Vorsehung, die uns manches Unglück, manchen Unfall überstehen ließ, und alles noch zum Guten wandte; wir sehen unsere Fehler, und diese Einsicht muß unser Wollen befestigen, dieselben abzulegen. Dann trete jeder getrost und ohne Zagen der Zukunft entgegen, Gott wird ihn nicht verlassen.

Und warum sollte ich auch verzagen wollen? Es wäre Undank gegen den Himmel. Habe ich nicht alle Ursache, Gott für seine Gnade zu danken, der mir bisher immer beigestanden und mich mit Gnaden überhäuft hat. Er möge es mir verzeihen, wenn ich es nicht immer gleich dankbar erkannte, vielleicht gar mit der Vorsehung haderte, weil sie mir dies und jenes versagte. Vieles könnte, wie wir schwachen Menschen sagen, besser sein, aber eben daß es so und nicht anders ist, beweist, daß es so am besten ist. Ist die Erfüllung unserer heißesten Wünsche heilbringend für uns, vielleicht daß sie im Lauf des neuen Jahres erhört werden. So lange möge uns die Hoffnung, diese holde Trösterin, nicht verlassen.

Man soll aber mit dem, was einem Gott gegeben hat, nicht allein zufrieden sein, man soll damit wirken, man soll es auch nach Kräften verwenden, und mit dieser Anwendung habe ich vielleicht Ursache, weniger zufrieden zu sein. Was habe ich wohl in Rücksicht der eigenen Ausbildung im vorigen Jahre gewonnen? In meinem Fach als Offizier bin ich zwar etwas fortgeschritten, ich habe größere Sicherheit und Einsicht erlangt, aber wenn die Ausbildung auf dieser Seite auch die Zeit größtenteils in Anspruch nimmt, so hätte an meiner Vervollkommnung als Mensch sowohl in Hinsicht auf Denken und Handeln, als auf Wissenschaft, auf Bildung des Geistes mehr geschehen können!“

Ein andermal schreibt Werder: „19. April 1829. Die hiesigen Wintervergnügungen sind glücklich beendet. Die Gesellschaften haben mich nicht befriedigt. Mit großen Hoffnungen ging ich immer von neuem wieder hin und oft mit größtem Ärger kehrte ich heim. Hätte ich nur die Kunst erst inne, mich allein durch mich selbst zu unterhalten, ich würde ruhiger und zufriedener, vielleicht besser, jedenfalls reicher sein .... Ich will von nun an mehr zu Hause sein, mich nützlich beschäftigen, dies wird mir die innere Ruhe wiedergeben, die mir jetzt bei häufiger Selbstunzufriedenheit mangelte .... Überhaupt muß ich — das fühle ich recht gut — mich nicht immer gehen lassen. Ich muß meine Kräfte

bei weitem mehr anstrengen, um auch meinen Grundsätzen und Vorsätzen zu folgen. Es muß nicht immer beim Willen bleiben!"

„4. Mai 1830. Wenn ich doch in eine große unablässige Thätigkeit hineingeschleudert würde. Für mich selbst bin ich unfähig, sie mir zu verschaffen. Krieg wünsche ich mir. Ich will aus diesem Leben heraus, ich will meine Kräfte prüfen, und so womöglich mir selbst den Beweis geben, daß ich mehr leisten kann, als ich zuweilen glaube."

Äußerst bemerkenswert ist auch eine Tagebuchnotiz des jungen Offiziers über das Hazardspiel: „Das Spiel ist eine Beschäftigung, die man besser ganz verbannte, namentlich unter Kameraden ist es ganz unangebracht. Die haben alle nichts zu verlieren und abgesehen von aller moralischer Betrachtung, so hat es auch im günstigen Falle nur Nachteil für ihre Börse. Verliere ich, so ärgere ich mich; gewinne ich, so ärgere ich andere, und da sie schwach genug sind, dies zu äußern, so ärgere ich mich wieder: Daher bleibe ein jeder fern vom Spiel!" Wahrlich eine Lehre, die jeder Vater seinen Söhnen auf das nachdrücklichste einprägen sollte!

Daß ein so ernster, zum Nachdenken geneigter Offizier nicht dauernd lediglich am Frontdienst, der damals ungleich eintöniger war als er heute ist, Gefallen und Befriedigung finden konnte, ließ sich voraussehen. Wie die Mehrzahl derjenigen Offiziere, denen wir in unseren Lebensbildern begegneten, meldete auch er sich zur militärischen Hochschule Preußens, der damaligen „Allgemeinen Kriegsschule," wurde 1832 nach gut bestandener Prüfung in dieselbe aufgenommen und machte den dreijährigen Kursus mit augenscheinlichen Erfolg durch; bald nach Schluß des letzten Kriegsschuljahrs erhielt er nämlich eine Einberufung zur Landesaufnahme und arbeitete mehrere Sommer hindurch fleißig mit Kippregel und Meßtisch. Dann wurde er nacheinander auf ein Jahr zum 8. Pionier-Bataillon nach Koblenz, auf ein zweites als Lehrer zum Kadettencorps kommandiert: als er 1840 endlich wieder in den engeren Verband des Regiments zurückkehrte, durfte er auf das letzte Jahrzehnt wirklich mit voller Befriedigung zurückblicken; sein Gesichtskreis hatte sich wesentlich erweitert, seine Kräfte waren in den verschiedensten Verhältnissen erprobt worden. In wie hohem Grade er aber damals schon die Aufmerksamkeit der höheren Vorgesetzten auf sich zog, erhellt am klarsten aus der Thatsache, daß er bereits 1842 — inzwischen zum Premier-Lieutenant befördert — gemeinsam mit

dem Lieutenant von Hiller vom 1. Garde-Regiment und dem Lieutenant von Gersdorff vom Garde-Schützen-Bataillon zur Teilnahme an dem Feldzug der Russen im Kaukasus kommandiert wurde.

Diese drei jungen Offiziere sollten dereinst in hohe militärische Stellungen gelangen: v. Hiller aber fiel als Generallieutenant und Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division im Jahre 1866 bei Chlum, und v. Gersdorff starb 1870 als Generallieutenant und Führer des XI. Armeecorps an den bei Sedan erhaltenen Wunden; v. Werder allein überlebte die glorreichen Kämpfe und konnte sich seines Ruhmes und der Dankbarkeit des Vaterlandes erfreuen.

In jenen langen Friedensjahren war das Kommando, welches die Kameraden einem frischen, fröhlichen Feldzug entgegenführte, doppelt willkommen. Der damalige Prinz von Preußen, unser späterer großer Kaiserkönig Wilhelm I., hatte ihnen diese Auszeichnung verschafft, seinem klaren Blick war die Notwendigkeit, einzelne hervorragend tüchtige, junge Offiziere mit dem Wesen des wirklichen Krieges bekannt zu machen, nicht entgangen. Unmittelbar vor der Abreise sah der Prinz die drei Freunde noch einmal bei sich zur Tafel, entließ sie mit den besten Segenswünschen und sprach ihnen zugleich die Überzeugung aus, daß sie der preußischen Armee und dem preußischen Offiziercorps auch im Auslande Ehre machen würden.

Die Kämpfe der Russen im Kaukasus hatten gerade damals die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich gelenkt. Vor wenig Jahren erst war jenen zu den alten Feinden ein neuer, der gefährlichsten von allen erstanden: Schamyl, der Führer der Tschetschenzen, hatte die meisten Stämme des östlichen Kaukasus unter seinen Befehl vereinigt und zum offenen Aufstand mit fortgerissen. Ein bedeutender Teil der Eroberungen, welche die russischen Truppen in dem schon Jahrzehnte währenden Kriege gemacht, wurde ihnen wieder entrissen. Um ihre zeitweise recht mißliche Lage richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der aufständische, schwer zugängliche Kaukasus die seit langer Zeit unter russischer Herrschaft stehenden südlichen Gebiete fast völlig von der Verbindung mit dem Zarenreiche selbst trennte: im Norden des Kaukasus hatten sich die Russen längst der Grenzflüsse Kuban und Terek eine befestigte Linie geschaffen, die aus einer Reihe kleiner Festungen mit dazwischen liegenden, ebenfalls befestigten Kosakendörfern (Stanitzen) bestand; hier war ihr Hauptstützpunkt die Stadt Stawropol.

Im Süden — in Transkaukasien — war Tiflis das Hauptquartier; beide Städte selbst wurden durch zwei Straßen verbunden, die den Zielpunkt der fortgesetzten Angriffe der Gebirgsvölker bildeten. Auch sie hatte man daher durch einzelne Forts und Kosakenpikets geschützt; trotzdem galten sie und zwar besonders die nähere Straße über Wladikawskas aber als so gefährlich und unsicher, daß alle Reisenden und jeder Transport durch beigegebene starke Bedeckungen gesichert werden mußten.

Über die Gegner der Russen machte man sich in Europa damals recht falsche Vorstellungen. Man hielt sie für ritterliche Gebirgsstämme und sympathisierte vielfach mit ihnen. In Wirklichkeit waren sie jedoch kaum mehr als Räubervölker von naturwüchsiger Wildheit und Verwegenheit; selbst die Tscherkessen, die noch die meiste Achtung verdienten, erwiesen sich vielfach als verräterisch, verlogen und falsch, die unter dem Namen der Tschetschenzen zusammengefaßten Stämme aber, die gefährlichsten Feinde, waren vom wildesten Fanatismus beseelt, hinterlistig und grausam. —

Im Jahre 1842, als die drei preußischen Offiziere sich auf den Weg nach dem fernen Kaukasus machten, war es mit der Bequemlichkeit des Reisens ganz anders bestellt, denn heute. Solange sie sich noch auf preußischem Boden befanden, hatten sie wenigstens noch die Bequemlichkeit, sich der Schnellpost bedienen zu können; sobald indessen die Grenze, die sie mit dem gemeinsamen Ruf „Es lebe der König“ überschritten, hinter ihnen lag, wurde die Postverbindung schwierig und von Warschau an hörte sie ganz auf. In Rußland gab es nur auf wenigen Hauptrouten eine regelmäßige Post, der nächste Weg über Kiew, den unsere Freunde einschlugen, entbehrte derselben ganz. Es befanden sich hier nur in gewissen Abständen Anstalten, in denen man Pferde gegen Entgelt haben konnte, wenn man eine kaiserliche Ordre (Padaroschna) vorzeigte — den Wagen mußte der Reisende selbst stellen. So kauften die Offiziere sich in Warschau denn zwei der landesüblichen Vehikel ohne Federn mit hölzernen Achsen, erhielten durch die Vermittelung des Statthalters Fürsten Paskiewitsch eine Padaroschna und verließen am 10. Juni die polnische Hauptstadt, um am nächsten Tage die Grenze des eigentlichen Zarenreichs zu überschreiten. Bis hierhin hatte sie ein russischer Feldjäger begleitet, ein Deutscher, von dem sie sich, wie Werder in sein Tagebuch schrieb, mit „wehmütiger Herzlichkeit“ trennten. „Allein,

ohne Steuermann, sahen wir uns nunmehr auf unsere eigenen Kräfte beschränkt, aber trotz der weiten Entfernung, die wir zu beschiffen hatten, und trotz der mitunter wahrhaft grausigen Beschreibung, die man uns von den Wegen und der unwirtlichen Steppe gemacht hatte, setzten wir als echte Kreuzfahrer voll mittelalterlichen unerschütterlichen Glaubens unser Vertrauen auf den Himmel.“ Nach sechstägiger Fahrt erreichten sie — mit zerbrochenen Wagen und zerstoßenen Gliedern — Kiew. Als die Fahrzeuge endlich für viel Geld, dafür aber auch sehr mangelhaft, repariert worden waren, wurde die Reise fortgesetzt, auf langen Brücken der Dnjepr mehreremale überschritten und endlich bei Jekaterinostow Südrußland erreicht. Das Gebiet der eigentlichen Steppe, damals noch ungleich weniger angebaut denn heute, begann: eine weite baum- und wasserarme Fläche, die unseren Reisenden wie eine Wüste erschien. Ringsum Totenstille, nur von dem eintönigen Geläut der glockenbehangenen Geschirre und den anfeuernden Rufen der Rosselenker, der Gerntschicks, unterbrochen. So ging es in rasender Eile vorwärts: in sechs Tagen wurde die 200 deutsche Meilen lange Strecke von Jekaterinostow bis Taganrog zurückgelegt, dann der Don bei Rostow überschritten, am 27. Juni endlich das vorläufige Ziel der Reise: das oben bereits als russisches Hauptquartier genannte Stawropol erreicht.

Kaum war die Ankunft der drei Preußen bekannt geworden — und noch ehe sie selbst ihre Meldungen abstatten konnten —, so erschienen bereits russische Offiziere, um sie zu begrüßen; wiewohl alle drei der Landessprache vorläufig nur wenig mächtig waren, so entnahmen sie aus der Unterhaltung doch bald nähere Einzelheiten über die schwere Niederlage, welche Schamyl kurz vorher dem General Grabbe zugefügt hatte und zu ihrem großen Leidwesen — daß gerade jetzt ein Stillstand der Operationen, bedingt durch die Hitze der Sommermonate, bevorstehe.

Zu ernsteren Kämpfen kam somit Werder zunächst noch nicht, wohl aber lernte er Land und Leute kennen. Dem Drängen der Preußen, näher an den Feind zu kommen, gab man endlich nach, sie durften sich einzelnen Kommandos anschließen und gelangten, eine Reihe interessanter Stationen berührend, nach Wladikawskas. Hier gaben ihnen die höheren russischen Offiziere den dringenden Rat, die nächsten ruhigen Wochen zu einem Ausfluge über den Kaukasus hinweg nach Tiflis zu benutzen. Begleitkosaken wurden gestellt, und so ging es denn über die großartige, unvergleichlich

schöne Gebirgsstraße dem Süden zu. Allmählich hörten die Laubholzbestände, dann auch die Nadelhölzer auf, nur noch grüne Matten, über welche die schneebedeckten Riesenhäupter der centralen Gebirgskette hervorschimmerten, begleiteten den Weg. Immer wilder und enger wurde das Terekthal, der rauschende Strom brach sich nur mit Mühe durch die Felsblöcke, die seinen Lauf einengten, Bahn. Die Brücken waren teilweise kurz vorher zerstört worden und noch nicht wieder hergestellt; das Überschreiten des reißenden Flusses erforderte daher vielen Aufenthalt.

Dann kamen die Reisenden auf ein Plateau, auf dem sich ein Aul (Dorf) dicht an das andere reihte; die Gebäude waren sämtlich zur Verteidigung hergerichtet, die Bewohner — russenfreundliche, friedliche Grusier, die von der Regierung hier angesiedelt worden waren — gingen alle selbst zur Arbeit bewaffnet. Vor Kaschans wurde die Paßhöhe erreicht, der Abstieg begann, das Thal verlor nach und nach den rauhen Charakter und nahm eine heitere Bildung an. Jubelnd begrüßten die Freunde Asien.

Am 12. Juli langten sie endlich in Tiflis an und hielten sich hier einen Monat auf. Dann traten sie den Rückweg an, auf dem leider Hiller schwer erkrankte und zurückgelassen werden mußte. Es begann eine längere Lagerperiode unter Zelten, den Sattel als Kopfkissen, die Burka, einen wasserdichten Filzmantel, als Decke. Der Feind tauchte zwar wiederholt auf, es kam jedoch nur zu leichten Scharmützeln, und man mußte sich damit begnügen, die Zeit mit Erkundungen, Krokieren und dem Begleiten von kleinen Expeditionen, die fast täglich zur Einholung von Bauholz abgesandt wurden, mit Reiten und Jagden zu verbringen. Der Verkehr mit den russischen Kameraden war ein überaus freundschaftlicher, man besuchte sich gegenseitig in den Zelten und plauderte von Krieg und Heldenthaten. Allmählich wurde den preußischen Offizieren, auch Hiller war wieder eingetroffen, die Zeit aber denn doch recht lang. „Es kommt mir manchmal vor, als wenn eigentlich die ganze Sache der Mühe nicht wert sei," schrieb Werder am 10. Oktober in sein Tagebuch. Die Aussicht Kriegserfahrungen und Ruhm zu erwerben, schwand scheinbar immer mehr dahin.

Der ganze, lange Winter verging, ohne daß es den Freunden trotz mannigfacher Versuche gelungen wäre, an den Feind zu kommen. Im nächsten Sommer sollte sich ihnen endlich die ersehnte Gelegenheit bieten, die für Werder sogar eine rechte ernste Folge hatte. Ende Juli wurde er nämlich bei einer größeren Erkundung

schwer verwundet: er erhielt einen Schuß in den linken Oberarm, der den Knochen zerschmetterte, und die Verwundung wurde dadurch noch besonders gefährlich und schmerzhaft, daß er ausglitt, den Berghang hinunterstürzte, mit dem angeschossenen Arm auf einen Stein fiel und sich die Knochensplitter tief in das Fleisch trieb.

Werder war kaum in das Lager gebracht und notdürftig verbunden, so verlangte er nach Tinte und Feder. Er gedachte trotz seiner großen Schmerzen sofort seiner Mutter und wollte, daß sie durch ihn persönlich die erste Nachricht von seiner Verwundung erhalten sollte, damit sie nicht durch die unausbleiblichen Gerüchte schwerer beunruhigt werde als nötig sei. Er berichtete ihr daher nur von einer leichten Fleischwunde, die in wenig Wochen ohne Zweifel völlig heilen werde.

Leider lag die Sache in Wirklichkeit ganz anders. Der russische Oberarzt hielt die Amputation des Armes für unbedingt notwendig zumal bald starkes Wundfieber und heftige Eiterung eintrat. „Nur durch ein Wunder bin ich noch im Besitz des ungetrennten Gliedes, dessen hohen Wert ich jetzt besonders erkenne, wo ich keinen Gebrauch von ihm machen kann," schrieb Werder einige Tage später seinem Bruder. „Es war nämlich bereits ein Consilium sämtlicher hiesiger Ärzte versammelt worden, und dieses hatte unter dem Vorsitz des großen Operateurs das Todesurteil über den Arm gesprochen, wobei dieser alle Einreden meines Freundes und Gefährten Hiller mit dem Schreckenswort ‚Lebensgefahr' niederzuschlagen versuchte. Hiller wollte, wie ich nachher erfuhr, mir das Resultat der Erörterung mitteilen, vermochte es aber nicht, da er sah, wie wenig ich darauf vorbereitet war, einem solchen Gedanken Raum zu geben.

Der Entschluß der Ärzte kam, Dank sei es dem Widerstande Hillers, nicht zur Ausführung. Freilich, wer weiß, wie es noch enden kann? Ich habe zwar die beste Hoffnung zu Gott, aber es scheint auch, daß seine unmittelbare Hilfe eintreten muß."

Zum Glück übernahm ein deutscher, in russischen Diensten stehender Arzt, Dr. Deibel, die Behandlung und führte sie in so umsichtiger, gewissenhafter Weise durch, daß die schlimmsten Befürchtungen sich allmählich hoben. In Begleitung des Arztes und Hillers besuchte Werder die berühmten Heilquellen von Pätigursk, unter deren vortrefflicher Wirkung die zersplitterten Knochenstücke sich ablösten und ihre Neubildung begann. Die Beweglichkeit des Armes blieb gewahrt. Es war für Werder allerdings herbe, von

der weiteren Beteiligung an den Kämpfen, an denen Hiller sich gerade im Jahre 1843 in hervorragender Weise beteiligen konnte, durch seine Verwundung ausgeschlossen zu sein, aber er mußte Gott doch von Herzen danken, daß er überhaupt gesund und felddienstfähig in die Heimat zurückkehren konnte. Im Frühjahr 1844 gingen beide Freunde — Gersdorff war schon früher abberufen worden — über Odessa, Moskau und Petersburg nach der Heimat. Der Kaiser von Rußland verlieh allen drei preußischen Offizieren den Wladimirorden als Anerkennung für ihre Leistungen.

Werder selbst sprach sich stets mit größter Bescheidenheit über seine Thätigkeit im Kaukasus aus; er betonte immer, daß es ihm ja eigentlich nie vergönnt gewesen sei, an größeren Kämpfen entscheidenden Anteil zu nehmen, und das war richtig. Andererseits hatte sich sein militärisches Wissen und Können aber bedeutend entwickelt, er hatte das wirkliche Kriegsleben kennen gelernt, die russische Armee und die russischen Verhältnisse. Vor allem aber war sein Blick durch den längeren Aufenthalt in den fremden Ländern, durch das notwendige Einleben mit fremden Persönlichkeiten freier und weiter geworden, seine Urteilskraft hatte sich geschärft.

Das Kommando in den Kaukasus, die Berichte, welche er über seine Erlebnisse und Erfahrungen einreichte, brachten ihm denn auch bald eine unmittelbare Anerkennung: am 17. März 1846 wurde er als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt und dem Generalkommando des I. Armeecorps in Königsberg zugeteilt. Hier sollte ihm ein schönes, hohes Glück erblühen; er lernte die Tochter des Grafen von Borcke auf Tolksdorf kennen, gewann ihr Herz und führte am 12. Februar 1848 seine geliebte Hedwig heim. Kurze Zeit darauf kam Werder als Hauptmann und Compagniechef in das 1. Infanterie-Regiment, um schon am 1. März 1851 unter Beförderung zum Major und Bataillonskommandeur in das 33. Regiment versetzt zu werden.

Es war eine stürmische Zeit für den sich so sehr nach dem Genuß seiner ruhigen Häuslichkeit sehnenden Mann: von Danzig nach Königsberg, von Königsberg nach dem fernen Köln verschlagen; dann als Kommandeur eines Landwehr-Bataillons nach dem kleinen Städtchen Gräfrath versetzt zu werden — das war viel für ein halbes Jahrzehnt. Und nun traf ihn der herbste Schlag: nach kaum sechsjähriger Ehe entriß ihm ein jäher Tod die Gattin; mit ihm standen zwei zarte Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, am

Sarge der geliebten, so früh Dahingeschiedenen. Werder war tief gebeugt, aber er kämpfte tapfer gegen seinen Schmerz an — in treuer Pflichterfüllung suchte und fand er das beste Heilmittel.

Kurze Zeit führte er dann das 4. Jägerbataillon in Sangerhausen, um endlich 1856 als Oberstlieutenant zum Kommandeur des 2. Bataillons zweiten Garde-Regiments z. F. ernannt zu werden: die Versetzung in die Garde, die Berufung nach Berlin war der erste Sonnenblick nach langer Zeit, eine innige Freude für den eifrigen Offizier; sie gewährleistete ihm ja zugleich, daß man ihn nicht vergessen, daß man ihn für höhere Stellungen in Aussicht genommen hatte.

Und so war es in der That. Schon nach zwei Jahren erhielt er einen größeren Wirkungskreis, er wurde Inspekteur der Jäger und Schützenbataillone und bald auch Vorstand der Central-Turnschule für die Armee.

In beiden Stellungen leistete er ganz Hervorragendes. Ihm verdanken die „Grünröcke“ jene mustergültige Ausbildung im Schießen und im Felddienst, die ihnen ihre bevorzugte Sonderstellung im Heere bewahrte, ihm verdankt die ganze Armee die Einführung der Gymnastik als eines Leib und Seele fördernden Bildungsmittels. Die Bedeutung eines rationell betriebenen Turnens war damals bei weitem nicht so anerkannt, als heute: erst durch Werders unermüdliches Streben gelangte die Überzeugung zum Durchbruch, daß die Gymnastik eine naturgemäße Ergänzung des Exerzierens bilde, daß zweckmäßige Leibesübungen allein den einzelnen Soldaten auf die Höhe seiner Leistungsfähigkeit bringen können. Wir zehren alle noch heute von den segensreichen Einwirkungen Werders in jener Zeit.

Im Jahre 1863 wurde Werder zum Generalmajor und Kommandeur der 8. Infanterie-Brigade befördert, schon im nächsten Jahre aber wieder nach Berlin, an die Spitze der 4. Garde-Infanterie-Brigade berufen. Der Feldzug 1866 fand ihn als Kommandeur der 3. Infanterie-Division.

Preußen stellte, wie wir wissen, zu dem Feldzug gegen Österreich und Sachsen (von allen übrigen Maßregeln abgesehen) drei Armeen auf: die I. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl in der Lausitz, die II. Armee unter dem Kronprinzen in Schlesien, die Elbarmee unter dem General Herwarth von Bittenfeld in Thüringen und der Provinz Sachsen. Das II. Armeecorps, zu welchem Wer-

ders Division gehörte, war der I. Armee zugeteilt, am 23. Juni überschritt unser Held die böhmische Grenze.

Wir schreiben hier keine Geschichte jenes kurzen, glänzenden Feldzugs, der in sieben Sommertagen den alten Streit um die Vorherrschaft in Deutschland endgültig zu Preußens Gunsten entschied und dem alten Ruhm der preußischen Waffen neue unvergleichliche Lorbeerreiser hinzufügte. Genug, daß Werder am Tage von Gitschin (29. Juni) wacker mitschlug, daß er bei Königgrätz (3. Juli) durch die schnelle Fortnahme der Dörfer Makrovous und Dohalicka das weitere Vorschreiten der Armee sicherstellte. Der Orden pour le mérite, derselbe Orden, der einst des tapferen Vaters Brust geschmückt, lohnte Werders persönliche Teilnahme am Kriege.

„Wir haben alle, ich nicht ausgenommen, viele Fehler gemacht," sagte Werder selbst damals ganz offen. Es ist interessant, mit diesem Ausspruch das Urteil seines Biographen, des als Militärschriftsteller bekannten Generals von Conrady zu vergleichen. „Werder war zum erstenmale," schreibt derselbe, „und zwar gleich an der Spitze einer Division in den Krieg gezogen. Im Kaukasus war er doch nur Zuschauer gewesen. Im Feldzug 1866 hatte er Gelegenheit, sich als Führer zu erproben, und wie er sein ganzes Leben hindurch an seiner Vervollkommnung arbeitete, so sehen wir ihn nun eifrig bemüht, seine Fehler zu erkennen, um sie in der Zukuft zu vermeiden. Dieser strengen Selbstkritik hatte er es zu verdanken, daß er später Hervorragendes leistete.

Praktisch beanlagt, mit einem zähen Körper, mit hohem Pflichtgefühl, dem größten Wohlwollen für seine Untergebenen ausgestattet, fern von jeder Eitelkeit, im Besitz der besonderen Gabe, Ansprachen an die Truppen zu halten, besaß er Eigenschaften, welche dem Soldaten und dem jüngeren Teil der Offiziere unbedingtes Vertrauen zu ihrem General einflößten. Aber ein unbezähmbarer Thätigkeitstrieb führte ihn in der Aufregung des Gefechts dazu, überall einzugreifen, viel zu befehlen, und da er sich nicht immer auf sein Gedächtnis verlassen konnte, ließ er oft über Unwesentlichem das Wesentliche unberücksichtigt .... Das waren für einen Führer große Fehler. Werder erkannte sie aber und war bemüht sie abzulegen. Mit welchem Erfolg, das zeigte die Zukunft."

Ganz besondere Anerkennung ward schon damals dem persönlichen Mut des Generals und seiner unermüdlichen Fürsorge für die ihm unterstellten Truppen gezollt. Es traten beide Eigenschaften ganz besonders in jenen Tagen hervor, in denen, schlimmer als

die Geschosse der Österreicher, die Cholera unsere Braven bedrohte. Der unheimliche Gast zeigte sich kurz vor dem Abschluß der Friedenspräliminarien von Nikolsburg in den Reihen des siegreichen Heeres und heischte schwere Opfer. „Es ist bekannt," berichtete ein Offizier des Werderschen Stabes über das persönliche Verhalten des Generals in jenen Tagen, „wie die durch das allgemeine Elend niedergedrückte Stimmung der Krankheit den stärksten Vorschub leistet. Da zeigte sich Werder nun in seiner ganzen Seelengröße, er besuchte die Kranken, begab sich noch am Morgen vor jedem Ausmarsch in die provisorisch entstandenen Lazarette, kümmerte sich um die Pflege und hob durch sein frisches, fröhliges Auftreten den Mut in einer Weise, die den vortrefflichsten Eindruck auf die Truppen hervorbrachte." —

Unter eifriger Arbeit gingen die nächsten Jahre vorüber. Während die Staaten Norddeutschlands zum „Norddeutschen Bunde" zusammenschlossen, und die Staatskunst König Wilhelms und des Grafen Bismarck bereits die süddeutschen Königreiche in geheimen Verträgen zum dereinstigen Mitthun zu verpflichten wußte, so die Einigung ganz Deutschlands vorbereitend, strebte man auch im Heere nach steter Vervollkommnung. Daß die vorauszusehende Abrechnung mit Frankreich aber so nahe sei, wie sich bald herausstellte, glaubte man just im Jahre 1870 am wenigsten. Niemand ahnte den Ausbruch des gewaltigen Sturmes, der Deutschland zu einem großen Kaiserstaat erheben und mit Blut und Eisen den Traum der Väter verwirklichen sollte.

Als die dreiste Herausforderung Frankreichs zur Gegenwehr zwang, als alle deutschen Stämme aus Nord und Süd, aus West und Ost sich unter König Wilhelms Führung einten und zum erstenmale seit Jahrhunderten wieder ein großes, unwiderstehliches Heer bildeten, da hoffte auch unser Held an der Spitze seiner tapferen 3. Division, durch Erfahrungen gereift, zum Rhein eilen, für König und Vaterland kämpfen — und wenn der Gott der Heerscharen es wollte: siegen und sterben zu dürfen. „So leicht wie in Böhmen," schrieb er damals seinem Bruder, „wird die Sache wohl nicht werden, aber ich habe das beste Vertrauen auf unseren Herrgott, der die Frechen durch uns strafen wird. Wenn alle Preußen und Deutschen denselben Geist im Leibe haben, wie ich, so muß der Franzose schon vor dem Hauch hinsterben .... Nun, wie Gott will, aber sollte mir etwas Menschliches passieren, so laß Dir meine Kinder empfohlen sein!"

Es war Werder nicht beschieden, seiner Division zu Kampf und Sieg voranzugehen. Noch vor dem Ausrücken wurde er aus seiner bisherigen Stellung abberufen und dem Stabe der III. Armee, dem Heeresteil des Kronprinzen, zugeteilt. Der Schlag traf ihn hart. Jüngere Generale, denn er, hatten ein Armeecorps erhalten, ihm stand nach der Allerhöchsten Bestimmung, mindestens vorläufig, keine Verwendung als Truppenführer bevor. Aber, so meinte er sehr richtig, jetzt war nicht die Zeit, den Empfindlichen zu spielen, es galt seine Pflicht zu thun, wo der Königliche Wille jeden einzelnen auch hinstelle.

Und er hatte sich geirrt, wenn er etwa meinte, man rechne nicht auf seine kraftvolle Persönlichkeit. Am 3. August schon erhielt er von dem Kronprinzen den Befehl über das aus der württembergischen und badischen Division neu zusammenschließende Corps und am Tage von Wörth konnte er wenigstens mit Teilen desselben eingreifen. Freilich wurde der Verband nach der Schlacht wieder aufgelöst. „Ich kehre ins Hauptquartier des Kronprinzen zurück,“ berichtete der General ein wenig mißgestimmt nach der Heimat. „Meine augenblickliche Beschäftigung besteht in Essen, Trinken und Schlafen, ein für mich wenig ansprechendes Leben. Hätte man mir wahrhaft wohlgewollt, so hätte man mir gleich meinen Hinterleuten ein Corps geben sollen. Freilich hatte ich ein solches während einiger Tage, aber die Divisionen sind auseinander, und ich das fünfte Rad am Wagen. Indessen ist noch nicht alle Hoffnung auf Verwendung verschwunden.“

Schneller wohl, als er selbst zu glauben wagte, erfüllte sich diese Hoffnung.

Während die Armee des Kronprinzen den Vormarsch nach dem inneren Frankreich antrat, mußten starke Heeresteile zur Einschließung und späteren Belagerung der Festung Straßburg zurückbleiben. Werder erhielt den Befehl über dies Belagerungscorps.

Wohl war es für ihn eine schöne und ehrenvolle Aufgabe, Straßburg, die altehrwürdige Stadt, für Deutschland wieder zu gewinnen, und wohl besaß er die wichtigsten Eigenschaften zur Lösung dieser Aufgabe: einen klaren Verstand, rastlose Thätigkeit, eiserne Energie — aber so ganz nach seinem Herzen war sie doch nicht. Ihm graute vor all den mehr technischen Fragen, welche solch eine Belagerung mit sich bringen mußte, vor den Erwägungen und Erörterungen der Artilleristen und Ingenieure, und er hätte weit lieber im offenen Feldkriege seine Pflicht und Schuldigkeit

gethan. Aber hier gab es kein Bedenken und keine Wahl. Der König hatte befohlen, es galt zu gehorchen!

Wir wollen die interessante Geschichte der Belagerung von Straßburg hier nicht in ihren Einzelheiten verfolgen, es genügt, das Wichtigste hervorzuheben.

Das Belagerungscorps, im wesentlichen aus der badischen Division, einer preußischen Infanterie-Brigade, der Garde-Landwehr-Division und der 1. Landwehr-Division bestehend, wuchs allmählich zur Stärke von 46 Bataillonen, 24 Eskadrons und 48 Feldgeschützen an; daneben wurden Werder ein großer Artillerie-Belagerungs-Train von 200 gezogenen Geschützen und 88 Mörsern, sowie 10 Pionier-Compagnieen unterstellt — ein gewaltiger Apparat, der eine Fülle von Arbeit erheischte, wenn er zweckmäßig verwendet werden sollte.

Man macht sich von dem Umfang des zur Belagerung einer großen Festung erforderlichen Materials kaum eine Vorstellung: in unserem Fall wurden z. B. als erste Munitionsrate für die Belagerungs-Artillerie 100000 Granaten, 10000 Shrapnels, 29000 Bomben, ferner für die Pioniere 13000 Hacken und Spaten bereitgestellt. Das alles floß, aus Deutschland kommend, auf der einen Bahnendstation Vendenheim zusammen, und Werder mußte zur Entwirrung des ungeheuren Chaos 1500 Gespanne aus der Umgegend zusammenbringen lassen. Vergegenwärtigt man sich diesen gewaltigen Verkehr, die Anordnung, die Füllung und die Regelung des Betriebs der anzulegenden Magazine, und bedenkt man, daß diese Riesenarbeit in wenig Tagen erledigt werden mußte, so muß man die Thätigkeit und Umsicht Werders und seiner Untergebenen bewundern. Der General selbst ging allen mit dem besten Beispiel voran — überall war der kleine lebhafte Mann, anregend und ermutigend, aber auch scharf und energisch eingreifend, wo er es nötig fand.

Mit diesen mehr administrativen Aufgaben gingen aber die taktischen Hand in Hand. Die Truppen wurden auf die Einschließungslinie verteilt, zum Schutz nach rückwärts Streifcorps entsendet; die Batterieen für das zuerst zu eröffnende Bombardement mußten placiert werden, kurz es gab Thätigkeit in Hülle und Fülle, und das war so recht nach Werders Herzen.

Die Erwartung, daß Straßburg sich durch ein Bombardement allein bezwingen lassen werde, traf nicht zu; der französische Kommandant, General Uhrich, bewährte sich als ein tapferer, ener-

gischer Offizier. Man mußte zur förmlichen Belagerung schreiten, der starken Festung mit Laufgräben und Parallelen, mit allen Aufwand artilleristischen Wissens zu Leibe gehen. Und so geschah es. In der einen Nacht vom 29. zum 30. August wurden gegenüber der gewählten Angriffsfront Laufgräben und gedeckte Verbindungswege von nahezu eine deutsche Meile Ausdehnung ausgehoben und elf Batterieen in Stellung gebracht; am 30. früh eröffneten 64 Kanonen und 24 Mörser das Feuer auf den völlig überraschten Gegner, der bald die Überlegenheit der deutschen Artillerie erkennen lernte.

Im Hauptquartier des Generals herrschte eine gehobene Stimmung; der eigene Erfolg, die herrlichen Nachrichten von dem übrigen Kriegsschauplatz, von den Siegen vor Metz und der glorreichen Schlacht von Sedan begeisterten Werder und die Offiziere seines Stabes, wie das ganze Belagerungscorps. Jeder strebte, es den Kameraden gleich zu thun, die sich im offenen Felde immer neue Lorbeeren pflückten. Und so wurden die Laufgräben und Approchen denn immer näher an die Stadtbefestigung herangetrieben, die Ausfallversuche des Gegners zurückgeschlagen, immer neue Geschütze in Stellung gebracht. Bis zum 9. September hatte die Artillerie bereits 40000 Geschosse gegen die Festung geschleudert.

Von Beginn der Belagerung an hatte der General das innigste Mitgefühl mit der Stadt und ihrer Bevölkerung empfunden: es waren, wie sie uns auch entfremdet sein mochten, ja Deutsche, es waren Landsleute, welche allen Schrecken der Beschießung ausgesetzt waren. Nur mit schwerem Herzen entschloß er sich zum Bombardement, aber das harte Gebot des Krieges mußte jede andere Überlegung zurücktreten lassen. Wo er indessen nur irgendwie das Los der Belagerten mildern konnte, versäumte er dies nicht: wiederholt ließ er Transporte mit Medikamenten in die Stadt und stellte einzelnen Hilfsbedürftigen Erlaubnisscheine zum Verlassen der Festung aus. Oft genug kam sein mildes Herz mit seinem Pflichtgefühl in Widerspruch. „Wir spielen notgedrungen die Mordbrenner," schrieb er einmal tiefbetrübt an seinen Bruder. „Aber Menschlichkeit üben an den Straßburger Bürgern, hieße unmenschlich sein gegen meine Soldaten und unpolitisch handeln, weil wir die Festung vor dem Friedensschluß notwendig haben müssen. Also immer durch, so schwer es mir auch wird!"

Am 20. und 21. September besetzte man bereits zwei vorgeschobene feindliche Werke — am Nachmittag des 27. zog der

Gegner endlich die weiße Flagge auf. Freude und Friede kündend wehte sie vom altehrwürdigen Münsterturm herab.

Als das lang ersehnte Zeichen der Übergabe erschien, befand Werder sich, wie gewöhnlich, in den Laufgräben. Er war überrascht, als plötzlich das Feuer der Batterieen wie auf Kommando schwieg. Gleich darauf erkletterten die Pioniere, die Artilleristen, die Landwehrmänner die Brustwehren, riefen Hurra und stimmten die Wacht am Rhein an, unaufhaltsam pflanzte der Jubel sich durch die ganze langgedehnte Linie fort. Dann erhielt der Chef des Stabes, Oberstlieutenant von Leszczynski, von dem General den Befehl bis zur Festung selbst vorzugehen, um nähere Nachrichten einzuziehen. Mit zwei anderen Offizieren und unter Vorantritt eines blasenden Hornisten gelangte er bald zur ersten Wache des Feindes, um hier zu erfahren, daß bereits auf einem anderen Wege das Kapitulationsanerbieten nach dem Hauptquartier des Generals abgegangen sei. Mit dieser Nachricht kamen sie zu Werder, bei dem sich inzwischen auch der Großherzog von Baden eingefunden hatte, zurück. Sofort schwangen sich alle in den Sattel, und fort ging es in langem Galopp bis Mundolsheim.

Das denkwürdige Dokument, mit dem General Uhrich die alte deutsche Stadt „das wunderschöne Straßburg“ an den deutschen Feldherrn übergab, verdient wohl hier eingeschaltet zu werden:

„Herr Generallieutenant!

Der Widerstand Straßburgs hat sein Ende erreicht.

Ich habe die Ehre, Ihrer Gnade die Stadt, Citadelle und Garnison zu übergeben.

Ich bitte für die Stadt, die schwer genug geprüft, um möglichst gütige Behandlung, sowie Erhaltung ihrer besonderen Rechte. Für die Einwohner um Leben, Eigentum und die Freiheit, sich zu entfernen; für die Garnison erbitte ich nichts als eine Behandlung, welche Sie Soldaten, die ihre Schuldigkeit gethan, würdig halten.

Ihrer Menschlichkeit empfehle ich die Verwundeten und Kranken . . . . .

Der Divisionsgeneral,
Oberkommandierender der 6. Militär-Division:
Uhrich.“

Am 28. September morgens wurden die Thore der Festung von deutschen Truppen besetzt. Die Losung und Feldgeschrei waren: Straßburg — Viktoria! Am 30. zog Werder selbst in die Stadt

ein. Nicht am Thor, an den Pforten der Thomaskirche ließ er sich von den Behörden und der Geistlichkeit empfangen. Gott wollte er vor allem die Ehre geben und zum Text des ersten Gottesdienstes in der Stadt wählte er selbst das schöne Wort: „Bis hierher hat Gott geholfen, auf ihn vertraue!"

Durch ganz Deutschland aber ging ein lauter, frohlockender Jubelruf: Straßburg war Deutschland zurückerobert, sie war wieder deutsch geworden, die alte Stadt, die einst fränkische Gewaltthat und Hinterlist vom Vaterlande abgetrennt hat! Deutsch sollte sie nun bleiben in alle Zukunft: ein teures Kleinod dem ganzen Reiche, ein fester Schirm und Schutz gegen jedes feindliche Gelüste des Nachbars jenseits der Vogesen!

Vergegenwärtigen wir uns, um die Werder nunmehr zufallenden neuen Aufgaben ganz verstehen zu können, die allgemeine Lage der deutschen Heere gegen Ende September 1870.

In den Entscheidungsschlachten um Metz, durch die Kämpfe von Colombey-Nouilly, Mars-la-Tour und Gravelotte-St. Privat, war die eine, von Marschall Bazaine befehligte französische Armee festgehalten und dann unter die schützenden Wälle der Metzer Forts zurückgedrängt worden; in der Schlacht von Sedan war die zweite Armee des Kaiserreichs, unter Marschall Mac Mahons Kommando stehend, eingekesselt und samt Napoleon selbst in Kriegsgefangenschaft geraten. Das Kaiserreich brach zusammen, in Paris wurde die Republik erklärt: diese aber sollte, nach dem Willen der zeitigen Machthaber wenigstens, den Widerstand des Landes bis zum völligen Verbluten bedeuten. Während die siegreichen deutschen Heere, soweit sie nicht durch die Belagerung von Metz und zur Sicherung der Verbindungen in ihrem Rücken festgehalten wurden, gen Paris zogen, bereitete sich diese Riesenfestung zur hartnäckigsten Verteidigung vor. Und als am 19. September die Einschließung der Hauptstadt durch den Eisengürtel der deutschen Streiter zur vollendeten That geworden war, begannen fast sofort die Versuche der französischen Provinzen, neue Heeresmassen zum Entsatz der bedrohten Kapitale aufzustellen, zu bewaffnen, zu organisieren. Auch der Feind muß den Franzosen zugestehen: es lag in jenem zähen Widerstand, so vergeblich derselbe heute erscheinen mag, ein großer Zug; die verzweifelten Opfer, welche das ganze Land ohne Zögern und Murren brachte, um seinen Besitz und seine Ehre zu retten, verdienen rückhaltslose Bewunderung.

Im Süden von Paris, hinter dem schützenden Flußlauf der

Loire, im Norden Frankreichs, unter den Wällen der dortigen Festungen, bildeten sich bereits im Lauf des September stärkere feindliche Heeresabteilungen, und die Hauptaufgabe der deutschen Heeresleitung blieb für die ganze nächste Zeit die Abwehr derselben von dem Cernierungsring vor Paris: so wurde nach der Loire der General von der Tann mit seinen tapferen Bayern entsendet, so trat später, nach dem Fall von Metz, Prinz Friedrich Karl bei Orleans, General von Manteuffel im Norden den französischen Neuformationen gegenüber.

Auch Werder fand in ähnlicher Richtung Verwendung. Aus dem Belagerungscorps wurde, unter Ausscheiden der nach Paris beorderten Garde-Landwehr-Division, ein XIV. Armeecorps gebildet und ihm mit den Auftrag unterstellt, „baldigst den Vormarsch gegen die obere Seine in der Richtung auf Troyes und Chatillon s. S. anzutreten und dabei in den Departements Vosges, Haute-Marne, Aube Versuche zu Formationen von Truppen zu verhindern, die Bevölkerung zu entwaffnen.“ Am 6. Oktober trat das Armeecorps seinen Vormarsch an, und es zeigte sich, wie notwendig die von Versailles aus angeordneten Maßregeln waren. Man stieß bald auf hier kleinere, dort größere Neubildungen französischer Truppen, die Straßen waren durch Verhaue gesperrt, die gesamte Bevölkerung zeigte sich feindlich gesinnt. Nachrichten über den Gegner waren dabei schwer zu erlangen und erst allmählich erfuhr man im Hauptquartier Werders, daß bei Besançon ein stärkeres feindliches Corps unter dem General Cambriels, bei Dôle ein weiteres unter dem italienischen, in französische Dienste getretenen Freischarenführer Garibaldi in der Bildung begriffen, daß die starke Festung Langres von etwa 9000 Mann besetzt sei.

Ende Oktober eintreffende Weisungen Feldmarschall Moltkes veränderten die Ziele des Werderschen Corps einigermaßen. Ein weiterer Vormarsch nach Westen hin wurde aufgegeben, dagegen sollte der General gegen Besançon sichern, die wichtige Stadt Dijon besetzen, Belfort und die übrigen noch im feindlichen Besitz befindlichen Festungen des südlichen Elsaß belagern; zu dem letzteren Zweck wurden ihm noch 2 Reserve-Divisionen unterstellt.

Wir wollen die sich aus diesen Aufgaben ergebenden Maßnahmen Werders nicht weiter verfolgen: genug, daß er am 30. Oktober Dijon mit stürmender Hand besetzte; hier versammelte er die Hauptkräfte seines Corps und blieb fast zwei Monate in dieser, durch starke Vorposten nach Süden zu gesicherten Stellung.

Die Lage Werders stellte sich bald als eine sehr unangenehme heraus. Der Feind wich jedem größeren Schlage aus, gefiel sich aber in unausgesetzten kleineren Unternehmungen: Überfälle schwächerer deutscher Kommandos oder Patrouillen waren an der Tagesordnung. Die Bevölkerung beteiligte sich vielfach an diesen kleinen Kämpfen. Wie harmlose Spaziergänger, ein Knabe und als Reserve gleichsam dahinter ein älterer Mann, trieben sich ihre Doppelposten auf Schußweite von den Deutschen auf Berghängen, in den Rebenfeldern herum. Auch Frauen versahen den gleichen Dienst. Hinter diesen vordersten Posten war von Dorf zu Dorf eine Kette von Läufern aufgestellt, die alle Meldungen schnell weiterbeförderten. Es war schwierig, irgend etwas gegen diese Art der Kriegführung auszurichten. „Meine Aufgabe hier mag interessant, sogar romantisch sein," meinte der General selbst, „sie ist aber sehr schwierig. Ich bin mir meiner menschlichen Schwächen sehr wohl bewußt und kann nur unseren lieben Herrgott täglich bitten, mich zu erleuchten. Unsere eigene Weisheit reicht nicht aus. Bis jetzt ist unter Gottes Beistand alles so leidlich abgelaufen — er wird auch weiter helfen!" Und ein andermal schrieb er nach Hause: „Meine Aufgabe ist für die Truppen aufreibend und doch ohne in die Augen fallende Erfolge. Meine Hoffnung, noch einmal gegen die französische Armee zu kämpfen, ist mir nicht erfüllt. Erst Schanzarbeit vor Straßburg, dann Buschklepperkrieg. Wäre ich bei der großen Armee, dann hätte ich, was ich wünschte."

Der Wunsch, in offener Feldschlacht dem Feinde gegenüberzutreten, sollte dem General nicht versagt bleiben.

Die französischen Versuche, von der Loire her der bedrängten Hauptstadt zu Hilfe zu kommen, scheiterten: Prinz Friedrich Karl zerschmetterte die feindliche Armee nacheinander bei Beaune la Rolande, bei Loigny Pouprу und in der zweitägigen Schlacht von Orleans. Aber die Energie der republikanischen Machthaber, des unermüdlich thätigen, rücksichtslos alle Kräfte des Landes anspannenden Gambetta vor allem, war noch nicht gebrochen. Der Diktator wußte aus den Niederlagen heraus die Entsatzarmeen neu zu organisieren und plante sofort noch größere, noch umfassendere Unternehmungen.

Nach der Schlacht von Orleans war die französische Loirearmee durch die wuchtigen Schläge der Deutschen in zwei Teile zerspalten. Der eine Teil war unter General Chanzy nach Westen zurückgegangen und sollte, wesentlich verstärkt, von hier aus wieder

auf Paris vorbrechen; der zweite, unter General Bourbaki, hatte sich hinter die Loire zurückgezogen und gewann hier in einer Zeit verhältnismäßiger Ruhe neuen Halt. Gambetta führte auch ihr wesentliche Verstärkungen zu und ordnete schließlich ihre Verwendung zu einer großartig angelegten, freilich auch äußerst abenteuerlichen Operation an: Bourbaki erhielt den Auftrag, seine Armee mittelst der Bahn nach dem südöstlichen Frankreich zu führen, dort das sich heldenmütig verteidigende Belfort zu entsetzen, Werder zu schlagen und dann auf Paris, die Verbindungen der Deutschen mit der Heimat gleichzeitig unterbrechend, zu marschieren. In der letzten Dezemberwoche bereits begannen die französischen, streng geheim gehaltenen Bahntransporte, welche die Bourbakische Armee nach Osten führten.

Die deutsche Heeresleitung erkannte indessen doch rechtzeitig auch ohne genauere Kunde die drohende Gefahr. Werder gab Ende Dezember seine weitvorgeschobene Stellung um Dijon, wo er noch vor wenigen Tagen in echt deutscher Weise den Weihnachtsabend unter brennenden Christbäumen gefeiert hatte, auf und vereinigte sein ganzes Corps bei dem 15 Meilen östlicher gelegenen Vesoul, um so die Belagerung von Belfort besser schützen zu können. Sobald ferner die Meldungen Werders in dem Großen Hauptquartier des Königs, in Versailles, eintrafen, daß er thatsächlich Bourbakische Truppen vor sich habe, traf die oberste Heeresleitung noch anderweitige Gegenwehr: unter General von Manteuffel, in dessen Lebensbild nähere Angaben über diese Periode des Feldzugs zu finden sind, wurde eine neue Armee gebildet, die vom Herzen Frankreichs aus sich gegen die rückwärtigen Verbindungen Bourbakis wandte.

Zunächst war Werder jedoch auf sich allein angewiesen — einer voraussichtlich sehr bedeutenden Überzahl gegenüber! Auf ihn ruhte die Verantwortlichkeit, daß Bourbaki Belfort nicht entsetze — auf ihn die größere des Schutzes aller Lebensadern der deutschen Armeen, ja unter Umständen des Schutzes von ganz Süddeutschland. Wurde er geschlagen, so lag für den französischen Heerführer mindestens die Möglichkeit vor, die Bahnlinien, welche die vor Paris lagernden deutschen Heeresteile mit der Heimat bedrohten, zu unterbrechen, vielleicht sogar des Krieges Schrecken über den Rhein zu tragen.

Es galt zunächst, den Vormarsch Bourbakis auf Belfort zu verlangsamen. Zu diesem Zweck entschloß Werder sich, gegen die

französische Armee offensiv vorzugehen, sie kurze Zeit festzuhalten, dann aber möglichst schnell auf Belfort zu marschieren, um zum unmittelbaren Schutz der Belagerung dem Feinde in einer günstigen Verteidigungsstellung entgegenzutreten. Der General stieß daher zunächst am 9. Januar kräftig gegen die linke Flanke der im Marsch begriffenen französischen Kolonnen vor; Bourbaki ging auch wirklich „auf den Leim", er biß an; es entspann sich um das Dorf und Schloß Villersexel ein heißer, blutiger Kampf, den Werder abbrach, um am 10. früh seinen Marsch nach der Lisaine fortzusetzen: hier war, das wußte er, eine gute, starke Stellung zu finden. In der Nacht vom 11. zum 12. begannen die Truppen sich in den ihnen zugewiesenen Stellen zur hartnäckigen Verteidigung einzurichten.

In der That war die Stellung hinter dem freilich teilweise zugefrorenen Lisainefluß die beste, welche gewählt werden konnte; sie hatte indessen einen schwerwiegenden, aber nicht zu ändernden Fehler: sie war zu ausgedehnt im Verhältnis zu den wenigen Truppen, welche zur Verfügung Werders standen. Der General war allerdings rechtzeitig darauf bedacht gewesen, die schwächsten Stellen durch Heranziehung von schweren, dem Belagerungstrain von Belfort entnommenen Geschützen zu verstärken — immerhin stand ihm ein Verzweiflungskampf mit kaum 42000 Mann gegen 150000 Feinde bevor, ein Kampf, der, so war es der ausgesprochene Wille des Königs und ein Gebot der Notwendigkeit, unter allen Umständen ausgefochten werden mußte. „Verzweiflungsvoll war ich nicht, und die Armee noch weniger," schrieb Werder später selbst. „Ich erkannte aber das Bedenkliche der Lage und hatte wenig Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Nur Gott und die Untüchtigkeit des Gegners konnte helfen. Beides ist zusammengekommen. Gott hat uns geholfen durch den Unverstand des Feindes, die über alles Lob erhabene Tapferkeit unserer Truppen, die Umsicht und Zähigkeit der Führer."

Am 15. Januar begann der Kampf mit einem Angriff auf den rechten Flügel, während der Gegner das Centrum nur beschäftigte — der erste Schlachttag verlief glücklich, die Zuversicht der Truppen zu siegen, wuchs sichtlich. Am 16. erneuerte sich der Kampf: in der Mitte der Stellung, bei Montbéliard und Héricourt, wurden die feindlichen Angriffe abgewiesen, mißlicher gestalteten sich die Verhältnisse auf den rechten Flügel; hier mußte Chenebier nach erbittertem Gefecht aufgegeben werden — aber in der Nacht

bildete Werder dem Feinde gegenüber, ihn durch einen kühnen Offensivstoß einschüchternd, eine neue Front. Der zähe Widerstand dieses Tages entschied über den Ausgang der ganzen Schlacht. Am 17. ging der Gegner zwar von neuem vor, aber seine Angriffe entbehrten bereits jeder Energie, er kämpfte augenscheinlich bereits um den Abzug .... am Abend konnte Werder den Sieg für gewiß halten. Einen herrlichen Sieg, der unter den vielen glorreichen Erfolgen des Krieges seinesgleichen suchte.

Wir müssen uns unseren General in jenen Tagen, deren Verlauf ich hier nur mit wenigen Zeilen skizzieren konnte, noch einmal persönlich aufsuchen.

Auf der Höhe nördlich Héricourt, ziemlich im Centrum der Stellung, den Telegraphen hinter sich, finden wir ihn. Nicht mehr wie 1866 alles selbst anordnend, sich in alle Kleinigkeiten mischend, sondern in der Ruhe des echten, ausgereiften Feldherrn die Meldungen erwartend, mit dem leiblichen Auge wenig sehend, aber mit scharfem Geist die gesamte Lage umfassend, leitet er von hier aus die Schlacht. Immer wieder sammelt er auf seiner 19 Kilometer langen Linie, wo sie ihm irgendwie entbehrlich erscheinen, einige Bataillone als Reserve, immer wieder entsendet er diese nach den bedrohtesten Punkten der Stellung, zu früh nicht, aber auch nimmer zu spät. Vor der Schlacht hegte sein Herz wohl ernste Bedenken, in der Schlacht zagte er nicht und sorgte er nicht: er vertraute auf Gott und auf die Tapferkeit seiner Truppen!

Durch die dreitägige Schlacht an der Lisaine war Werder plötzlich ein berühmter Mann geworden. Bisher hatte man den Kreuz- und Querzügen des XIV. Armeecorps wenig Aufmerksamkeit geschenkt, was bedeutete denn der kleine Krieg, den es führte, gegen die großen Schläge auf den anderen Teilen des Kriegsschauplatzes?! Jetzt änderte sich dies mit einem Schlage. Wie der König dem General sofort, als Zeichen Seiner höchsten Anerkennung, das Großkreuz des Roten Adler-Ordens mit Schwertern verlieh und ihm in warmen Worten Seinen Dank aussprach, so jubelte auch das ganze Vaterland dem Helden von der Lisaine zu: Süddeutschland zumal, das durch seinen Sieg sich von schweren Besorgnissen befreit fühlte, beeilte sich, ihn mit Ehren zu überschütten. Er wehrte ab, wo er nur irgend konnte. „Ich freue mich aus vollem Herzen," schrieb er damals einem Freunde, „daß Gott mich und meine Armee gewürdigt hat, das Werkzeug seines Willens zu sein, und ich bin weit entfernt davon, mir den Erfolg zuzuschreiben. Wir

wollen demütig sein und immer demütiger werden und unseren Herrgott loben und preisen, indem wir ausrufen: Du hast unser redliches Wollen gesegnet, du hast uns Kraft und Ausdauer verliehen und uns die Maßregel finden lassen, die das Gelingen ermöglichten. Du allein hast es vollbracht durch die gläubigen, mutigen Krieger des XIV. Armeecorps! .... Je mehr ich meiner menschlichen Schwachheit bewußt wurde, um so mehr wandte ich mich an ihn, und er hat geholfen!" —

Die beispiellosen Anstrengungen, welchen die Werderschen Truppen in den letzten Tagen ausgesetzt gewesen waren, schlossen leider eine sofortige Verfolgung und damit die unmittelbare Ausnutzung des Sieges aus. Erst am 19. konnte der General energisch vorgehen und blieb in den nächsten Tagen dem Feinde an der Klinge, während der inzwischen näher herangekommene Heeresteil des General von Manteuffel, unter dessen Befehl auch Werder trat, dessen Flanke und Rücken bedrohte: ich brauche hier nicht zu wiederholen, wie General Bourbaki schließlich bei Pontarlier völlig eingeschlossen und zum Übertritt auf Schweizer Gebiet gezwungen wurde.

Der letzte Akt des großen Feldzugs war glücklich zu Ende geführt — mit reichem Lorbeer geschmückt konnten die Sieger in das dankerfüllte Vaterland heimkehren: Werder das Großkreuz des eisernen Kreuzes, jenes Ehrenzeichen, welches nur für eine selbständig gewonnene Feldschlacht verliehen wurde, auf der Brust, im Herzen das glückselige Bewußtsein, seinem alten Wahlspruch getreu gewesen zu sein, „Thue deine Pflicht und vertraue auf Gott!"

Es war ein feinfühliger Zug Kaiser Wilhelms, daß er den General, dessen Heldenthaten grade in Süddeutschland so hohe Anerkennung und so freudige Würdigung gefunden hatten, auch nach dem Frieden an der Spitze des XIV. Armeecorps beließ. Im schönen Badener Lande hat Werder von allen seinen Untergebenen ebenso verehrt und geliebt, wie von der gesamten Bevölkerung, noch acht Jahre gelebt und gewirkt, immer der Alte in opferfreudiger Pflichttreue und eifriger Dienstthätigkeit. Als ihm 1879 endlich, unter Verleihung des erblichen Grafenstandes und unter Belassung in seiner Stellung als Chef des 30. Infanterie-Regiments, welches heute noch seinen Namen führt, der erbetene Abschied bewilligt wurde, begleitete ihn die Liebe des Heeres und des Volkes auch in seine neue Heimat, die er sich auf seinen in Pommern neuangekauften Gütern Grüssow und Gantzkow gründete.

Acht Jahre lebte er hier an der Seite seines einzigen Sohnes und widmete sich ganz der Bewirtschaftung der ausgedehnten Besitzungen. Aber die Kräfte des Greises folgten seinem rastlosen Willen nicht mehr wie ehedem, sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. Immerhin zeigte er selbst in den letzten Lebensjahren noch das rechte Interesse für alles, was ihm nahe stand — am frohsten und glücklichsten war er, wenn er sein 1886 geborenes Enkelkind auf den Knieen wiegen und liebkosen konnte.

Aber nur kurze Zeit noch blieb ihm diese Freude beschieden. Am 12. September 1887 schloß sich sein Auge, das dem Feinde so oft tapfer und unerschrocken ins Antlitz geblickt, zum ewigen Schlummer.

Zu Freiburg im Breisgau erhebt sich ein stolzes, erzenes Siegesdenkmal, das den Heldenthaten der deutschen Armee, in erster Linie aber denen des XIV. Armeecorps geweiht ist. Nach dem Entwurf sollte das Medaillonporträt Werders das Denkmal schmücken, in bezeichnender Bescheidenheit wehrte er jedoch diese Ehrenbezeugung bei seinen Lebzeiten ab. Erst nach seinem Dahinscheiden wurde das wohlgetroffene Bild an die offengelassene Stelle eingefügt, seinen Ruhm zu künden in alle Ewigkeit.

„Thue deine Pflicht und vertraue auf Gott!" war des schlichten, tapferen Soldaten Wahlspruch. In ihm hat er gelebt — mit ihm ist er von uns geschieden. „Dem Freunde Schutz — dem Feinde Trutz," so lautet der andere Spruch, der das Wappen des Grafen Werder ziert: welche Worte könnten das Wesen, die Thätigkeit, das ganze reiche Leben des Helden von der Lisaine besser kennzeichnen, als diese beiden herrlichen Sprüche!





Robert Wilms.

Robert Wilms.

Des Kronprinzen General-Arzt.

Das altehrwürdige „Königliche und Gröningsche“ Gymnasium zu Stargard in Pommern nennt einen eigenartigen Schatz sein eigen: die „Selbstbiographie des Primaners Robert Wilms“.

Wer war Robert Wilms? fragt vielleicht einer meiner Leser. In unserer schnelllebenden Zeit kennt leider ja die heranwachsende Jugend oft genug kaum die Namen der Männer, welche noch ihre Väter mit Stolz zu den bedeutendsten des Vaterlandes rechneten. Das mag auch auf Robert Wilms zutreffen, der Zehntausenden in Krieg und Frieden zum Retter in Todesnot geworden ist, der an ungezählten Krankenbetten Hilfe gespendet, der ungezählte Thränen getrocknet hat: auf Robert Wilms, den großen Chirurgen, den Menschenfreund!

Fragt Euern Vater nach ihm und er wird Euch sagen, wie die Verwundeten in den blutigen Kriegen von 1866 und 1870 den seltenen Mann verehrten, der in aufopfernder Wirksamkeit, wie im Wissen und Können allen seinen Kollegen als ein leuchtendes Beispiel galt — fragt Eure Mutter nach ihm und sie wird Euch erzählen, wie Robert Wilms in seiner leitenden Stellung an dem größten der Berliner Krankenhäuser, an Bethanien, lange Jahrzehnte segensreich thätig war, wie sein Name allein und der Gedanke, von ihm behandelt zu werden, selbst die schwersten Kranken mit neuer Hoffnungsfreudigkeit erfüllte.

In den Akten des Stargarder Gymnasiums also fand sich durch Zufall ein Lebensabriß, den Robert Wilms als Schüler der obersten Klasse, wohl unmittelbar vor seinem Abgang zur Hochschule, verfaßte. Solch eine Schrift ist selten. Doppelt wertvoll aber muß sie erscheinen, wenn sie, wie die vorliegende, uns einen tiefen Einblick in das innere Werden eines reich begabten Jünglings gestattet — doppelt wertvoll, wenn sie, wie diese, geeignet ist, in anderer Jünglinge Brust die Lust zu ernstem Streben, die Freudigkeit an der Arbeit, die feste, treue Liebe zu einem bestimmten Beruf zu erwecken und zu beleben.

Hören wir, was Robert Wilms selbst schreibt:

„Des Knaben Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings Streben der Mann und das Ziel des Mannes der Greis. Im Genusse der Gegenwart, in Unschuld und Frohsinn enteilt dem ersten der Frühling seines Daseins, tritt er ein in die schönste Zeit des Lebens, in die Jahre des Jünglings. Hier erscheint ihm, der des Lebens bittern Kelch noch nicht gekostet, dem die herben Erfahrungen des Mannes noch fremd sind, die Welt in ihrem schönsten Licht. Durch sich selbst, durch seine eigene Kraft hofft er alle Schwierigkeiten zu überwinden, seine Pläne und seine Entwürfe liegen in der Zukunft, und diese liegt in der schönsten Aussicht vor ihm. Die Wahl des Berufs, der Durst nach Ruhm, das Streben nach Thaten erfüllen ganz seine Brust. — Der Jüngling wird ein Mann, die Sphäre des Mannes ist die Gegenwart. Wirken soll er jetzt, erfüllen die Pflichten seines Amtes und glücklich! wenn er zufrieden ist mit dem Berufe, den er sich ausgewählt, glücklich ist er, wenn er mit Freuden auf seine wohlbenutzten Jugendjahre zurückblickt, wenn bei ihrer Erinnerung nicht bittere Reue sein Gemüt ergreift. — Das Ziel des Mannes ist der Greis. Die Welt hat für ihn ihren Reiz verloren, aber in der Erinnerung an die Vergangenheit findet er Freude, in dem Gedanken, den Zweck seines Daseins erfüllt zu haben und in dem Hinblick auf ein anderes, besseres Leben Trost und Ruhe. So ist der Lebenslauf des Menschen von der Stunde der Geburt bis zum Tode, aber jeder wandelt einen eigenen, einen verschiedenen Weg.

Zu Arnswalde, einem Städtchen in der Neumark, wo mein Vater Besitzer einer Apotheke war, wurde ich am 9. September 1824 geboren. Unter der sorgfältigen Aufsicht der Eltern verfloß die Kindheit meines Lebens. Das einzige Bemerkenswerte, was aus jener Zeit in meinem Gedächtnis geblieben, war, daß sich schon damals bei mir große Neigung für die Naturwissenschaften offenbarte. Nach Beendigung des Unterrichts, den ich in der dortigen Stadtschule von einem Lehrer, der ganz meine Liebe besaß, empfing, eilte ich in den nahegelegenen Garten meines Vaters, füllte hier meine Taschen mit Steinen, suchte allerlei Pflanzen und Insekten und brachte dann hocherfreut meinen Fund nach Hause. So verlebte ich in jener Stadt sieben glückliche Jahre, als mein Vater, durch langwierige Krankheit bewogen, sein Geschäft aufgab und Stargard zu seinem zukünftigen Aufenthalt wählte. Doch ein unsichtbares Band zog mich immer wieder nach dem Orte hin, wo

ich geboren war, und ich benutzte jede Gelegenheit, um ihn, wenn auch nur auf wenige Stunden, wiederzusehen. In Stargard betrat ich die sechste Klasse des Gymnasiums. Nachdem ich mir die erforderlichen Kenntnisse erworben, wurde ich nach Verlauf eines Jahres in die fünfte Klasse versetzt. Schon in dieser Klasse führte mich ein merkwürdiger Zufall zur Anatomie (Lehre vom Bau des tierischen bez. menschlichen Körpers). Im Anfange eines Frühjahrs gerieten mehrere Sperlinge, die, ihren Kräften zuviel vertrauend, dem elterlichen Neste entschlüpft waren, in meine Hände. In der Hoffnung, ihr Leben zu erhalten und sie groß zu ziehen, schloß ich dieselben in einen Bauer ein und setzte diesen in den Garten, damit sie hier von den Alten ernährt würden. Dessenungeachtet starben die Sperlinge bald darauf. Unbekannt mit der Ursache ihres Todes, da ich sie mit der größten Sorgfalt behandelt hatte, teilte ich mehreren meiner Schulkameraden den Vorfall mit und fragte sie um Rat, konnte jedoch von ihnen keine befriedigende Auskunft erhalten. In der Meinung nun, durch Besichtigung der Eingeweide Gewißheit zu erlangen, fing ich nach einiger Selbstüberwindung an, sie zu öffnen. Da ich aber in ihrem Innern keine Verletzungen bemerkte, so glaubte ich den Grund ihres Todes von der Menge der Speisen und dem Sande, den ich in ihren Magen fand, herleiten zu können. Mit jedemmale, wo ich sezierte, vermehrte sich das Interesse an diesen Übungen, und ich nahm jede Gelegenheit wahr, mir tote Vögel zu verschaffen. Außerdem fand ich vieles Vergnügen an dem Unterricht in der Naturgeschichte, wo damals gerade Entomologie (Insektenkunde) behandelt wurde. Nach dem Beispiele anderer legte auch ich mir eine Sammlung von Schmetterlingen und Käfern an, verbrachte auf deren Fang einen großen Teil meiner Zeit und versäumte öfters die mir aufgetragenen Arbeiten."

Wilms erzählt nun offenherzig weiter, daß er in den nächsten Klassen gegen seine Altersgenossen etwas zurückblieb und wie er keine besondere Neigung und Liebe für die Beschäftigung mit den Schularbeiten fand. In desto höherem Grade aber wandte er seine Neigungen jetzt der Mineralogie und bald auch der Botanik zu.

„Während ich in der Tertia saß," fährt er dann fort, „faßte ich zuerst den Entschluß, mein Leben den Kranken zu widmen; und, ich kann es offen gestehen, dieser Entschluß ist seit jener Zeit niemals bei mir wankend geworden; die Liebe für jenes herrliche Studium hat von Jahr zu Jahr zugenommen, und noch nie hat es mich gereut und niemals wird es mich reuen, diesen heiligen

Beruf gewählt zu haben. Bis jetzt war ich immer mit dem Vorsatz umgegangen, die Apothekerkunst zu erlernen, teils weil ich zu Hause oft darüber sprechen hörte, teils weil mein Vater Apotheker gewesen war, und viele meiner Verwandten es noch waren. Als ich aber eines Tages erfuhr, daß die Apothekerkunst nichts mit der Beschaffenheit des Menschen zu thun hätte, daß ich also, wenn ich mich ihr widmete, meine seit vielen Jahren getriebenen und liebgewonnenen Sezierübungen einstellen müßte, fing ich an in meiner Wahl schwankend zu werden, und als ich vernahm, daß dies in den Bereich des Arztes gehöre, faßte ich bald den Entschluß, mich der Heilkunde zu widmen. Ein anderer Grund, warum ich diesen Beruf wählte, waren die Krankheiten, mit denen zu jener Zeit unsere Familie mehrmals heimgesucht wurde, und die meine lieben Eltern einmal zugleich an den Rand des Grabes führten. Sobald ich von dem Arzt den Namen dieser Krankheit erfahren hatte, las ich über sie in einigen medizinischen Büchern nach; dies sprach mich an; ich that es öfters, suchte mich auch über andere Gegenstände zu belehren. Außerdem fing ich bald darauf auch an, in der Privatstunde eines Lehrers das erste Buch des Celsus (ein hervorragender römischer Schriftsteller, von dessen Werken uns acht Bücher „Über die Heilkunde“ erhalten geblieben sind) zu übersetzen. Durch diese Beschäftigung, die mir großes Interesse gewährte, blieb nicht allein meine Liebe zur Medizin immer im Zunehmen, sondern es vergrößerten sich auch durch die grammatikalischen Erklärungen und durch die schriftlichen Übersetzungen meine Kenntnisse in der lateinischen Sprache.“

Es sei hier gestattet, einschaltend an das alte, wahre Wort zu erinnern: „Eines schickt sich nicht für alle.“ Wenn der junge Wilms, in dem die bewußte Neigung zur Medizin so überraschend früh erwachte und der eine ganz außerordentliche Veranlagung für sie besaß, sich bereits als Kind mit Sezierübungen und bald auch mit dem Studium medizinischer Werke beschäftigte, so ist noch lange nicht damit gesagt, daß dies auch bei anderen Knaben vorteilhaft wäre. Im allgemeinen werden die meisten Eltern derartigen Bestrebungen sicher mit vollem Recht ernst entgegentreten. Es ist eben nicht jeder Knabe ein Robert Wilms.

„Noch mehr,“ so fährt Wilms fort, „wurde mein Vorsatz befestigt, als mich eine Gehirnerschütterung, die mich dem Tode nahe brachte, aufs Krankenlager warf. Nachdem sie durch die anerkannte Geschicklichkeit des Arztes, der mich behandelte, überstanden war, nach-

dem mir Gott noch einmal mein junges Leben wiedergeschenkt hatte, fühlte ich die Würde und Heiligkeit dieses erhabenen Berufes ganz. Seinen Nebenmenschen das höchste irdische Gut, die Gesundheit, zu geben und zu erhalten, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen, den Zustand der Unheilbaren wenigstens zu erleichtern, schien mir das höchste und Weichling und feiger Schwächling der, welcher, wenn er sonst Neigung zu diesem herrlichen Studium besitzt, es doch wegen der vielen mit ihm verknüpften Mühseligkeiten, Beschwerden und Gefahren, wegen des Undanks, der häufig der Lohn des Arztes ist, einem anderen nachstellt. Mit Verachtung wurde ich aber auch damals schon gegen die Ärzte erfüllt, die, von schnödem Eigennutz bewogen, hartherzig den Armen ihren Beistand versagen und ihre Hilfe nur den Reichen angedeihen lassen, von denen sie für ihre Bemühungen bedeutenden Lohn zu erwarten haben; Freude und Trauer zugleich aber bewegten mich, wenn ich in der Geschichte und in den Jahrbüchern der Wissenschaft las, wie dagegen andere berühmte und hoffnungsreiche Ärzte aus Liebe zu ihrem Studium und zu ihren Mitmenschen und treu dem Eide, den sie einst beim Antritt ihrer Laufbahn geleistet, bei der Ausübung ihrer Kunst in der Blüte des Lebens ein Opfer ihres Berufs geworden waren.

Nachdem ich 1½ Jahre in Tertia zugebracht, wurde ich in die zweite Klasse versetzt. Auch hier beginnt nach Verlauf eines Jahres eine neue, nicht minder einflußreiche Periode in meinem Leben. Ohne besondere Liebe hatte ich in der ersten Zeit meine Pflichten als Schüler erfüllt; ich präparierte mich zwar größtenteils regelmäßig auf die vorkommenden Lektionen und fertigte nicht ohne Sorgfalt meine schriftlichen Aufgaben an, aber dieser Fleiß war nicht hinreichend, da ihm das innere Interesse abging. Meine Fortschritte waren daher nicht erheblich; die stets gerechten Zeugnisse meiner Lehrer wurden nicht besser, und mein Vater, der wohl einsah, daß ich ohne vorangegangene gründliche Schulbildung nie ein tüchtiger Arzt werden könne, daß ich, wenn ich so fortführe, vielleicht gar nicht das Abiturientenexamen bestehen würde, forderte mich dringend auf fleißiger zu werden und drohte mir, da er meine große Neigung zur Medizin kannte, mich, wenn ich seinen Wunsch nicht erfüllte, von der Anstalt wegzunehmen. Von nun an, wo ein neues Semester begann (Michaelis 1839), verwandte ich den größten Fleiß auf die Unterrichtsgegenstände; sie nahmen vollkommen meine Zeit ein. Zu Weihnachten ward mein Zeugnis

jedoch, da ich so vieles nachzuholen hatte, nur unbedeutend besser. Jetzt wiederholte mein Vater seine Drohung und erklärte bestimmt, sie zu Ostern in Ausführung zu bringen. Durch unermüdeten Fleiß brachte ich es aber bald dahin, mir die Zufriedenheit meiner Lehrer zu erwerben und wurde zu Ostern in die erste Abteilung versetzt. Hierdurch ermuntert verdoppelte ich nun meine Anstrengungen. Nachdem ich auch das folgende halbe Jahr hindurch meine Zeit gut benutzt hatte, wurde ich nach vorangegangener Prüfung reif für Prima erklärt. Obgleich ich nun mit den Schularbeiten vollauf zu thun hatte, so war doch dadurch meine Neigung für die Medizin nicht im mindesten geändert. Um in ihr meine Kenntnisse zu vermehren, beschäftigte ich mich in den Freistunden mit dem Lesen der neueren Werke dieses Faches, setzte die Lektüre des Celsus fort und suchte nebenbei auch durch Sektionen der Vögel und Säugetiere meine Kenntnisse in der Anatomie zu vermehren, sowie durch das oft wiederholte Anschauen guter Abbildungen, da mir andere Gelegenheit fehlte, die Lage der innern Teile des Menschen meinem Gedächtnis einzuprägen.

Sobald ich die Prima betreten hatte, faßte ich, durch die herben Erfahrungen, die ich in den früheren Klassen gemacht, belehrt, den festen Vorsatz, mit dem angestrengsten Fleiß meine Pflichten als Schüler zu erfüllen. Und ich glaube ihn treulich ausgeführt zu haben. Auch in der Prima aber kam es mir niemals in den Sinn, den Beruf, den ich mir einmal ausgewählt, mit einem anderen zu vertauschen; im Gegenteil wurde die feurige Liebe zu ihm noch bedeutend vermehrt und befestigt, da ich damals die Bekanntschaft mit zwei jungen, wissenschaftlich gebildeten Ärzten machte. Ihnen schulde ich sehr viel und das Gefühl der aufrichtigsten Dankbarkeit gegen sie wird bei mir niemals erlöschen. Sie waren es, die mich zuerst in die Hütten der Armut, an das Bett der Kranken führten, wo ich das menschliche Elend so recht in seiner wahren Gestalt kennen lernte. Mein Gefühl wurde hier oft erschüttert, der Entschluß aber, mein Leben den Kranken zu weihen, erstarkte immer mehr, und die Würde und Heiligkeit dieses Berufs trat gerade hier lebhaft vor meine Seele. Die beiden jungen Ärzte nahmen mich wohl auch zu ihren Operationen mit, aber sie waren es auch, die in mir niemals einen Dünkel auf mein geringes Wissen entstehen ließen; wenn ich das, was sie gelernt, betrachtete, so sah ich immer ein, daß all mein jetziges Wissen Stückwerk sei, und niemals wurde es mir schwer, mir selbst das Be-

kenntnis abzulegen, daß ich nichts wisse. Die Stunden, die ich in ihrer Gesellschaft verlebte, waren die glücklichsten, die ich bis jetzt in meinem Leben genoß. Zugleich aber faßte ich auch, von ihnen über die unberechenbaren Nachteile des Gegenteils belehrt, den festen Entschluß, gleich von Anfang an meine Universitätszeit aufs sorgfältigste zu benutzen. So werde ich denn mein Leben bis zur Stunde meines Todes unermüdet und ohne Eigennutz ausschließlich den Kranken und einem Berufe weihen, zu dem Neigung und Anlagen mich schon früh bestimmten." —

Achtzehn Jahre alt bestand Robert Wilms im Herbst des Jahres 1842 mit einem vorzüglichen Zeugnis die Abiturientenprüfung und bezog die Universität Berlin. Besser vorbereitet für sein Fachstudium hat wohl kaum je ein deutscher Student den klassischen Boden der Alma mater betreten — ernster und fleißiger, denn er, werden ihrer wenige gewesen sein. War es auch die Heilkunde, welcher er seine Hauptkraft widmete, so fand er doch immer noch Zeit, zwischen den Stunden, die den Vorlesungen über Medizin gehörten, auch seine allgemeine Bildung zu vervollständigen. Ihm war nichts, was den menschlichen Verstand schärfen, was die Denkkraft üben oder was die Empfindungen der Seele erheben kann, fremd: wie er zu seiner Erholung, auch noch in späteren Jahren, Mathematik trieb und wohl gern einmal eine Mußestunde mit der Lösung einer schwierigen trigonometrischen Aufgabe ausfüllte, so hörte er jetzt auch Vorträge über Geschichte und vertiefte sich in die Schönheiten der klassischen Schriftsteller. Goethe, Schiller und Lessing verehrte er von unseren deutschen Dichter am meisten und wenn er verreiste, durfte sicher ein Band von Lessings Werken nicht in seinem Koffer fehlen; neben ihnen aber fesselten ihn Lord Byrons Dichtungen, und immer wieder holte er sich aus Shakespeares herrlichen Dramen neue Kraft und neue Anregung.

Ein außerordentlich liebevolles, inniges Verhältnis bestand zwischen Robert Wilms und seinen Eltern. Es sind uns einige Briefe des Vaters aufbewahrt, welche dies Verhältnis in schönster Weise kennzeichnen. Der Vater wußte die vortrefflichen Eigenschaften seines Sohnes voll zu schätzen, er vertraute dessen ernstem Streben und seiner Charakterfestigkeit unbedingt. „Ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du so bleiben wirst, wie Du Dich hier gezeigt hast," so schreibt er dem Sohne unmittelbar, nachdem dieser die Universität bezogen hat, indem er ihm zugleich einige Hinweise über den Geldzuschuß, den er zu erwarten hat, giebt. „Deshalb

habe ich alles reichlich bedacht und überlasse es Dir, daran zu sparen, wo Du es richtig findest, und in andern Fällen wieder mehr zu verwenden. Viele mißbrauchen die akademische Freiheit des Studenten, ich glaube aber von Dir dies nicht erwarten zu dürfen und enthalte mich aller weitläufigen Ermahnungen. Nur den Spruch rufe ich Dir zu, den einst meine redliche Mutter mir mit auf den Lebensweg gab: All Dein lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, daß Du in keine Sünde willigst und thuest wider Gottes Gebot."

Und wie ernst und liebevoll zugleich klingt die echt väterliche Fürsorge aus einem, etwa ein halbes Jahr später geschriebenen Brief heraus: „So wie uns bis jetzt Dein Fleiß und Deine gute Führung nur Freude gemacht hat, so sehe ich auch aus Deinem letzten Brief, daß die Liebe zu den Wissenschaften bei Dir noch immer dieselbe ist. Ich darf daher, mein guter Sohn, Dich auch nicht weiter dazu ermahnen, sondern ich bitte Dich nur, der Du Dich durch die Wissenschaften zum Dienst der Welt und zur Beförderung Deines eigenen Glücks geschickt machen sollst, dabei auch stets Deine eigene Gesundheit wahrzunehmen. Bleibe daher des Abends nicht zu lange auf, gewöhne Dich lieber in dieser schönen Jahreszeit recht früh aufzustehen, um die heitersten und schönsten Stunden in Andacht der Wiederholung Deiner Lieblingswissenschaften widmen zu können; dabei wirst Du Dich am frohsten fühlen und Deine Gesundheit stärken. Durch Deinen Fleiß hast Du allzeit ein Recht auf Erholung, und nie schmeckt ja das Vergnügen des Lebens süßer als nach vollbrachter Pflicht. Genieße die unschuldigen Freuden der Natur, der Kunst, der Freundschaft und des geselligen Umgangs. Ich lade Dich väterlich dazu ein, denn auf den blumichten Auen, die wir auf unserer Reise durch dieses Leben finden, müssen wir uns erholen, um neue Kräfte zu sammeln, um den Weg zu unserm Ziele beherzt fortsetzen zu können. So lange Du Deinem Charakter treu bleibst, darf ich nicht fürchten, daß Du Dich unerlaubten Vergnügungen ergeben wirst. Der Geiz entehre Dich so wenig, wie die Verschwendung!"

Der junge Student lenkte durch seinen außerordentlichen Fleiß, wie seine ungewöhnlichen Anlagen sehr schnell die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Unter diesen war es besonders der berühmte Professor Johannes Müller, der große Anatom, welcher sich Robert Wilms annahm. Schon nach wenig mehr als ein jährigem Studium wählte er ihn zu seinem Assistenten, und bald

galt Wilms als der erklärte Liebling des gefeierten Lehrers. „Daß Du durch die Stelle bei Müller so ganz befriedigt bist, freut uns ungemein," schrieb damals der Vater. „Der Allmächtige verleihe Dir ferner Weisheit und Verstand, so zu handeln, daß Du die Gewogenheit dieses hochberühmten Mannes erlangst, so wie Du auch hier die Gewogenheit all Deiner Lehrer gehabt hast. Hochgestellte Männer pflegen aber oft," fügt der weltkluge Mann hinzu, „bei ihren großen Kenntnissen auch ihre Eigenheiten zu haben, worunter die ihnen nahestehenden öfters viel dulden müssen und deshalb mit ihrer Lage unzufrieden werden. Du wirst sehr weise handeln, wenn Du Dich in solche Eigenheiten fügst und Dir dadurch um so mehr die Liebe und Achtung Deines Lehres erwirbst."

Nach vierjährigem Studium in Berlin ging Wilms nach Prag, dessen Universität damals durch ausgezeichnete Lehrer der Heilkunde weithin berühmt war. Bald aber, schon im Herbst 1847, kehrte er nach der preußischen Hauptstadt zurück, um hier seine Staatsprüfung als Arzt abzulegen. Wie nicht anders zu erwarten, bestand er dieselbe in allen Fächern mit der Auszeichnung: „Sehr gut" — nur in der Chirurgie, welche später sein Hauptgebiet wurde, in Bezug auf welche er geradezu bahnbrechend vorging, erhielt er merkwürdigerweise nur das Prädikat „gut".

In jener Zeit, während des Straßenkampfes des unheilvollen Jahres 1848, kam er zum erstenmale nach dem Krankenhause Bethanien, um an der Behandlung der in jenem Kampf Verwundeten teilzunehmen. Nicht lange darauf wurde er an demselben Krankenhaus Bethanien als Assistenzarzt angestellt und fand hier die Stätte segensvollen Wirkens, an welcher er bis zu seinem Tode, fast drei Jahrzehnte hindurch, sein reiches Können zum Wohle der Leidenden bethätigte. Schon 1849 aber wurde er von einer jener ernsten Heimsuchungen befallen, die so oft in das Leben gerade der am ernstesten vorwärtsstrebenden Ärzte einschneidend eingreifen. Wenn er einst als Jüngling geschrieben hatte: „mit Freude und Trauer zugleich las ich von jenen Ärzten, welche aus Liebe zum Studium und zu ihren Mitmenschen bei der Ausübung ihrer Kunst in der Blüte der Jahre ein Opfer ihres Berufs geworden seien" — so trat jetzt an ihn selbst die gleiche Gefahr heran. Infolge einer Verletzung bei einer Sektion zog er sich eine schwere Blutvergiftung zu, die ihn Monate hindurch auf dem Krankenlager festhielt. Nachdem er von seinem schweren, schmerzvollen, aber mit rührender Geduld getragenem Leiden genesen war, begab er sich zum Zweck

weiterer Studien nach Wien und Paris; auf der Rückreise von der französischen Hauptstadt aber warf ihn eine weitere Krankheit nieder und brachte ihn fast an den Rand des Grabes. Er selbst glaubte sich verloren; kaum in Berlin angekommen, ließ er sich nach Bethanien bringen: hier, wo er seine ärztliche Thätigkeit begonnen hatte, wollte er auch sterben. Indessen trat der schlimmste Fall nicht ein; nach langem Leiden erholte er sich, die Arbeit erfreute ihn wieder und mit voller Kraft widmete er sich aufs neue seinem geliebten Beruf. Schon im Herbst 1851 wurde ihm die selbständige Leitung der chirurgischen Abteilung des großen Krankenhauses übertragen, neben welcher er sich bald eine weitumfassende Privatpraxis erwarb. Nicht lange und man nannte seinen Namen neben demjenigen des großen Chirurgen Langenbeck, der damals in der Sonnenhöhe seines Ruhmes stand; seine Gewissenhaftigkeit, seine Umsicht und seine außerordentliche Geschicklichkeit wurden in gleichem Maße anerkannt. Seinen hervorragenden ärztlichen Eigenschaften gesellte sich eine umfassende Menschenkenntnis und eine seltene Begabung in der schwierigen, aber gerade für den Arzt so unendlich wichtigen Kunst der Menschenbehandlung hinzu. Er verstand es in unvergleichlicher Weise, das unbedingte Vertrauen seiner Patienten zu gewinnen: unendlich oft genügten ihm wenige Worte, ein herzlicher, zuversichtsvoller Blick, ein freundlicher Händedruck, um irgend einen Kranken von der Notwendigkeit einer schweren Operation zu überzeugen, nachdem andere Ärzte demselben gegenüber alle Gaben ihrer Überredungskunst vergeblich versucht hatten. Von Jahr zu Jahr steigerte sich die Zahl der Leidenden, welche, aus weiter Ferne herbeieilend, bei ihm Rat, von ihm Hilfe suchten. Der Vater hatte wohl recht, wenn er damals dem berühmten Sohne schrieb: „Wir danken dem allmächtigen Gott täglich für die Gnade, daß er Dich vor so vielen Hunderten Deiner Kollegen bevorzugt und Deinen Fleiß und Deine Geschicklichkeit in der Art segnet, daß Dein Ruf sich immer mehr verbreitet zu Deiner und unserer Ehre. Möge der gütige Gott Dich nur gesund erhalten, und Du Dir durch Wohlthun den Segen und die Achtung Deiner Mitmenschen ebenso erwerben, wie der berühmte Arzt Heim, dessen Name noch jetzt mit Achtung erwähnt wird und dem Du nun schon gleichgehalten wirst. Werde aber dadurch nicht eitel und stolz, mein lieber, guter Robert, sondern sei auch ferner nachsichtig und mitleidvoll gegen Arme und wenig Bemittelte, ertrage mit Sanftmut und Geduld ihre oft zu ängst-

lichen Forderungen an Deinen Beistand, denn diese Art Leute glaubt so leicht, daß sie vernachlässigt und nicht so gut behandelt würde, weil sie arm sind. Um so mehr beruhige sie oft durch ein freundliches Wort. Du erwirbst Dir dadurch den Segen des Himmels, denn wie vielmals habe ich selbst den Glaubenssatz Deines noch im Grabe verehrten Großvaters bestätigt gesehen: Alles Gute belohnt sich selbst und alles Böse bestraft sich selbst!“

Es ist denn auch allzeit einer der herrlichsten Züge in dem Leben des Arztes und des Mannes Robert Wilms geblieben, daß arm und reich vor ihm völlig gleich waren. Dem Unbemittelten wandte er genau die gleiche Sorgfalt und Liebe zu, wie dem vornehmen Manne, der ihm jede ärztliche Hilfe mit Gold aufwiegen konnte. Und wie unzähligemale stand er gerade den Ärmsten seiner Patienten noch über das Krankenbett hinaus mit Rat und That bei, wie vielen Genesenden sandte er aus seinem eigenen Keller stärkende Weine, wie vielen von ihm Operierten verschaffte er kostenlos die künstlichen Ersatzmittel für die entfernten Körperteile. Es war ihm eine Herzenswohlthat, Thränen zu trocknen, er war ein Menschenfreund im edelsten Sinne des Wortes.

Im Jahre 1863 wurde Robert Wilms zum Geheimen Sanitätsrat ernannt. Er hatte sich inzwischen ein eigenes Heim gegründet und in der Tochter eines verehrten Kollegen eine geliebte Gattin heimgeführt, mit welcher er in denkbar glücklichster, wahrhaft harmonischer Ehe lebte. „Eine seltene Übereinstimmung unserer Charaktere und Gemüter hatte meinen Mann und mich zusammengeführt.“ So schrieb die edle Frau nach dem Heimgang des Gatten. „Beide waren wir stille, ernste, fast zu schweigsame Naturen; der äußere Glanz des Lebens, der unnütze Luxus war uns unangenehm. Soweit es der Beruf meines Mannes erlaubte, war unser Leben ein äußerst einfaches. Große Gesellschaften besuchten wir nur ungern, ein kleiner Kreis, dessen geringe Personenzahl eine gemeinschaftliche Unterhaltung möglich machte, war uns die einzig angenehme Art der Geselligkeit. So still und ernst mein Mann aber im allgemeinen war, so fehlte es ihm doch keineswegs an Humor, und die komischen Seiten des Lebens, die ja oft gerade auch in der ärztlichen Praxis zu Tage treten, konnten ihm manches frohe Lächeln entlocken. Ein außerordentlicher Grad von Bescheidenheit war ihm eigen; alles Unedle, Gemeine war ihm unerträglich, Anmaßung, Überschätzung, Prahlerei erschien ihm lächerlich und verächtlich. Seine außerordentlich große ärztliche Thätigkeit ließ ihm

sehr wenig Zeit übrig, trotz alledem fand er aber bei seiner Leistungsfähigkeit und Schnelligkeit im Arbeiten immer eine freie Stunde, um sehr viel zu lesen. Mit der ewig jungen Wissenschaft schritt er eifrig fort, aber er las auch viele Werke geschichtlichen, geographischen und sprachlichen Inhalts. Unerträglich war es für ihn, junge, kräftige Männer ohne Streben, ohne ernstes Lebensziel zu sehen. Ein Leben ohne angestrengte Arbeit erschien ihm undenkbar, und oft haben mir seine Freunde und Kollegen erzählt, wie er noch immer frisch und arbeitsmutig gewesen sei, wenn sie längst müde und abgespannt gewesen wären. Namentlich soll sich dies auch im Kriege geltend gemacht haben."

Inzwischen war es Wilms ja beschieden gewesen, als Generalarzt der Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf den blutigen Schlachtfeldern in Böhmen und auf französischem Boden — 1866 wie 1870/71 — seine operative Geschicklichkeit zu bewähren; bisweilen selbst leidend, war er doch unermüdlich in der Pflege der Verwundeten; mit genialem Blick fand er auch in den scheinbar verzweifeltsten Lagen immer noch ein Aushilfsmittel, und Freund und Feind schauten in den Lazaretten zu ihm wie zu einem Retter empor. Der Kronprinz, unser späterer unglücklicher Kaiser Friedrich, dem Wilms auch als Leibarzt nahe stand, schätzte ihn ungemein hoch — nach dem französischen Feldzug brachte der hohe Herr ihm persönlich das eiserne Kreuz I. Klasse in seine Wohnung, indem er zugleich dem Dank der ganzen Armee für die aufopfernde Thätigkeit des großen Arztes beredte Worte verlieh. Wilms haschte niemals nach äußern Auszeichnungen, er wußte den Lohn für das, was er that, stets in der eignen Brust zu finden: das Eiserne Kreuz aber, an dem der Großväter Herzen sich in den Tagen der Unterdrückung erhoben, das unsere Helden von 1870/71 sich neu errangen, dies schlichte Kreuz von Eisen hielt er allzeit hoch und in Ehren.

Und wieder eine Zahl Jahre später rief eine schwere Pflicht den großen Chirurgen an die Seite des Vaters seines kronprinzlichen Heerführers: an das Krankenlager Kaiser Wilhelms. Am Tage jenes unheilvollen Attentates, bei welchem der geliebteste aller Monarchen so schwer verwundet wurde, daß zuerst die Heilung des greisen Herrschers fast unmöglich erschien, eilte auch Wilms sofort nach dem Kaiserlichen Palais und brachte dem schwer leidenden Fürsten Hilfe. Der Kaiser aber, der nie vergaß, was man ihm Gutes gethan, empfing, als er nach Monaten geheilt nach

Berlin heimkehrte, Wilms vor allen andern unmittelbar nach der feierlichen Einholung und verlieh ihm den Kronenorden II. Klasse mit dem Stern, dessen Insignien er ihm einige Stunden später mit einem eigenhändigen Schreiben, in dem er den Gefühlen der Dankbarkeit in hochherziger Weise Ausdruck verlieh, in die Wohnung sandte.

Mit Stolz blickte die deutsche Wissenschaft auf Robert Wilms, und das Ausland zählte ihn zu den größten Chirurgen aller Zeiten; obwohl er keine akademische Lehrthätigkeit ausübte und infolge seiner außerordentlich umfangreichen Praxis auch nur wenig schrieb, war die Anzahl seiner Schüler dennoch sehr groß. Am Krankenbett, am Operationstisch galt er geradezu für den ersten Lehrmeister seiner Wissenschaft — sein praktischer Blick, seine schnelle Auffassungsgabe, seine große Geschicklichkeit waren für die Mehrzahl der jungen Ärzte, die sich um ihn sammelten, freilich unnachahmbar.

Eine reiche und weite Zukunft schien noch vor Wilms zu liegen, und er selbst trug in seiner Brust die frohe Hoffnung, noch unendlich viel zum Wohl der leidenden Menschheit thun zu können.

Es sollte nicht sein. Am 24. September 1880, in der Blüte der Mannesjahre, raffte der unerbittliche Tod ihn hinweg — mit ihm trug man einen Mann zu Grabe, der zu den Besten seiner Zeit gehörte, einen Mann von hohem Geistesflug und von reinem Herzen, von tiefem Wissen und seltenem praktischen Können! Deutschlands Ärzte betrachten ihn zunächst gewiß mit Recht als ein leuchtendes Vorbild für alle Angehörigen ihres Standes — sein Streben und Wirken, die trefflichen Eigenschaften seines Charakters und seines Herzens aber lassen ihn für uns alle vorbildlich erscheinen.

Gegenüber der Hauptstätte seiner Berliner Thätigkeit, gegenüber dem Krankenhaus Bethanien, erhebt sich sein von Meister Siemering ausgeführtes Denkmal. Fester als in Erz und Stein aber hat sich sein Gedächtnis allen denen eingeprägt, die er von schweren Leiden befreit, denen er voll milder Herzensfreundlichkeit mit Rat und That beistand.

Sein Andenken wird in Ehren bleiben!

Friedrich Graf von Wrangel.

Der „alte Wrangel“.

Die heranwachsende Generation hat ihn nicht mehr gekannt, den „alten“ Wrangel! — und selbst die, welche in der Reichshauptstadt wohnen, gehen vielleicht an dem Wrangelbrunnen im Tiergarten oder gar an dem herrlichen Erzdenkmal auf dem Leipzigerplatz, einem Meisterwerk des Professor Keil, welches den Königlich Preußischen General-Feldmarschall **Graf von Wrangel** darstellt, vorüber, ohne zu wissen, wer denn eigentlich der alte Wrangel war.

Vor zwanzig Jahren aber, da gab es kein Kind in ganz Berlin, das den greisen Kriegsmann, wenn er, fortwährend freundlich grüßend, in der schmucken Uniform seines Kürassier-Regiments durch die Alleen des Tiergartens schritt, nicht sofort erkannt und womöglich jubelnd begrüßt hätte. Und der alte Wrangel, der für Damen und Kinder immer einige kleine Aufmerksamkeiten in den unergründlichen Taschen seines Rockes hatte und freigebig mit Blumen, Süßigkeiten und — Dreiern (ehedem eine kleine preußische Kupfermünze) zur Hand war, hätte es sehr übel vermerkt, wenn man ihn nicht erkannt hätte. Er würde gewiß kopfschüttelnd den Jungen sanft am Ohr gezaust haben: „Und du kennst **mir** nicht, mein Sohn? Das nimmt mich Wunder!“

Er war in seinen Greisenjahren eine echt volkstümliche Gestalt geworden, und hundert drollige Anekdoten liefen über ihn um, die freilich nur zum Teil wahr, zum größern Teil aber mehr oder minder gut erfunden waren. Man lächelte über die originellen Eigentümlichkeiten und die eigenartige, an die ausgeprägte Berliner Mundart erinnernde Sprache des alten Generals, die es besonders mit den „Mir- und Mich-Fällen“ wenig genau nahm, und man erzählte sich gern von seinen scharfen Witzen:

„Mein Herr Lieutenant,“ sagte er einmal zu einem Offizier, der sich bei ihm meldete, „ich danke Ihnen für Ihre Meldung, aber Sie haben 24 Stunden Stubenarrest von wegen Ihrer unvorschriftsmäßigen Sporen.“



Die Wrangelstatue in Berlin.



Der Offizier sah stumm zu Boden, aber konnte wohl ein ganz leises Lächeln nicht unterdrücken, denn der Feldmarschall trug wahrhaftig — genau die gleichen Sporen.

„Ach so: Sie sehen wohl, daß meine auch nicht nach Vorschrift sind? Na, mein Sohn, dann können Sie ja die andern 24 Stunden vor mir auch gleich mit absitzen.“ —

Rührend und von unwiderstehlicher Komik zugleich war auch der Schluß der Anrede, welche er bei dem fünfzigjährigen Dienstjubiläum eines hochverdienten Generals als Sprecher der Berliner Garnison an diesen richtete: „Und nun noch eine Bitte, die mir persönlich betrifft, mein alter Freund. Nenne mir von jetzt an Dir!“

Solcher Geschichten gingen unzählige von Mund zu Mund, und über sie vergaß man, daß der alte Wrangel einst einer der schneidigsten und hochgebildetsten Offiziere der preußischen Armee gewesen war, und daß er seine eigentümlichen grammatikalischen Grundsätze auch nur in der Umgangssprache anwendete. Der greise Feldmarschall erfreute sich ob seiner echt volkstümlichen Art der größten Beliebtheit, aber nur wenige wußten noch, was das preußische Heer und der preußische Staat gerade ihm verdankten, nur wenige wußten von der unbezähmbaren Energie, die er in ernsten Stunden entfaltet, von seiner Umsicht in den schwierigsten Kriegslagen, von seiner Tapferkeit und seinen glorreichen Thaten.

Der alte Wrangel gehört mit Recht in die erste Reihe der Helden unserer Zeit!

Zu Stettin, am 13. April 1784, wurde Friedrich Heinrich Ernst von Wrangel geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Neu-Stettin, trat aber nach der Sitte damaliger Zeit schon mit dem 12. Lebensjahre als Junker in das Dragoner-Regiment von Werther ein. Am 15. August 1796 leistete er dem König Friedrich Wilhelm II. den Eid der Treue, den er vier preußischen Königen mit immer gleicher Freudigkeit und Überzeugungsfestigkeit gehalten hat. Trotz seines jugendlichen Alters bemühte er sich, den strengen Dienst, wie ihn die damalige Zeit forderte, schnell zu erlernen und bildete sich damals schon zu dem dreisten und überaus gewandten Reitersmann aus, als welcher er noch im hohen Greisenalter die Bewunderung aller Kavalleristen auf sich zog.

Nach zweijähriger Dienstzeit wurde der 14jährige Fähnrich — es ging damals schneller mit dem Avancement als heute — zum Lieutenant befördert und ritt nun fleißig Remonten oder drillte

Rekruten. Aber er suchte nebenbei auch seine Mußestunden in nützlicher Weise zu verwerten: unausgesetzt bemühte er sich, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, und wer in späteren Jahren den alten Wrangel näher kennen zu lernen das Glück hatte oder wer von ihm abgefaßte Schriftstücke durchlas, der staunte oft über den Reichtum seiner Gedanken und über die seltene Klarheit der Ausdrucksweise des Mannes, der als kaum zwölfjähriger Knabe das Gymnasium verlassen hatte und in das Leben hinausgetreten war. Wrangel war einer von den Männern, die wirklich mit ernstem Willen nachgeholt, was die Jugend ihnen versagt hatte.

Die ersten Kriegsthaten des Jünglings fielen in eine trübe Zeit. Mit wuchtigen Schlägen hatte im Jahre 1806 Napoleon I. auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt die für unbesiegbar gehaltene preußische Armee zertrümmert; sie war geschlagen worden, nicht weil sie schlecht, weil sie feig oder untüchtig gewesen wäre, sondern weil sie mit der Zeit nicht genügend fortgeschritten war. Die preußischen Heereseinrichtungen waren im großen und ganzen dieselben geblieben, wie in den Tagen Friedrichs des Großen — der gewaltige Kriegsfürst Bonaparte aber führte seine Scharen in neuen Gliederungen, mit umgestalteter Gefechtskunst gegen sie, und sie mußte unterliegen trotz ihrer Bravheit.

Das Regiment Wrangels war an den entscheidenden Unglückstagen nicht beteiligt gewesen; es kam zum erstenmale ins Gefecht, als gegen Ende des Jahres 1806 die versprengten Reste des preußischen Heeres sich an der Ostgrenze des Königreichs mit den zur Hilfe heranrückenden Russen vereinigten. Nahe dem Weichselufer, bei dem Dorfe Gurczno, empfing Lieutenant von Wrangel am 23. Dezember die Feuertaufe, und seine erste Waffenthat schon zeigte seinen frischen Wagemut. Er hatte den Auftrag, mit seinem Zuge, etwa 30 Dragonern, einen andern auf Feldwache stehenden Zug abzulösen. Gerade während er die Wache sich von dem Kameraden übergeben ließ, näherten sich zwei ganze feindliche Schwadronen. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, übernahm er als ältester Offizier den Befehl über beide Züge, stürzte sich auf den viermal so starken Feind und warf ihn in die Flucht. Zufällig hatte Oberst von Bülow, der später so hochberühmte Feldmarschall Bülow von Dennewitz, die schneidige und geschickt geführte Attacke mit angesehen. Er ritt sofort auf den jungen Offizier zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich werde Ihrem Regiment mitteilen, wie

kühn und entschlossen Sie die Kavallerie geführt und den überlegenen Feind angegriffen haben."

Solch Lob thut wohl und spornt zu größeren Thaten an. Die blieben denn auch nicht aus, und schon in der Schlacht von Heilsberg, im Sommer des nächsten Jahres, errang sich Wrangel für eine erfolgreiche Attacke, welche er mit der im Augenblick von ihm geführten Leibschwadron wiederum gegen einen übermächtigen Gegner gemacht hatte, den Orden pour le mérite, eine für sein Alter und seine Dienststellung äußerst seltene Auszeichnung. Einen 23jährigen Ritter des Ordens pour le mérite hatte die Armee bis dahin nicht besessen.

Es kam der traurige, unheilvolle Frieden von Tilsit, der Preußen der Hälfte seines Besitzes beraubte, der es von einer europäischen Großmacht zu einem kleinen Mittelstaat herabdemütigte, so daß selbst bei vielen wahren Vaterlandsfreunden jede Hoffnung auf eine Wiederaufrichtung des stolzen Hohenzollernreiches entschwand. Lieutenant von Wrangel zählte nicht zu diesen Kleinmütigen. Auch seine Brust war von tiefstem Schmerz über das Unglück des Landes und das schwere Geschick seines geliebten Königs erfüllt, aber er vertraute Preußens Stern. Während so mancher Kamerad, gleich ihm von glühendem Haß gegen Napoleon erfüllt, hinauszog, um unter fremden Fahnen gegen den kriegsgewaltigen Korsen zu kämpfen, blieb er im preußischen Dienst, bewahrte sich Mut und Vertrauen und suchte für sein bescheidenes Teil an der Wiederbelebung patriotischen Geistes im Volk, an der Neubildung der Armee mitzuwirken. Damals wurde er zu jenem ostpreußischen Kürassier=Regiment, dessen Uniform er bis an sein Lebensende beibehielt, versetzt.

Wrangel hatte nicht umsonst gehofft, nicht umsonst treu auf bessere Tage geharrt. Mit gewissenhafter Sorgfalt erzog König Friedrich Wilhelm III. in jenen Jahren des Leids das preußische Volk für die Wiedererhebung, mit genialem Blick reorganisierte unter ihm der unvergeßliche Scharnhorst das preußische Heer für den unausbleiblichen Befreiungskampf. Als aber dann die große, französische Armee im Winterfeldzug des Jahres 1812 in den unwirtlichen Steppen Rußlands zu Grunde gegangen war, als die Stunde gekommen und der Krieg an Frankreich erklärt war, da zog auch der Rittmeister von Wrangel jubelnd mit ins Feld: mit Gott, für König und Vaterland!

Und er hieb wacker drein mit seinen weißröckigen Kürassieren.

Bei Groß-Görschen schon war's, am 2. Mai des Völkerfrühlings 1813, daß er noch in der Nacht in kühnem Ansturm mitten in das feindliche Biwak hineinritt, Tod und Verderben in des Gegners Reihen tragend. Aber das kecke Wagestück wäre ihm beinahe übel bekommen: sein Pferd wurde tödlich getroffen, brach zusammen und fiel so unglücklich, daß das rechte Bein des Reiters unter dem Kadaver zu liegen kam und er sich nicht befreien konnte. So lag er zwei lange, bange Stunden, sein Bein zerschmettert wähnend, hilflos da — in der Nähe aber loderten die Biwaksfeuer der Franzosen. In der ersten Morgendämmerung sah er einen Mann einige Schritte entfernt herumwanken; derselbe stolperte über eine Leiche, fiel und stieß einen Schmerzensschrei aus, an dem der Rittmeister einen Gefreiten seiner eignen Schwadron erkannte, der an der Hand verwundet war. Leise rief er ihn an und mit seiner Hilfe gelang es ihm endlich, sich von der Last des Pferdekadavers frei zu machen. Langsam, denn der Fuß schmerzte ihn heftig, schleppte er sich in der Richtung auf das brennende Städtchen Pegau fort, aber bald entschwanden ihm die Kräfte gänzlich, er brach in einem Graben zusammen, legte das Haupt auf die Brust des braven Gefreiten und ergab sich in den Willen Gottes; mit dem Anbrechen des Tages schien ja seine Gefangennahme unvermeidlich. Da hörte er plötzlich Pferdegetrappel! War es Freund oder Feind? Er lauschte in atemloser Spannung. Endlich schlugen deutsche Laute an sein Ohr. Werda! rief er hastig. Eine Minute später saß er wieder auf einem preußischen Pferde und bald war er völlig in Sicherheit. Zum Glück stellte sich bei der ärztlichen Untersuchung auch heraus, daß sein Bein nicht gebrochen, sondern nur stark gequetscht war, und er konnte sogar schon an demselben Tage, wenn auch ohne Stiefel, den Weitermarsch seines Regiments mitmachen. Für seine kühne Attacke erhielt er das eiserne Kreuz und wurde zur besonderen Belohnung außer der Reihe zum Major befördert. Bei Leipzig schon holte er sich zu der zweiten Klasse des eisernen Kreuzes die erste dazu.

Zum höchsten Ruhmestag aber wurde dem Major von Wrangel das Nachtgefecht von Vauchamps (11. Februar 1814). Hier erhielt das Kürassier-Regiment, welches er vorübergehend führte, den Auftrag, einen zeitweiligen Rückmarsch der Armee Marschall Blüchers zu decken und löste diese schwierige Aufgabe in bewundernswerter Weise. Zu wiederholten Malen warf Wrangel mit seinen wenigen Schwadronen den heftig nachdringenden Feind zurück —

schließlich aber standen ihm so überlegene Kräfte gegenüber, daß die Lage äußerst gefährlich wurde. Ausgesandte Offiziere bestätigten, „daß der Feind überall sei“. In diesem Augenblick kam ein französischer Kapitän mit einem Trompeter als Parlamentär an und setzte Wrangel auseinander, das Regiment sei von Übermacht völlig eingeschlossen und könne nicht entkommen; Kaiser Napoleon lasse ihm jedoch in Anbetracht der bewiesenen Tapferkeit eine ehrenvolle Kapitulation anbieten.

„So lange ich noch zu Pferde sitze und den Pallasch in der Hand führen kann, ergebe ich mich nicht! Und so, wie ich denken alle meine Kürassiere,“ entgegnete ihm der Major kurz. „So — nun reiten Sie zurück und melden Sie dies Ihrem Kaiser.“

Als darauf aber der Franzose, anstatt sich rückwärts zu konzentrieren, es wagte, an das Regiment heranzureiten und die Kürassiere laut aufforderte „abzusitzen, sie seien Gefangene,“ da ließ ihn Wrangel einfach vom Pferde schießen. Dann rief er die Offiziere vor die Front und redete seine Reiter in der kernigen, kurzen Art, die ihm eigen war, also an: „Wir sind von allen Seiten umringt. Das thut aber nichts: wir werden uns durchschlagen. Ich bin immer an eurer Spitze, ich breche die Bahn und ihr folgt mir fest geschlossen. Nun in Gottes Namen drauf!“ Und wirklich, er hieb sich, wie ein französischer Augenzeuge berichtet, eine breite, blutigrote Gasse, und als er mit seinem Regiment endlich in Sicherheit war, da rief er den Standartenträger zu sich heran und preßte das heilige Panier fest an die Brust: „Gelobt sei die Allmacht Gottes! Es lebe der König!“ Jubelnd begrüßten ihn die eigenen Truppen, die das wackere Kürassier-Regiment schon für verloren gegeben hatten.

Als Oberst, wohlbekannt bereits im ganzen Heere wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit, kehrte Wrangel nach dem Friedensschluß in seine Garnison Riesenburg zurück. Die Zeit emsigen Friedensdienstes begann, und unser Oberst von Wrangel gehörte zu denen, die wohl wissen, daß es notwendig ist, ein Instrument immer scharf geschliffen zu erhalten, wenn es in der Entscheidungsstunde seine Schuldigkeit thun soll. Sein Regiment und später seine Brigade und die Division, welche ihm schon 1834 der König in Westfalen verlieh, galten denn auch stets als vortrefflich ausgebildet, als kriegstüchtig im besten Sinne. Im Jahre 1840 kam er nach seinem geliebten Ostpreußen zurück: er trat als kommandierender General an die Spitze des ersten Armeecorps, dessen Führung er

zwei Jahre später mit dem Kommando des pommerschen Armeecorps vertauschte. Bald darauf aber hob für ihn und die Armee die wahrhaft bedeutsame Thätigkeit an, welche allein genügte, ihm den dauernden Dank des Heeres und des Vaterlandes zu sichern: er, der so oft vor seinen tapferen Kürassieren auf den Feind eingehauen hatte, wurde zu dem großen Reorganisator der preußischen Kavallerie.

Der Raum ist zu knapp, als daß ich meinen Lesern an dieser Stelle die Bedeutung dieser Thatsache völlig klar machen könnte, aber das Wesentlichste will ich wenigstens hervorheben. Wrangel ist derjenige gewesen, der durch fortgesetzte Übungen und durch seine von dem König gebilligten Vorschriften unsere Reiterei in den damaligen Friedensjahren kriegsbrauchbar erhielt, der in ihr den alten, echten Reitergeist, die Lust am kecken Wagen und schneidigen Drauflosgehen wieder erweckte. Er hielt darauf, daß die Kavallerie-Regimenter mit großer Schnelligkeit weite Entfernungen zurücklegen konnten, er erzog den Reiteroffizieren frische Thatkraft und Entschlossenheit an. „Unser glänzendes, unübertroffenes Vorbild,“ schrieb er damals, „sind die Reiterscharen eines Seydlitz und Zieten; hatten sie den Feind erspäht, so wurde nicht gezählt, wie stark er sei, und nicht überlegt, sondern scharf geritten und im stärksten Anprall attackiert. Niemals ließ sich diese Kavallerie vom Feinde angreifen, sie griff stets selbst an.“

Das sind die Grundsätze, welche Wrangel unserer Reiterei einprägte; durch sie nicht zuletzt wurden ihre schönen Erfolge in den stolzen Kriegsjahren von 1866 und 1870/71 vorbereitet und ermöglicht, in denen er als Greis noch am späten Abend seines Lebens die Früchte seiner anregenden Thätigkeit, seiner treuen, vielseitigen Arbeit sehen konnte.

Aus dieser reichen Friedensarbeit aber rief der König seinen bewährten Wrangel endlich einmal wieder zu kriegerischen Thaten ab. In dem Lebensbilde des trefflichen bayerischen Generals von der Tann ist es des näheren nachzulesen, wie im Jahre 1848 die meerumschlungenen Herzogtümer Schleswig-Holstein versuchten, sich vom dänischen Joch loszureißen. Deutschland kam — leider mit zu schwachen Kräften — den stammverwandten Schleswig-Holsteinern zu Hilfe, und auch preußische Truppen marschierten gegen Dänemark. Zum Oberbefehlshaber aber wurde General von Wrangel ernannt.

Frohen Herzens eilte er nach Holstein. „Vorwärts für Deutsch-

land, sei unser gemeinsames Losungswort," schrieb er in seinem ersten Tagesbefehl, „mit Gott im Herzen wird der Sieg unser sein. Es lebe das gemeinsame Vaterland, es lebe Deutschland. Und nun vorwärts!"

Und vorwärts ging es trotz mancher Schwierigkeiten, wie sie der Mangel an Einheitlichkeit in dem aus verschiedenen deutschen Kontingenten bunt zusammengewürfelten Heer mit sich brachte. Im ersten Ansturm warf Wrangel die Dänen aus ihrer stark befestigten Stellung bei Schleswig, schon am nächsten Tage rückte er in Flensburg ein, und bald wehten die preußischen Fahnen auch auf jütländischem Boden. Der General hatte seine Aufgabe glänzend gelöst und seine Schuld war es wahrlich nicht, wenn den errungenen Erfolgen der Nachhalt fehlte. Die wohlweise Politik verdarb, was die Waffen erkämpft hatten. Auf höheren Befehl mußte Wrangel Jütland wieder räumen. — „Meine tapferen Scharen ziehen tiefgebeugt aus Jütlands Fluren ab," berichtete er damals nach Hause. „Nicht das Schwert der Dänen, nicht Schwedens stolze Flotte zwangen sie — aber mir wie ihnen bricht das Herz über solche Schmach. Wir verlassen das Land, das mit dem Blut unsrer Brüder getränkt ist, ohne daß ein ehrenvoller Friede errungen, ohne daß Deutschland für die erlittenen Verluste entschädigt ist." Und in einer andern schweren Stunde, als die Frage einer selbständigen Entscheidung an ihn herantrat, schrieb er seiner Frau: „Welche Verantwortung ruht auf meinem grauen Haupt. Gott allein weiß, welche Kämpfe ich zu bestehen habe, und ihn bitte ich, mich zu erleuchten. Ich habe nichts als meinen ehrlichen Namen, aber die Welt ist zu arm, um mich zu zwingen, in Schmachvolles zu willigen."

Wrangel war von Herzen froh, als er von der Weiterführung des Oberkommandos unter solchen Verhältnissen erlöst wurde. Sein König aber erkannte die Leistungen des tapferen Generals durch besondere Auszeichnungen an und übertrug ihm zugleich eine neue — und noch ungleich schwerere Aufgabe.

Im Jahr 1848 war von Frankreich ausgehend eine Flut von politischen Unruhen über ganz Europa dahingebraust. Auch Deutschland blieb nicht verschont. Überall entstanden Aufläufe, die Unzufriedenen sammelten sich, anarchische Aufhetzer bearbeiteten das Volk, es kam bald hier, bald dort zu offenem Aufstand gegen die gesetzliche Ordnung. Wohl mochte ursprünglich gerade in Deutschland der ganzen Bewegung wenigstens ein schöner, herr-

licher Gedanke zu Grunde liegen: die Sehnsucht unseres ganzen Volkes nach einem einigen, starken deutschen Reich! — aber dieser ideale Zug ging überall dort schnell verloren, wo sich die Gärung der breiteren Volksmassen bemächtigte.

So war es auch in Berlin gewesen. Berlin, das alles, was es ist, dem Hohenzollernhause verdankt und das bisher und nachher stets treu und aufrichtig sein Königsgeschlecht verehrt und geliebt hatte, fühlte damals das dringende Bedürfnis nach einem „Umschwung der Dinge". Harmlos und bescheiden fing es an und schrecklich klang es aus. Es kam zum offenen Aufstand, die wackere Garnison schlug die verblendeten Aufrührer zwar an einem Tage fast völlig zu Boden, der König war jedoch zu milde, als daß er gestattet hätte, diesen ersten Erfolg vollständig auszunützen. Er befahl den siegreichen Truppen im Gegenteil, die Stadt zu räumen; sobald dies aber geschehen war, begann in Berlin eine vollendete Pöbelherrschaft, die aller Ordnung und Gesetzlichkeit spottete. Die elendesten Schreier beherrschten die aufgehetzte Masse, die Gutgesinnten wagten ihre Meinung nicht zu äußern, die neu errichtete „Bürgerwehr" war völlig machtlos. Nicht lange, so standen alle Fabriken still, die Geschäfte waren leer, die fleißigen Bürger ohne Arbeit und Verdienst.

So konnte es nicht weiter gehen. Es mußte Ordnung geschaffen werden — nach dem Willen des Königs selbstverständlich möglichst ohne neues Blutvergießen.

Dazu erschien just Wrangel der rechte Mann, und ihm übertrug daher der König den Oberbefehl über alle um Berlin zusammengezogenen Truppen; seitdem blieb ihm bis zu seinem Tode der Titel: Oberbefehlshaber in den Marken.

Wie der General die ihm gestellte schwere Aufgabe löste, das bleibt für alle Zeiten bewundernswert. Er zeigte sich dabei nicht nur als ein geborener Soldat, als ein Mann von eisernem Willen, sondern vor allem auch als ein gewiegter Menschenkenner.

Während Wrangel, der zunächst in Charlottenburg sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, in der Voraussicht der kommenden Dinge von den Aufrührern des „Hochverrats" angeklagt wurde, und während man ihm mit Tod und Schande drohte, blieb er selbst zuversichtlich. „Du bist über die hiesigen Zustände mit Recht entrüstet," schrieb er an seine Gattin, die gerade damals am Krankenbett zweier geliebter Söhne saß, „aber kleinmütig und verzagt darf mein treues Weib nicht sein, und Du bist es wegen der Gefahren,

die mich umgeben. Blicke zurück auf meinen langen und bewegten Lebenslauf, in wie vielen Schlachten der Allmächtige mich gnädig und oft wunderbar erhalten hat, und Du willst verzagen, weil vielleicht Meuchelmord mir droht? Bewahre Dir, in Hoffnung auf Gott, des Geistes Freudigkeit. Kennst Du nicht das Lied:

‚Ist Gott für uns in Angst und Not,
So kann uns Satan, Höll' und Tod,
Kein Feind kann uns dann schaden.‘

Drum bitte ich Dich, meine liebe Frau, hoffe das Beste; mein Tagewerk, von dem ich einst Rechenschaft geben muß, ist noch nicht zu Ende, noch kann ich dem Könige und meinem Vaterlande nützlich sein. Der Wille dazu ist rege und Kraft gibt der Herr!"

Unzählige ängstliche Gemüter hatten in der That geglaubt, der Einmarsch in Berlin würde zum Signal für neue, blutige Straßenkämpfe werden, aber nichts von alledem traf zu. General von Wrangel ließ eines schönen Tages seine Truppen in fünf verschiedenen Kolonnen durch fünf verschiedene Thore einrücken; er hatte den Berlinern vorher zu wissen gegeben, daß „die Schwerter haarscharf geschliffen und die Kugel im Lauf sei," aber er hatte auch hinzugefügt: „ich bringe euch die Ordnung und verspreche euch, daß die Willkürherrschaft aufhört. Ein Wrangel aber hat noch nie sein Wort gebrochen" und man wußte, er hielt Wort; es wagte niemand auch nur eine Spur von Widerstand! Die sogenannte Bürgerwehr wurde entwaffnet, die Unruhestifter verschwanden von der Bildfläche, und die Ruhe war wiederhergestellt. „Berlin ist ruhig wie ein Dorf," konnte Wrangel nach Hause berichten. „Und kein Blutstropfen ist vergossen worden."

Selbst der Humor hatte der Entwickelung der ganzen Sache nicht gefehlt. Als Wrangel einrückte, tagte in dem Schauspielhause die sogenannte Nationalversammlung; vor dem Schauspielhause war die Bürgerwehr aufgestellt, und deren Kommandeur erschien vor Wrangel, um mit feierlichem Pathos zu erklären: „die Bürgerwehr würde die Freiheit des Volkes, die Würde der Versammlung schützen und nur der Gewalt weichen!" Der General entgegnete kurz: „Die Gewalt ist ja nun eben da Die Nationalversammlung aber wird in 15 Minuten den Sitzungssaal verlassen und in derselben Zeit auch die Bürgerwehr abziehen." Und siehe da: noch war die bestimmte Zeit nicht abgelaufen, so stiegen die Abgeordneten paarweise die große Freitreppe des Abgeordnetenhauses hinab, und die tapfere Bürgerwehr verschwand — schnell und spurlos.

Kaltblütigkeit, Ruhe und Entschiedenheit hatten wie immer einen glänzenden Sieg davongetragen und — Wunder über Wunder — der unmittelbar vorher so sehr geschmähte und gehaßte General von Wrangel war in kurzem zu dem populärsten Mann in Berlin geworden; sein bestimmtes Auftreten, seine volkstümliche Art zu reden machten ihn bei allen Teilen der Bevölkerung gleich beliebt, alle guten Bürger sahen in ihm mit Recht den Schützer der Ordnung. Die dankbare Stadt wählte ihn zum Ehrenbürger, und der König schmückte seine Brust mit der höchsten Auszeichnung: dem hohen Orden des schwarzen Adlers. Unter der beruhigten Oberfläche gärte es in Berlin freilich noch längere Zeit weiter; Wrangel war wiederholt in schwerer Besorgnis des Königs wegen, der damals in Charlottenburg residierte und seine gewohnten einsamen, späten Abendspaziergänge im Schloßpark um keinen Preis aufgeben wollte. Oft ritt der General daher selbst noch in der Nacht auf seinem Schimmel von Berlin nach der kleinen Nachbarresidenz, um sich persönlich zu vergewissern, ob der Wachtdienst im Park auch mit der unbedingt erforderlichen Gewissenhaftigkeit ausgeführt werde. Da er aber wußte, daß dem König die zu seiner Sicherheit getroffenen Maßregeln wenig sympathisch waren, so verbarg er seine heimlichen Ritte sorgsam vor den Augen des Monarchen. Einmal aber bemerkte Friedrich Wilhelm ihn doch und sandte ihm am nächsten Morgen einen jungen Schimmel aus dem königlichen Marstall mit folgendem Schreiben, welches für den Geber wie für den Empfänger gleich charakteristisch ist:

„Nachdem Ich erfahren habe, welche Anstrengungen Sie Ihrem Schimmel zumuten und wie Sie ihn sogar zur Nachtzeit im Dienst Ihres Königs reiten, will Ich doch nicht die Schuld tragen, daß Sie Meinethalben noch das Pferd einbüßen sollten. Ich übersende Ihnen daher einen jüngeren Schimmel, den Ich eigens für Sie ausgewählt habe mit dem Wunsche, daß Sie denselben noch recht lange in jugendlicher Frische und Rüstigkeit reiten möchten.

Ihr wohlgeneigter König

Friedrich Wilhelm."

Die folgenden Jahre der Ruhe widmete Wrangel wiederum dem Dienst, der ihn jetzt an die Spitze des III., des brandenburgischen Armeecorps stellte. Er unternahm aber auch verschiedene Reisen nach Österreich, Italien und Rußland; von Petersburg aus ging er sogar über Odessa nach Konstantinopel und kehrte über Corfu

und Triest nach Berlin zurück. Sein später im engsten Kreise bekannt gewordenes Tagebuch schildert die Eindrücke dieser Reisen mit großer Lebendigkeit und zeigt die Schärfe der Beobachtung des hochbejahrten Mannes, der an allem Schönen, was die Natur bot, an allen Eigentümlichkeiten fremden Volkslebens regen und liebevollen Anteil nahm. Mit der Frische des Jünglings trat er überall auf — und doch feierte er 1856 bereits die sechzigjährige Wiederkehr des Tages seines Diensteintrittes, bei welcher Gelegenheit ihm der König zum General-Feldmarschall ernannte.

Es war die letzte Auszeichnung, welche Wrangel von der Gnade König Friedrich Wilhelm IV., des dritten Hohenzollernfürsten, dem er diente, erhielt. Nicht lange darauf erkrankte der König, der Prinz von Preußen, unserer späterer großer Kaiserkönig Wilhelm I., übernahm die Regentschaft, um im Jahre 1861, nach dem Tode seines Bruders, selbst den Thron der Väter zu besteigen.

Eine neue Zeit brach an.

Und diese neue Zeit brachte auch dem greisen Feldmarschall neue Aufgaben. Zum zweitenmale trat Preußen für die meerumschlungenen Herzogtümer Schleswig-Holstein ein, zum zweitenmale berief das Königliche Vertrauen Wrangel zum Oberfeldherrn. Wie er 1848 die deutsche Occupationsarmee gegen die Dänen geführt und im schnellen Siegeslauf den Feind vom Festland vertrieben hatte, so trat er auch 1864 an die Spitze des vereinigten preußisch-österreichischen Heeres und führte es von Sieg zu Sieg. Wenn ihm aber damals durch die Politik die errungenen Vorteile schnöde entwunden worden waren, so sollte er diesmal ihrer von Herzen froh werden: jetzt lag ihre Wahrung ja in den festen Händen König Wilhelms und seines großen Staatsmannes Otto von Bismarck.

In kurzen, schnellen Schlägen zwang Wrangel die Dänen zur Räumung ihrer ersten Stellung hart nördlich der Eider, unter seiner Oberleitung belagerte Prinz Friedrich Karl dann die Düppler Schanzen, und als es am 18. April zum Sturm gegen diese kam, führte er selbst mehreremale, trotz seines hohen Alters keine Anstrengung und Gefahr scheuend, frische Truppen vor: in einem dieser Augenblicke ist er auf dem Relief, welches die Berliner Siegessäule ziert, dargestellt.

Der Sieg von Düppel führte, wie bekannt, zunächst zu einem Waffenstillstand mit den Dänen. Da so der Abschluß des Krieges nahe bevorzustehen schien, sah man die Thätigkeit des Feldmarschalls in Berlin für beendet an. Ein Allerhöchster Befehl sprach ihm

den Königlichen Dank für den „glorreichen Feldzug“ aus und erhob ihn in den Grafenstand:

„Wenn der Waffenstillstand aber nicht zum Frieden führen sollte,“ schrieb ihm der König, „so kann Ich es doch nicht über Mein Herz bringen, Sie bei Ihrem hohen Alter unmittelbar nach einem beschwerlichen Winterfeldzug den Strapazen eines weiteren auszusetzen. — Ich berufe Sie aus diesem alleinigen Grunde nach Berlin zurück und bestimme, daß Sie in Meiner Nähe bleiben, um Mich mit Ihrem Rat zu unterstützen und um zu Meiner Verfügung zu sein, damit Ich, wenn die Verhältnisse sich ernst gestalten, von Ihrer bewährten Kriegserfahrung wieder Gebrauch machen kann.“

So war es denn dem Feldmarschall zu seinem großen Leidwesen nicht vergönnt, nach der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten den Übergang nach Alsen, die schönste Ruhmesthat der preußischen Waffen in jenem Feldzuge, mitzumachen. Mit freudigem Herzen aber begrüßte er den Erfolg, der ihm die Schmach auszulöschen schien, welche er 1849 so schwer empfunden hatte — mit freudigem Herzen folgte er dem immer kühneren Aufschwung, den die preußische Politik in den nächsten Jahren zum Wohle ganz Deutschlands nahm.

Schmerzlich freilich empfand der alte Krieger es, daß ihm in Anbetracht seiner Greisenjahre nicht mehr vergönnt war, an den großen Ereignissen als Führer selbstthätigen Anteil zu nehmen. Als die Truppen 1866 zum Entscheidungskampf ausrückten, und er kein Kommando erhielt, da bat er den König, ihm wenigstens die Erlaubnis zu erteilen, „den Krieg mit seinem ostpreußischen Kürassier-Regiment Nr. 3 als Freiwilliger mitmachen zu dürfen.“

Und so geschah es wirklich. Der greise Feldmarschall holte seinen Küraß herbei, ließ den Pferden Sattel, Mantelsack und Pistolenhalfter auflegen und reiste am 30. Juni nach dem böhmischen Kriegsschauplatz ab. In Horiz meldete er sich kurz nach der Schlacht von Königgrätz bei dem König, beritt das Schlachtfeld und begleitete dann das Regiment auf allen Märschen. O wie schmerzte es ihn, daß gerade sein Regiment nicht mehr an den Feind kam! Es war sein heißester Wunsch, noch einmal an dessen Spitze gegen die feindlichen Schwadronen anzureiten, es zum Siege führen zu können. Nach siebzigjähriger Dienstzeit vor demselben Regiment, vor derselben Standarte als Held zu fallen, bei welcher er einst seinen Treueid geschworen, das dünkte ihm schönstes Soldatenlos.

Reich an Auszeichnungen, reich an Liebe und Verehrung war der späte Lebensabend des Feldmarschalls, der nun nach den Mühen und Thaten vieler Jahrzehnte die so wohlverdiente Ruhe genoß. Körperlich immer noch rüstig, konnte man ihn täglich vor seinem Hause am Pariser Platz, dicht am Brandenburger Thor, nach dem Tiergarten reiten oder gehen sehen, und er selbst fühlte sich so frisch, daß er, als 1870 der König zu den Fahnen rief und helle Begeisterung durch Alldeutschland loderte, wiederum bat, mit in den Krieg ziehen zu dürfen. Für den König, wie für den greisen Reitergeneral gleich ehrend ist der rührende abschlägliche Bescheid auf sein Gesuch: „Seit 1866," schrieb König Wilhelm, „sind vier Jahre Ihrem hohen, teuren Alter hinzugetreten; was Ihnen damals noch möglich war, wird Ihnen heute schon unmöglich sein. Ihren Drang zum Kampf begreife Ich, aber wo sind die Kräfte, ihn zu unterstützen? Ich kann und darf Ihnen also keinen Posten anweisen, ohne mir Gewissensvorwürfe zu machen. Ich hoffe, Sie hören auf die Stimme Ihres Königs, Kriegsherrn und Freundes."

Konnte Wrangel so nicht mehr hinausziehen mit den todesmutigen Scharen, die bei Gravelotte und Sedan, an der Loire und Lisaine Deutschlands Einheit unter Preußens Führung vorbereiteten, so war sein Herz doch bei ihnen! Und als die siegreichen Truppen nach ruhmreich beendetem Feldzug in die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches einzogen, da ließ der alte Krieger von 1813/14 noch einmal sein Streitroß satteln und ritt im Gefolge seines Kaisers mit ihnen durch das Brandenburger Thor: unter ihnen wohl außer Kaiser Wilhelm der einzige, dessen Brust die eisernen Kreuze aus den Befreiungskriegen schmückten.

Geehrt von seinem Kaiser, der den alten Helden mit immer neuen Gnadenbeweisen überhäufte und noch wenige Jahre vor dessen Tod die Düppelschanzen auf den Namen des Feldmarschalls umzutaufen befahl, geehrt von allen Mitgliedern des Kaiserlichen Hauses, von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm zumal, der an seiner Seite 1864 die Feuertaufe erhalten, bewundert von der Armee und geliebt von dem ganzen Volke — vor allem von seinen Berlinern — waren dem „Papa" Wrangel noch sechs glückliche Jahre beschieden. Er beschäftigte sich in diesen seinen letzten Jahren viel mit einer Beschreibung seines Lebens, die nach seinen Angaben geschrieben und in wenigen Abzügen gedruckt wurde. Wie es dem hohen Greisenalter eigen ist, so erinnerte er sich der Thaten und

Erlebnisse seiner Jugend und seines Mannesalters am lebendigsten, die Gegenwart schien ihm ferner gerückt — jede kühne Reiterthat aus den Befreiungskriegen aber schilderte er bis in alle Einzelheiten. Sein Urteil über andere war milde; wo in der Erzählung seiner eignen Verdienste gedacht werden mußte, da strich er manches lobende Beiwort und wollte nur die Thatsachen schlicht dargestellt wissen; wo es sich aber um den Ruhm andrer, namentlich eines Mitglieds des Königlichen Hauses handelte, da wünschte er die Farben so lebhaft wie möglich aufgetragen zu sehen.

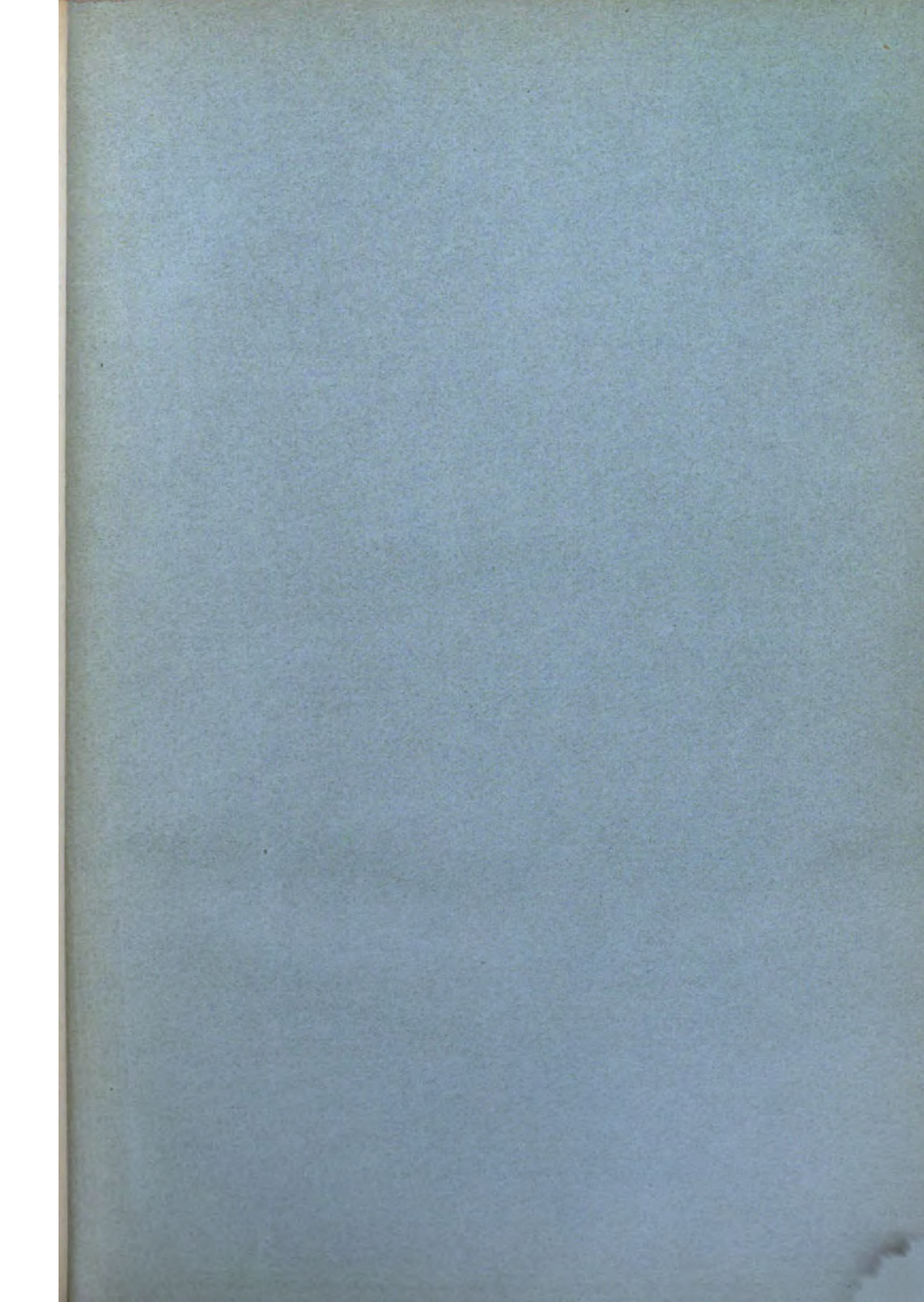
Dreiundneunzig Jahre lagen hinter dem Greise, als Gottes Wille ihn am 1. November 1877 aus diesem Leben abrief. Sanft und schmerzlos war sein Scheiden; er starb im Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben, er starb im Bewußtsein treu erfüllter Pflichten, er starb im Bewußtsein der Güte und Gnade Gottes — in der frohen Zuversicht auf ein besseres Jenseits.

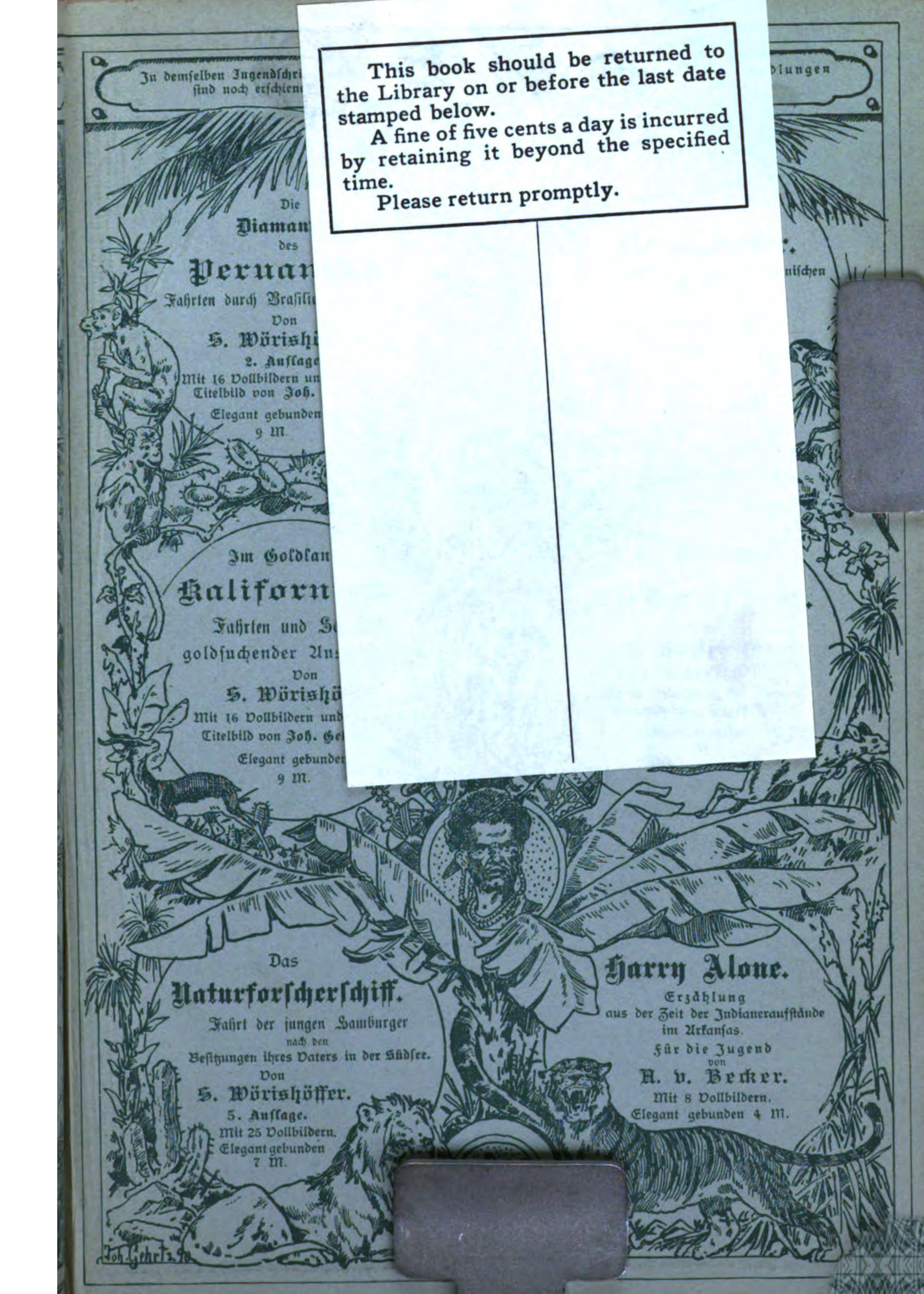
An seinem Sarge standen tieftrauernd der Kaiser und alle in Berlin anwesenden Mitglieder des Kaiserlichen Hauses, die Offiziere des ganzen Heeres legten um dessen ältesten Soldaten den Trauerflor an, und eine tiefe, innige und allgemeine Teilnahme der gesamten Bevölkerung begleitete ihn auf seinem letzten Gange.

Der Feldmarschall von Wrangel war wirklich, was sein Seelensorger am Sarge betonte: ein seltener Mann. Ein seltener Mann nicht nur darum, weil er 93 Jahre alt geworden und in 80 Jahren vier Königen treu gedient hat: er war eine naturwüchsige und eigene Gestalt, wie sie in unseren Tagen immer seltener werden. Es vereinigten sich in ihm Gegensätze und Eigentümlichkeiten, wie sie selten in einem Menschen sich finden. Auf der einen Seite war er von unerbittlicher Strenge, er galt seiner Zeit als strenger, denn alle übrigen Generale der Armee; aber seine Strenge war niemals Selbstzweck, wie bei so manchem Herrn der alten Schule. Er ließ sie nur walten, wo es galt Pflichttreue zu erziehen und zu fördern, und bewahrte sich unter einer rauhen Außenseite allzeit ein mildes, weiches und freundliches Herz. Auf der einen Seite war er ein starrer, bärbeißiger Patriot im altpreußischen Sinne; auf der andern der populärste Mann in Berlin. Auf der einen Seite belebte ihn ein tiefer und heiliger Ernst; auf der andern gefiel er sich in seltsamen, auffallenden Worten. Aber vor allem: bei der Erinnerung an ihn geht ein gewaltiges Stück der Geschichte unseres Vaterlandes an uns vorüber und sein Name gehört dieser

Geschichte an. Tapfer und kühn, gehorsam und treu, ehrenhaft in jedem Tropfen seines Blutes war er das Muster eines preußischen Soldaten, eine Zierde unseres Heeres. Er war ein Held, dessen Größe in der Reinheit und Festigkeit seines Charakters und in der Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen lag. „Frangas, non flectes!“ hieß seine Schilddevise: brach die Zeit seine Kraft, so blieb sein Herz doch ungebeugt und sich allzeit selbst getreu.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.




This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.
Die
des
Von
2. Auflage
9 M.
Von
9 M.
Das
Naturforscherschiff.
Fahrt der jungen Hamburger
nach den
Besitzungen ihres Vaters in der Südsee.
Von
S. Wörishöffer.
5. Auflage.
Mit 25 Vollbildern.
Elegant gebunden
7 M.
Harry Alone.
Erzählung
aus der Zeit der Indianeraufstände
im Arkansas.
Für die Jugend
von
A. v. Becker.
Mit 8 Vollbildern.
Elegant gebunden 4 M.

